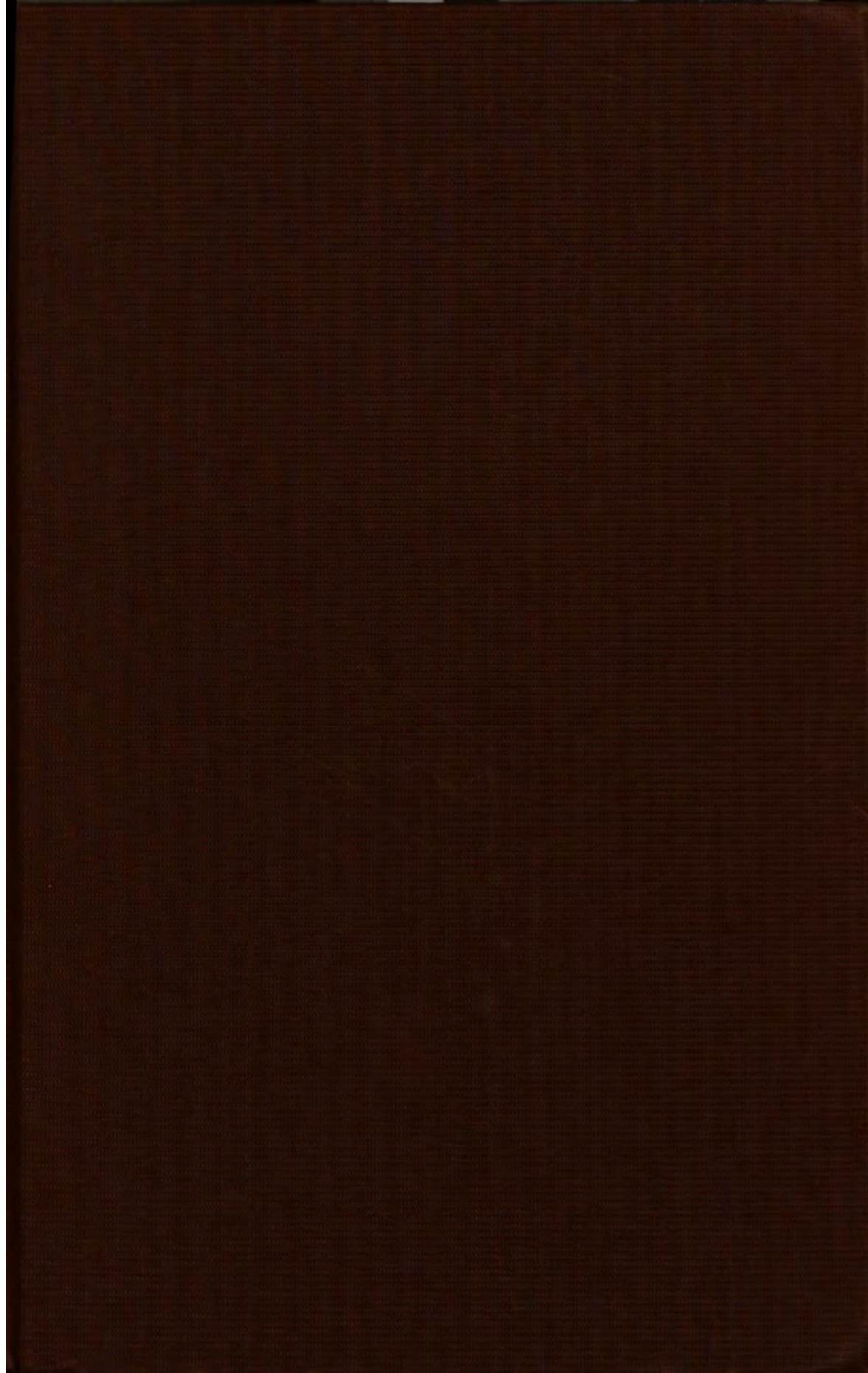




H X
6
N 485



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
JACOB H. SCHIFF
ENDOWMENT FOR THE PROMOTION
OF STUDIES IN
HUMAN CIVILIZATION
1918

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY



3 1924 106 206 372

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie



herausgegeben

von

Karl Kautský



Zweiunddreißigster Jahrgang * Erster Band



Stuttgart 1914

Verlag und Druck von J. h. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

KB

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Regenslon, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Balkan.

Wendel, Hermann, Mazedonischer Sa-	
lat. A.	713

2. Deutschland.

Breitscheid, Rud., Das Ausland als	
Reiter. A.	644
Cohn, Max (Reuß), Spionagegesetz-	
entwurf und Spionage. A.	216
Ein treuer Knecht. A.	433
Franko, Arno, Die Parteipresse auf	
dem Parteitag. A.	22
— Zur Richtigmessung. N.	94
— Nochmals die Parteipresse. A.	427
Heine, Wolfgang, Badtschisch. A.	593
Hoch, Gustav, Die Aufgaben der Partei-	
presse. A.	189
Hofrichter, A., Verschiebungen. A.	405
Kautsky, Karl, Armee und Volk.	
A.	401
Lebedour, Georg, Reform des Diäten-	
gesetzes. A.	728
Lehmann, G. A., Der Ausfall der	
babischen Landtagswahlen. A.	177
— Nochmals die babischen Landtags-	
wahlen. A.	333
Lensch, Paul, Schluß mit Zabern. A.	641
Martin, Jean, Reichslandschicksale —	
Reichschicksale. A.	716
Meßring, F., Partikularismus und	
Sozialdemokratie. A.	209
— Erwiderung. N.	759
Norden, E., Juristischer Terror. A.	804
Pannetier, Anton, Deckungsfrage und	
Imperialismus. A.	110
Prager, E., Der internationale Nach-	
richten dienst und die sozialdemokra-	
tische Presse. A.	460
Redaktion, Die, In eigener Sache. N.	679
— Entgegnung. N.	760
Sad, Max, Die Wandlungen des Drei-	
bundes. A.	345
Spectator, Zur Steuerfrage. A.	44
Stieffloff, G., Gustave Hervé, L'Al-	
sace-Lorraine. R.	429
Wendel, Hermann, Knittel aus dem	
Sad! A.	33
Der Tag von Leipzig. A.	65
— Die oberste Kommandogewalt. A.	681
— Babels Vermächtnis. A.	761
— Der Hintergrund der Frage. A.	801
— Die rote Woche. A.	841
— Militär zürich! A.	881
— Die Folgen. A.	921
Blut und Schmutz. A.	961

3. Frankreich.

Edstein, G., Louis Levine, Ph. D., The	
Labor Movement in France. R.	125
Louis, Paul, Die Finanzkrisis in Frank-	
reich. A.	884
Rappoport, Charles, Die politische	
Lage in Frankreich und der Kongreß	
in Amiens. A.	733
Stieffloff, G., Gustave Hervé, La con-	
quête de l'armée. R.	335

4. Großbritannien.

Kautsky, K., Die Einigung in Eng-	
land und Rußland. A.	465
Köttgen, J., Das neue Irland. A.	18
Mai, August, Die Lebenshaltung der	
Arbeiterklasse in England. A.	169
Rothstein, Th., Der Durchbruch des	
Deiches. A.	302
Sachse, J., Probleme der britischen	
Arbeiterpartei. A.	739

5. Italien.

Olberg, Odo, In Erwartung der ita-	
lienischen Parlamentswahlen. A.	69
— Der erste Wahlkampf mit erweiter-	
tem Wahlrecht. A.	239

6. Japan.

Edstein, G., Basil Hall Chamberlain,	
Allerlei Japanisches. R.	758
Katayama, S., August Bebel in Ja-	
pan. A.	123

7. Oesterreich-Ungarn.

Bauer, Otto, Die Gefahren des Re-	
formismus. A.	249
Barga, E., Kongreß der ungarländi-	
schcn sozialdemokratischen Partei. A.	192

8. Rußland.

Alexinsky, G., Das ausländische Ka-	
pital im Wirtschaftsleben Rußlands.	
A.	435
Kautsky, K., Die Einigung in Eng-	
land und Rußland. A.	465
— Die Modernisierung der russischen	
Landwirtschaft. N.	560
Pawlowsky, M., Die Putilow-	
Affäre und das russisch-französische	
Bündnis. A.	844
Spectator, Die Umwälzungen in den	
russischen Agrarverhältnissen. A.	973
Trotsky, N., Die Weizsäcker-Affäre. A.	310

9. Schweiz.

Zinner, Dionys, Der Parteitag der	
Schweizerischen Sozialdemokratie. A.	418

II. Soziales und Politisches.

1. Abzahlungs-geschäfte.

Soniat, Nikolaus, Das Wuchersystem	
der Abzahlungs-geschäfte. A.	995

2. Agrarliches.		
Audrée, Ernst, Friedr. Beckmann, Die Futtermittelzölle. R.	588	
— Zur landwirtschaftlichen Betriebsentwicklung. A.	784	
Efflein, G., Die Industrialisierung der Landwirtschaft. N.	296	
Häussgen, W., Das Großkapital in der Landwirtschaft. A.	985	
Köttgen, J., Ein englischer Farmer über die Agrarfrage. A.	479	
Marchionini, Karl, Zur Reform der ländlichen Boden- und Arbeiterfrage. A.	539	
Moglich, Alfred, Schwierigkeiten und Irrtümer in der Behandlung der Agrarstatistik. A.	629	
Piletsky, J., Der amerikanische Agrarzensus. A.	508	
Rudolf, Albert (Kansas), Die steigende Fleischknappheit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. A.	890	
Schulz, Stephan, Die Wanderarbeit in der Landwirtschaft. A.	447	
Simons, A. W., Neue Tendenzen in der amerikanischen Landwirtschaft. A.	684	
Spectator, Die Elektrizität in der Landwirtschaft. N.	342	
Wagner, Friedrich, Groß- oder Kleinbetrieb in der Landwirtschaft? A.	659	
3. Arbeitslosenversicherung.		
Hoch, Gust., Erwägungen statt Brot! A.	279	
Schäse, J., Die Arbeitslosenversicherung in Großbritannien. A.	116	
Umbreit, Paul, Arbeitslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung. A.	281	
4. Arbeitsnachweis.		
Braun, Ad., Dr. Otto Michaelis, Die Arbeitsnachweise der Gewerkschaften im Deutschen Reich. R.	291	
5. Arbeitsrecht.		
Braun, Ad., Werner Sombart, Die gewerbliche Arbeiterfrage. R.	204	
— Franz Zahnbrecher, Der gewerbliche Arbeitsvertrag. R.	463	
Hoch, Gustav, Das Wettbewerbsverbot im Handelsgewerbe nach den Beschlüssen der Reichstagskommission. A.	858	
Sonial, Mikolaus, Die Ungerechtigkeit des Lohnbeschlagnahmegesetzes gegenüber der Arbeiterklasse. A.	376	
Klähns, Franz, Der geheiligte Streikbruch. A.	518	
Lange, Paul, Konkurrenzklausel, Zentrumsparlei und Angestellte. A.	523	
6. Bevölkerungsfragen.		
L., C., Prof. A. Blascho, Geburtenrückgang und Geschlechtskrankheiten. R.	873	
M., N., Zum Geburtenrückgang. A.	720	
Olberg, Oda, Zur Stellung der Partei zum Gebärtefreil. A.	47	
7. Bildung.		
Reichmann, A., Die Arbeiterbibliothek als Bildungsanstalt. A.	548	
8. Ernährung und Lebenshaltung.		
Efflein, G., Die Kosten der Lebenshaltung in England. N.	798	
H., A., Dr. J. B. Epien, Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. R.	59	
Krause, Konrad, Die Fleischereien und die Revision des Nahrungsmittelgesetzes. A.	196	
9. Frauenbewegung.		
Olberg, O., Jean Finot, Das Hohe Lied der Frau. R.	294	
Schlesinger, Theresie, Dr. Ida Rister, Die Frauenarbeit in den Kontoren einer Großstadt. R.	62	
— Sozialdemokratische Frauenbibliothek (Luise Zieb, Die Frauen und der politische Kampf. Clara Wehl, Die Frauen und die Gemeindepolitik. Luise Zieb, Kinderarbeit, Kinderschutz und Kinderschutzkommission. M. Richter, Die Frau in der Industrie und Landwirtschaft Württembergs. Mathilde Wurm, Die Frauen und der preussische Landtag. Ad. Braun, Die Arbeiterinnen und die Gewerkschaften). R.	487	
10. Gewerkschaften.		
Bachhaus, H., Ist eine Aenderung der Organisationsform der Gewerkschaften notwendig? A.	828	
Behschwang, H., Die Organisationsform der Gewerkschaften. A.	673	
Bratke, Gustav, Die Organisationsform der Gewerkschaften. A.	790	
Braun, Adolf, Zu Genossen Adolf Cohens Entgegnung. N.	64	
Cohen, Adolf, Entgegnung (auf Adolf Brauns Kritik). N.	28	
Eggerstedt, Otto, Wo es uns fehlt! A.	200	
Erdmann, August, Der Zentrumsstreik. A.	97	
— Haben die christlichen Gewerkschaften sich Rom unterworfen? A.	561	
Heinen, Jakob, Die Organisationsform der Gewerkschaften. A.	546	
Kloth, Emil, Form und Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften. A.	862	
Liebmann, Hermann, Zeigen sich in der deutschen Gewerkschaftsbewegung syndikalistische Tendenzen? A.	701	
Meerfeld, J., Die Christlichnationalen und das Koalitionsrecht. A.	297	
Riepl, Georg, Die Organisationsform der Gewerkschaften. A.	634	

Steiner, Jos., Syndikalistische Wandlungen. A.	83
Stietloff, G., Encyclopédie du Mouvement Syndicaliste. R.	202
Umbreit, P., Gewerkschaftsgeschichten. A.	552
— Eine Geschichte der deutschen Schneiderbewegung. A.	903
Woldt, Richard, Massen und Führer im Gewerkschaftskrieg. A.	932 988
11. handelspolitik.	
Hofrichter, A., Handelspolitische Ausichten. A.	529
Lapis, Der neue amerikanische Zolltarif. A.	765 816
12. juden.	
Bernstein, Eduard, Der Schulstreit in Palästina. A.	744
Spectator, E. Herich, Le Juif errant d'aujourd'hui. R.	381
13. jugend.	
Andresen, Franz, Die „Achtzehnjährigen“. A.	668
Reimling, A., Die Partei und die Jugend. A.	145
Peters, Max, Jugend und Partei. A.	289
Schmidt, Felix, Nochmals: Jugend, Partei und Gewerkschaften. A.	792
Sonnemann, E., Die Partei und die Jugend. A.	378
Berner, Hugo, Jugend, Partei und Gewerkschaften. A.	514
14. kirchenaustrittsbewegung.	
Darf, R., Zur Kirchenaustrittsbewegung. A.	901
Göhre, Paul, Kirchenaustrittsbewegung und Sozialdemokratie. A.	497
Liebkecht, Karl, Kirchenaustrittsbewegung und Sozialdemokratie. A.	576
Wardwald, Hans, Zur Kirchenaustrittsbewegung. A.	583
Meerfeld, J., Kirche und Sozialdemokratie. A.	578
Mente, Bernhard, Zur Kirchenaustrittsbewegung. A.	661
Dehme, Walter, Sozialdemokratie und Landeskirche. A.	622
Remmele, S., Religious-utopistisches. A.	775
Vogtherr, E., Staatskirchentum und Sozialdemokratie. A.	696
15. kommunales.	
Heinig, R., Der Kampf um die B.E.W. A.	441
16. mittelstand.	
Käppler, Hermann, Ein untergehendes Kleinergewerbe. A.	752
Lange, Paul, Dr. Leo Wäffelsmann, Die moderne Mittelstandsbewegung. R.	677

17. Militarismus.	
Kautsky, K., Die Zahl der Dreadnoughts. N.	677
Mann, L., Soldatenmissethandlungen und Sozialdemokratie. A.	949
18. Reichstagswahlen.	
Mademilus, Dr. Alois Klöcker, Die Konfession der sozialdemokratischen Wählerschaft 1907. R.	675
19. Schule.	
Kronk, Leo, Dr. F. Westermann, Die Entwicklung des gewerblichen Fortbildungsschulwesens in Deutschland. Dr. Alfred Kühne, Die Fortbildungsschulen. R.	337
Schulz, Heinrich, Schuldebatten im Reichstag. A.	822
20. Sexuelle frage.	
Jenssen, D., A. Forel, Die sexuelle Frage. R.	558
21. Sonntagsruhe.	
Gernsheimer, Käte, Paul Lange, Die Sonntagsruhe in Kontoren und Läden. R.	94
Lange, Paul, Der wöchentliche Ruhetag und der Gesetzentwurf über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. A.	457
22. Streiks.	
Ernst, J., Unorganisierte und Massenaaktionen. A.	165
Fey, G., Die Aussperrung in Fagen 1910 und die Unorganisierten. A.	89
— Nochmals: Unorganisierte u. Massenaaktionen. N.	339
Luxemburg, R., Zur Richtigmessung von Joseph Ernst. N.	94
Winnig, August, Zum Streik auf den Seeschiffswerften. A.	55
23. Vereinsrecht.	
Weinberg, S., Dr. Franz Schmidt, Das Vereins- und Versammlungsrecht der Studierenden in Deutschland. R.	707
24. Wandersfürsorge.	
Kabold, Emil, Reichsgesetzliche Regelung der Wandersfürsorge. A.	286
25. Wohnungsfrage.	
Meber, Ernst, Friedrich Soltan, Wohnungswechsel u. Wohnungsmarkt. R.	707
Poznansti, W., Arbeiterwohnungen und Sozialpolitik. A.	895

III. Sozialismus, Sozialphilosophie, politische Oekonomie.

(Siehe auch I. und VI.)

1. Geschichte des Sozialismus.	
Deutsch, Julius, Julius Bünzel, Die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung in der Steiermark. R.	203

Deutsch, J., Julius Bünzel, Die erste Lassallebewegung in Oesterreich. R.	877	Kreger, Joh., Die Entwicklung der oberschlesischen Eisenindustrie. A.	940
Edstein, G., Prof. Herb. Tönnies, Die Entwicklung der sozialen Frage. R.	587	Nachinson, M., Die Staatswirtschaft. Eine Entgegnung. N.	27
Engels, Friedr., Aus Italien. A.	11	Spectator, Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im neun- zehnten Jahrhundert. R.	336
— Ueber das Autoritätsprinzip. A.	37	— Zur Charakteristik der Feuerung. A.	423
Kautsky, Karl, Heinrich Diez. A.	1	Wilhelm, Albert, Dr. M. Mendelson, Die Entwicklungsrichtungen der deut- schen Volkswirtschaft nach den Er- gebnissen der deutschen Statistik. R.	430
— H. Wendel, August Bebel. R.	172		
— Andreas Scheu. A.	607		
— Peulerts Erinnerungen. A.	924		
Martina, M., Marx' „Kapital“ in fin- nischer Uebersetzung. A.	425		
Marx, Karl, Der politische Indifferen- tismus. A.	40		
Mehring, Franz, Hermann Wendel, August Bebel. R.	143		
— Der junge Engels. F.	398		
— Ein neuer Literatenkatech. F.	393		
— Zur Geschichte der Arbeiterbewe- gung. F.	400		
Mjasanoff, N., Ein Beitrag zur Ge- schichte der Internationale. A.	8 37		
— Sozialdemokratische Flagge und an- archistische Warte. A.	150 226 265 320 360		
— Geschichtschreibung ohne Gänsefüß- chen. A.	473		
Rothstein, Th., Harry Dutsch. A.	16		
Stieffloff, G., J. Ponquet, Le mou- vement socialiste international. R.	176		
— Paschitnoff, Die Entwicklung der so- zialistischen Ideen in Russland. R.	462		
2. Philosophie.			
Adler, Max, Zu J. G. Fichtes hun- dertstem Todestag. A.	599		
Askew, J. B., E. Belfort Bar, Pro- blems of Men, Minds and Morals. — E. S. Norman, Essays and Letters on Public Affairs. R.	918		
Mehring, F., Die neuen Hegelingen. A.	964		
Hilferding, Rudolf, Eine neue Unter- suchung über die Arbeitsmittel. A.	981		
Hyndman, G. M., und Belfort Bar, E., Die materialistische Geschichts- auffassung. A.	788		
Kautsky, K., Erwiderung auf Hynd- man-Belfort Bar. N.	790		
— Religion. A.	182 352		
3. Politische Ökonomie.			
Askew, J. B., Modernisierter Marxis- mus. (W. E. Walling, Socialism as it is. — The larger aspects of Socialism.) A.	692		
Bucharin, N., Eine Ökonomie ohne Wert. (Tugan-Baranowsky, Die so- ziale Theorie der Verteilung.) A.	806 850		
Kautsky, K., Van St. Jevonsky, The origin of property and the forma- tion of the village community. R.	875		
		IV. Kunst und Literatur.	
		Barth, E., Ludwig Lessen, Kreuz und quer durch den Ballan. R.	958
		Behne, Adolf, Arbeitsdarstellungen in der Kunst. F.	129
		Diederich, Franz, Ein Landarbeiter- drama. A.	952
		Druder, Dr. S., Das Kinoproblem und unsere politischen Gegner. A.	867 907
		Edstein, G., Norman Angell, Offener Brief an die deutsche Studenten- schaft. R.	1005
		Elser, Fritz, Oskar Böhrle, Der Baldaus und seine Streiche. R.	144
		— Zur Kinofrage. A.	671
		Förster, Franz, Das Kinoproblem und die Arbeiter. A.	483
		Gröbisch, R., Martin Andersen Nexö, Der Morgen graut. R.	560
		— Martin Andersen Nexö, Das Glück. R.	708
		— Maxim Gorki, Märchen der Wirk- lichkeit. R.	797
		Hanauer, J., Zur musikalischen Kul- tur. A.	794
		Land, Ernst, Zur musikalischen Kultur. A.	1000
		Schlesinger, Therese, Adele Schreiber, Unsere Dichterinnen und die neuen Frauendeele. R.	709
		— Anneliese Klugg, Erlebnisse einer Serviertochter. R.	837
		— Käte Dunder, Sozialistische Erzie- hung im Haus. R.	1004
		Schmidt, Konr., Hauptmanns neuestes Drama (Der Bogen des Odysseus). A.	653
		— Wedekind und sein Simson. A.	754
		Schulte, Fritz Th., Honoré Daumier. A.	831
		Wendel, H., Villenroux Weltanschau- ung. F.	385
		— Gröbisch, Robert, Mug, der Riese. R.	525
		V. Naturwissenschaft, Hygiene und Technik.	
		Edstein, Gustav, Die Affenhypothese. N.	64

- Pipfschütz, Dr. med. Alfons Fischer, Grundriß der sozialen Hygiene. R. 1003
 Reitz, Adolf, Die Bestandteile der Milch-arten. F. 133
 Theising, Dr. C., Der gegenwärtige Stand der Darwinschen Lehre. A. 255
 Woldt, Richard, Dr. Augustin Haase, Die modernen Vösch- und Labevorrichtungen und ihre Bedeutung für die Seeschiffahrtsbetriebe. R. . . 635

VI. Geschichte, Urgeschichte und Ethnographie.

- Blos, Wilhelm, Die Flucht des Prinzen von Preußen. R. 916
 — Aus dem Grabe eines achtundvierziger Revolutionärs. R. 956
 Drahn, Ernst, Paul Wappler, Die Läuferbewegung in Thüringen 1526 bis 1544. R. 490
 Jentsen, D., Leo Frobenius, Unter den unsträflichen Äthiopen. R. . . . 913
 Leder, J., Léon Jacques, Les partis politiques sous la troisième République. R. 491
 Mehring, H., S. Laufenberg, Hamburg und die französische Revolution. F. 396
 — Heinrich v. Treitschke, Brief. F. . 397
 — Die Anfänge des preussischen Staates. A. 569 614 647
 Schleifinger, Anna, Gustav Adolf als Vorläufer des Imperialismus. A. 272

- Schumacher, Georg, Die Kontinental-sperre und ihre Wirkungen auf die links- und rechtsrheinischen Industrie-zweige. A. 103 161
 Wendel, Hermann, Johannes Uhl-mann, Joseph Görres und die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage bis zum Jahre 1824. R. 205
 — Franz Mehring, Von Eilsit nach Lauroggen. — Von Kalisch nach Karlsbad. — Hans Bloß, Sachsen im Zeitalter der Völkerschlacht. — H. Conrad, Völkerschichten und Klassenkämpfe. R. 292

VII. Zeitschriftenchau.

- Edstein, Gustav . . . 382 590 1005
 Kötting, J. 206 710
 Olberg, Oda 126 637 878
 Pohl, Otto 343 678 838
 Schleifinger, Anna 95 247 431 526 798, 958.
 Stiefloff, Georg . . . 30 493 919

VIII. feuilletonbeilage.

- Nr. 68 (S. 129 bis 144). Nr. 69 (S. 385 bis 400).

IX. Ergänzungshefte.

- heft 17.
 Rothstein, Th., Aus der Vorgeschichte der Internationale.

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

- Abler, Max, Artikel: 599.
 Akademikus, Rezension: 675.
 Alexinsky, S., Artikel: 435.
 Andrée, Ernst, Artikel: 784. Rezension: 588.
 Andresen, Franz, Artikel: 668.
 Arous, Leo, Rezension: 337.
 Aslew, J. H., Artikel: 692. Rezension: 918.
 Bachhaus, S., Artikel: 828.
 Barth, C., Rezension: 958.
 Bauer, Otto, Artikel: 249.
 Behne, Adolf, Feuilleton: 129.
 Belfort Bar, C., Artikel: 788.
 Bernstein, Eduard, Artikel: 744.
 Benschmang, S., Artikel: 673.
 Bloß, Wilhelm, Rezension: 916, 956.
 Bratke, Gustav, Artikel: 790.
 Braun, Adolf, Rezension: 204, 291, 463. Notiz: 64.
 Breitscheid, Rub., Artikel: 644.
 Bucharin, N., Artikel: 806, 850.
 Cohen, Adolf, Notiz: 28.
 — Max (Reuß), Artikel: 216, 433.
 Darf, R., Artikel: 901.

- Deutsch, Julius, Rezension: 203, 877.
 Diederich, Franz, Artikel: 952.
 Drahn, Ernst, Rezension: 490.
 Drucker, Dr. S., Artikel: 867, 907.
 Edstein, Gust., Rezension: 126, 587, 758. Notiz: 64, 296, 798. Zeitschriftenchau: 382, 590, 1005.
 Eggerstedt, Otto, Artikel: 200.
 Elsner, Frig., Artikel: 671. Rezension: 144.
 Engels, Friedrich, Artikel: 11, 37.
 Erdmann, August, Artikel: 97, 561.
 Ernst, Joseph, Artikel: 165.
 Fey, Georg, Artikel: 89. Notiz: 339.
 Förster, Franz, Artikel: 483.
 Franke, Arno, Artikel: 22, 427. Notiz: 94.
 Gernsheimer, Käte, Rezension: 94.
 Göhre, Paul, Artikel: 497.
 Grösch, R., Rezension: 560, 708, 797.
 H., A., Rezension: 59.
 Hanauer, J., Artikel: 794.
 Häusgen, W., Artikel: 985.
 Heine, Wolfgang, Artikel: 593.
 Heinen, Jakob, Artikel: 546.

- Heinig, Kurt, Artikel: 441.
 Hilferding, Rudolf, Artikel: 981.
 Hoch, G., Artikel: 189, 279, 858.
 Hofrichter, A., Artikel: 405, 629.
 Hyndman, S. M., Artikel: 788.
 Janssen, D., Rezension: 558, 913.
 Joniak, Nikolaus, Artikel: 376, 995.
 Kappeler, Hermann, Artikel: 752.
 Katayama, S., Artikel: 123.
 Kautsky, Karl, Artikel: 1, 182, 352, 401, 465, 607, 924. Rezension: 172, 875. Notiz: 560, 677, 790.
 Keimling, A., Artikel: 145.
 Kloth, Emil, Artikel: 862.
 Klühse, Franz, Artikel: 518.
 Köttingen, F., Artikel: 18, 479. Zeitschriften-schau: 206, 710.
 Krause, Konrad, Artikel: 196.
 Kreßen, Joh., Artikel: 940.
 L., C., Rezension: 873.
 Land, Ernst, Artikel: 1000.
 Lange, Paul, Artikel: 457, 523. Rezension: 677.
 Lapis, Artikel: 765, 816.
 Lebebour, Georg, Artikel: 728.
 Leder, J., Rezension: 491.
 Lehmann, G. A., Artikel: 177, 333.
 Lensch, Paul, Artikel: 641.
 Liebknecht, Karl, Artikel: 576.
 Liebmann, Hermann, Artikel: 701.
 Lipschütz, Dr. Alexander, Rezension 1003.
 Louis, Paul, Artikel: 884.
 Luxemburg, Rosa, Notiz: 94.
 M., N., Artikel: 720.
 Mai, August, Artikel: 169.
 Mann, Ludwig, Artikel: 949.
 Marchionini, Karl, Artikel: 539.
 Marchwald, Hans, Artikel: 583.
 Martin, Jean, Artikel: 716.
 Martna, W., Artikel: 425.
 Marx, Karl, Artikel: 40.
 Meerfeld, J., Artikel: 297, 578.
 Mehring, F., Artikel: 209, 569, 614, 647, 964. Feuilleton: 393, 396, 397, 398, 400. Rezension: 143. Notiz: 759.
 Menke, Bernhard, Artikel: 661.
 Meyer, Ernst, Rezension: 707.
 Moeglich, Alfred, Artikel: 628.
 Nicholson, W., Notiz: 27.
 Norden, C., Artikel: 804.
 Dehne, Walter, Artikel: 622.
 Olberg, D., Artikel: 47, 69, 239. Rezension: 294. Zeitschriften-schau: 126, 637, 878.
 Pannetkoel, A., Artikel: 110.
 Pawlowitsch, M., Artikel: 844.
 Peters, Max, Artikel: 289.
 Piletsky, J., Artikel: 508.
 Pohl, D., Zeitschriften-schau: 343, 678, 838.
 Poznanski, W., Artikel: 895.
 Prager, E., Artikel: 460.
 Rabold, Emil, Artikel: 286.
 Rappoport, Charles, Artikel: 733.
 Redaktion, Die, Notiz: 679, 760.
 Reissmann, Alwin, Artikel: 648.
 Reig, Adolf, Feuilleton: 133.
 Remmele, Hermann, Artikel: 775.
 Riepl, Georg, Artikel: 634.
 Rjasanoff, H., Artikel: 8, 37, 150, 226, 265, 320, 360, 473.
 Rothstein, Th., Artikel: 16, 302. Ergän-zungsheft Nr. 17.
 Rudolf, Albert (Kaufas), Artikel: 890.
 Sadse, S., Artikel: 76, 116, 739.
 Sad, Max, Artikel: 345.
 Schlesinger, Anna, Artikel: 272. Zeit-schriften-schau: 95, 247, 431, 526, 798, 958.
 — Theresie, Rezension: 62, 487, 709, 837, 1004.
 Schmidt, Felix, Artikel: 792.
 — Konrad, Artikel: 653, 754.
 Schulte, Fritz Th., Artikel: 831.
 Schulz, Stephan, Artikel: 411, 447.
 Schulz, Heinrich, Artikel: 822.
 Schumacher, Georg, Artikel: 103, 161.
 Simons, A. W., Artikel: 684.
 Sonnemann, C., Artikel: 878.
 Spectator, Artikel: 44, 423, 973. Rezension: 336, 381, 973. Notiz: 342.
 Steiner, Joseph, Artikel: 83.
 Stieckloff, G., Rezension: 176, 202, 335, 429, 462. Zeitschriften-schau: 30, 493, 919.
 Thesing, Dr. C., Artikel: 256.
 Trogh, H., Artikel: 310.
 Umbreit, Paul, Artikel: 281, 552, 903.
 Varga, C., Artikel: 192.
 Vogtherr, C., Artikel: 696.
 Wagner, Friedrich, Artikel: 659.
 Weinberg, Siegfried, Rezension: 707.
 Wendel, Hermann, Artikel: 33, 65, 681, 713, 761, 801, 841, 881, 921, 961. Feuil-leton: 385. Rezension: 205, 292, 525.
 Werner, Hugo, Artikel: 514.
 Wilhelm, Albert, Rezension: 430.
 Winnig, August, Artikel: 55.
 Woldt, H., Artikel: 932, 988. Rezension: 635.
 Zinner, D., Artikel: 418. Rezension: 525.



1. Band Nr. 1

Ausgegeben am 3. Oktober 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

heinrich dieß.

Wenn wir am 3. Oktober den siebenzigsten Geburtstag unseres Freundes Dieß feiern, wird dies ein bedeutungsvoller Gedenktag nicht nur für die deutsche Sozialdemokratie, in deren Reihen er seit vier Jahrzehnten unermüdlich und selbstlos wirkt, sondern auch für den gesamten internationalen Marxismus sein.

Gerade wir Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, die wir wissen, daß eine Geistesrichtung sich ohne die erforderliche materielle Grundlage nicht entfalten kann, haben alle Ursache, den Mann zu feiern, der als erster bewußt und planmäßig die materielle Grundlage für eine marxistische Literatur geschaffen hat.

Die Abhängigkeit der Literatur von ihrer materiellen Grundlage ist dreifacher Art: Einmal sind die Denker und Dichter wie alle Menschen in ihrem Erkennen und Wollen bestimmt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie aufwachsen und tätig sind; Verhältnisse, die in letzter Linie durch die Produktionsverhältnisse bestimmt werden. Dazu gesellt sich aber noch die andere, viel greifbarere und empfindlichere materielle Abhängigkeit, die daraus entsteht, daß Dichter und Denker wie alle anderen Menschen auch essen und trinken, wohnen und sich kleiden müssen und erst durch die Verrichtung dieser Funktionen in den Stand gesetzt werden, zu dichten und zu denken.

Die Literaten sind aber dabei übler dran als die am ökonomischen und staatlichen Leben direkt beteiligten Klassen, weil sie weder so unentbehrlich sind wie jene, die alle Güter produzieren, noch so machtvoll wie die Ausbeuter, die Besitzer der Produktionsmittel und staatlichen Machtmittel, die den besten Teil dieser Güter an sich ziehen. Sind sie nicht selbst produktive Arbeiter wie Hans Sachs, der das Dichten nur nebenher betrieb, oder Ausbeuter wie der kluge Geschäftsmann Voltaire, ergeben sie sich ausschließlich dem Denken und Dichten, dann werden sie in ihrer ganzen Existenz abhängig von den Produzenten und Besitzern der materiellen Güter. Die Massen der arbeitenden Klassen lebten jedoch bis vor kurzem unter Verhältnissen, die es ihnen unmöglich machten, Literaten zu begreifen und zu er-

halten. Diese blieben vollständig abhängig von den großen Ausbeutern, soweit sie nicht selbst zu ihnen gehörten, sie bildeten eine höhere Klasse ihrer Dienerschaft.

Aber noch in einem dritten Sinne sind die Dichter und Denker abhängig von einer materiellen Grundlage. Sie dichten und denken nicht für sich, sondern für andere. Sie suchen auf ihre ganze Umgebung zu wirken, und je tiefer und umfassender diese Wirkungen, desto befriedigter sie selbst. Das war ein sehr einfacher Prozeß, solange sie ihre Empfindungen und Gedanken bloß mündlich mitteilten. Doch die technische Entwicklung ergreift auch diesen Vorgang, schafft in der Schrift und später im Druck Mittel der Mitteilung, die weit weniger vergänglich sind als das gesprochene Wort und die das Wort die größten Zeiträume und Entfernungen durchmessen lassen. In dem Maße, in dem diese Entwicklung fortschreitet, wird aber auch der Dichter und Denker immer abhängiger von dem technischen Apparat der Reproduktion seiner Worte. Die tiefsten Gedanken, die feinsten Empfindungen verschwinden spurlos, wenn es ihrem Urheber nicht gelingt, sich jenes Apparates zu bemächtigen.

Eine neue Abhängigkeit entsteht daraus für den Dichter und Denker. Aber sie bedeutet zugleich seine Befreiung aus der Bedientenstellung. Im Zeitalter des Kapitalismus wird durch diese technische Umwandlung das Produkt des Schriftstellers zur Ware, die wie jede kapitalistisch produzierte Ware die Tendenz hat, durch Massenproduktion einen Massenabfatz zu erwerben.

Die Masse gewinnt jetzt die ihr bisher versagte Möglichkeit, sich Bildung zu erwerben, aber auch die Möglichkeit, durch den Ankauf der Produkte des Schriftstellers diesem eine Existenz zu bieten, ihn unabhängig zu machen von den großen Ausbeutern. Damit entsteht zum erstenmal in der Weltgeschichte die Möglichkeit einer die Interessen der ausgebeuteten Klassen vertretenden, für sie geschriebenen, von ihnen gelesenen und erhaltenen Literatur. Auch in dieser Beziehung ist der Kapitalismus sein eigener Totengräber.

Die den Bedürfnissen der Massen am meisten angepasste Art der Literatur ist die periodische *Zeitung*. Sie entwickelt sich am gewaltigsten in der kapitalistischen Produktionsweise und nimmt nach Umfang und Absatz die riesenhaftesten Dimensionen an. Sie wird das wichtigste Mittel der Agitation im Proletariat, nicht minder wichtig aber als vornehmstes Mittel, den dem Proletariat dienenden besitzlosen Schriftstellern eine Existenz zu bieten.

Aber sie genügt nicht, um eine aufstrebende Klasse geistig aus der Bevormundung der herrschenden Klassen zu befreien, denn sie kann nur *Stückwerk* geben, das herrschende System nur in Einzelheiten angreifen. Jeder Versuch, der herrschenden Anschauung eine neue in systematischer Kritik und Darstellung im Rahmen eines Zeitungsartikels entgegenzusetzen, ist dazu verurteilt, sich in Allgemeinheiten zu bewegen, die nur von den Wissenden verstanden werden, die ihrer nicht mehr bedürfen, nicht von denjenigen, die zu belehren sind. Das ist von denjenigen zu bedenken, die von der Tagespresse mehr prinzipielle Aufklärung fordern. Diese kann ausreichend nur durch *Vorlesungen* oder durch *Bücher* gegeben werden. Für eine größere Zahl lernender Proletarier, die über keine erheblichen Mittel verfügen, kommt nur das Buch als wirksamstes Mittel der Aufklärung in Betracht.

Erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wird das Buch ein Mittel der Aufklärung der Massen. Die katholische Kirche des Mittelalters wandte

sich an die Massen ausschließlich durch das mündliche Verfahren. Bücher wurden damals im wesentlichen nur geschrieben von Literaten für Literaten oder von Mönchen für Mönche. Die Reformation setzte neben die mündliche Agitation die durch Flugschriften, die französische Revolution entwickelte die Massenagitation durch Zeitungen. Aber Bücher für die Massen schrieben weder die Humanisten noch die Reformatoren, noch die Aufklärer und Revolutionäre. Das änderte sich erst im vorigen Jahrhundert.

Je mehr aber ein Buch in die Massen bringen soll, desto wichtiger wird die Funktion des Verlegers, des Vermittlers zwischen den Schriftstellern und dem Publikum; desto wichtiger auch die Geschicklichkeit und Kraft, womit er den sehr komplizierten Apparat zu handhaben versteht, den der moderne Buchhandel für den Vertrieb seiner Produkte geschaffen hat.

Das Gedeihen nicht bloß des Schriftstellers, sondern auch der Sache, die er vertritt, hängt immer mehr davon ab, daß sie einen Verleger finden mit der nötigen Ergebenheit für diese Sache, der nötigen Rühnheit, für sie etwas zu riskieren, denn im Buchhandel gibt es nur zu viele Nieten neben einzelnen Treffern; mit der nötigen Einsicht, die Spreu vom Weizen zu sondern, und endlich mit den nötigen Geldmitteln, denn noch seltener als die Treffer sind im Buchhandel die Werke, die sich rasch verkaufen, und diese gehören meist nicht zu der Sorte, die der Aufklärung der Massen dienen, sondern sind in der großen Mehrzahl Spekulationen auf jene ihrer Instinkte, die wir nicht zu fördern, sondern zu unterdrücken haben.

An Stelle der Mäzenaten früherer Jahrhunderte treten heute die Verleger. Ebensowenig wie jene vermögen diese eine Literatur willkürlich zu schaffen. Aber ebensosehr wie jene vermögen diese aufstrebende Talente zu fördern oder zu hemmen, zur Entfaltung zu bringen oder verkümmern zu lassen. Die klassische deutsche Literatur ist eng verknüpft mit dem Namen eines Cotta. Die Literatur der aufstrebenden Demokratie mit den Namen eines Campe, des Verlegers Heines, und eines Wigand, des Verlegers Feuerbachs.

So ist die Literatur des internationalen Marxismus untrennbar verknüpft mit dem Namen unseres Freundes F. S. W. Diez.

Die erste Literatur von Belang, die von der Sozialdemokratie in eigenem Verlag produziert wurde, war naturgemäß Zeitungsliteratur. Es dauerte lange genug, bis sie so weit war, wenigstens einer Reihe von Parteischriftstellern eine ausreichende materielle Basis für ihre Parteiarbeit zu bieten. Hätten Marx und Engels darauf warten wollen, sie wären elend verhungert. Der eben erschienene Briefwechsel zwischen Marx und Engels zeigt anschaulich, daß Marx jenem Schicksal nur dadurch entging, daß Engels Kaufmann wurde und im „Kommerz“ für sie beide schuftete.

Noch langsamer als mit dem Zeitungsverlag ging es mit dem Buchverlag.

Als das Sozialistengesetz über unsere Partei hereinbrach, verfügte sie bereits in Leipzig, Berlin und Hamburg über ansehnliche Zeitungen mit zusammen 45 000 Abonnenten, daneben über ein Familienblatt, die „Neue Welt“, mit mehr als 35 000 Abonnenten, aber über keinen Buchverlag von Bedeutung. Brade versuchte einen solchen zu begründen. Er scheute keine Opfer und Mühen, verlor ein Vermögen dabei, vermochte aber nicht, mit seinen Verlagswerken in den Buchhandel einzubringen, er blieb stets auf den Kreis der Parteifolportage beschränkt. In gleichem Maße galt dies vom Ver-

lag der Leipziger Genossenschaftsdruckerei, die hauptsächlich der Herstellung und dem Vertrieb von Zeitungen („Vorwärts“, „Neue Welt“) diente.

Der erste, der es verstand, den Buchhandel der sozialistischen Propaganda systematisch, dauernd und ausgiebig dienstbar zu machen, war Diez. Der erste nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt. Und die sozialistische Propaganda war ihm gleichbedeutend mit marxistischer Propaganda.

Diesen bedeutenden Fortschritt vollzog er unter den schwierigsten Verhältnissen, mitten im Sturm und Drang des Sozialistengesetzes.

In Lübeck geboren, hatte er sich nach absolvierter Lehrzeit als Schriftsetzer nach Rußland gewandt, wo ihm das Glück zuteil wurde, den großen Sozialisten Tschernyschewsky persönlich kennen zu lernen und dessen Anerkennung als Setzer an einem seiner Werke zu gewinnen. Der Krieg von 1866 berief ihn zurück in die Heimat, doch erreichte er diese erst, als der Friede schon wieder hergestellt war. Er blieb nun in Deutschland, kam 1874 nach Hamburg als Faktor in die Buchdruckerei von Philippson und trat nun in engere Verührung mit der Partei, der er geistig schon lange nahe stand. Durch seine politische, geschäftliche und technische Tüchtigkeit erwarb er sich bald das Vertrauen der leitenden Genossen. Als nach der vollzogenen Einigung der beiden feindlichen Bruderparteien, der Lassalleaner und Eisenacher, die Hamburger Genossen sich (im Herbst 1875) ein Organ schufen, das „Hamburg-Altonaer Volksblatt“, und eine Genossenschaftsdruckerei zu seiner Herstellung einrichteten, betrauten sie Diez mit der Leitung der Druckerei.

Nicht lange, und er sollte seine Feuerprobe unter den schwierigsten Verhältnissen bestehen.

Das Jahr 1878 brachte das Sozialistengesetz. Wie überall, wurden auch in Hamburg alle Arbeiterorganisationen aufgelöst, alle Partei- und Gewerkschaftsblätter verboten. Aber die Hamburger verloren den Mut nicht. Wie sie sich zur Wehr setzten, hat Diez selbst in der Sammlung von Materialien zur Geschichte des Sozialistengesetzes beschrieben, die Auer unter dem Titel „Nach zehn Jahren“ herausgab. Diez übernahm im Oktober 1879 die Genossenschaftsdruckerei in eigenen Besitz, um sie zu retten, und an Stelle des „Hamburg-Altonaer Volksblattes“ gab er ein anderes Organ heraus, die „Gerichtszeitung“. Die beste Antwort aber auf alle Konfiskationen und Verbote war die Eroberung des zweiten Hamburger Wahlkreises am 27. April 1880, bei einer Nachwahl. Wenige Monate darauf, im August, zeigte die deutsche Sozialdemokratie ihre ungebrochene Kraft auf dem Kongreß von Witten.

Dafür mußte Rache genommen werden. Am 24. Oktober wurde über Hamburg-Altona der Belagerungszustand verhängt und das gesamte Redaktions- und Expeditionspersonal sowie einige Setzer des Diez'schen Geschäftes ausgewiesen, Diez natürlich voran. Ein Teil der Ausgewiesenen versuchte nun vom benachbarten Harburg aus das Diez'sche Geschäft fortzuführen, was aber durch Verhängung des Belagerungszustandes über Harburg vereitelt wurde. Nur von der Ferne noch konnte Diez das Hamburger Geschäft weiterberaten. Aber keinen Moment dachte er daran, die Flinten ins Korn zu werfen. Und er blieb schließlich Sieger.

„Wenn später,“ schreibt er selbst, „nach vier bis fünf Jahren, mein Hamburger Geschäft unter günstigeren Konjunkturen zu arbeiten begann und sich von den heftigen Schlägen wieder erholen konnte, so ist dies nur einer Unsumme von auf-

gewendeter Energie zuzuschreiben, die es 1881 bis 1884 vor vollständigem Zusammenbruch bewahrte."

Die bloß von der Ferne beratende Tätigkeit konnte Diez nicht genügen. Er suchte nach einem neuen Gebiet persönlichen Wirkens und fand es ohne Mühe.

Die Leipziger Genossenschaftsdruckerei, von den Schlägen des Sozialistengesetzes schwer getroffen, konnte anfangs keine Leitung finden, die imstande war, das Schiff im Sturme an allen Klippen vorbeizusteuern. Sie stand vor dem völligen Zusammenbruch, als im Sommer 1881 der kleine Belagerungszustand über Leipzig verhängt wurde. Ihre Verlegung nach Stuttgart schien den Untergang nicht mehr aufhalten zu können. Da, im letzten Moment, trat Diez auf, und sofort wendete sich das Blatt. Das Unternehmen begann sich wieder zu erholen, freilich nur langsam und mühsam. Doch als die Druckerei begann, wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, setzten die Verfolgungen durch die Behörden so wuchtig ein, daß die Position des Druckgeschäftes unhaltbar wurde. Diez schreibt darüber:

Im Oktober 1884 mehrten sich die Haussuchungen derart, daß fast auf jeden Tag eine (am 28. Oktober waren es sogar zwei!) zu rechnen ist. Der Grund dieser vielen Haussuchungen war der von mir ausgeführte Druck von Wahlflugblättern, von denen 26 teilweise unter Angabe von Gründen, teilweise ohne diese auf Grund des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 verboten worden waren. . . . Mein Geschäftslokal wurde schließlich von der Polizei geradezu belagert und jede Haussuchung mit einem Aufwand von 16 bis 20 „Fähnern“ (Geheimpolizisten) bewerkstelligt. Eine Weiterführung des Geschäftes, soweit es die Buchdruckerei betraf, wurde unmöglich, schon allein dadurch, daß man des öfteren meine Geschäftsbücher konfiszierte. . . . Ich mußte die Buchdruckerei in Stuttgart eingehen lassen.

Mit um so größerer Kraft wandte er sich nun dem Verlag zu, den er inzwischen begründet hatte.

In einer Zeit der größten Notlage, im Sommer 1882, hatte ich es gewagt, Diez die Gründung einer Monatsschrift des wissenschaftlichen Sozialismus anzubieten. Eben hatte ich mich von dem damals noch allgemein verbreiteten effektischen Sozialismus, einer Mischung Lassalle'scher, Rodbertus'scher, Langescher und Dühring'scher Elemente mit Marx'schen, zum konsequenten Marxismus durchgerungen, im Verein mit Bernstein, mit dem ich seit Januar 1880 in Zürich zusammenarbeitete. Der Verbreitung der neuen Erkenntnis galt nun unser ganzes Streben. Bernstein redigierte in diesem Sinne den Zürcher „Sozialdemokrat“, ich suchte mir einen Wirkungskreis in einer Zeitschrift zu schaffen, die ich trotz des Sozialistengesetzes in Deutschland selbst herausgeben wollte.

Meine Erwartungen, es werde mir gelingen, waren gering. Die Partei war zu Tode erschöpft, die Parteigeschäfte schwebten zwischen Tod und Leben, jeder Äußerung sozialistischer Gedanken drohte brutale Unterdrückung. Wie durfte ich hoffen, daß ein kluger Geschäftsmann es wagen werde, in diesem tosenden Strudel sein leeres Schiffelein mit einer neuen Last zu beschweren und sich darin meiner Steuerung anzuvertrauen, der eines jungen, in der deutschen Partei kaum bekannten Menschen, der da eine Richtung vertrat, die sich in der Partei selbst erst durchsetzen mußte und deren konsequente Befenner und literarische Verfechter sich an den Fingern herzählen ließen.

Diez besaß die Kühnheit, die vorgeschlagene Zeitschrift, die „Neue Zeit“, zu gründen, er besaß aber auch die Güte, mir mit Rat und Tat in wirk-

samster Weise über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die den Anfänger mitunter bedrängten. Er wurde mir ein wirklich väterlicher Freund, dessen Hilfsbereitschaft ich stets dankbar empfand. Und das bestimmte unser Verhältnis bis heute — ein ganzes Menschenalter lang.

Die „Neue Zeit“, deren Gründung wir im Verein mit Bebel und Liebknecht im Oktober 1882 beschlossen und die vom Januar 1883 an erschien, erwies sich bald als eine schwere finanzielle Last für das ohnehin schon überbürdete Geschäft. Nur ein sehr starkes Vertrauen und große Liebe zu der Sache, der unsere Zeitschrift diente, konnte damals bewirken, daß Dieß niemals schwankend wurde, niemals Lust bezeugte, seine großen finanziellen Opfer auf Kosten der „Neuen Zeit“ zu reduzieren.

Noch wichtiger für sie wurde es aber, daß Dieß von Anfang an, wo ich doch sicher nicht viel Autorität in die Wagschale zu werfen hatte, nie den geringsten Versuch machte, die Richtung meiner Redaktionsführung zu beeinflussen, so bereit er war, mir stets zu raten und zu helfen. Mein Marxismus verwickelte mich bald in Polemiken mit Parteigenossen von größtem Ansehen und anerkannter Autorität, so zum Beispiel wegen einer Kritik, die ich an Rodbertus übte, in eine sehr scharfe Auseinandersetzung mit C. A. Schramm, der damals als der bedeutendste ökonomische Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie nach Marx und Engels galt.

Dieß ließ sich durch solche Konflikte nie beirren. Wie immer er über diese Differenzen denken mochte, ob er meine Auffassungen teilte oder nicht, er hat mir stets vom ersten Moment meiner Redaktionsführung an völlig freie Hand gelassen. Es wird wenige Verleger einer Zeitschrift geben, die das gleiche, namentlich einem Neuling im Unternehmen gegenüber, von sich behaupten können.

Bald nach der Gründung der „Neuen Zeit“ machte sich Dieß auch an die Schaffung eines marxistischen Buchverlags, die er, nach dem Aufgeben seiner Druckerei, mit größter Energie betrieb, wie schon bemerkt wurde. Von Anfang an wurde der marxistische Charakter betont. Das erste wissenschaftliche Werk, das Dieß damals herausgab (Herbst 1884), war die deutsche Übersetzung des „Elends der Philosophie“ von Marx. Als er dann die Herausgabe der internationalen Bibliothek begann, galt ihr erster Band Darwin, der zweite den ökonomischen Lehren von Karl Marx. Der erste Band rührte von einem Engländer her, der vierte von einem Russen.

Man sieht, daß diese Bibliothek von vornherein einen internationalen Charakter zeigte, wie der Dießsche Verlag überhaupt. Dieser sollte ein Sammelpunkt der bedeutendsten Marxisten aller Länder werden, denn nur dadurch konnte unsere Lehre ihre volle aufklärende Kraft entfalten. Wie sehr Dieß dies Streben gelang, ist heute allgemein bekannt.

Das Verbreiten ernster Wissenschaft ist jedoch stets ein schlechtes Geschäft gewesen. Sollte der Verlag seine wissenschaftliche Höhe behaupten, dann bedurfte er zeitweise starker Zuschüsse. Woher diese nehmen? Die Druckerei hatte Dieß abgeben müssen, wie wir gesehen haben. Nur der Verlag konnte dem Verlag helfen. Neben dem schweren wissenschaftlichen Geschäft mußte er eine Literatur schaffen, die mehr in die Massen ging, die nicht nur propagandistisch wirkte, sondern auch überschüssige abwarf. Das erreichte er durch eine Reihe vortrefflicher illustrierter Lieferungswerke historischer und naturwissenschaftlicher Art sowie durch ein Witzblatt. Schon 1877 hatte er mit Bloß in

Hamburg ein humoristisches Blatt, den „Wahren Jacob“, herausgegeben, es aber beim Nahlen des Sozialistengesetzes eingestellt. Ein Jahrzehnt später hielt er die Zeit für gekommen, die Bekämpfung des Gegners mit den Waffen des Humors wieder aufzunehmen. Der „Wahre Jacob“ wurde neu belebt, und der rapide Fortschritt seiner Verbreitung zeigte, welch ein Bedürfnis er war, lieferte aber auch reiche Geldmittel, die es gestatteten, daß Dieß große Aufwendungen für seinen wissenschaftlichen Verlag machen konnte. Über die Witze des „Jacob“ sind viele gute und schlechte Witze gemacht worden. Aber sein bester Witz war sicher die Tatsache, daß er sich als der Fels erwies, auf dem die marxistische Kirche der Zukunft erbaut wurde.

Ehe der Dießsche Verlag auf diese Weise endlich fest begründet wurde und sich aus dem Stadium ewigen Langens und Bangens in schwebender Bein herausarbeitete, sollte das Sozialistengesetz ihn noch einmal schwer gefährden.

Dieß hatte 1883 am Kopenhagener Parteitag teilgenommen und war mit einer Reihe anderer Teilnehmer bei seiner Rückkehr verhaftet worden. Man versuchte, gegen sie einen Prozeß anzustrengen, aber der Reichsanwalt und in verschiedenen Orten die Staatsanwälte lehnten die Erhebung einer Anklage ab, so wenig war sie begründet. Endlich, nach zwei Jahren, fand sich ein gefälliger Staatsanwalt, der vor dem Chemnitzer Landgericht eine Anklage wegen Geheimbündelei wagte. Er fiel glatt durch, die Angeklagten wurden freigesprochen.

Aber noch gab es ein Reichsgericht, das ebenso gefällig war wie der Chemnitzer Staatsanwalt. Es hob die Freisprechung auf und verwies den Prozeß vor das Landgericht Freiberg, das endlich am 4. August 1886 die ersehnte Verurteilung apportierte. Auer, Bebel, Frohme, Ulrich, Bieder und Vollmar erhielten je neun Monate Gefängnis, Dieß, Seitzel und Müller jeder sechs Monate.

Die halbjährige Abwesenheit des Leiters von dem noch inuner schwer kämpfenden Geschäft schien es aufs äußerste zu bedrohen. Da war es seine Gattin Helene, die in die Bresche sprang, die Geschäftsführung übernahm und über das Schlimmste hinweghalf. Wer Dieß ehrt, muß auch diese tatkräftige und kluge Frau ehren, die so verständnisvoll und standhaft mit ihm den Kampf gegen alle die Mißhandlungen mitkämpfte, die unter dem Schandgesetz namentlich über die Ausgewiesenen in ruchloser Heßjagd verhängt wurden.

Wir haben Dieß hauptsächlich als Verleger und Geschäftsleiter betrachtet. Auf diesem Gebiet liegen seine bedeutendsten Leistungen, und er widmete ihm einen Arbeitsaufwand, der allein genügte, ein Menschenleben reichlich auszufüllen. Aber daneben stellte er sich noch zu anderer Parteitätigkeit den Genossen stets zur Verfügung. Schon 1881 beantworteten die Proletarier Hamburgs seine Ausweisung mit seiner Erwählung in den Reichstag, wo er sie seitdem getreu ohne die geringste Unterbrechung vertreten und bei Freund und Feind durch seine Sachkunde großes Ansehen erworben hat. Dabei war er innerhalb der Parteiorganisation unermüdlich tätig.

Vor allem wirkte er stets im Interesse des Parteifriedens und der Einheit der Partei. Wohl weiß er, daß Diskussionen und innere Kämpfe sich nicht immer vermeiden lassen, daß es sachliche und auch persönliche Gegensätze gibt, die ausgedacht werden müssen. Er weiß auch sehr wohl selbst

Partei zu ergreifen. Aber seine liebste Tätigkeit innerhalb der Organisation ist die, beschwichtigend und versöhnend zu wirken und dafür zu sorgen, daß niemand vergewaltigt werde. Wiederholt wurde daher auch seine Unparteilichkeit dadurch anerkannt, daß er zum Vorsitzenden von Parteitagen und namentlich von württembergischen Landesversammlungen gewählt wurde.

Seitdem unser Bebel dahingegangen ist, gibt es kaum einen zweiten Mann in der Partei, der so sehr das Vertrauen und die Sympathie der Gesamtheit, ohne Unterschied der Richtungen genießt, wie Dieß. Und es gibt keinen unter uns, der nicht aufs lebhafteste wünscht, es mögen ihm noch viele Jahre beschieden sein, weiterzuwirken, wie er vier Jahrzehnte lang bisher gewirkt, für die wissenschaftliche Aufklärung und für die innere Geschlossenheit des Proletariats — die beiden Grundbedingungen seiner Befreiung. Es wird wenige geben, die für den proletarischen Befreiungskampf mehr und wirksameres Kriegsmaterial geliefert haben als Heinrich Dieß. K. K.

Ein Beitrag zur Geschichte der Internationale.

Zwei unbekannte Artikel von Friedrich Engels und Karl Marx.

Übersetzt und eingeleitet von R. Nischanoff.

Einführung.

In keinem anderen Lande, auch nicht in Spanien und Rußland, hat Bakunin in der ersten Hälfte der siebziger Jahre so unumschränkt die gesamte sozialrevolutionäre Bewegung beherrscht, nirgends hat er nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch einen so großen Einfluß ausgeübt wie in Italien. Hatte er sogar in Rußland noch mit anderen sozialistischen Richtungen oder in der Schweiz, wo er, dank einer eigenartigen historischen Situation, nur die Juraföderation hinter sich hatte, mit den sogenannten „Marxisten“ zu kämpfen, so war er für Italien, wenn man von einigen alten Sozialisten abieht, die als solche nie praktisch hervorgetreten sind, der erste Verkünder des revolutionären „Kollektivismus“. Nirgends, von der Schweiz gar nicht zu sprechen, wo der Bakunismus trotz seiner revolutionären Phraseologie nie zu einer „Tat“ kam, auch in Rußland und in Spanien nicht, hatte er so energische, hingebungsvolle Verfechter seiner Insurrektionstaktik gefunden, die in seinem System den einzigen Ausweg für die angeblich in den Massen von selbst, durch den bloßen Druck des Elends aufgehäuften revolutionäre Energie erblickten und darin das revolutionäre Allheilmittel sahen. Das war ganz natürlich in einem Lande, dessen soeben vollendete Einigung scheinbar durch eine Reihe von erfolgreichen Insurrektionen erreicht worden war und wo Garibaldi, der Führer der heldenhaften „Tausend“, sich soeben, trotz der Angriffe seines alten Freundes Mazzini gegen die Kommune und die Internationale, auf die Seite der letzteren, dieser „Sonne der Zukunft“, gestellt hatte. Dem Enthusiasmus, den der heroische Kampf der Kommune in der idealistisch gesinnnten und durch den prosaischen Abschluß des glorreichen „Risorgimento“¹ enttäuschten italienischen Intelligenz entzündete, gab den beredtesten Ausdruck Bakunin, der schon durch seine revolutionäre Vergangenheit und durch die engeren Beziehungen, die er noch im Laufe

¹ Bewegung zur Wiederherstellung Italiens.

der sechziger Jahre mit den italienischen Revolutionären in verschiedenen Orten persönlich angeknüpft hatte, auf sie wirken konnte wie kein anderer. Seine Polemiken gegen Mazzini spielten für Italien, *mutatis mutandis*, dieselbe Rolle wie Lassalles Schriften in Deutschland, und trotz ihrer theoretischen Mängel, trotz ihrer nichts weniger als originellen Kritik der bürgerlichen Illusionen eines Mazzini zogen sie die erste Scheidungslinie zwischen der bürgerlichen Demokratie der Republikaner und der proletarischen Demokratie der „Internationalisten“.

Kein Wunder, daß Bakunin in dem Kampfe, der schon seit dem Baseler Kongreß zwischen ihm, dem Vertreter des Antiparlamentarismus und des „Putschismus“, und Marx, als Vertreter des „Nichtsalzparlamentarismus“ und der „friedlichen Propaganda“, entbrannte, seinen Einfluß in Italien geschickt ausnützte, um den Generalrat als ein blindes Werkzeug in den Händen von Marx hinzustellen, dieses fanatischen Theoretikers des „Dis-marchischen“, „autoritären Kommunismus“. So war es ein großer Erfolg für Bakunin, als am Vorabend des Haager Kongresses, auf der Konferenz in Rimini (August 1872), wo die italienische Föderation der Internationale sich konstituierte, eine Resolution angenommen wurde, in der diese Konferenz „feierlich vor allen Arbeitern der Welt“ erklärte, daß sie „jede Solidarität zwischen sich und dem Londoner Generalrat aufhebt, der die unwürdigsten Mittel, wie *V e r l e u m d u n g* u n d *B e t r u g*,¹ gebraucht hat, einzig zu dem Zwecke, der ganzen internationalen Assoziation die Einheit seiner speziellen autoritär-kommunistischen Doktrin aufzuzwingen“. Diese Resolution trägt die Unterschriften der beiden hervorragenden italienischen Bakunisten, *A n d r e a C o s t a* und *C a r l o C a s i e r o*.

Nach dem Haager Kongreß hat sich bekanntlich der Kampf noch mehr verschärft. Die italienische Internationale stand fast wie ein Mann auf seiten Bakunins. Nur eine kleine Gruppe in Oberitalien, dem industriellsten Teile des Landes, fuhr auch weiter fort, mit dem nach New York verlegten Generalrat — durch die Vermittlung von Engels, damals des Sekretärs für Italien — in Verbindung zu stehen. So schreibt Engels am 2. November 1872 an Sorge, indem er ihm die Bildung zweier neuer Sektionen in Lodi und Aquila anzeigt: „Bignami ist der einzige Kerl, der in Italien, wenn auch vorläufig nicht sehr energisch, unsere Partei ergriffen hat. ... Er sitzt mitten unter den Autonomen und muß sich daher noch etwas in acht nehmen.“

E n r i c o B i g n a m i gab seit dem 8. Juli 1868 in Lodi eine demokratische Zeitung unter dem Namen „*L a P l e b e*“ (Das Volk) heraus, die sich in ein sozialistisches Blatt verwandelte, das ebenso energisch die Kommune verteidigte wie die Bakunisten, aber die Ansichten der letzteren bekämpfte. Ein Anhänger Garibaldis, mit dem er noch die Feldzüge von 1866 und 1867 mitmachte, verwandelte er sich allmählich aus einem Demokraten und Republikaner, der seine Ideologie noch aus Mazzinis Schriften schöpfte, in einen Sozialisten, dem aber jeder „Dogmenfanatismus“ ganz fremd

¹ „*Calunnia e mistificazione*.“ Bezieht sich auf die Fälschung, die Marx angeblich in den Statuten wissenflich gemacht hat. Die Geschichte dieser Fälschung und die Rolle, die in dieser Legendenbildung Bakunin und Guillaume spielten, werde ich in einem besonderen Artikel ausführlich erzählen. Angiolini, der Geschichtsschreiber des italienischen Sozialismus, glaubt, daß die Resolution von Bakunin verfaßt sei.

war. Bildeten das Rückgrat des Bakunismus die revolutionäre Intelligenz und die Arbeiter, die früher an dem Kampfe für die Befreiung und Einigung Italiens teilgenommen hatten und sich nur schwer mit den neuen Verhältnissen, die nach 1870 eingetreten waren, versöhnen konnten, so fanden der Sozialismus und die „Plebe“ zuerst ihre hauptsächlichsten Anhänger unter den Arbeitern, die schon früher in den zahlreichen Unterstützungsvereinen organisiert gewesen waren und jetzt den Versuch machten, mit allen friedlichen Mitteln das Elend zu bekämpfen, das der Kapitalismus, stark begünstigt durch die Beseitigung aller Fesseln, die ihm die frühere Zerstückelung Italiens auferlegt, nicht nur nicht gemildert, sondern noch mehr verschärft hatte. So stand der bakunistischen Insurrektion oft ein ängstlicher Legalismus, den „Puttschisten“ standen die „Kooperativisten“ gegenüber, und der gegenseitige Kampf beider Fraktionen dauerte noch bis in die achtziger Jahre hinein.

Engels, der bis zu seinem Tode oft in die italienische Bewegung aktiv eingegriffen hat, hielt es von Anfang an für nötig, Bignami und seine Freunde so weit als möglich zu unterstützen, und er schickte daher Bignami auch literarische Beiträge für seine Zeitung. Es ist mir leider bis jetzt nicht gelungen, ein vollständiges Exemplar dieser Zeitung aufzutreiben¹ und festzustellen, was Engels außer den von ihm selbst in den Briefen an Sorge erwähnten Artikeln in der „Plebe“ veröffentlicht hat. Bignami gab aber auch eine Beilage — in der Form eines literarischen Almanachs — zu seiner Zeitung heraus, und für den dritten Jahrgang erhielt er von Engels und Marx Beiträge, die beide gegen die Bakunisten gerichtet waren² und Ende 1872 oder Anfang 1873 — also gleich nach dem Haager Kongreß — geschrieben wurden.

Wir haben schon oben auch auf die Zeitumstände hingewiesen, die uns die damalige Stimmung von Engels und Marx erklären können. Es wäre wirklich zu viel, von ihnen, die doch an diesem Kampfe nicht nur als bloße Zuschauer teilnahmen, zu fordern, daß sie ruhig eine so schwere Anklage wie die der wissenschaftlichen Fälschung der Statuten der Internationale auf sich sitzen lassen sollten. Und in diesem Falle waren beide auch sehr empört, weil sie glaubten, daß niemand es so gut wisse wie Bakunin und Cafiero,³ daß

¹ Es existiert selbst in den Bibliotheken von Florenz und Mailand keines, auch Bignami selbst, der jetzt, von dem politischen Leben zurückgetreten, in Lugano eine philosophische Zeitschrift herausgibt, besitzt keines.

² Almanaco Repubblicano per l'anno 1874. Anno terzo. Pubblicazione della Plebe. Compilatore Enrico Bignami. Lodi 1873. Engels, F., Dell' Autorità, p. 83—87. Marx, K., L'indifferenza in materia politica, p. 141—148. Das Exemplar (leider ein defektes) ist mir in liebenswürdigster Weise von E. Bignami zur Verfügung gestellt worden.

³ In den Jahren 1870 und 1871 in London befreundet mit Marx und insbesondere mit Engels, kehrte er nach Italien zurück, unterhielt aber mit den letzteren eine lebhafte Korrespondenz. Er geriet dort (Mai 1872) unter den Einfluß Bakunins und übergab ihm Engels' Briefe, die noch vor dem Haager Kongreß von Bakunin und Guillaume gegen Engels ausgenützt wurden. Leider sind die Briefe bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Wenn man Guillaume und Bakunin glauben dürfte, hätte Engels — und das hat angeblich Cafiero von ihm abgestoßen — in seinen Briefen Bakunin „verleumdet“ und das Lob Bismarcks sowie des Königs Viktor Emanuel gesungen! Ich komme auf diese Episode zurück, da ich in Engels' Papieren nicht nur Cafieros Briefe, sondern auch einige Konzepte von Engels' Antworten gefunden habe und sie nächstens veröffentlichen werde.

diese Anklage völlig unberechtigt sei und daher nichts als eine Intrige war, bei der Bakunin als Anstifter und Cafiero im besten Falle als der Dürpierte eine sehr seltsame Rolle spielten.

Schon das genügt, um den „Ton“, der aus beiden Artikeln klingt, zu erklären. Der Leser wird sich aber am besten die ganze Situation vergegenwärtigen, wenn wir beiden Artikeln noch einen Artikel über den Sozialismus in Italien in der ersten Hälfte der siebziger Jahre vorausschicken, der anonym im alten „Vorwärts“ (16. März 1877) als Korrespondenz aus Italien erschien, und der, wie aus einem Briefe von Engels an F. W. Meder zu ersehen ist, von Engels geschrieben wurde. Trotz seines „Tones“ hat er noch bis jetzt das Interesse nicht verloren, weil er wie alle polemischen Artikel von Engels und Marx zugleich etwas Positives bringt.

Aus Italien! Endlich ist auch in Italien die sozialistische Bewegung auf einen festen Boden gestellt und verspricht eine rasche und siegreiche Entwicklung. Damit aber die Leser den vorgegangenen Umschwung vollständig verstehen, müssen wir auf die Entstehungsgeschichte des italienischen Sozialismus zurückgreifen.

Die Anfänge der Bewegung in Italien führen auf bakunistische Einflüsse zurück. Während bei den arbeitenden Massen ein leidenschaftlicher, aber höchst unklarer Klassenhass gegen ihre Ausbeuter vorherrschte, bemächtigte sich eine Schar junger Advokaten, Doktoren, Literaten, Kommis usw. unter Bakunins persönlichem Kommando der Leitung in allen Orten, wo ein revolutionäres Arbeiterelement hervortrat. Sie alle waren Mitglieder in verschiedenen Graden der Weihe, der geheimen bakunistischen „Alliance“, die den Zweck hatte, die gesamte europäische Arbeiterbewegung ihrer Führung zu unterwerfen und der bakunistischen Sekte somit in der kommenden sozialen Revolution die Herrschaft zu erschwindeln. Das Nähere darüber findet sich ausführlich dargestellt in der Schrift: „Ein Komplott gegen die Internationale“ (Drauschweig bei Braße).

Solange die Bewegung unter den Arbeitern selbst noch im Entstehen war, ging dies vortreflich. Die tollen bakunistischen Revolutionsphrasen erweckten überall den gewünschten Applaus; selbst die aus den früheren politisch-revolutionären Bewegungen herstammenden Elemente wurden vom Strom fortgeschwemmt, und neben Spanien wurde Italien nach Bakunins eigenem Ausdruck „das revolutionärste Land Europas“. Revolutionär im Sinne des vielen Geschreis und der wenigen Taten. Im Gegensatz zu dem wesentlich politischen Kampfe, wodurch die englische, nach ihr die französische und zuletzt die deutsche Arbeiterbewegung groß und mächtig geworden war, wurde hier jede politische Tätigkeit verdammt, weil sie die Anerkennung des „Staates“ in sich schließe und der „Staat“ der Inbegriff alles Bösen sei. Also: Verbot der Bildung einer Arbeiterpartei; Verbot der Erlämpfung jeder Schutzmaßregel gegen die Ausbeutung, zum Beispiel des Normalarbeitstags, der Beschränkung der Weiber- und Kinderarbeit; Verbot vor allem der Beteiligung an allen Wahlen. Dagegen Gebot der Agitation, Organisation und Konspiration für die zukünftige Revolution, die dann, sobald sie vom Himmel herabgeschneit war, durchgeführt werden sollte, ohne irgendwelche provisorische Regierung, unter vollständiger Vernichtung aller staatlichen und an den Staat erinnernden Einrichtungen, durch die bloße (im geheimen von der Alliance dirigierte) Initiative der arbeitenden Massen — „aber fragt mich nur nicht wie!“.

Solange die Bewegung, wie gesagt, in ihrer Kindheit war, zog dies alles vortreflich. Die große Mehrzahl der italienischen Städte steht noch immer so ziemlich außerhalb des Weltverkehrs, den sie nur in der Gestalt des Fremdenverkehrs kennt. Diese Städte versorgen die umliegenden Bauern mit Handwerkszeugen und vermitteln den Verkauf der Ackerbauprodukte in größeren Kreisen; außerdem lebt der grundbesitzende Adel in ihnen und verzehrt dort seine Renten; endlich bringen die vielen Fremden ihr Geld dorthin. In diesen Städten sind die proletarischen Ele-

mente wenig zahlreich und noch weniger entwickelt, dazu stark durchsetzt von Leuten ohne regelmäßige oder ständige Beschäftigung, wie sie der Fremdenverkehr und das milde Klima begünstigen. Hier fand die hochrevolutionäre Phrase, die im stillen auch wohl von Dold und Gift munkelte, zunächst einen fruchtbaren Boden. Aber Italien hat auch Industriestädte, namentlich im Norden, und sobald die Bewegung unter den echt proletarischen Massen dieser Städte Fuß gefaßt, konnte eine so dunstige Nahrung nicht mehr genügen, und ebensowenig konnten diese Arbeiter sich auf die Dauer bevormunden lassen durch jene gescheiterten jungen Bourgeois, die sich auf den Sozialismus geworfen, weil sie, in Bakunins Worten, sich in einer „Karriere ohne Ausweg“ befanden.

So geschah es. Die Unzufriedenheit der oberitalienischen Arbeiter mit dem Verbot jeder politischen, das heißt jeder über leeres Geschwätz und über Verschwörungsschwindel hinausgehenden wirklichen Tätigkeit wuchs von Tag zu Tag. Die deutschen Wahlsiege von 1874 und ihre die Vereinigung der deutschen Sozialisten erzielende Nachwirkung blieb auch in Italien nicht unbekannt. Die aus der alten republikanischen Bewegung hervorgegangenen Elemente, die sich nur mit Widerwillen dem „anarchischen“ Geschrei gefügt hatten, fanden mehr und mehr Gelegenheit, die Notwendigkeit des politischen Kampfes zu betonen, und gaben der erwachenden Opposition Ausdruck in dem Journal „La Plebe“. Dies Wochenblatt, in den ersten Jahren seines Bestehens republikanisch, hatte sich bald der sozialistischen Bewegung angeschlossen und sich von aller „anarchischen“ Sektiererei so lange wie möglich ferngehalten. Als endlich in Oberitalien die Arbeitermassen ihren zudringlichen Führern über den Kopf wuchsen und eine wirkliche Bewegung an die Stelle einer phantastischen setzten, bot sich ihnen in der „Plebe“ ein williges Organ, das von Zeit zu Zeit febrische Andeutungen über die Notwendigkeit des politischen Kampfes verlauten ließ.

Wäre Bakunin am Leben geblieben, er hätte diese Kezerei in seiner gewohnten Weise bekämpft. Er hätte den Leuten von der „Plebe“ „Autoritarismus“, Herrschaft, Ehrgeiz usw. angebietet, allerhand kleinliche persönliche Klagen gegen sie erhoben und dies durch sämtliche Organe der „Alliance“ in der Schweiz, in Italien, in Spanien aber- und abermals wiederholen lassen. Erst in zweiter Linie hätte er dann nachgewiesen, daß alle diese Verbrechen nichts anderes seien als unvermeidliche Folgen jener Urtsünden, der Kezerei der Anerkennung der politischen Aktion, denn politische Aktion, das sei die Anerkennung des Staates, der Staat aber die Verkörperung des Autoritarismus, der Herrschaft, und folglich müsse jeder, der politische Aktion der Arbeiterklasse wolle, konsequenterweise die politische Herrschaft für sich selbst wollen, sei also ein Feind der Arbeiterklasse — steinige ihn! In dieser, dem seligen Maximilian Robespierre abgelernten Methode besaß Bakunin eine große Gewandtheit, nur daß er sie allzu regelmäßig und allzu einförmig anwandte. Und dennoch war diese Methode noch die einzige, die wenigstens augenblicklichen Erfolg versprach.

Aber Bakunin war gestorben, und damit war die geheime Weltregierung in die Hände des Herrn James Guillaume von Neuchâtel in der Schweiz übergegangen. An die Stelle des in vielen Wassern gewaschenen Weltmannes trat ein engherziger Bedant, der den Fanatismus des Schweizer Calvinisten auf die Lehre von der Anarchie anwandte. Der wahre Glaube sollte um jeden Preis durchgesetzt und der beschränkte Schulmeister von Neuchâtel unbedingt als der Papst dieses wahren Glaubens anerkannt werden. Das „Bulletin der jurassischen Föderation“ — die eingestandenemassen kaum 200 Mitglieder zählt gegenüber den 5000 des schweizerischen Arbeiterbundes — wurde zum Staatsanzeiger der Sekte ernannt und fing an, die im Glauben Wankenden einfach zu „rüffeln“. Aber die lombardischen Arbeiter, die sich als „Oberitalische Föderation“ konstituiert hatten, waren nicht mehr gewillt, sich diese Vermahnungen gefallen zu lassen. Und als vorigen Herbst das jurassische Bulletin sich untertaut, der „Plebe“ befehlen zu

wollen, einen dem Herrn Guillaume mißliebigen Pariser Korrespondenten abzuschaffen, da war es mit der Freundschaft am Ende. Das Bulletin fuhr in seinen Verleugerungen der „Plebe“ und der Oberitaliener fort. Aber diese mußten jetzt, woran sie waren; sie wußten, daß hinter der Predigt von der Anarchie und Selbstherrschafft der Anspruch einiger weniger Intriganten steckte, die ganze Arbeiterbewegung diktatorisch zu kommandieren. „Wier kleine, sehr ruhige Zeilen Anmerkung haben dem Zurbulletin den Senf in die Nase steigen lassen, und es tut, als wären wir wütend über es, da es uns doch b l o k e r b a u t hat. Wahrhaftig, man müßte sehr kindlich sein, um auf den Köder von Leuten anzubeißen, die, krank vor Mißgunst, an alle Türen klopfen, um mittels der Verleumdung ein bißchen Bosheit gegen uns und die Unseren zu erbetteln. — Die Hand, die seit langer Zeit umgeht, Unkraut und Streitsäend, ist bekannt genug, als daß ihre jesuitischen (lojolesche) Umtriebe noch täuschen könnten.“ („Plebe“, 21. Januar 1877.) Und in der Nummer vom 26. Februar werden eben diese Leute bezeichnet als „einige beschränkte anarchistische und — ungeheuerlicher Widerspruch — zugleich diktatorische Köpfe“; der beste Beweis, daß diese Herren in Mailand vollkommen durchschaut sind und dort kein ferneres Unheil mehr anrichten werden.

Die deutschen Wahlen vom 10. Januar und der damit zusammenhängende Umschwung in der belgischen Bewegung — die Beseitigung der bisherigen politischen Enthaltungspolitik und deren Ersetzung durch die Agitation für allgemeines Stimmrecht und ein Fabrikgesetz — taten den Rest. Am 17. und 18. Februar hielt die Oberitalische Föderation in Mailand ihren Kongreß ab. Die Beschlüsse enthalten sich jeder unnötigen und unangebrachten Feindseligkeiten gegen die bakunistischen Gruppen der italienischen Internationalen. Sie erklären auch die Bereitwilligkeit, den nach Brüssel berufenen Kongreß zu beschicken, der eine Vereinigung der verschiedenen Fraktionen der europäischen Arbeiterbewegung versuchen soll. Aber sie sprechen gleichzeitig mit der größten Bestimmtheit drei Punkte aus, die für die italienische Bewegung von der entscheidendsten Wichtigkeit sind:

Erstens, daß zur Förderung der Bewegung alle sich anbietenden Mittel angewandt werden müssen — also auch die politischen;

zweitens, daß die sozialistischen Arbeiter sich als eine sozialistische Partei zu konstituieren haben, unabhängig von jeder anderen politischen oder religiösen Partei, und

drittens, daß der oberitalische Bund unter Vorbehalt seiner eigenen Autonomie und auf Grundlage der ursprünglichen Statuten der Internationale sich als Glied dieser großen Verbindung betrachtet, und zwar unabhängig von allen anderen italienischen Verbindungen, denen er indes wie bisher auch fernerhinungsweise seiner Solidarität geben wird.

Also: politischer Kampf, Organisation als politische Partei und Trennung von den Anarchisten. Mit diesen Beschlüssen hat sich der oberitalische Bund endgültig von der bakunistischen Sekte losgesagt und sich auf den gemeinsamen Boden der großen europäischen Arbeiterbewegung gestellt. Und da er den industriellen Teil Italiens umfaßt — Lombardei, Piemont, Venetien —, so können ihm die Erfolge nicht ausbleiben. Gegenüber der Anwendung derselben rationalen Agitationsmittel, die durch die Erfahrung aller anderen Länder bewährt sind, wird die Klüngelei der bakunistischen Wunderdoktoren rasch genug ihre Ohnmacht offenbaren, das italienische Proletariat aber, auch im Süden des Landes bald das Joch von Leuten abschütteln, die ihren Veruf zur Führung der Arbeiterbewegung herleiten aus ihrer Stellung als verkommene Bourgeois.

So weit Engels. Zwar lobt er den Kongreß der Oberitalischen Föderation, daß er sich jeder „unnötigen und unangebrachten Feindseligkeiten gegen die bakunistischen Gruppen“ enthielt, er bleibt aber selbst ebenso unerbittlich ihnen gegenüber wie früher. Nicht daß er sie als eine Handvoll Liberale und

Advokaten traktiert oder die Jurassier und ihren Führer Guillaume mit einigen verächtlichen Bemerkungen abtut. Man braucht nur das Bulletin der Jurassier während dieser Zeit durchzublättern, um sich zu überzeugen, daß die Bakunisten und Guillaume kein Recht haben, sich über diese Polemik zu beschweren.¹

Engels wollte aber noch im Jahre 1877 nicht sehen, daß trotz Bakunins „Intrigen“ die bakunistische Bewegung in Italien, um mit Marx zu sprechen, zwar „ein weltgeschichtlicher Irrtum, aber kein persönlicher“ war. Er sah daher nicht, daß in dieser Bewegung junger Advokaten, Literaten, Kommis und — er konnte sie auch unter die „u. s. w.“ rechnen — Arbeiter ein starker tragischer Einschlag herrschte.

Die alte revolutionäre, „putschistische“ Tradition bedurfte noch einiger harter Schicksalsschläge und Niederlagen, die die Fruchtlosigkeit der „altbewährten“ Insurrektionstaktik im Kampfe gegen die bürgerliche Gesellschaft ad oculos demonstrierten,² ehe sie einem neuen Programm und einer neuen Taktik den Platz räumte. Außerdem überschätzte Engels die Propagandawirkung der neuen Organisation, die von Enrico Vignani und Osvaldo Gnocchi-Viani geleitet wurde, deren Haupttheoretiker aber Malon war, der erst kurz vorher mit den Bakunisten gebrochen hatte, um sich einen effektischen Sozialismus zu konstruieren, der nichts weniger als revolutionär und ebenso geneigt war, sich in scholastischen Diskussionen zu verlieren, wie die Bakunisten in fein ausgeklügelten „Putzchen“. Wie wenig anziehend für die italienischen Arbeiter dieser „Malonismus“ war, beweist schon die Bildung einer rein proletarischen Partei, die sich ebenso energisch gegen die Malonisten wie gegen die Bakunisten wehrte, die beide nicht imstande waren, ein Programm zu finden, das die sich unaufhaltsam entwickelnde Arbeiterbewegung mit dem Sozialismus vereinigen konnte.

Es bedurfte einer großen weltgeschichtlichen Tat, um einen Ausweg aus diesem Wirrwarr zu finden. Und diese Tat wurde von dem deutschen „autoritären“ Kommunismus vollbracht. Die Geldenzeit der deutschen Sozialdemokratie bewies augenscheinlich, daß die „friedliche Propaganda“ und eine emsige „Gegenwartsarbeit“ durchaus nicht eine zähe und unerschrockene, vor keinen Opfern zurückschreckende revolutionäre Massenbewegung ausschließen, von der die italienischen Bakunisten ebenso wie die russischen

¹ Als Engels' Artikel im „Vorwärts“ erschien, war Guillaume über seine „Schmähungen“ empört. Und doch schrieb er und seine Freunde, die durch den Mund von Matteucci dem Kongreß als die einzig richtige Taktik die insurrektionelle empfahlen, daß die Sozialisten der „Plebe“ Kongresse veranstalten, wo „Herren in schwarzen Handschuhen und Seidenhüten von der Notwendigkeit reden, das Los des Volkes durch Bildung zu verbessern, durch Genossenschaftsbildung, das allgemeine Wahlrecht und anderen Schwindel“.

Und Guillaume schrieb einmal über Engels: „Herr Engels ist ein reicher Fabrikant, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat; er ist gewohnt, die Arbeiter als bloßes Futter für Maschinen und Kanonen zu betrachten. Das erklärt seine Lehren und seine Ausdrucksweise.“

² Kaum einen Monat nach dem Artikel von Engels, im April 1877, kam es zu einem neuen Putschversuch der Bakunisten unter Führung von E. Cafiero und unter Mitwirkung von Krawtschinski (später Stepania). Es ist der beneventer Aufstand, der, so unglücklich er war, wieder einen glänzenden Beweis der Hingebung und der Opferfreudigkeit der italienischen Revolutionäre lieferte.

immer wieder träumten, ohne ſie zu erreichen. Der alte Glaube, daß das „Volk“ fertig iſt, daß nicht nur ſeine „Interellen“, ſondern auch ſeine „Meinungen“ für „uns“ ſind, daß „wir“, die Sozialiſten, gar nicht dem „Volke“ unſere „Meinungen“ aufzuzwingen brauchen, zerſchellte an der graufamen Wirklichkeit. Es iſt kein Zufall, daß auch in Italien wie in Rußland die Bakuniſten die erſten waren, die Sozialdemokraten wurden und in der an die unmittelbaren Interellen der Arbeiterklaſſe anknüpfenden ſozia-liſtiſchen Maſſenagitation das mächtigſte Mittel einer revolutionären Propa-ganda ſehen lernten. Und die erſten, die dieſen Schritt machten, waren dieſelben Männer, die noch im Jahre 1872 gegen Marx und Engels die An-flage erhoben, daß ſie wiſſentlich die Statuten der Internationale fälfchten, um dem Proletariat ihr Programm, die Einheit des politiſchen und öko-nomiſchen Kampfes der Arbeiterklaſſe aufzudrängen. Es waren die „Deflaſ-fierten“, der „Student“, „Literat“ und „Kommiſ“ Andrea Coſta und der „verkommene Junker“ Carlo Cafiero, zwei der edelſten Geſtalten des italieniſchen Sozialismus.

Noch ein paar Worte über die Artikel von Engels und Marx. Bildet der erſte ein Meiſterſtück auf dem Gebiet der populären Agitationsliteratur — gedrungen, klar, einfach —, ſo iſt umgekehrt Marx' Artikel in dieſer Be-ziehung mißlungen. Seine Pointe konnte für die italieniſchen Leſer kaum verſtändlich ſein. Wenn er in ſeiner ſarkastiſchen Darſtellung der Bakuni-fierung zeigen will, daß ihre „revolutionäre Initiative“ die Maſſen zum Daſein einer Herde von Schafen verurteilt, ſo konnten die Bakuniſten in dieſer Darſtellung nichts als eine neue „Verleumdung“ erblicken.

Auch ſeine Polemik gegen Proudhon war für die italieniſchen Leſer ſchwer verſtändlich. Im Grunde hatte er recht; ſo hat Coſta noch auf dem Internationalen Sozialiſtenkongreß in Gent (1877) erklärt, daß für Italien die Gewerſchaften keine ſolche Bedeutung hätten wie in anderen Ländern, daß ſie eher ein Hindernis für den Sozialismus bildeten. Aber Marx hätte, um ſich ſeinen italieniſchen Leſern verſtändlich zu machen, nicht an Proudhon anknüpfen ſollen, in dem er den Lehrer Bakunins treffen wollte.

Doch wenn auch der Artikel als populäre Leſtüre für italieniſche Arbeiter der ſiebziger Jahre mißlungen war, an ſich behält er ein Interesse noch jezt. Nicht nur als neuer Beweis, wie hoch Marx die „Gegenwartsarbeit“ ſchätzte, wie leidenschaftlich er die Arbeiterkoalitionen gegen die „Väter“ des mo-dernen revolutionären Syndikalismus verteidigte, die heute noch im Streif nur eine modernifizierte Form des alten „Butſches“ ſehen. Er iſt auch nicht nur ein neuer Beweis dafür, wie oft bei Marx die tiefe Sympathie für die Leiden der Arbeiterklaſſe ſich in Worten der Entrüftung äußerte, nicht nur gegen deren offene Feinde, ſondern auch gegen jene Freunde, die ſich an ihrer erlöſenden „revolutionären Initiative“ berauſchen und ſie als Mittel ausſchreien, dabei aber dieſelben Maſſen, von denen ſie ſo viel ſprechen, „einst-weißen“ ihrem ſchwereren Schickſal überlaſſen.

Marx' Artikel bildet außerdem noch den Abſchluß ſeiner Polemik gegen Proudhon, die er mit dem „Elend der Philoſophie“ ſo glänzend angefangen hat. Wieder einmal zeigt er, an der Hand des poſthumen Werkes Proudhons, welch tiefe prinzipielle Klüft — ungeachtet aller revolutionären Phra-seologie — den kleinbürgerlichen Sozialismus von dem proletariſchen Sozialismus trennt. In der Proudhonſchen Rechtfertigung des Nieder-

schießens der Arbeiter bei einem Streik mochte man nur ein Paradoxon erblicken, in dem die totale Unfähigkeit, die Bedeutung der Koalitionen zu erfassen, und die Verblendung eines Propheten, der in seinem „konstituierten Wert“ das Wundermittel für die ganze leidende Menschheit entdeckt zu haben glaubte, einen nicht sehr glücklichen Ausdruck fanden. Wir haben aber seitdem schon oft das Schauspiel erleben müssen, wie in Frankreich die Arbeiter der „Republik“ geopfert wurden. Wie oft haben die Millerand und die Briand sich als Brutusse gefühlt, die die Arbeiter niederstießen müssen, um die Republik zu retten!

(Schluß folgt.)

Harry Quelch.

Von Hg. Moststein.

Genau fünf Wochen nach dem Hinscheiden Bebels hat der Tod auch in England einen der Besten unserer Reihen unbarmherzig entrißen. Am 17. September starb nach langer und schwerer Krankheit Harry Quelch. Im Ausland kannte man nur den Namen. Aber auch den englischen Arbeitermassen war er nicht viel mehr als ein Name. Und das ist das Tragischste in seinem Schicksal. Genau dreißig Jahre — seit jener Stunde, als er, durch einen Vortrag Hyndmans angeregt, sich der damaligen Demokratischen Föderation anschloß — war er in den vordersten Reihen jenes Häufleins von Männern und Frauen gestanden, die von dem heiligen Glühen der modernen sozialistischen Ideale durchdrungen waren. Vorher hatte er alles durchkosten müssen, was einem in Elend und Not geborenen Proletariersohn bechieden ist. Bereits von seinem zehnten Jahre an mußte er, ein armes Dorfkind in Welfordshire, sein kümmerliches Brot durch schwere Arbeit in einer Tapezierwerkstatt erwerben, später wurde er Girtenknaube und Milchausträger, dann, im vierzehnten Lebensjahr, kam er nach London und arbeitete eine Zeitlang in einer Zwiebackfabrik, bei einem Abbecker, in einer Eisengießerei, und erst anfangs der achtziger Jahre gelang es ihm, in einem Tapetengeschäft einen halbwegs auskömmlichen Posten zu bekommen. Er war damals noch keine 25 Jahre alt und besaß begreiflicherweise nur eine sehr dürftige Bildung. Aber unter den schweren Hammerschlägen des Lebens waren sein Geist gereift und sein Wille gestählt worden, und sobald er sich seines Brotes sicher fühlte, warf er sich in das öffentliche Leben. Die liberale Tyrannei in Irland war es, die ihm wie so vielen anderen den ersten politischen Anstoß gab; unmittelbar aber war es, wie gesagt, ein sozialdemokratischer Vortrag Hyndmans, der ihn auf seinen Lebensposten stellte. Ihm ist er die ganzen dreißig Jahre hindurch mutig treu geblieben. Mit einer wunderbaren Energie holte er das Versäumte in seiner Bildung nach; er erlernte sogar die französische Sprache, speziell um den ersten Band des „Kapitals“ (der damals noch in englischer Sprache nicht vorhanden war) zu studieren, und entwickelte sich allmählich zu einem der wissendsten unter allen englischen Sozialisten, zu einem glänzenden Redner und fesselnden Schriftsteller. Als die „Justice“ anfangs 1884 gegründet wurde, übernahm er zuerst mit Hyndman und dann allein deren Redaktion und blieb in dieser Stelle, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu seinem endgültigen physischen Zusammenbruch im Frühjahr dieses Jahres. Zugleich war er bis vor kurzem der Ge-

schäftsleiter der Parteidruckerei, der Twentieth Century Press, die im Jahre 1891 gegründet wurde, und die er unter schwerster Selbstaufopferung und trotz unfäglichen Schwierigkeiten buchstäblich aus nichts schließlich doch zu einem soliden Geschäft gemacht hat. Damit nicht genug, war er die ganzen dreißig Jahre mit einer ganz kurzen Unterbrechung tätiges Mitglied des Parteivorstandes; er gründete 1889, nach dem berühmten Dockerstreik, die Labour Protection League, und war zweimal Vorsitzender des Londoner Trades Council. Er wirkte auch tätig in seiner eigenen ursprünglichen Gewerkschaft, der Printers' Warehousemen Union, deren Mitglied er bis zu seinem Tode blieb, und vertrat sie auf mehreren Kongressen der Labour Party. Er war Delegierter auf allen internationalen sozialistischen Kongressen und übersehte das „Glend der Philosophie“ ins Englische. Seiner Feder entsprangen noch eine Reihe kleiner Broschüren über ökonomische und politische Gegenstände, und er war von Anfang bis zu seinem Tode Redakteur der Monatschrift „Sozialdemokrat“, jetzt „The British Socialist“. Neben all dem fand er Zeit für die mündliche Agitation und für alle möglichen Kandidaturen. Er war einer der tätigsten und erfolgreichsten Redner für die Partei, und noch kurz vor seinem Zusammenbruch hatte er schon alle seine von sonstigen Pflichten freien Tage für neun Monate im voraus für öffentliche Versammlungen vergeben.

So war sein Leben, seit er sich der sozialistischen Bewegung angeschlossen hatte, eine unermüdliche und nie rastende Arbeit für die Sache. Ein Privatleben kannte er kaum. Auch Vergnügen und Zerstreuung waren ihm unbekannt. Nie erlaubte er sich irgendwelche Ferien, und selbst wenn ihn die Pflicht eines Delegierten nach dem Festland trieb, weilte er dort keinen Tag länger, als es absolut notwendig war. Und doch war er ein Mensch mit einem sonnigen und lebensfreudigen Temperament, der nichts so tief verabscheute als Asketentum und Puritanismus. Aber das Pflichtgefühl und die Hingebung an die sozialistische Sache waren bei ihm so scharf ausgeprägt, daß er seiner Arbeit für die Bewegung alles andere auf der Welt unterordnete: wußte er doch, wie knapp die Zahl der Kräfte im Dienste des Sozialismus in England war! So war sein ganzes Leben, wie gesagt, seiner großen Sache gewidmet wie kaum das eines anderen — und doch mußte ihn, als er seiner Sterbestunde entgegenging, das bittere Bewußtsein erfüllen, daß alles, was er in seinem heiligen Eifer geleistet hat, ohne sichtbare Früchte geblieben ist und nicht einmal die Anerkennung derer gewinnen wird, für die er sein Leben hingegeben hat.

War es seine persönliche Schuld? War er nicht genug fähig, nicht genug begabt, fehlte es ihm an etwas, was es seiner Persönlichkeit ermöglicht hätte, der Geschichte den Stempel seines Geistes schärfer aufzuprägen? Wer ihn näher kannte, weiß, daß dem nicht so war. In jedem anderen Lande hätte Quelch zu einer der glänzendsten und einflußreichsten Figuren unserer großen internationalen Bewegung werden können. Sein klarer Kopf, seine großen Kenntnisse, sein warmes proletarisches Herz, sein revolutionäres Temperament und seine rednerische und schriftstellerische Begabung — sie hätten ihn zu einer der schönsten Zierden des internationalen Sozialismus gemacht, wenn — ja, wenn er eben in einem anderen Lande gewirkt hätte! In England aber, wo das Proletariat auf politischem Gebiet noch immer von bürgerlichen Auffassungen durchseucht ist, waren seine glänzenden Begabungen,

in den Dienst des Sozialismus gestellt, nicht am Plage, und was er gesät hat, fiel auf steinigem Boden. Freilich wird die Saat doch einst eine Ernte bringen, und schon jetzt merkt man die ersten Blüten. Aber die Blüten werden von selbstzufriedenem Vieh verzehrt, das dadurch fett und glatt wird, und die Ernte wird durch andere Hände eingeheimst werden als jene, die so treu und so unermüdlich die Saat gestreut haben.

Und darin liegt das Tragische im Schicksal Quells, von dem wir eingangs gesprochen haben. Daß er sich dieses Tragischen selbst bewußt war, wissen alle seine Freunde. Sie wissen aber auch, daß dieses Bewußtsein in keinem Augenblick seine Arbeit und seine Hingabe an die Sache gestört hat. Dazu gehört ein Selbstenmut, wie ihn selbst unsere große Sache nur in ausgewählten Naturen hervorbringen kann. Dreißig Jahre hindurch auf dem Posten zu stehen, gegen das ungünstigste Schicksal zu streiten, dabei Opfer auf Opfer zu bringen, niemals zu wanken und eine Belohnung weder zu bekommen noch auch nur zu erwarten — alles dies nicht in dem bengalischen Lichte der weiten Öffentlichkeit, sondern fast in dunkler Zurückgezogenheit —, das konnte Quell und mit Quell nur noch einer in England, dessen moralische Größe noch weniger als die von Quell selbst in der sozialistischen Welt bekannt ist. Am Samstag den 20. September trug man den kaum 56 Jahre alten Führer und Freund zu seiner ewigen Ruhestätte. Eine für die englischen Verhältnisse geradezu ungewöhnlich große Schar begleitete den Sarg, und tiefe Trauer lag auf den Tausenden Gesichtern. Als man den Sarg hinabsenkte, flatterte die rote Fahne über dem offenen Grabe, und da sprach jener treue Gefährte des Verstorbenen das Wort, das das Richtige traf: „He was a son of the people“ — Er war ein Sohn des Volkes!

Das neue Irland.

Von J. Röttgen.

Die Ereignisse, die sich in den letzten Wochen in Dublin zugetragen, weisen mit genügender Deutlichkeit auf die Periode der Klassenkämpfe, die dem neuen, sich selbst verwaltenden Irland bevorsteht. Daß solche Kämpfe kommen mußten, ist ziemlich allgemein zugegeben worden. Die englischen Liberalen haben mehr als einmal auf den bevorstehenden Zusammenschluß der irischen Arbeiterschaft hingewiesen. Die weitsichtigeren irischen Nationalisten haben die Wahrscheinlichkeit dieser Entwicklung selbst zugestanden. Und in Arbeiterkreisen Großbritanniens ist es gerade die Hoffnung auf einen solchen Umschwung, die das britische Proletariat so energisch für die irische Selbstverwaltung eintreten läßt. Nach der Lösung der Agrarfrage und des Selbstwaltungsproblems, so sagte man sich, muß die bedrängte Lage der Lohnarbeitermassen in den Vordergrund der irischen Politik treten. Nachdem man den Bauern das Land verkauft, werden ländliche wie städtische Arbeiter sehen, daß für sie bei dieser Transaktion nichts abgefallen ist. Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt: das war der Gedanke, der dem leidenschaftlichen Kampfe des irischen Volkes um die Landfrage in den Städten zugrunde lag. Von der Lösung dieser Frage hoffte man die wirtschaftliche Gesundung des armen Landes. Dem Arbeiter geht es schlecht, weil es den Bauern so elend geht, meinten die irischen Proletarier. Die Enttäuschung, glaubte man,

werde die irischen Lohnarbeiter bald zu einer klareren Erkenntnis ihrer Lage bringen, wobei die Einführung der Selbstverwaltung, die Beseitigung des nationalistisch-klerikalen Nebels, der bisher alle Orientierungsversuche der irischen Arbeiter unmöglich machte, nur fördernd wirken könne.

Früher und mächtiger, als man gedacht, ist die Selbstständigkeitsbewegung des irischen Proletariats zum Durchbruch gekommen. Es ist, als ob eine Krankheit — eine Krankheit des Kapitalismus —, deren Symptome man vorher durch allerlei nationalistische und klerikale Pflästerchen zu verdecken oder zu vertreiben versuchte, nun mit einem Male heftig und unwiderstehlich zum Ausbruch käme. Daher auch die wütenden Versuche der Herrschenden, den ungebetenen Gast mit Knüppel und Säbel zu vertreiben. Die irische Arbeiterbewegung ist organisch der nationalistischen Bewegung entwachsen. Der irische Transportarbeiterverband, der Träger der Bewegung, der wie ein Magnet alle sogenannten ungelerten Arbeiter des Inselreiches anzieht, hat seinen Ursprung in einer Abspaltung von einem der zahlreichen Dockarbeiterverbände Großbritanniens. James Duffin, der Führer des irischen Transportarbeiterverbandes, war früher Organisator eines Zweigvereins eines britischen Dockarbeiterverbandes in Irland. Unter dem Einfluß der allirischen Bewegung sagte er sich von dem britischen Verband los und gründete den irischen Transport- und Hilfsarbeiterverband (1908). Man könnte hier in Versuchung geraten, von einer separatistischen Bewegung zu reden. Aber die Bezeichnung scheint kaum zulässig in einem Lande, wo es noch keine zentralisierte Gewerkschaftsbewegung gibt oder gegeben hat. Damals standen viele intelligente irische Arbeiter unter dem Einfluß der Sinn-Fein- oder allirischen Bewegung oder gehörten ihr als hervorragende Mitglieder an. Der Kampfruf „Irland für die Irländer“ galt auch für die gewerkschaftliche Bewegung. Inzwischen hat die Sinn-Fein-Bewegung sehr nachgelassen; sie hat die Arbeiterführer verloren und hat sich zu einer hochschulzöllnerischen Bewegung unter bürgerlicher Leitung entwickelt. Die sich anfänglich demokratisch und antiklerikal gebärdenden Sinn-Feiner gleichen heute den deutschen Reichsparteilern oder Nationalliberalen. In demselben Maße, wie die Begeisterung der Arbeiter für die allirische Bewegung abflaute und der Enttäuschung Platz machte, stieg das Interesse für die gewerkschaftliche Bewegung, das durch die Aufwallungen in Großbritannien immer neu angeregt wurde. Es ist schwer, in der Geschichte eine Parallele zu den Vorgängen zu finden, die sich in den letzten fünf Jahren in Irland zugetragen. Hier sehen wir, wie eine Gewerkschaft den Versuch unternimmt, die Hilfsarbeiter aller möglichen Betriebe zu organisieren, die von den kleinen aristokratischen Gewerkschaften vernachlässigt oder zurückgewiesen worden sind. Zu Tausenden strömen ihr die Mitglieder zu: Fabrikarbeiter, Bauhilfsarbeiter, Hafenarbeiter, Straßenbahner, Landarbeiter und andere. Es gelingt ihr, namhafte Erfolge zu erringen. Innerhalb fünf Jahren erhöht sie die Löhne ihrer Mitglieder durchschnittlich um 25 Prozent; neun Zehntel der Landarbeiter der Grafschaft Dublin schließen sich ihr an und erreichen ohne Kampf eine Lohnerhöhung von 11 Schilling wöchentlich auf 17 Schilling, eine ganz gewaltige Verbesserung der Lebenshaltung, wenn man bedenkt, von welchem niedrigerem Niveau der Aufstieg stattfand. Die Resultate dieser Entwicklung waren auf der einen Seite eine rege, begeisterte Betätigung der irischen Arbeiterschaft auf gewerkschaftlichem wie auf politischem Gebiet und auf der

anderen Seite der enge Zusammenichluß der Arbeitgeber, die sich zuvor auf die einschläfernden Wirkungen der nationalistischen und klerikalen Lehren verlassen konnten.

In erster Hinsicht waren es wohl die erreichten gewerkschaftlichen Erfolge, die zu dem allgemeinen Angriff der Arbeitgeber Dublins auf die Transportarbeitergewerkschaft geführt haben. Der Organisation war es gelungen, die Löhne ihrer Mitglieder bedeutend zu erhöhen und den geknechteten irischen Arbeitern neue Hoffnung und neuen Mut einzuflöhen. Der Erfolg des Transportarbeiterverbandes war seine große Sünde. Daneben aber hatte er die Arbeitgeber auch durch seine Taktik gereizt, die mit seiner eigenartigen Zusammenziehung eng in Verbindung steht. Durch Boykott und Sympathiestreik war mancher Arbeitgeber mit in einen Streit gezogen worden, der ihn direkt nichts anging. Möglich, daß diese Gereiztheit den einen oder den anderen bewogen hat, mit in den Kampf gegen die Transportarbeiterorganisation zu ziehen. Aber die Klagen über die willkürliche und unverantwortliche Leitung des Transportarbeiterverbandes sind sicher nicht bei dem Anführer der Unternehmer ernst zu nehmen. Dieser Mann klagt über den Kontraktbruch der Gewerkschaft und hat noch nie eine wirkliche Gewerkschaft anerkannt. Überhaupt sind die Anklagen der Arbeitgeber gegen die Transportarbeitergewerkschaft sehr unbestimmt gehalten. Sie dienen dazu, beim Publikum im allgemeinen und bei den altmodischen britischen Gewerkschaftlern Stimmung gegen die Dubliner Arbeiter zu machen. Daher auch die beständig wiederholte Erklärung der Arbeitgeber, sie kämpften gegen den Syndikalismus. Früher sagte man im Vereinigten Königreich, wenn man eine Bewegung diskreditieren wollte: Das ist Sozialismus. Seitdem das Wort Sozialismus durch häufigen Gebrauch seine Schrecken verloren hat, hat man ein neues Wort dafür entdeckt. Dies muß hier besonders erwähnt werden, da die deutsche bürgerliche Presse meist kritiklos die mit kluger Berechnung vorgebrachten Entstellungen der englischen kapitalistischen Presse als Tatsachen wiedergibt. Zur Beleuchtung der wirklichen Sachlage mag hier angeführt werden, daß den unbestimmten Anschuldigungen der Arbeitgeber die bestimmte Erklärung des Generalsekretärs der Arbeiter gegenübersteht, daß der Transportarbeiterverband noch nie gegen den Geist oder den Buchstaben eines eingegangenen Vertrags gehandelt hat.

Die Arbeitgeber der Stadt und der Grafschaft Dublin sind entschlossen, dem irischen Transportarbeiterverband den Garaus zu machen. Wie wird dieser Kampf auf Leben und Tod enden? Was wird nach ihm kommen? Es ist leicht möglich, daß der Kampf bei ungenügender Unterstützung durch die englischen Arbeiter mit einer Niederlage des Transportarbeiterverbandes endet. Aber selbst in diesem Falle werden die Dinge in Irland nie wieder das sein, was sie gewesen. Die städtischen und ländlichen Arbeiter haben den Nutzen der gewerkschaftlichen Bewegung erprobt. Sie haben sich eine politische Arbeiterbewegung geschaffen, die sich ansieht, in der irischen Politik eine große Rolle zu spielen. Und vor allen Dingen haben die Ereignisse der letzten Wochen die ganze Hohlheit der nationalistisch-klerikalen Prätexten dargetan. Priester und Patrioten eifern gegen die Sozialisten Karfin, Connolly und andere Führer der Arbeiter. Engländerfressende Patrioten und englische Bureaukraten kämpfen Schulter an Schulter für das Interesse des Kapitals. Und kein Wunder. Haben doch die „unterdrückten“ Nationalisten

und die „unterdrückenden Fremdlinge“ in diesem Kampfe dieselben Interessen. Man wird sich erinnern, daß der direkte Anlaß zu dem Ausrottungskrieg gegen die Transportarbeitergewerkschaft die Aussperrung von 200 Angestellten der Dubliner Straßenbahngesellschaft war, die von dem mächtigen Herrn Murphy, dem Führer der Arbeitgeber, beherrscht wird. Die Leute wurden ausgesperrt, nur weil sie dem Transportarbeiterverband angehörten und sich weigerten, ihrer Gewerkschaft den Rücken zu kehren. Darauf verhängte der Verband den Streik über die Gesellschaft, und der Oberschlichter antwortete mit einer Kriegserklärung der gesamten Unternehmerrschaft. Zu den Aktionären dieser Gesellschaft gehören nicht allein sieben irische Parlamentsmitglieder und drei Stadtväter Dublins, sondern auch die Frau des permanenten Unterstaatssekretärs für Irland Sir James Dougherty, in dessen Händen der englische Statthalter nur eine Gliederpuppe ist; ferner der Hauptmagistrat der Stadt Dublin, der die Versammlung in O'Connell Street verbot, und der Kronanwalt, der den Genossen Larkin und Connolly wegen harmloser Reden den Prozeß machte und sie ins Gefängnis brachte.

Diese Interessengemeinschaft zwischen Unternehmertum und Bureaucratie erklärt zur Genüge, weshalb der Polizeiknüppel so bereitwillig aus dem Futteral tangte. Und wo sind jetzt, da man sie brauchen könnte, die demokratischen Mitglieder der Nationalistischen Partei? Diejenigen, die die Arbeiter nicht lästern, sind stumm. Ihre Hauptwahlorganisation, der „Ancient Order of Hibernians“ hat eine gelbe Straßenbahnerorganisation ins Leben gerufen, die vielleicht das Vorbild für andere katholische Arbeitervereine abgeben wird. Wie können diese Herren, die von den Leuten abhängen, denen der Transportarbeiterverband mehr Lohn abtrogen will, auch die Interessen der Lohnarbeiter vertreten?

Ohne daß man draußen viel davon merkte, haben sich diese Gegenkräfte in Irland herausgebildet. Als bewußter Vertreter der besitzenden Klassen tritt die katholische Geistlichkeit auf, die alle Fäden der nationalistischen Wahlorganisation in ihren Händen hat. Sie hat in den letzten Jahren viel gegen den Sozialismus geschrieben und gesprochen. Ihr antworten die irischen Sozialdemokraten, die in dem früheren Fuhrmann Connolly wohl ihren besten Schriftsteller haben. Es ist bewundernswert, zu sehen, mit welchem Geschick Connolly die Theorien des Sozialismus auf die irischen Verhältnisse anwendet. In seinem Werk „Labour in Irish History“ hat er einen Versuch gemacht, die Methode der materialistischen Geschichtsauffassung auf die irische Geschichte anzuwenden. Das Werk verrät großen Scharffinn. Es ist jedoch nur eine Skizze und soll es auch nur sein. Nicht minder interessant ist seine 66 Seiten umfassende Broschüre „Arbeitschaft, Nationalität und Religion“. Sie ist eine vorzügliche Polemik gegen die Fastenpredigten zur Widerlegung des Sozialismus, die der Jesuit Kane im Jahre 1910 in Dublin hielt. Die Klugheit, mit der der mit reichlichen geschichtlichen Kenntnissen ausgestattete Connolly hier gegen den keineswegs unbelesenen Jesuitenpater polemisiert, läßt vermuten, daß die Gesellschaft Jesu in dem Verfasser einen verlorenen Zögling beklagt. Das Schriftchen ist ein dankbarer Agitationsstoff für die intelligenteren katholischen Arbeiter. Vielleicht würde sich eine Übersetzung und Bearbeitung für deutsche Verhältnisse lohnen. Aus dieser ziemlich weitverbreiteten Broschüre, in der sich Sozialismus und Antisozialismus Rede und

Antwort stehen, erhellt wohl am besten, was der Inhalt der Politik des neuen Irland sein wird. Schwächer und schwächer ertönt in dem politischen Orchester das nationallistische Thema und macht den immer mächtiger anschwellenden Tönen der Arbeitermarzialaise Platz.

Die Parteipresse auf dem Parteitag.

Von **Arno Franke**.

Man kann dem Berichterstatter des Parteivorstandes auf dem Parteitag beistimmen, wenn er die geringe Mitgliederzunahme unserer Parteiorganisation nicht besonders tragisch nimmt. Dagegen wäre es verderblich, wenn man die Augen verschließen wollte vor einer viel ernsteren Erscheinung: der wenn auch unwesentlichen Abnahme der Abonnentenziffer unserer Parteipresse. Der Parteitag hat sich der Bedeutung dieser Erscheinung auch nicht verschlossen. Er hat die Parteipresse in ihrer heutigen Gestalt — recht derb kritisiert. Wir hörten, was wir bereits im vorigen Jahre gehört haben, wir hörten wieder das schöne Wort „Uniformität“, und wir hörten, daß Genossen aus gutbesetzten Redaktionen sich mißfällig über die Arbeit ihrer Kollegen in weniger günstigen Positionen aussprachen. Der Genosse Adolf Braun ging so weit, 78 von den 80 täglich erscheinenden Parteizeitungen als Schablonenarbeit hinzustellen. Ja er tat noch ein übriges, indem er die Ansicht äußerte, daß es, genau besehen, nicht zu rechtfertigende Verschwendung sei, für die Redakteure dieser 78 Blätter Gehälter auszumerzen. Bedauerlich ist, daß seine Ausführungen in der Wissenschaft der aufgehenden Welt eine irritierende Lücke hinterlassen haben: ob die in Nürnberg erscheinende „Fränkische Tagespost“ den 78 oder den zwei Parteiblättern zuzuzählen ist.

Man kann sich über die Unklarheit in diesem Punkte nur dadurch trösten lassen, daß Genosse Braun die Welt auch noch über anderes im unklaren gelassen hat. Besonders über die Hauptsache: die Ursache der gerügten Übelstände und die Mittel zu ihrer Eindämmung und Abschaffung. Denn Übelstände bestehen, wenn sich auch die Ausführungen des Genossen Braun und anderer Kritiker unserer Presse in unzulässigen Übertreibungen und Verallgemeinerungen gefielen.

Die sozialdemokratische Presse hat der bürgerlichen gegenüber einen schweren Stand. Sie kann zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe der Erörterungen schwieriger theoretischer Probleme nicht entraten, sie muß die Dinge tiefer fassen, sie muß viele volkswirtschaftliche und sozialpolitische Fragen behandeln, deren Lektüre selbst bei glänzender Meisterung des Stoffes für den Durchschnittsleser nicht die Kurzweil bietet wie die feuilletonistisch schillernden Schwägereien, mit denen die mittlere bürgerliche Presse, besonders die Generalanzeigerpresse auch ihren politischen Teil füllt. Im Gegenteil, für die Leser mit Volksschulbildung bedeutet das Gineinlesen in den Ideengehalt der sozialdemokratischen Presse Arbeit, vielfach harte, anstrengende Arbeit. Überhaupt ergibt sich die schwierigere Stellung unserer Presse im Konkurrenzkampf mit der bürgerlichen Presse aus ihrer Eigenart als Presse der kämpfenden Arbeiterpartei. Ihr Inhalt ist ohne die Schuld ihrer Redakteure mit einer Menge Stoff belastet, der in keiner Weise dazu angetan ist, bei den Indifferenten Interesse zu erregen. Ihre Eigenschaft

als Publikationsorgan der Parteiorganisation und der Gewerkschaften bringt einen Ansturm von Notizen, Ankündigungen, Aufrufen, Benachrichtigungen von Funktionären usw., der die Physiognomie der Teile, die so recht geeignet wären, der Partei Freunde zu erwerben, oft verdirbt. Diese Dinge, die immer nur einen beschränkten Personenkreis angehen, nehmen den Platz für Sachen fort, die die Zeitung populär machen könnten. Außerdem geben sie dem „Bilde“ einzelner Teile etwas Starres, Schablonenhaftes; die gleichen Überschriften kehren wieder, die gleichen Wendungen kommen, der gleiche Druck der offiziellen Notizen der Organisationen und Korporationen läßt nicht den Eindruck des Frischen und Pikanten aufkommen, den die bürgerliche und „parteilose“ Zeitungsmache in ihren Preßerzeugnissen hervorzurufen versteht — ganz zu schweigen davon, daß unserer Presse durch diesen Ballast der Platz versperrt wird, den die Konkurrenzpresse mit „interessanten“ (oder interessant gemachten) Dingen füllen kann. Hier darf den Partei- und Gewerkschaftsfunktionären der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie in vielen Fällen das Parteiblatt über Gebühr belasten und daß sie den Gegenständen der Redakteure nur schwer zugänglich sind. Konflikte, die sich aus diesem Verhältnis ergeben, werden fast immer zuungunsten der Redakteure „erledigt“, denn die Pressekommissionen sind selten geneigt, sich „organisatorischen Notwendigkeiten“ entgegenzustellen.

Soll die sozialdemokratische Zeitung an die Indifferenten herankommen, so ist eine weitestgehende Entlastung ihres Inhalts von diesem ewig gleichbleibenden, den wertvollen Inhalt überwuchernden Schriftwerk notwendig. Und dies ist bei dem heutigen Stande der Organisation möglich!

Es läßt sich nicht leugnen, daß schon die Physiognomie der meisten unserer Zeitungen eine gewisse Verknöcherung zeigt. Unsere Presse wird aber nicht an die Indifferenten herankommen, ohne ihnen ein anderes Gesicht zu zeigen. Es könnte gar nichts schaden, wenn manche Redakteure unserer Presse technisch von den bürgerlichen Zeitungen lernen wollten, die jene Leser haben, die wir haben wollen. Wenn es möglich wäre, Erhebungen darüber anzustellen, wieviel Leitartikel, die sich weit über eine Spalte ausdehnen, gelesen werden, so würden unsere „Politischen“ besser das Ende finden lernen. Und wenn sie erst wüßten, wieviel von den Lesern, die einen Leitartikel gelesen haben, in der gleichen Nummer noch einen zweiten lesen, so würden sie mit der Praxis brechen, drei und vier lange Spitzartikel hintereinander folgen zu lassen.

Die Sache steht eben so, daß man auf der einen Seite nichts erreichen wird, ohne sich auf der anderen etwas zu versagen: will man ein Blatt, das der bürgerlichen, besonders der parteilosen Presse erfolgreich Konkurrenz macht, so wird man näher auf die Bedürfnisse, auf die Auffassungsfähigkeit der Durchschnittsleser sehen müssen. Der Charakter des Parteiblattes, des Publikationsorgans, wird, soweit es mit dem Lebensinteresse der Organisation zu vereinbaren ist, hinter den des Werbeblattes zurücktreten müssen. Will man sich dazu nicht verstehen, so nützen auch die Kritiken auf den Parteitag nichts. Aber selbst Unbeeinflusst von der Fragestellung: Keines Parteiblatt oder verbendes Blatt? wird sich dem aufmerksamen Beobachter unserer Presse die Wahrnehmung aufdrängen, daß dem politischen Teil ein zu breiter Raum zugeweiht wird. Selbst geschulte Parteigenossen und eifrige Politiker stehen

heute auf dem Standpunkt, daß bei den meisten Blättern der politische Teil die anderen Rubriken in unzulässiger Weise überwuchert. Wenn dies schon Parteigenossen und treuen Lesern die Lektüre unserer Zeitungen vielfach verleidet, so kann man wohl sagen, daß bei der Werbung in den Kreisen der Indifferenten mit einem solchen Blatte *schlechterdings nichts anzufangen* ist. Daß in Zeiten politischer Hochströmung, zu Wahlzeiten oder bei der Verhandlung wichtiger politischer Streitfragen das Blatt sich völlig den politischen Notwendigkeiten unterordnen muß, ist selbstverständlich. Dann werden aber auch die Indifferenten mitgerissen. Aber solche Fälle bilden Ausnahmen. In normalen Zeiten wird man, wenn man unserer Presse die ihr zukommende Leserschaft zuführen will, den politischen Teil in den Grenzen halten müssen, die eine gedeihliche Pflege jener Ressorts ermöglichen, die geeignet sind, die breiten Schichten der Bevölkerung mit unserer Presse zu befreundeten: Lokales, Provinzielles, Unterhaltungsteil, Nachrichtendienst usw.

Es muß einmal gesagt werden: So wichtig die genannten Teile für das Gedeihen der Zeitung sind, so gering werden sie heute bei den meisten Blättern eingeschätzt. Verlag und Pressekommissionen betrachten als den Redakteur den politischen Redakteur. Was sonst noch da ist, das ist notwendig, aber ohne Bedeutung. Man läßt diese Einschätzung die übrigen Redakteure fühlen, was natürlich nicht dazu beiträgt, deren Begeisterung für ihre Aufgabe zu erhöhen. Die meisten dieser Redakteure betrachten deshalb ihre Posten als Durchgangsstationen. Sind sie tüchtige Journalisten, so geht es; der Schaffensdrang ist dann vorhanden und wird befriedigt. Ist dies jedoch nicht der Fall, dann hat der Mann eben ein Amt, das er samt seinem Ressort schlecht und recht „ausfüllt“. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch der häufige Wechsel dieser Redakteure, der in den meisten Fällen an den betroffenen Zeitungen nicht spurlos vorübergeht. Was ist die Folge? Bei den meisten Blättern wird der lokale und provinzielle Teil, das Gerichtliche und Allgemeine stiefmütterlich behandelt. Für den politischen Teil werden alle möglichen Korrespondenzen abonniert, von denen regelmäßig ein Teil in den Papierkorb wandert. Bei dem lokalen Teil langt's kaum für die notwendigen Berichte. Man werfe mir nicht vor, daß ich der Einrichtung sozialdemokratischer Generalanzeiger das Wort rede. Ein guter Lokalredakteur, dessen Ressort von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen wird, kann für die Partei unendlich viel tun, wenn er den Instinkt des Suchers hat und die Fäden bloßzulegen weiß, die alle Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens mit dem Sozialismus verknüpfen; ein mit den nötigen Eigenschaften begabter Bearbeiter des Gerichtsteils, der Frau Justitia auf ihren Irrgängen zu stellen und ihr den rechten Weg zu zeigen weiß, kann mehr Leser für das Blatt werben als der beste Leitartikler; der Provinzredakteur, der seine undankbare Aufgabe gewissenhaft erfüllt, kann für die Ausbreitung des Sozialismus Erhebliches leisten.

Man darf eben eins nicht vergessen: bei einem richtigen Parteiblatt wird alles Politik. In unserer Zeit der ausgeprägtesten Klassenscheidung und des schärfsten Klassenkampfes werden alle Vorgänge des Lebens zum politischen, sozialen Problem — wenn sie tief genug gefaßt werden, wenn der, der die hohe Mission hat, sie vor dem Forum der Öffentlichkeit zu behandeln, mit Leib und Seele Sozialdemokrat ist.

Leider muß man den Kritikern darin beipflichten, daß unsere Presse diesen Anforderungen nicht immer genügt. Betrachten wir beispielsweise das *Feuilleton*. Es ist viel Rühmens um den Unterhaltungsteil unserer Presse gewesen, und wir haben mehr als einmal begeisterte Lobsprüche von unverföhllichen Gegnern einheimfen und damit unseren Lesern unter die Augen gehen können. Und Kenner haben immer wieder die öde, flache, verderbliche *Maße* des *Feuilletons* der Generalanzeigerpresse in Grund und Boden verdonnert. Aber die parteilose Presse — ist dick und fett dabei geworden, hat es zu Riesenaufgaben gebracht. Wir aber stehen mit unserer trefflichen Zensur vor der heißen Frage: Wie kommen wir vorwärts? Es will nun schlecht zu dieser Frage passen, daß ein Parteiredakteur auf dem Parteitag feststellen mußte, daß der Parteipresse ihr Unterhaltungsteil Leser und besonders Leserinnen kostet.

Woran liegt das? Das *Feuilleton* unserer Parteipresse steht in seiner heutigen Zusammenfassung dem Gefühlleben und der geistigen Auffassungsfähigkeit der meisten Leser der Arbeiterpresse und besonders derer, die es werden sollen, fern. Das *Feuilleton* der sozialdemokratischen Presse ist leider im allgemeinen nicht populär. Die Verhältnisse, aus denen die Arbeiterpresse emporsproß, ließen eine sorgsame Pflege dieses für die Werbung so wichtigen Gebiets nicht zu. Später lehnte man sich bei der Ausgestaltung dieses Teiles an die wenigen guten bürgerlichen Blätter an. Und auch heute noch unterscheidet sich der Unterhaltungsteil unserer gut fundierten Parteiblätter wenig von dem der bezeichneten bürgerlichen Blätter. Den Notbehelf des Abdruckes von Romanen in Fortsetzungen können wir nicht entraten, aber in den meisten Fällen hat unsere Presse bei der Handhabung dieses Notbehelfes Mißgriffe zu verzeichnen. Bei unseren kleinen und mittleren Zeitungen wird das *Feuilleton* im Nebenamt verwaltet, und der Genosse, der den „Roman aussucht“, hat selten den Überblick über unsere Erzählliteratur und noch seltener über die augenblicklich vorliegende literarische Produktion, um das zu finden, was vor den Augen des Literaturkenners bezieht und doch die seltenen Eigenschaften hat, bei der Zerkleinerung in fünfzig, sechzig, ja hundert und mehr Fortsetzungen noch genießbar zu sein und dem großen Zwecke zu dienen, Fernstehende für das Blatt zu interessieren. Den Abdruck in Fortsetzungen vertragen eben nur Sachen, die viel Handlung haben, Erzählungen von straffer, epischer Gestaltung und flott fortschreitender Schreibart. Es genügt nicht, „gute“, das heißt literarisch wertvolle Dinge abzu drucken! Diese können den Zweck vollständig verfehlen, wenn unendliche Reflexionen, breite Schilderungen, „liebvolle“ Kleinmaleien sich über ganze Fortsetzungen erstrecken. Besonders die Frauen stellen an die Zeitungsromane die Forderung, daß in ihnen etwas geschieht, was die Teilnahme ihrer fühlenden Herzen erregt. Auch sollte sich der Abdruck eines Romans nicht über Quartale ausdehnen, wenn er das Interesse wachhalten soll.

Was sonst das *Feuilleton* angeht, so ist zu sagen, daß wir überhaupt noch kein *Feuilleton* haben, das sich dem Rahmen unserer Arbeiterpresse harmonisch einfügt. Die oberste Forderung, die an das Arbeiter*feuilleton* gestellt wird, muß dahin gehen, die ästhetischen Werte zu heben, die die Umwelt des Arbeiters bietet: Arbeitsvorgang, Arbeitsfeld, Arbeitsmittel, Aufenthalt (die moderne Groß- und Fabrikstadt), den Kampf des Arbeiters und

Dasein und um den Aufstieg auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Hier stehen wir durchaus noch in den Anfängen. Unsere Feuilletonisten sind kaum über die Versuche hinausgekommen, den vorliegenden gewaltigen Anregungen der großen Pfadfinder aus der Literatur und der bildenden Kunst zu folgen. Hier ist noch Arbeit zu leisten, die den Schweiß der Tüchtigsten wert ist. Die Anstellung akademisch gebildeter Feuilletonredakteure ist nicht das letzte Mittel, zu dem erstrebenswerten Arbeiterfeuilleton zu kommen. Die Genossen, denen der Unterhaltungsteil anvertraut ist, müssen Entbecker werden, man muß vorhandenen Talenten in der Arbeiterschaft Anregung und Gelegenheit zur Betätigung geben. Allzu seltene Gäste sind in unserem Feuilleton auch Humor und Satire.

Überhaupt: Es muß mehr Stimmungsgehalt in die Teile unserer Zeitungen, die geeignet sind, der Propaganda Vorschub zu leisten. Besonders im lokalen Teile müssen hier und da Stimmungsbilder erscheinen. Über lokale Vorgänge, Veränderungen im Stadtbild, verschwindende alte Stadteile, interessante oder historisch bemerkenswerte Gebäude und ähnliches.

Auch das sozialdemokratische Pressebureau hat wieder seine Kritiker gefunden. Man sollte da aber nicht die schwierigen Umstände verkennen, unter denen dieses Bureau arbeitet, und man sollte auch nicht vergessen, daß von den in diesem Institut tätigen Genossen mehr verlangt wird, als sie leisten können. Die bei dieser Einrichtung zutage getretenen Mängel liegen wohl weniger bei dem Personal als in seiner Organisation, in der Zweckmäßigkeit seiner Aufgabe. Ich habe schon früher bei einer ähnlichen Gelegenheit in den „Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse“ ausgeführt, daß ich es als die vornehmste Aufgabe des Berliner Bureaus ansehe, die Presse mit Rohmaterial zu versorgen. Wenn an den Leistungen dieses Bureaus nicht alles so ist, wie es sein sollte, dann liegt das daran, daß man von diesem Bureau verlangt, daß es Nachrichten liefere, daß es die Redaktionen informiere, und daß es diese gesammelten Nachrichten auch gleich glossiere und für die Hand des Metteurs fix und fertig mache. Hier liegt die Wurzel vielfacher Mißstände nicht nur in dem Berliner Bureau, sondern auch bei der — Parteipresse. Die Kommentierung der politischen Nachrichten raubt den Redakteuren des Pressebureaus Zeit, entzieht sie mehr als zulässig ihrer eigentlichen Aufgabe, Nachrichten herbeizuschaffen. Auf der anderen Seite macht man dem Bureau aber den Vorwurf, daß es zu wenig Nachrichten bringe, ja daß es nicht einmal das Material, das die Berliner Zeitungen bieten, völlig erschöpfe. Was liegt dann näher, als daß man die Dinge ändert und die Aufgabe des Instituts auf die Nachrichtenübermittlung beschränkt! Damit wäre gleichzeitig ein Schönheitsfehler der Parteipresse teilweise beseitigt: die Gleichförmigkeit. Für kritisch veranlagte Personen ist heute das Pressebureau geradezu eine Fundgrube. Man kann sich beklagen über den Mangel an Nachrichten, über die wenig befriedigende Glossierung der Nachrichten und über die durch die kommentierten Nachrichten hervorgerufene „Uniformität“ der Parteipresse, wie das üble Wort für eine mißliche Sache lautet. Das eng verwandtschaftliche Verhältnis zwischen diesen Möglichkeiten der Kritik zeigt schon das Ungefunde in der inneren Organisation unseres Bureaus. Man entbinde das Pressebureau von der Aufgabe, die

Nachrichten zu glossieren, und erweitere dafür sein Feld dahin, auch Auslandsnachrichten zu liefern, was sich jetzt bei der Dubliner Affäre erneut als dringende Notwendigkeit herausgestellt hat.

Die Herausgabe einer illustrierten Familienzeitschrift wäre zu begrüßen. Es ist aber nicht leicht, einzusehen, daß die Angliederung eines Inseratenteils ihr größter Fehler wäre. Jedenfalls würde eine gute Zeitschrift, die Inserate enthält und zum Preise von 10 oder 15 Pfennig geliefert werden kann, besser reüssieren als eine ohne Inserate, die 25 Pfennig kostet. Wenn man den Inseratenteil in augenfälliger Weise von dem Text trennt, so ist nicht zu befürchten, daß die Annoncen den Wert der Schrift vermindern könnten. Die Hauptsache ist: wirklich guter Inhalt und — ein Preis, der auch dem Ärmsten das Abonnement gestattet. Daß sich aber diese Bedingungen unter Ausschaltung von Inseraten einkünften erfüllen lassen, wird der Zeitungspraktiker bestreiten müssen.

Die Inseratenzentrale, die angeregt wurde, eröffnet kaum große Aussichten. Dagegen könnte von vielen Parteiblättern durch eine entsprechende Forcierung der Akquisition bedeutend mehr geleistet werden. Da liegt noch viel im argen. Gerade hier ist beste Auslese der Angestellten nötig. Nach meinen Beobachtungen scheint es auch, als ob ein sehr wesentlicher Zweig der Inseratengewinnung, die schriftliche Akquisition, wenig oder gar nicht gepflegt würde. Was hier noch alles für die Presse herauszuschlagen ist, darüber sollten einmal die Verleger untereinander weisen Rat pflegen. Da die Durchführung mancher meiner Anregungen die Aufwendung erhöhter Geldmittel zur Voraussetzung hat, so sei den nährenden Vätern der Redaktionen, den ernsten und mißtrauischen Männern hinter dem Geldschrank in gebührendem Respekt dieser Vorschlag gemacht.

Notizen.

Die Staatswirtschaft. Eine Entgegnung. In der Nummer 50 der „Neuen Zeit“ bespricht rh. mein Werk über die Staatswirtschaft und meint, daß ich die Renner'schen Gedanken nur ausführlich dargelegt habe, ohne aber Renner zu zitieren. Der „Vorwärts“ vom 10. September geht noch weiter und erklärt, daß die übernommenen Thesen bei mir kaum eine detailliertere Begründung erfahren haben. Augenscheinlich liegt hier ein Mißverständnis vor. Ich behaupte ganz entschieden, daß mein Werk die Steuerprobleme ganz anders als die Renner'sche Schrift auffaßt, im allgemeinen wie im einzelnen. Der Grundgedanke, von dem ich ausgehe, ist der, daß die Wirkung einzelner Steuerarten in verschiedenen Epochen verschieden ist. Ich untersuche dann im einzelnen die Bedeutung der Steuern im Laufe der Geschichte, wobei ich die Rolle der Steuern in der spätkapitalistischen Zeit ausführlich schildere. Was von alledem habe ich Renner entnommen?

Aber die Überwälzbarkeit der einzelnen Steuerarten finden wir bei Renner fast nichts. Er begnügt sich damit, daß er die Überwälzbarkeit von der ökonomischen Kraft der Klassen abhängig macht, ohne diese näher zu untersuchen. In einer Anmerkung meint er dann, daß die Grundsteuer „in der Regel“ nicht überwälzbar ist; wenn sie aber den Kleinbesitz drückt, dann sei sie überwälzbar, während ich zu ganz anderen Ansichten gekommen bin. Ebenso fasse ich die Wirkung der Lohnsteuern ganz anders auf usw. Daß Renner die Ertragsteuern empfiehlt, während ich die Einführung der Vermögensteuer, die speziell die Grund-

und Kartellrente treffen soll, befürworte, zeigt ebenfalls, daß unsere Ausgangspunkte nicht dieselben sind. Darf ich noch darauf hinweisen, daß Kenners Schrift die Ansichten Lassalles über die Steuern bei niemandem erschüttert haben dürfte, wie die später erschienene Schrift Wurm zeigt, während sie heute in dieser Beziehung eine radikale Änderung anbahnt?

Das einzige, was mir und Kenner gemeinsam ist, ist die Einteilung in Mehrwerts- und Lohnsteuern, die aber schon Rautsky in seiner Agrarfrage getroffen hat, dessen Ausführungen auf mich tatsächlich anregend gewirkt haben.

M. Nachimson.

Zu dieser Entgegnung teilt uns Genosse rh. mit, daß es ihm durchaus ferngelegen habe, Nachimson den Vorwurf des Plagiats zu machen. Er habe nur gerügt, daß dieser die theoretisch wichtige Broschüre Kenners nicht einmal erwähnt hat, obgleich die wissenschaftliche Absicht seines Werkes, eine Steuereheorie auf marxistischer Grundlage zu entwickeln, dieselbe ist wie die der Kennerschen Schrift. — Wir selbst hatten den betreffenden Passus der Buchbesprechung von rh. von Anfang an in diesem Sinne aufgefaßt.

Die Redaktion.

Entgegnung. In Nr. 50 der „Neuen Zeit“ vom 12. September 1913 wird meine Schrift: „Technik des Gewerkschaftswesens“ (Heft 9 der „Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung“, herausgegeben von Max Grunwald, Verlag Kadon & Co. in Dresden) von ad. br. besprochen. Mein Kritiker hat eine Reihe von Ausführungen an der Schrift zu machen, die ich als berechtigt nicht anerkennen kann. Der Kritiker fordert, daß eine Abhandlung über die Technik des Gewerkschaftswesens eine Darstellung der inneren Wirksamkeit, der Orientierung und Regulierung der Massenkräfte, ihrer Zielführung, des Gegenspiels der Kräfte, der Überwindung der Widerstände sein müßte.

Mein Kritiker irrt sich, denn das, was er wünscht, ist nicht mehr nur die Technik des Gewerkschaftswesens; sondern die Taktik, die bei einem gewerkschaftlichen Kampfe zwecks Überwindung der verschiedenen Schwierigkeiten einzuschlagen ist. Dies aber darzustellen und vielleicht auch die in Frage kommenden Grundsätze in einer Schrift oder sonstwie öffentlich zu besprechen, wäre wohl die größte Torheit, die jemand begehen kann. Ich verstehe wohl, daß der der Praxis fernstehende gewerkschaftliche Schriftsteller darüber gern etwas hätte, jedoch glaube ich nur darauf hinweisen zu brauchen, daß alle wichtigen taktischen Fragen von den Gewerkschaften nur in geschlossenen Sitzungen beraten und besprochen werden. An die Öffentlichkeit kommt immer nur ein kurzer Auszug, der verhütet, daß der wirtschaftliche Gegner zuviel Einblick in die Dinge erhält. An mehreren Stellen meiner Schrift weise ich übrigens darauf hin, daß ich „aus bekannten Gründen“ taktische Fragen nicht erörtern kann.

Im übrigen ist aber doch wohl auch zur Orientierung verschiedener Seiten des allgemeinen Gewerkschaftswesens in der Schrift manches gesagt. So bin ich der Meinung, die Frage: Was ist Streikarbeit?, die Frage: Wie wird ein Streik eingeleitet, begonnen, geführt und beendet? dürfte doch wohl neben anderem nicht ohne allgemeines Interesse sein. Diese und auch die sonstigen von mir geschilderten Dinge sind nicht nur Eigenarten der Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Wenn der Kritiker sagt, daß die innere Struktur dieser größten Verwaltungsstelle der Welt nicht allgemein gilt, so trifft diese Behauptung nicht zu. Gewiß, in der Zahlstelle der Köpfer in Welten oder der Zimmerer in Regensburg spielt sich das gewerkschaftliche Leben und Treiben einfacher ab als in der Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiterverbandes. Mein Kritiker wird demnächst vielleicht die Verhältnisse der Metallarbeiterorganisation in Rot am Sand schildern, um damit zu zeigen, wie die Dinge im allgemeinen in den Gewerkschaften liegen. Jedoch Scherz beiseite. Genosse ad. br. ist ganz gewaltig im Irrtum, wenn er

glaubt, daß das, was ich in meiner Schrift geschildert habe, nur für die Metallarbeiter in Berlin zutreffend wäre. Im Gegenteil: ich darf ohne weiteres behaupten, daß das, was ich geschildert habe, weit über den Rahmen der Verwaltungsstelle Berlin des Deutschen Metallarbeiterverbandes hinaus Geltung hat. So steht fest, daß die größeren Verwaltungsstellen anderer Organisationen in Berlin die von mir geschilderten Einrichtungen ebenfalls haben, wenn auch nicht vollständig in allen Einzelheiten, so doch dem Sinne nach und ihren besonderen beruflichen Verhältnissen angepaßt.

Bemerkt sei auch, daß zwar im Metallarbeiterverband nur der Bevollmächtigte der Verwaltungsstelle Berlin auch zugleich Bezirks- oder Gauleiter ist. Jedoch ist die Stellung der Berliner Bevollmächtigten anderer Verbände eine gleiche oder ähnliche wie die des Berliner Bevollmächtigten des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Dazu kommt weiter, daß außer der Verwaltungsstelle Berlin eine größere Anzahl Verwaltungsstellen des Deutschen Metallarbeiterverbandes sich ebenfalls die Einrichtungen geschaffen haben, die in meiner Schrift geschildert sind, und das will mehr heißen, als wie der Genosse ad. br. zugibt. Denn wenn es auch zutrifft, daß die meisten Verwaltungsstellen des Deutschen Metallarbeiterverbandes weniger wie 500 Mitglieder zählen, so ist es auf der anderen Seite auch richtig und darum von größter Wichtigkeit, daß 15 der größten Verwaltungsstellen die Mehrheit der Mitglieder des Deutschen Metallarbeiterverbandes vereinigen. Die 15 größten Verwaltungsstellen des Deutschen Metallarbeiterverbandes zählen 284 080 Mitglieder, die Verwaltungsstellen unter 500 Mitglieder (297 von 460 Verwaltungsstellen insgesamt) zählen 48 036 Mitglieder! Daraus ist zu ersehen, wie ad. br. die Bedeutung meiner Darlegung durchaus unrichtig darstellt.

Singu kommt noch, daß das Bild, das ich in meiner Schrift entrollt habe, auf den gesamten Metallarbeiterverband und andere Organisationen auch übertragen werden kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sämtliche Verbände in Gaue oder Bezirke eingeteilt sind und innerhalb dieser Bezirke die einzelnen Verwaltungsstellen die Rolle spielen wie in Berlin unsere Agitationsbezirke. Da in Berlin die Bezirksleitung auch zugleich Ortsverwaltung ist, bildet sie eben eine Provinzialbehörde für den Ort, während auswärts die Bezirksleitungen die Provinzialbehörden sind. Sie spielen für die Verwaltungsstellen des Bezirkes die Rolle wie die Ortsverwaltung für Berlin. Also eine Gleichartigkeit, die klar genug zu erkennen ist, nur eben von meinem Kritiker nicht erkannt wird.

Mein Kritiker scheint zu glauben, daß sich das gewerkschaftliche Leben in Velden, Regensburg und anderen „Weltstädten“ abspielt und es zur Beurteilung des Ganzen nötig ist, in diesen „Weltstädten“ das Leben und Treiben des wirtschaftlichen Kampfes zu kennen. Trotzdem das ja nun nicht der Fall ist, ist auch für diese kleinen und kleinsten Verwaltungsstellen das zutreffend, was über Streiks, Streikarbeit, Streikführung usw. in der Schrift gesagt wird.

Daß übrigens die Kritik des Genossen ad. br. nicht allgemein geteilt wird, geht aus der Tatsache hervor, daß im Gegensatz zu dem gewerkschaftlichen Schriftsteller ad. br. gewerkschaftliche Praktiker in einer Reihe von gewerkschaftlichen und Parteiblättern das Gegenteil über die Schrift gesagt haben. Dazu kommt, daß die engeren Landsleute des Genossen ad. br., die Wiener Metallarbeiter, zum Zwecke der Reformierung der inneren Struktur ihrer Organisation die von mir geschilderte Struktur als Muster nehmen wollen. Ferner kommt hinzu, daß man mich um die Erlaubnis ersucht hat, die von mir verfaßte Schrift ins Englische zu übersetzen, um den Engländern an der Hand des in der Schrift enthaltenen Materials praktische Vorschläge machen zu können.

An dieser Stelle kann ich auch mit einigen Worten darauf eingehen, wie ich überhaupt zur Abfassung der Schrift gekommen bin. Es kommen jährlich viele Personen und Kommissionen zu uns, die an Ort und Stelle unsere Einrichtungen

befichtigen und studieren wollen, wobei fast regelmäßig die Frage aufgeworfen wird, ob es über all diese Dinge nicht etwas Schriftliches gibt. Um diesen Fragen begegnen zu können, habe ich in der Hauptsache die Schrift verfaßt. Daneben war es ein Gefälligkeitsakt einem guten Bekannten gegenüber.

Was zum Schlusse der Kritiker sagt, sind ja nur Andeutungen. Dazu möchte ich aber bemerken, daß es mir weit lieber gewesen wäre, wenn mein Kritiker auf den materiellen Inhalt der Schrift eingegangen und nicht durch eine allgemeine Bemerkung darüber hinweggeglitten wäre.

Berlin.

Adolf Cohen.

Zeitschriftenchau.

Die Nummern 5 und 6 des „Prosvestschenie“ bringen einen Artikel von Stepanoff über „Die Affoziationen der Kleinbürgerlichen Produzenten“. Angeregt wurde der Verfasser zu dieser Arbeit durch das oft überraschend schnelle Entstehen der verschiedenartigsten Affoziationen unter der russischen Landbevölkerung, die sich nun auch allmählich zu europäisieren und an der allgemeinen Bewegung des Jahrhunderts teilzunehmen beginnt. Stepanoff beweist, daß Genossenschaft und Kapitalismus einander keineswegs ausschließen, sondern eng miteinander verknüpft sind; er zeigt, daß ein gewisser, bisweilen sogar ein ziemlich hoher Grad kapitalistischer Entwicklung die notwendige Voraussetzung der kleinbürgerlichen Genossenschaftsbildung ist, und daß andererseits diese letztere, weit davon entfernt, den Kapitalismus zu vernichten, ihn aus einem unentwickelten Stadium zu vorgefahrenen Formen führt. Das eigentliche Anwachsen der Genossenschaftsbewegung beginnt erst mit dem Augenblick, wo sie auf dem flachen Lande Verbreitung findet. Und überall konsolidiert sich die Genossenschaft als Verbindung der Produzenten und nicht als Vereinigung der Produktion. Durch die neue landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung haben wir also zu den industriellen Kartellen auch landwirtschaftliche Kartelle erhalten, wie es das Beispiel der deutschen Milchzentrale beweist. Wenn eine Affoziation Erfolg hat, verliert sie allmählich ihren ursprünglich demokratischen Charakter, sie verwandelt sich in eine Aktiengesellschaft. So erhält die Armee des Kapitalismus einen neuen Zuwachs. Die Genossenschaftsbildung führt nicht zur Sozialisierung, sondern sie überwindet die Kleinbürgerliche Opposition gegen den Kapitalismus und schafft dadurch die Voraussetzung dafür, daß der Klassenkampf gegen das kapitalistische System auf erweiterter Basis durchgeführt wird.

В. Тschuschoi bietet eine „Übersicht über die Arbeiterbewegung“ während der Monate Februar, März und April. Hinsichtlich politischer Streiks sind anzuführen der Streik der Arbeiter der Schiffswerften von Nikolajeff gelegentlich des 19. Februar, das heißt der Abschaffung der Leibeigenschaft, sowie die Streiks, die dem Jubiläum der Dynastie Romanoff folgten, und die durch die Weigerung einiger Arbeitgeber, ihren Arbeitern diesen freien Tag (den 21. Februar) zu bezahlen, hervorgerufen wurden. Der traditionelle Streik wegen der Lena-Ereignisse (am 4. April) hat ungefähr 120 000 Streikende, und zwar 85 000 davon in St. Petersburg zusammengeführt. Der 1. Mai wurde in St. Petersburg von 250 000 Streikenden gefeiert (sogar die Fabrikinspektion gibt für die großen Fabriken mehr als 100 000 Arbeitseinstellungen an); es war beinahe ein Generalstreik. Selbst in Moskau hat die Zahl der Streikenden trotz der Textilarbeiteraussperrung 20 000 bis 30 000 betragen. Die wirtschaftlichen Streiks waren während dieser drei Monate ebenfalls zahlreich; die Zahl der Streikenden erreicht 72 500, von denen viele zur Kleinindustrie, besonders zu den Schneidern, Goldarbeitern ufm. gehören. Ungefähr 30 000 Arbeiter haben sich nur aus Solidaritäts- und Ehrgefühl am Streik beteiligt, was für die gegenwärtige Geistesverfassung des russischen Proletariats sehr charakteristisch ist.

Allegejeff spricht in dem Artikel „Die Arbeiterbewegung“ von den Streiks, die im Monat Juni stattgefunden haben. Am meisten charakteristisch sind die politischen Streiks, und zwar zunächst der Streik infolge der Verurteilung der Matrosen der baltischen Flotte (wie man weiß, ist diese etwas verdächtige Sache zum großen Teil von Lockspiegeln hervorgerufen worden). In St. Petersburg, das wie immer vorangeht, gab es am 18. und 19. Juni ungefähr 70 000 Streikende; der Streik hat sich dann über Moskau, wo es 10 000 bis 12 000 Arbeitseinsteller gab, verbreitet, sowie auch über die baltischen Provinzen, wo alle großen Betriebe bis zum 29. Juni zum Stillstand gebracht wurden. Am 1. Juli begann der Proteststreik gegen die Verfolgung der sozialistischen Presse. Bei den wirtschaftlichen Streiks zeigt sich immer deutlicher das Bestreben, die Provinz mit in die Bewegung hineinzuziehen. Im Monat Juni gab es allein in den drei Provinzstädten Lodz, Warschau und Riga mindestens 80 000 Streikende. Der großartige Streik der Textilarbeiter in Lodz umfaßte ungefähr 50 000 Streikende; 22 000 Schuhmacher stellten in Warschau die Arbeit ein; mehr als 20 000 Arbeiter streikten in den Manganiminen von Tschiaturch (Gouvernement Kuttais). Sehr interessant war der Streik der Angestellten des Handelshauses Wtoroff, der 15 Städte Sibiriens umfaßte. Die Streikbewegung gewinnt sogar Berufe, die vorher noch nicht gestreikt hatten, besonders viele Zweige des Handwerkes. Mit einem Worte: das Proletariat wird durch die Verhältnisse zu einer Bewegung von allgemeinem Charakter und mit allgemeinen Zielen gedrängt — es ist dies das Vorpiel einer großen Klassenbewegung des Gesamtproletariats. In dieser Beziehung ist die Resolution der Textilarbeiter von St. Petersburg von großem Interesse: nach einer Reihe teilweiser Niederlagen hat die Versammlung der Delegierten die Auflösbarkeit des Einzelstreiks anerkannt und sich für das Prinzip eines Generalstreiks im Textilgewerbe ausgesprochen. Freilich ist der Wunsch noch weit von der Verwirklichung entfernt, aber der Geisteszustand, der sich in einer solchen Beschlusfassung zeigt, ist interessant. Alle Berufsvereine haben Erfolge zu verzeichnen gehabt: der Textilarbeiterverein in St. Petersburg hatte zum Beispiel zu Anfang des Jahres 1912 nur 300 Mitglieder, die pünktlich ihre Beiträge zahlten; im Januar 1913 betrug die Zahl der Mitglieder 643; der Holzarbeiterverein stieg von 14 Mitgliedern im Jahre 1912 auf 700 im Jahre 1913; bei den Bäckern haben wir an Stelle von 480 Mitgliedern deren 1530 usw. Mit der Ausdehnung der Streiks wachsen auch die Gewerkschaften. Abgesehen von Petersburg, Moskau und Riga ist die Gewerkschaftsbewegung im übrigen Teile des Landes noch zu schwach, aber Bemühungen lassen sich nach dieser Richtung hin überall konstatieren. Der zweimalige Versuch der Gewerkschaften, ein allgemeines Berufsorgan erscheinen zu lassen, ist an der Verhaftung der gemutmaßten Redakteure gescheitert.

E. Freimann schreibt in einem Artikel über „Die Internationale der Angestellten“ und B. G. Danksi spricht über „Die Versicherungskampagne“. Am 1. Mai gab es 296 Krankenkassen mit 316 697 Mitgliedern, am 1. Juni 484 Kassen mit 455 147 Mitgliedern. Aber in voller Tätigkeit finden wir nur 21 Kassen mit 16 400 Mitgliedern — obwohl ein ganzes Jahr nach dem Inkrafttreten des Arbeiterversicherungsgesetzes verfloßen ist. Es war projektiert gewesen, daß nach diesem Zeitraum 3402 Kassen mit 3 000 000 Mitgliedern bestehen sollten, in Wirklichkeit hat man nicht einmal 1 Prozent davon erreicht. Unglücklicherweise zeigt sich bei der großen Masse der Arbeiter Gleichgültigkeit, und in mehreren Fällen hat man es sogar mit einem Boykott der Kassen zu tun gehabt, wodurch die Arbeitgeber und Staatsbeamten veranlaßt werden, die Einführung der Krankenkassen aufzuschieben. Jedenfalls bemühen sich die vorgeschrittenen Schichten des Proletariats, sowohl die inneren Widerstände (Gleichgültigkeit und Boykottismus) als auch die äußeren Hindernisse von seiten der Kapitalisten und Bureaukraten zu überwinden. So bildet der Versicherungsfeldzug eine interessante Erscheinung in der gegenwärtigen Arbeiterbewegung in Rußland.

Die Nummern 5 und 6 der „*Nascha Barja*“ bringen die Fortsetzung des Artikels von A. Michailoff „*Zur Charakteristik der modernen Arbeiterbewegung*“, worin der Verfasser über die Beziehungen zwischen der öffentlichen Gewalt und den Arbeitgebern spricht. Um diesen letzteren gefällig zu sein, läßt die Regierung die Führer und die Streikenden verhaften; sie setzt gefangen, schickt in die Verbannung und hält Hausfuchungen ab, sie löst die Gewerkschaften auf, unterdrückt Arbeiterzeitungen und anderes mehr. Nach unvollkommenen Statistiken sind im Laufe des verflossenen Jahres 17 Arbeitervereine mit einer Zahl von mindestens 15 000 Mitgliedern aufgelöst worden. Es ist ein wirklicher Zusammenbruch der Arbeitervereine — und dies gerade in einem Augenblick, wo das Proletariat sie am dringendsten braucht. Zu gleicher Zeit verhindert die Regierung die Bildung neuer Fachvereine. Während des vergangenen Jahres hat sie unter Scheinwänden die Gründung von mehr als 50 Vereinen nicht zugelassen: so ist es den Vereinen verboten, zur wissenschaftlichen Bildung ihrer Mitglieder beizutragen, Speisehäuser zu gründen, Unterhaltungsabende, Vorträge, Ausflüge, Bibliotheken, Lesehallen, juristische Auskunftsstellen, Bureaus für Arbeitsnachweis zu organisieren, die Arbeitslosen aufzunehmen und ihnen zu helfen, ja sogar ein Statut zu haben, in dem sich die Worte: „und so weiter“, „und so fort“ finden! Das nennt man in Rußland „Konstitution“ und „Freiheit“.

A. Garbi spricht in den „*Annalen der Arbeiterbewegung*“ von dem gegenwärtigen Kampfe des russischen Proletariats, der unter immer verschiedenartigen Formen hervortritt: politischer Streik und Petition an die Stadtverwaltung wegen Herabsetzung der Straßenbahntarife; Lohnkampf und Versicherungskampagne; Volksversammlungen in den Fabriken und öffentliche Versammlungen am „Frauentag“ und bei Gelegenheit des Geburtstags von Karl Marx, Manifestationen auf der Straße und Kampf für die Pressefreiheit; Weistand für die Opfer der Ausperrung und Kundgebungen internationaler Solidarität usw. Auch der Generalstreik der belgischen Genossen fand ein sympathisches Echo unter den russischen Arbeitern, die sich von ihren geringen Geldmitteln noch etwas absparten, um den für politische Gleichheit kämpfenden belgischen Proletariern zu Hilfe zu kommen.

A. Scheremani schreibt über „*Die Krisis der Reaktion*“. Trotz des augenscheinlichen Triumphes der Reaktion ist das Jahr 1905 doch nicht resultatlos vorübergegangen. Trotz aller Verfolgungen bestehen Berufsvereine, Arbeiterklubs, eine Arbeiterpresse, eine sozialdemokratische parlamentarische Dumafraktion. Zu gleicher Zeit ist eine fortschreitende Zersetzung im reaktionären Lager ersichtlich. Die bürgerliche Opposition ist trotz ihrer Schwäche und mangelnden Tatkraft gezwungen, mit ihren Ansichten der Regierung und deren Trabanten entgegenzutreten, und zwar wird sie durch den in der Bourgeoisie im Lande selbst anwachsenden Oppositionsgeist dazu getrieben. Daß bei der Budgetdebatte die gegen die Regierungspolitik protestierende Resolution der Oktobristen angenommen wurde, ist symptomatisch, trotz der Schwankungen dieser reaktionären Partei, die sowohl vor- als nachher diese selbe Regierung unterstützte. Es ist dies ein ernstes Symptom der Umwandlung, die sich in dem Geiste der am meisten zurückgebliebenen Gruppen der herrschenden Klassen vollzieht. Wenn es der Rechten gelänge, Kolomozeff zu stürzen, würde sich die Sachlage noch mehr klären. Die absolutistische Bureaucratie geht einem unvermeidlichen Konflikt mit den gemäßigtesten Volkschichten entgegen. Und zugleich growlt unten der Donner, rückt der Volkssturm heran. Die wirtschaftliche Prosperität dieser letzten Jahre muß einer Krisis Platz machen, deren Anzeichen sich bereits bemerkbar machen. Unter diesen Verhältnissen aber läuft die Bureaucratie Gefahr, sich in nicht zu fernen Zeiten neuerdings in völliger Isolation zu befinden.

G. Stiehlhoff.



1. Band Nr. 2

Ausgegeben am 10. Oktober 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Knittel aus dem Sack!

Von Hermann Wendel.

Mit besonders erfolgreichem Eifer tut der preußisch-deutsche Militarismus in dem Jahre, da er das unerhörteste Opfer an Gut und Blut geschlachtet hat, aller Welt dar, welch ein unüberbrückbarer Abgrund ihn von den Massen des Volkes trennt. In wenige Wochen drängen sich zusammen der Kruppiskandal, das Erfurter Urteil, der Konflikt Schenk-Duard — jeder Fall in seiner Art ein typisches Beispiel für eine typische Seite des Übels Militarismus. Nun ist als eine neue übelduftende Blüte auf dem dünnen Sand des preußischen Exerzierplatzes noch der Fall Knittel emporgeschossen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: der Fall Knittel ist nicht von heute oder gestern, sondern hat schon verschiedene Stadien durchlaufen, und mit dem Gleiwitzer Urteil fällt eigentlich der Vorhang über dem letzten Akte dieser Tragikomödie. Denn vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet ist das Schicksal des Amtsrichters, der wegen seines Verhaltens bei den Landtagswahlen als Offizier von der Reserve zur Landwehr überführt wurde, dagegen rebellierte und jetzt von seinen Kollegen wegen angeblicher Beleidigung verschiedener Epaulettenträger eine harte Geldpön aufgebremmt erhielt, bei weitem nicht so tragisch als das des Landwehrmannes, den wegen einer betrunkenen Geschichte am Tage der Kontrollversammlung die Erfurter Kriegsrichter mit der mildesten Strafe belegten. Aber deutlicher als Erfurt offenbart Rybnik, wie gleichmütig der Militarismus vorkommendenfalls auf die verfassungsmäßig verbürgten Rechte des Staatsbürgers pfeift, wenn diese Rechte mit seinen Interessen zusammenprallen oder auch nur zusammenzuprallen scheinen.

Wir haben erlebt, daß ein Reservemann, dem die sorgende Gattin gutgläubig ein in den „Vorwärts“ gewickeltes Schmalztöpfchen in die Kaserne mitgab, wegen dieses politischen Deliktes drei Tage in den Kästen flog. Wir haben es ebenso erlebt, daß ein fortschrittlicher Reservelieutenant, der bei den Stichwahlen zu einer kommunalen Körperschaft für die Wahl eines Sozial-

demokraten eintrat, unbarmherzig zum Teufel gejagt wurde. Beides gewiß Fälle von kennzeichnendem Charakter. Aber der Fall des Amtsrichters Knittel in Rybnik ist deshalb noch weit kennzeichnender, weil Herr Knittel, dem Zentrum treu ergeben, durchaus kein bärbeißiger Oppositionsmann ist, und wenn er je ein Löffchen Schmalz mit in die Kaserne gebracht hat, es in die „Germania“ eingehüllt trug. Herr Knittel reizte auch nicht etwa zur Entscheidung für einen Sozialdemokraten auf, bewahre, sondern er gab seine Stimme zwei Wahlmännern, die nach einem abgeschlossenen Kompromiß zwei Zentrumsleute und einen Polen zu wählen hatten; er glaubte das jedenfalls mit seiner stramm staatserkaltenden Gesinnung und seiner Eigenschaft als Leutnant der Reserve um so leichter vereinbaren zu können, als der Fürst Radziwill, lange Jahre hindurch Führer der polnischen Reichstagsfraktion, den seltenen Rang eines Oberstleutnants in der Reserve bekleidet und am 18. Januar niemals bei Hofe zu erscheinen vergißt. Aber über seinen Polen sollte Herr Knittel stolpern, denn er hatte die Rechnung ohne den Bezirksoffizier in Rybnik, Hauptmann Kammler, gemacht. Dieser Herr, von dem sich leider beim besten Willen nicht sagen läßt, daß er nicht auf den Kopf gefallen sei — er ist nämlich bei einer Übung vom Pferde auf den Schädel gestürzt —, möchte am liebsten das von ihm ersonnene, ebenso einfache wie geniale Mittel zur Lösung der Polenfrage ausgeführt sehen, nämlich die Massafrierung aller „Polacken“, und war darum höchlichst entrüstet, daß ein Reserveoffizier, wenn auch indirekt, einem „Polacken“ zu einem Landtagsitz verholfen hatte. Auf seine Anzeige wurde prompt Herr Knittel aus der Reserve in die Landwehr versetzt und durfte das um so mehr als eine Disziplinierung und Kaltstellung ansehen, als er sich zweimal freiwillig zu einer Übung meldete und beidemal nicht angenommen wurde. Er beschwerte sich. Erfolglos! Er führte ein Ehrengerichtsverfahren herbei. Ohne Erfolg! Und jetzt flackerte in der Seele des Zentrumsmanne, Amtsrichters und Landwehroffiziers etwas von dem beharrlichen Rechtssinn jenes Michael Kohlhaas auf, dessen Streit und Untergang Kleist besungen: Knittel wandte sich mit einer Eingabe an das Kriegsministerium, die sich über den Hauptmann Kammler und einige andere beteiligte Offiziere nicht gerade in feinen und lieblichen Ausdrücken erging.

Flugs zeigte sich der Erfolg in Gestalt einer Anklage gegen Knittel, aber die Strafkammer in Ratibor kam zu einem freisprechenden Urteil, in dem sie ausführte:

Dem Hauptmann Kammler ist der Vorwurf gemacht worden, er sei ein hösartiger Geisteschwacher, vor dem man sich in acht nehmen müsse. Diesen Vorwurf hat das Gericht als erwiesen angesehen. Die Geisteschwäche wurde als festgestellt betrachtet auf Grund der Sachverständigengutachten. Die Bössartigkeit wurde erblickt in dem zweideutigen und nicht offenen Verfahren gegenüber dem Angeklagten und dem Oberleutnant Giese sowie in dem Verhalten des Hauptmanns Kammler bei den Kontrollversammlungen. Hierfür ist der Wahrheitsbeweis objektiv erbracht. Der Vorwurf der Lüge gegenüber dem Hauptmann Kammler ist durch den Wahrheitsbeweis in zwei Fällen bewiesen. Dem Bezirkskommandeur Baron v. Wittinghoff wurde wiederholte Lüge vorgeworfen. Auch dafür hat das Gericht den Wahrheitsbeweis als erbracht angesehen. Wittinghoff hat bewußt die Unwahrheit gesagt, wenn er geschrieben hat, daß das Regiment den Antrag auf Überführung Kammlers zur Landwehr gestellt habe.

Daß der Militarismus aus diesem Prozeß mit einem blauen Auge hervorgegangen sei, das zu behaupten wäre eine optimistische Übertreibung, aber in rechter Würdigung der Thatfachen ernannte zunächst einmal — das war die erste Wirkung des Urteils! — der Ratiborer Kriegerverein den Hauptmann Kammler zu seinem Ehrenmitglied. Ehre, wem Ehre gebührt! Dann aber packte der Militarismus nicht etwa die so böse gestäubten und gestempelten Offiziere beim Schlafittchen und versetzte den Amtsrichter Knittel in die Reserve zurück, sondern er verließ sich auf die Berufung, und siehe da! das Reichsgericht verwies die peinliche Angelegenheit an die Gleiwitzer Strafkammer, und hier fanden sich auf einmal andere Richter, andere Zeugen und andere Sachverständige, und während das Urteil dem Hauptmann Kammler den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte schwarz auf weiß bestätigte, warf es umgekehrt den Amtsrichter Knittel in die Kategorie der mit einem geistigen Defekt Behafteten, der Querulanten. Der Militarismus triumphiert!

Ist die juristische Seite dieses Triumphes schon nicht so ohne, so ist seine politische Seite noch weit wesentlicher. Selbst in Preußen, wo man doch einen starken Tabak gewöhnt ist, muß die Art der Prozeßführung lebhaftes Befremden erregen. Zweifellos, daß der Vorsitzende seines Amtes waltete, tief durchdrungen von dem Gefühl seiner vollkommenen Unbefangeneheit und Unparteilichkeit, aber wenn er ein bewußter Sachwalter der Kammler und Genossen gewesen wäre, hätte er sich nicht anders aufspielen können. Von Anfang an erfuhr jede Aussage, die irgendwie zuungunsten des Bezirksoffiziers von Rybnik sprach, ein beschönigendes Kommentar aus dem Munde des Vorsitzenden, und die Beweisaufnahme war noch gar nicht weit fortgeschritten, als er den Angeklagten schon ermahnte, bußfertig in sich zu gehen und eine unumwundene Ehrenerklärung für die Beleidigten abzugeben, was Herr Knittel mit gutem Grunde ablehnte. Der Vertreter der Anklage überflügelte natürlich den Vorsitzenden noch. In dem Hauptmann Kammler haben wir, so will es der Herr Staatsanwalt, einen „musterhaften Offizier“ und einen „vollendeten Ehrenmann“ respektvollst zu begrüßen. Wie aber sieht nach den Ergebnissen der Gleiwitzer Beweisaufnahme dieser musterhafte Offizier und vollendete Ehrenmann aus? Er möchte am liebsten alle Polen über den Haufen stechen und schießen. Er drängt sich spät nach Mitternacht als ungebetener Gast in fremde Gesellschaften ein. Er beschimpft angesehenen Bürger aufs gröblichste. Er hält die Damen seiner Bekanntschaft über seinen Stuhlgang sozusagen auf dem laufenden. Er gebraucht bei den Kontrollerversammlungen obszöne Redensarten, und dann besonders gern, wenn er zufällig unfreiwillige weibliche Zuhörer hat — kurz, ein musterhafter Offizier und vollendeter Ehrenmann, wie er im Buche steht. Da kann es denn auch nicht mehr wundernehmen, daß der Staatsanwalt dem Sauherdenton des Kasernenhofs ein paar begeisterte Lobsprüchlein widmete, aber wenn er mit derselben Begeisterung „die köstliche Einladung unseres Goethe im Götz“ zu preisen wußte, so erstreckt sich unsere Hoffnung nur dahin, daß er, wenn ihm selber einmal jene berühmte, aber derbe Einladung entgegenschallt, sich ihrer ebenso vorurteilsfrei und humorvoll erwehrt.

Von der politischen Seite der Angelegenheit beliebten Richter und Staatsanwalt sich auszuscheiden, und doch ist hier der springende Punkt.

Was den Amtsrichter Knittel zum Kampfe gegen die militärische Hierarchie auf die Beine brachte, war die ganz offensichtliche Verletzung der Rechte, die ihm die preussische Verfassung gewährleistet. Mag er sonst wie immer geartet sein — und ein Revolutionär ist dieser Zentrumsmann sicher nicht! —, hier stand er als ein Verfechter der konstitutionellen Garantien gegen militaristische Willkür. Gerade bei den Angehörigen der besitzenden Schichten, die den Sabul des Reserveleutnants mit Stolz über den Asphalt scheppern lassen, liegt ja der Konflikt zwischen den wirklichen Rechten als Staatsbürger und den vermeintlichen Pflichten als Offizier so außerordentlich nahe. Der Offizier im militaristischen Heer des Klassenstaats ist nur ein winziges Schraubchen in einem ungeheuren Organismus. Er ist nur ein Arm, kein Kopf. Er ist ein Instrument wie ein Maschinengewehr. Wie man bei diesem nur den Mechanismus in Bewegung zu setzen braucht, um es in ein kugelspreizendes Ungeheuer zu verwandeln, so drückt man auch bei jenem auf einen Knopf, und er nimmt zehn Mann aus der nächsten Kasernenstube, marschiert im Stedchschritt los und sprengt die „Kerls“ im Parlament in alle vier Winde. Der Bürger aber ist in den durch die Polizei gezogenen Grenzen ein selbständiges Individuum. Bei den Wahlen kann er sich ganz nach Gutdünken für einen Konservativen oder einen Liberalen, für einen Anhänger des Zentrums oder der Sozialdemokratie entscheiden, und niemand hat ihm dreinzureden. Nichts selbstverständlicher, als daß auch der Reserve- oder Landwehroffizier in der überwiegend größten Zeit seines Lebens, da er nicht mit einem roten, sondern einem blauen Kragen um den Hals spazieren geht, sich all seiner staatsbürgerlichen Rechte erfreut. Aber in Preußen ist eben das Selbstverständliche nicht selbstverständlich, und so hat es seit jeher der militaristischste aller Staaten sich als Ziel gesetzt, sich mit den unbedenklichsten Mitteln in dem Reserve- und Landwehroffizierkorps eine Prätorianertruppe zur Unterstützung seiner reaktionären Ziele heranzuziehen. Die meisten beugen sich allerdings freiwillig dem schmähligen Druck und sind Knechte mit dem freundigen Gefühl, es zu sein. Wer aber gegen den Stachel leckt, der wird gnadenlos in dem kunstvollen Räderwerk des Militarismus zerquetscht. So tobte schon unmittelbar nach den Befreiungskriegen der wahnsinnige Junker v. d. Marwitz gegen die „demagogische Masse“ von Landwehroffizieren, so schnüffelte man in der Konfliktzeit der sechziger Jahre nach Landwehroffizieren mit fortschrittlicher Gesinnung, und so schoß Hauptmann Kanunler seinen Volzen gegen den Amtsrichter Knittel ab, weil er nicht „vorschriftsmäßig“ gewählt hatte. Die Verfassung? Was schiert den Militarismus die Verfassung! Der Militarismus kennt nur das Exerzierreglement, die Felddienstordnung und die Kriegsartikel. Was nicht darin steht, existiert nicht für ihn, und Verfassung vollends hat einen gar verdächtigen, demokratischen Klang. Darum fällt der Amtsrichter Knittel als Opfer des naiven Glaubens, die Verfassung stehe über dem Militarismus, während doch der Militarismus mit seinen Kanonen und Bajonetten um so viel älter und kräftiger ist als alle papierene Konstitution.

Als bei der Beratung der Militärvorlage die sozialdemokratische Reichstagsfraktion durch einen Antrag „den Angehörigen der Armee die Freiheit der politischen und religiösen Gesinnung gewährleisten“ wollte, erntete sie bei den bürgerlichen Parteien nur Spott und Hohn. Zum Dank dafür

schlägt jetzt der Militarismus einem Angehörigen dieser bürgerlichen Parteien derb ins Kreuz. Der Sozialdemokratie aber wird in ihrem Kampfe für die Verfassung gegen den Militarismus der Fall Knittel nicht als schlechteste Agitationstatfache dienen, und noch oft soll, den militärischen Machthabern zur geringen Freude, der Ruf ertönen: Knittel aus dem Sack!

Ein Beitrag zur Geschichte der Internationale.

Zwei unbekannte Artikel von Friedrich Engels und Karl Marx.

Übersetzt und eingeleitet von N. Rjasanoff.

(Schluß.)

Über das Autoritätsprinzip. (Dell' Autorità.)

Von Friedrich Engels.

Vor einiger Zeit eröffneten mehrere Sozialisten einen wahren Kreuzzug gegen das, was sie das Prinzip der Autorität nennen. Sie glauben, daß es genügt, diese oder jene Handlung als eine autoritäre hinzustellen, um sie zu verurteilen. Man treibt mit dieser summarischen Methode so viel Unfug, daß es notwendig ist, die Sache näher zu betrachten. Autorität in dem Sinne des Wortes, in dem es hier gebraucht wird, heißt: Unterwerfung des Willens eines anderen unter unseren Willen. Autorität setzt also andererseits Subordination voraus. Nun, insofern diese beiden Worte schlecht klingen und dem Teil, der subordiniert ist, das in diesen beiden Worten ausgesprochene Verhältnis nicht angenehm ist, entsteht die Frage, ob es ein Mittel gibt, dieses Verhältnis aus der Welt zu schaffen, ob wir — unter den gegebenen sozialen Bedingungen — einen anderen sozialen Zustand schaffen können, in dem diese Autorität keinen Raum mehr haben, in dem sie folglich verschwinden würde. Wenn wir die ökonomischen, industriellen und agrarischen Verhältnisse untersuchen, die die Grundlage der heutigen bürgerlichen Gesellschaft bilden, finden wir, daß sie die Tendenz haben, die isolierte Aktion eines Individuums durch die kombinierte Aktion mehrerer Individuen zu ersetzen. An Stelle von kleinen Betrieben isolierter Produzenten stellte die moderne Industrie die großen Fabriken und Werkstätten, wo Hunderte von Arbeitern komplizierte Maschinen, die durch Dampf in Bewegung gesetzt sind, überwachen, an Stelle der Fuhre und des Karrens sind Eisenbahnzüge getreten sowie die Dampfschiffe an Stelle der Ruder- und Segelschiffe. Auch die Agrikultur kommt allmählich unter die Herrschaft der Maschine und des Dampfes, die langsam, aber unerbittlich die kleinen Bauern durch die großen Kapitalisten verdrängen, die mit Hilfe von Lohnarbeitern große Latifundien bebauen.

Wo es auch sei, wird die unabhängige Aktion einzelner Individuen durch eine kombinierte Aktion, durch ein Zueinandergreifen von Handlungen, die eine von der anderen abhängig sind, verdrängt. Wer aber kombinierte Aktion sagt, der sagt auch Organisation. Ist es nun möglich, eine Organisation ohne Autorität zu haben?

Nehmen wir an, daß eine soziale Revolution die Kapitalisten, deren Autorität jetzt die ganze Produktion und Verteilung des Reichtums leitet, entthront habe. Nehmen wir an, um sich gänzlich auf den Standpunkt der Anti-

autoritären zu stellen, daß die Erde und die Arbeitsmittel das kollektive Eigentum der Arbeiter geworden sind, die sie gebrauchen. Wird in diesem Falle die Autorität verschwinden oder wird sie nur ihre Form ändern? Sehen wir zu.

Nehmen wir als Beispiel eine Baumwollspinnerei. Damit sich die Baumwolle in Garn verwandle, muß sie wenigstens sechs verschiedene aufeinanderfolgende Operationen durchlaufen, die meistens in verschiedenen Räumen stattfinden. Außerdem braucht man, um die Maschinen in Bewegung zu setzen, einen Ingenieur, der die Dampfmaschine überwacht, ferner einige Mechaniker für tägliche Reparaturen und noch viele andere nicht qualifizierte Arbeiter, um die Produkte aus einem Raume in den anderen zu befördern usw. Alle diese Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, müssen ihre Arbeit beginnen und schließen zu einer Stunde, die durch die Autorität des Dampfes bestimmt wird, der sich wenig um die individuelle Autonomie kümmert. Es ist also von Anfang an notwendig, daß die Arbeiter sich über die Arbeitsstunden verständigen, und sobald diese Stunden fixiert sind, müssen sich alle ohne Ausnahme fügen.

Dann entstehen in jedem Raume und in jedem Moment Detailfragen bezüglich der Produktionsmethode, der Verteilung des Materials usw., Fragen, die, wenn man nicht eine plötzliche Stilllegung der Produktion riskieren will, sofort gelöst werden müssen. Werden sie nun durch die Entscheidung eines Delegierten, der eine Arbeitsbranche leitet, oder durch einen Majoritätsbeschluß gelöst, der Wille des einzelnen muß sich fügen, das heißt, diese Fragen werden autoritär gelöst. Der automatische Mechanismus einer großen Fabrik ist in viel größerem Maße tyrannisch, als es die kleinen Kapitalisten sind, die die Arbeiter ausbeuten. Wenigstens was die Arbeitsstunden anbelangt, kann man über die Pforten dieser Fabriken schreiben: *Lasciate ogni autonomia, voi ch' entrate* (Laßt, die ihr eingeht, jede Selbstbestimmung fahren). Wenn der Mensch mit Hilfe der Wissenschaft und der Erfindungsgabe sich die Naturkräfte unterordnet, so rächen sie sich, indem sie ihn, der sie exploitiert, einem wahren Despotismus unterordnen, der unabhängig ist von den sozialen Verhältnissen. Die Autorität in der Großindustrie abschaffen, hieße die Industrie selbst abschaffen, die Dampfspinnerei vernichten, um zu dem Spinnrocken zurückzukehren.

Nehmen wir ein anderes Beispiel, eine Eisenbahn. Hier ist die Kooperation einer Unzahl von Menschen absolut notwendig, eine Kooperation, die zu genau bestimmten Stunden stattfinden muß, wenn man ein großes Unglück vermeiden will. Hier ist die erste Bedingung des ganzen Unternehmens ein dominierender Wille, der alle untergeordneten Fragen entscheidet, und es ist gleich, ob dieser Wille nun von einem Delegierten oder von einem Komitee repräsentiert wird, das gewählt ist, um die Entscheidungen der Majorität der Interessenten zu vollstrecken. Im einen und im anderen Falle haben wir es mit einer Autorität zu tun. Noch mehr. Was mußte schon mit dem ersten Zuge geschehen, wenn man die Autorität der Eisenbahnbeamten über die Herren Reisenden abschaffen wollte?

Nirgends ist aber die Notwendigkeit der Autorität, und einer absoluten Autorität, so klar als auf einem Schiffe auf hoher See. Dort hängt im Moment der Gefahr das Leben aller von der absoluten und momentanen Unterwerfung aller unter den Willen eines einzelnen ab.

Wenn ich diese Argumente den rabiatesten Antiautoritären entgegenstelle, können sie mir nur die folgende Antwort geben: Ah! Das ist wahr, es handelt sich aber hier nicht um die Autorität, die wir den Delegierten verleihen, sondern um einen Auftrag. Diese Leute glauben, daß sie eine Sache ändern können, wenn sie ihren Namen ändern. So machen sich diese tiefen Denker über die ganze Welt lustig.

Wir haben also gesehen, daß einestheils eine gewisse Autorität, von wem immer sie delegiert wird, und andererseits eine gewisse Subordination Dinge sind, die sich uns unabhängig von der sozialen Organisation aufdrängen zugleich mit den materiellen Bedingungen, unter denen wir die Güter produzieren und zirkulieren lassen.

Wir haben außerdem gesehen, daß die materiellen Bedingungen der Produktion und der Zirkulation unvermeidlich immer mehr dem Einfluß der Großindustrie und der Großagrikultur unterliegen, daß sich somit mehr und mehr auch das Gebiet dieser Autorität erweitert. Es ist daher ein Widerspruch, das Prinzip der Autorität als absolut schlecht und das Prinzip der Autonomie als absolut gut hinzustellen. Autorität und Autonomie sind relative Begriffe, und ihr Geltungsbereich ändert sich mit den verschiedenen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung.

Hätten sich die Autonomisten begnügt, zu sagen, daß die soziale Organisation der Zukunft die Autorität nur in den Grenzen zulassen wird, die durch die Produktionsverhältnisse unvermeidlich gezogen werden, dann hätte man sich mit ihnen verständigen können; sie sind aber blind für alle Tatsachen, welche die Autorität notwendig machen, und kämpfen leidenschaftlich gegen das Wort.

Warum beschränken sich die Antiautoritären nicht darauf, gegen die politische Autorität, gegen den Staat zu schreien? Alle Sozialisten sind darin einverstanden, daß der Staat und mit ihm die politische Autorität infolge der künftigen sozialen Revolution verschwinden werden; das heißt, daß die öffentlichen Funktionen ihren politischen Charakter verlieren und sich in einfache administrative Funktionen verwandeln werden, die die sozialen Interessen überwachen. Die Antiautoritären aber fordern, daß der politische Staat mit einem Schläge abgeschafft werde, noch früher, als die sozialen Verhältnisse abgeschafft sind, die ihn erzeugt haben. Sie fordern, daß der erste Akt der sozialen Revolution die Abschaffung der Autorität sein soll.

Haben sie einmal eine Revolution gesehen, diese Herren? Eine Revolution ist gewiß die autoritärste Sache, die es gibt, ein Akt, durch den ein Teil der Bevölkerung seinen Willen dem anderen Teil durch Flinten, Bajonette und Kanonen, alles das sehr autoritäre Mittel, aufzwingt; und die Partei, die gesiegt hat, muß ihre Herrschaft durch den Schrecken, den ihre Waffen den Reaktionären einflößen, behaupten. Und hätte sich die Pariser Kommune nicht der Autorität eines bewaffneten Volkes gegen die Bourgeoisie bedient, hätte sie sich länger als einen Tag behauptet? Können wir sie nicht umgekehrt tadeln, daß sie sich zu wenig dieser Autorität bedient habe? Also: entweder — oder: Entweder die Antiautoritären wissen selbst nicht, was sie sagen, und in diesem Falle schaffen sie nur Konfusion, oder sie wissen es, und in diesem Falle verraten sie die Sache des Proletariats. In beiden Fällen dienen sie nur der Reaktion.

Der politische Indifferentismus. (L'indifferenza in materia politica.)

Von **Karl Marx**.

Die Arbeiterklasse darf keine politische Partei bilden, unter keinem Vorwand darf sie eine politische Aktion unternehmen, weil den Kampf gegen den Staat führen, hieße den Staat anerkennen, und das widerspricht den ewigen Prinzipien! Die Arbeiter dürfen keine Streiks führen, denn einen Kampf führen, um die Erhöhung des Arbeitslohnes zu erzwingen oder um seiner Kürzung entgegenzutreten, hieße das System der Lohnarbeit anerkennen, und das steht im Widerspruch mit den ewigen Prinzipien der Befreiung der Arbeiterklasse!

Wenn sich die Arbeiter in ihrem politischen Kampfe gegen den bürgerlichen Staat vereinigen, um Konzessionen zu erreichen, dann schließen sie Kompromisse, und das widerspräche den ewigen Prinzipien! Man muß daher jede politische Bewegung verdammen, wie sie zu unternehmen die englischen und amerikanischen Arbeiter die schlechte Gewohnheit haben. Die Arbeiter sollen nicht ihre Kräfte vergeuden, um eine legale Grenze des Arbeitstages zu erreichen, denn es hieße einen Kompromiß mit den Unternehmern schließen, die in einem Falle die Arbeiter nur 10 oder 12 Stunden statt 14 oder 16 schinden könnten. Ebenso dürfen sie sich nicht bemühen, um das gesetzliche Verbot der Fabrikarbeit von Mädchen unter zehn Jahren zu erreichen; denn durch dieses Mittel wird noch nicht die Exploitation der Knaben unter zehn Jahren aufgehoben. Es hieße wieder einen neuen Kompromiß schließen, und das hätte die Reinheit der ewigen Prinzipien beeinträchtigt!

Die Arbeiter dürfen noch weniger verlangen, daß, wie es in den Vereinigten Staaten geschieht, der Staat, dessen Budget auf der Exploitation der Arbeiterklasse beruht, verpflichtet wäre, den Kindern der Arbeiter Elementarunterricht zu gewähren, denn Elementarunterricht ist noch nicht Universalunterricht. Es ist besser, wenn die Arbeiter und Arbeiterinnen nicht lesen, nicht schreiben, nicht rechnen können, als daß sie den Unterricht von einem Lehrer in der Staatschule bekommen. Es ist viel besser, daß die Unwissenheit und eine tägliche Arbeit von 16 Stunden die Arbeiterklasse verdummen, als daß die ewigen Prinzipien gebrochen werden!

Wenn der politische Kampf der Arbeiterklasse revolutionäre Form annimmt, wenn die Arbeiter an Stelle der Diktatur der Bourgeoisie ihre revolutionäre Diktatur setzen, dann begehen sie das schreckliche Verbrechen der Prinzipienbeleidigung, denn um ihre kläglichen profanen Tagesbedürfnisse zu befriedigen, um den Widerstand der Bourgeoisie zu brechen, geben sie dem Staat eine revolutionäre und vorübergehende Form, statt die Waffen niederzulegen und den Staat abzuschaffen. Die Arbeiter dürfen keine Gewerkschaften bilden, denn es hieße die gesellschaftliche Arbeitsteilung, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft existiert, verewigen. Ist doch diese Arbeitsteilung, die die Arbeiter trennt, wirklich die Grundlage ihrer Sklaverei.

Mit einem Worte, die Arbeiter sollen die Hände kreuzen und nicht ihre Zeit auf politische und ökonomische Bewegungen verschwenden. Alle diese Bewegungen können ihnen nichts als unmittelbare Resultate bringen. Als wirklich religiöse Leute müssen sie, die Tagesbedürfnisse verachtend, voll von Glauben schreien: „Gekreuziget werde unsere Klasse, untergehen möge unsere Rasse, wenn nur die ewigen Prinzipien makellos bleiben!“ Wie fromme

Christen müssen sie den Worten des Priesters glauben, die Güter dieser Erde verachten und nur danach trachten, das Paradies zu gewinnen. Lesen sie statt Paradies die soziale Liquidation, die an einem schönen Morgen in irgend einem Winkel dieser Welt vor sich gehen soll — niemand weiß, wie und wer sie verwirklichen wird —, und der Betrug ist gänzlich derselbe.¹

In Erwartung dieser famosen sozialen Liquidation muß die Arbeiterklasse sich wie eine wohlgenährte Herde Schafe anständig benehmen, die Regierung in Ruhe lassen, die Polizei fürchten, die Gesetze achten und sich ohne Klagen zum Kanonensfutter hergeben.

In ihrem alltäglichen Leben müssen die Arbeiter die gehorsamsten Diener des Staates bleiben, in ihrem Innern aber müssen sie auf das energischste gegen seine Existenz protestieren und ihre tiefe theoretische Verachtung für ihn durch Kaufen und Lesen von Broschüren über die Abschaffung des Staates bezeugen; sie müssen sich hüten, der kapitalistischen Ordnung einen anderen Widerstand entgegenzusetzen als Deklamationen über die Gesellschaft der Zukunft, in der diese verhasste Ordnung verschwinden wird!

Niemand wird bestreiten, daß, hätten sich die Apostel der politischen Abstinenten so klar ausgesprochen, die Arbeiterklasse sie alsbald zum Teufel geschickt und alles das nur als eine Beleidigung durch einige doktrinaire Bourgeois und verkommene Junker aufgefaßt hätte, die so dumm oder so klug seien, ihr jedes reale Kampfmittel zu verweigern, weil man alle diese Kampfmittel in der heutigen Gesellschaft ergreifen muß, und weil die fatalen Bedingungen dieses Kampfes das Unglück haben, sich nicht den idealistischen Phantasien anzupassen, die unsere Doktoren der Sozialwissenschaft unter den Namen Freiheit, Autonomie, Anarchie als Götinnen erklärt haben. Die Bewegung der Arbeiterklasse ist aber jetzt so stark, daß diese philanthropischen Sektierer nicht den Mut haben, über den ökonomischen Kampf dieselben großen Wahrheiten zu wiederholen, die sie unaufhörlich auf dem politischen Gebiet proklamieren. Sie sind zu feig, um diese Wahrheiten auch auf die Streiks, Koalitionen, Gewerkschaften, auf die Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit, über die Regulierung des Arbeitstags usw. anzuwenden.

Sehen wir nun zu, inwieweit sie sich auf alte Traditionen, auf die Scham, auf die Ehrlichkeit, auf ewige Prinzipien berufen können.²

Die ersten Sozialisten (Fourier, Owen, Saint-Simon usw.) sahen sich — da die sozialen Verhältnisse noch nicht genug entwickelt waren, um der Arbeiterklasse die Konstituierung als politische Partei zu ermöglichen — gezwungen, sich auf Schilderung der Mustergesellschaft der Zukunft zu beschränken und daher alle Versuche, wie Streiks, Koalitionen, politische Aktion zu verurteilen, die von Arbeitern unternommen worden waren, um ihre Lage etwas zu verbessern. Wenn wir aber kein Recht haben, diese Patriarchen des Sozialismus zu verleugnen, ebensowenig wie die modernen Chemiker ihre Väter, die Alchimisten, müssen wir uns doch hüten, in die alten Fehler zurückzufallen, denn von uns jetzt wiederholt, wären sie unverzeihlich.

¹ Anspielung auf die Resolution von Rimini.

N. N.

² Wieder eine Anspielung auf die Anklagen der schamlosen Fälschung, des ehrlosen Betrugs.

N. N.

Trotzdem veröffentlichte viel später — im Jahre 1839, als der politische und ökonomische Kampf der Arbeiterklasse in England einen schon stark ausgeprägten Charakter annahm — Bray, ein Schüler Owens und einer derjenigen, die schon lange vor Proudhon den Mutualismus entdeckten, ein Buch: *Labours Wrongs and Labours Remedy*.

In einem Kapitel über die Unwirksamkeit aller Rettungsmittel, die man durch den Gegenwartskampf erreichen will, gibt er eine bittere Kritik sowohl aller ökonomischen wie der politischen Bewegungen der englischen Arbeiterklasse. Er verurteilt die politische Bewegung, die Streiks, die Verkürzung des Arbeitstages, die Regulierung der Fabrikarbeit der Frauen und Kinder, weil alles das, glaubt er, die Arbeiter, statt sie aus dem heutigen Zustand der Gesellschaft hinauszuführen, nur an diesen fettet und ihre Gegensätze noch mehr verschärft.

Und jetzt kommen wir zu dem Orakel unserer Doctoren der sozialen Wissenschaft, zu Proudhon. Obwohl der Meister es fertig brachte, sich energisch gegen alle ökonomischen Bewegungen (Koalitionen, Streiks usw.), die in Widerspruch zu den erlösenden Theorien seines Mutualismus standen, auszusprechen, förderte er doch durch seine Schriften und seine persönliche Teilnahme den politischen Kampf der Arbeiterklasse, und seine Schüler wagten nicht, gegen diese Bewegung offen aufzutreten. Schon im Jahre 1847, als das große Werk des Meisters, die „Philosophie des Elends“ oder „Die Widersprüche der Nationalökonomie“ erschien, habe ich alle seine Sophismen gegen die Arbeiterbewegung widerlegt.¹ Aber im Jahre 1864, nach der Loi Ollivier, die, wenn auch in sehr beschränktem Maße, den französischen Arbeitern das Koalitionsrecht gewährte, kommt Proudhon in einem Werke, das einige Tage nach seinem Tode² veröffentlicht worden ist — „Die politische Fähigkeit der Arbeiterklassen“³ —, wieder auf dasselbe Thema zurück.

Die Angriffe des Meisters gefielen der Bourgeoisie so sehr, daß die „Times“ anlässlich des großen Streiks der Schneider in London im Jahre 1866 Proudhon die Ehre erwiesen, sie zu überlegen und die Streikenden mit seinen eigenen Worten zu verurteilen. Wir lassen einige Proben folgen:

Die Vergarbeiter in Rive de Gier waren in einen Streik getreten, und die Soldaten eilten herbei, um ihnen die Vernunft einzupauken.

„Die Autorität, welche die Vergarbeiter von Rive de Gier niederschießen ließ, befand sich in einer unglücklichen Situation. Aber sie handelte wie der alte Brutus, der im Zwiespalt zwischen seinen Gefühlen als Vater und seiner Pflicht als Konsul seine Kinder opfern sollte, um die Republik zu retten. Brutus zögerte nicht, und die Nachwelt hat nicht gemagt, ihn deswegen zu verdammen.“⁴

¹ Siehe in dem Büchlein „Das Elend der Philosophie“, Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“, Paris 1847, das zweite Kapitel, § 5, „Streiks und Arbeiterkoalitionen“.

² Proudhon starb am 19. Januar 1865.

³ Proudhon, P. C., *De la capacité politique des classes ouvrières*. Paris 1865. Herausgegeben von G. Chaubey, der auch das Schlußkapitel schrieb. Marx zitiert eine Ausgabe vom Jahre 1868. Wir geben die Zitate nach der ersten. N. R.

⁴ Proudhon, a. a. O., S. 413. Er wiederholt nur dasselbe, was er noch 1846 in seinen „Widersprüchen“ (vergl. die deutsche Übersetzung von W. Jordan, Leipzig 1848, erster Band, S. 361 bis 362) gesagt hat. Es hieße aber Proudhon Unrecht tun, wie wir oben bemerkten, wollten wir sagen, daß er diese Methode rechtfertigt. Er ist nur in seinem Wunsche, die Widersprüche der heutigen Gesellschaft grell zu be-

Kein Arbeiter wird sich erinnern, daß noch je ein Bourgeois zögerte, seine Arbeiter zu opfern, um seine Interessen zu retten. Was für Brutusfe sind doch die Bourgeois!

„Nein, es gibt ebensowenig ein Recht auf Koalition, wie es ein Recht auf Erpressung, auf Gaunerei und Diebstahl gibt, ebensowenig wie es ein Recht auf Blutschande oder Ehebruch gibt.“¹

Man muß sagen, daß es gewiß ein Recht auf Dummheit gibt.

Was sind das aber für ewige Prinzipien, in deren Namen der Meister seine Abrakadabra-Bannflüche schleudert?

Das ewige Prinzip Nr. 1: „Die Höhe des Arbeitslohns bestimmt den Preis der Waren.“

Sogar denjenigen, die keine blasse Ahnung von der politischen Ökonomie haben und nicht wissen, daß der große bürgerliche Ökonom Ricardo in seinem Werke: „Prinzipien der politischen Ökonomie“, erschienen im Jahre 1817, ein für allemal diese traditionelle Irrlehre widerlegt hat, ist doch die bedeutungsvolle Tatsache der englischen Industrie bekannt, die ihre Waren zu einem niedrigeren Preise als irgend ein anderes Land verkaufen kann, trotzdem die Arbeitslöhne in England relativ höher sind als in irgend einem anderen Land Europas.

Das ewige Prinzip Nr. 2: „Das Gesetz, das die Koalitionen gestattet, ist durchaus antijuristisch, antiökonomisch, es widerspricht jeder Gesellschaft und jeder Ordnung.“² Mit einem Worte, „es widerspricht dem ökonomischen Rechte der freien Konkurrenz“. Wäre der Meister weniger national beschränkt, so hätte er sich gefragt, wie es kommen konnte, daß noch vor vierzig Jahren ein Gesetz in England promulgiert wurde, das in solchem Grade dem ökonomischen Rechte der freien Konkurrenz widerspricht, warum sich dieses Gesetz in dem Maße, als die Industrie sich entwickelt und zugleich mit ihr die freie Konkurrenz, „das jeder Gesellschaft und jeder Ordnung so widerspricht“, wie eine eiserne Notwendigkeit allen bürgerlichen Staaten aufdrängt. Er hätte vielleicht entdeckt, daß sich dieses Recht („Droit“ mit einem großen D) nur in ökonomischen Lehrbüchern findet, die von den unwissenden Brüdern der bürgerlichen politischen Ökonomie verfaßt sind, in denselben Lehrbüchern, die auch Verlen wie folgende enthalten: „Das Eigentum ist die Frucht der Arbeit ...“ anderer, vergessen sie hinzuzufügen.

Das ewige Prinzip Nr. 3: „So wird man unter dem Vorwand, die Arbeiterklasse aus ihrer sogenannten sozialen Erniedrigung zu erheben, damit beginnen, eine ganze Klasse von Bürgern in Bausch und Bogen zu denunzieren: die Klasse der Meister, der Unternehmer, der Fabriksherren und Bürger. Man wird die Demokratie der Handarbeiter aufrufen zur Geringschätzung und zum Haß gegen jene fürchterlichen und ungreifbaren Verschwörer aus der Mittellasse. Dem gesetzlichen Zwang wird man den Kampf in Handel und Industrie vorziehen, der Staatspolizei den Klassenkampf.“³

leuchten, in seiner parabolischen Parallele zu weit gegangen. Und Marx schreibt nach Aubin und Ricamarie, wo sich die Brutusfe des zweiten Kaiserreiches noch „selbstenthäter“ benommen haben!

R. R.

¹ Proudhon, a. a. D., S. 421. ² Derselbe, a. a. D., S. 424. ³ Derselbe, a. a. D., S. 426.

Um der Arbeiterklasse den Ausweg aus ihrer sogenannten sozialen Erniedrigung zu versperren, verurteilt der Meister die Koalitionen, die die Arbeiterklasse als eine feindliche Klasse der respektablen Kategorie der Fabriksherren, Unternehmer, Bourgeois entgegenstellen, die gewiß, wie Proudhon, die Staatspolizei dem Klassenkampf vorziehen. Um diese respektable Klasse von jeder Unannehmlichkeit zu befreien, empfiehlt der gute Proudhon bis zum Eintritt der mutualistischen Gesellschaft den Arbeitern die Freiheit oder Konkurrenz, die trotz ihrer großen Übelstände doch „unsere einzige Garantie“ bildet.¹

Der Meister predigte Indifferentismus auf dem ökonomischen Gebiet, um die Freiheit oder Konkurrenz, unsere einzige Garantie, sicherzustellen, die Schüler predigen Indifferentismus auf dem politischen Gebiet, um die bürgerliche Freiheit, ihre einzige Garantie, sicherzustellen. Wenn die ersten Christen, die auch den politischen Indifferentismus predigten, die starke Hand eines Kaisers benutzten, um sich aus Unterdrückten in Unterdrücker zu verwandeln, so glauben die modernen Apostel des politischen Indifferentismus gar nicht daran, daß ihre ewigen Prinzipien ihnen auch die Enthaltung von weltlichen Genüssen und vergänglichen Privilegien der bürgerlichen Gesellschaft auferlegen. Wie dem auch sei, müssen wir sagen, daß sie mit einem Stoizismus, würdig der christlichen Märtyrer, die 14 oder 16 Arbeitsstunden ertragen, die auf den Fabrikarbeitern lasten.

London, Januar 1873.

Zur Steuerfrage.

Von **Spectator**.

Genosse Wurm hat durch seine Zeitsäße und das Referat auf dem Parteitag das Problem der Steuerüberwälzbarkeit aufgerollt. Er hat darin recht, daß das Steuerproblem nicht nur für unsere Tätigkeit in den gesetzgebenden Körperschaften, sondern auch für unsere ganze Agitation von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Es ist deshalb mit dem Genossen Emmel zu bedauern, daß auf dem Parteitag gerade der theoretische Teil der Steuerfrage nicht zur Verhandlung gekommen ist, und ich möchte daher, dem Wunsche des Genossen Wurm entsprechend, daß die Erörterungen darüber in der Parteipresse weitergepflegt werden sollen, hier einige Bemerkungen zu seinen Zeitsäßen machen.

Ich habe schon in der „Dresdener Volkszeitung“ darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, die Wirkung der Steuern nach den örtlichen und Konjunkturverhältnissen beurteilen zu wollen. Die Abwälzbarkeit der Steuern hängt nach Wurm vom Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot ab. So meint er zum Beispiel, daß die Grundsteuer nur dann eine direkte ist, wenn das Angebot von Bodenprodukten größer ist als die Nachfrage. Dies sei der Fall, seit der Weltmarkt die Preise festsetzt. Nun ist es aber heute gerade umgekehrt der Fall, daß die Nachfrage nach Bodenprodukten das Angebot rasch übersteigt. Daher doch die Teuerung. Folglich müßten wir nach Wurm annehmen, daß die Grundsteuer heute eine indirekte Steuer ist. Schon dieses Beispiel zeigt deutlich, wie falsch es ist, die

¹ Proudhon, a. a. O., S. 422.

Wirkung der Steuern von den Konjunkturverhältnissen abhängig machen zu wollen.

Genosse Wurm dachte wohl, die Wirkung der Steuern in folgender Weise herausfinden zu können. Die Steuern können den Warenpreis beeinflussen, da dieser aber vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage abhängt, so entscheidet dieses Verhältnis auch über die Wirkung der Steuern. In Wirklichkeit sind es ganz andere Faktoren, von denen die Abwälzbarkeit der Steuern abhängt. Bleiben wir bei unserem Beispiel. Was bestimmt den Preis der Bodenprodukte? Der Börsenpreis des Getreides hängt in der Tat vom Verhältnis der Nachfrage zum Angebot ab; der volkswirtschaftliche Durchschnittspreis für einen längeren Zeitraum aber wird durch die Produktionskosten (plus Transportkosten u. s. w. natürlich) unter den jeweils ungünstigsten Bedingungen bestimmt. Erhöht eine Steuer diese Kosten, so erhöht sie den Bodenproduktenpreis; läßt sie diese aber unberührt, ganz gleich, wie sich die Marktverhältnisse sonst stellen, so wirkt sie auch auf den Preis nicht. Der Weizenpreis wird also in Argentinien oder Rußland bestimmt, und zwar nach den Produktionskosten auf den Feldern, die am entferntesten vom Markte liegen oder die am wenigsten produktiv sind. Rußland hat eine ziemlich hohe Grundsteuer. Der Bauer war aber aus sozialen Verhältnissen und infolge der Zerplitterung des Grundbesitzes außerstande, diese auf den Konsumenten abzuwälzen. Indes nicht er, sondern der Großgrundbesitzer des Südens führt Weizen aus. Es ist also wahrscheinlich, daß der deutsche Konsument des russischen Weizens einen Teil der russischen Grundsteuer trägt, wenn Rußland und nicht Argentinien oder ein anderes Land die Weizenpreise bestimmt.

Dagegen wirkt die deutsche Grundsteuer auf jeden Fall wie eine direkte Steuer, weil die Getreidepreise doch nicht in Deutschland bestimmt werden. Wichtiger ist es noch, daß die heutige Grundsteuer in einem Lande mit intensiver Wirtschaft die Produktion geradezu fördert und nicht einschränkt.

Ebenso falsch ist es, anzunehmen, daß die Gebäude-, Wohn- und Mietersteuer den Mieter belasten, falls die Nachfrage nach Wohnungen das Angebot übersteigt. Diese Behauptung wurde schon seinerzeit von Nachimow in der „Neuen Zeit“ bestritten, und seine Ausführungen sind noch von niemanden widerlegt worden.

Ganz unbegreiflich ist es, wie Wurm zu der Auffassung kommen konnte, daß die Wertzuwachssteuer in den Städten abgewälzt werden kann. Er beruft sich dabei auf das „Berliner Tageblatt“. Seit wann ist aber dieses Börsenblatt eine Autorität in theoretischen Fragen geworden? Und wenn die Wertzuwachssteuer eine indirekte Steuer ist, warum wirkt die Vermögenszuwachssteuer in den Städten direkt? Wodurch eigentlich unterscheiden sich diese beiden Anwendungsarten derselben Steuer? Ebenso unverständlich ist der Unterschied, den Wurm zwischen der Wertzuwachssteuer auf Bauplätzen und der Grundstückumsatzsteuer macht. Nicht die Form, noch die Erhebungsart der Steuern ist für ihre Wirkung ausschlaggebend, sondern das sind die allgemeinen volkswirtschaftlichen Verhältnisse bestimmter Epochen. Daß die Nachfrage nach Wohnungen in den Großstädten in der Regel größer ist als das Angebot, gibt den Hausbesitzern noch nicht die

Macht, die Umsatzsteuern auf die Mieter abzuwälzen. Vielmehr belasten diese entweder die Grund- oder die Hausbesitzer selbst, weil die Höhe der Mietpreise von ganz anderen Momenten abhängt, die mit diesen Steuern heute selten etwas zu tun haben.

Wie mit den Ansichten über die Überwälzbarkeit der Steuern, so kann ich mich auch mit den Steuerprinzipien des Genossen Wurm nicht ganz einverstanden erklären; sie scheinen mir von denen der bürgerlichen Demokratie des vorigen Jahrhunderts beeinflusst zu sein. Die Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ist ein gut Ding, darf aber nicht ausschlaggebend sein, vielmehr haben wir auf die wirtschaftliche Entwicklung zu achten. Die Steuern dürfen den Prozeß des wirtschaftlichen Lebens möglichst wenig stören. Daher hatte die klassische Volkswirtschaftslehre recht, wenn sie sich gegen indirekte Steuern aussprach. Zumal heute, wenn diese mit Produktionskontingentierung und Liebesgaben verbunden sind, wären sie auch dann schädlich, wenn sie den Lohn nicht oder nur gering belasten würden. Insofern ist die Form der Erhebung keineswegs belanglos. Viel wichtiger ist aber die Unterscheidung der Steuern nach den volkswirtschaftlichen Quellen, aus denen sie entnommen werden: aus der Grund-, Haus- oder Kartellrente oder aus dem Profit und Zins. In gewissen Wirtschaftsepochen spielen die einzelnen Einnahmequellen der Gesellschaft eine verschiedene Rolle, und demnach müssen die Steuern anders gestaltet sein. In einem Lande, wo der größte Teil der Bevölkerung von kleinem Grundbesitz lebt, ist die Grundsteuer gewiß nicht zu empfehlen; andererseits wird die Einkommensteuer heute, wenn der Geldwert relativ rasch sinkt, sich leicht in eine Lohnsteuer verwandeln, wie dies tatsächlich in Preußen der Fall ist. Deshalb ist es ratsam, die Vermögenssteuer nicht als Ergänzungssteuer, wie Wurm will, zu empfehlen, sondern sie zur Grundlage des Steuersystems zu machen. Das rasch anwachsende Vermögen, das sich in wenigen Händen konzentriert, bietet die beste Veranlagungsgrundlage für eine *Vermögenssteuer*. Sie kann durch eine Steuer auf das große Einkommen der Direktoren, Aufsichtsräte usw. ergänzt werden. Vor allem wäre empfehlenswert, das hohe Einkommen aus geringem Vermögen, also den *Monopolprofit*, schärfer zu besteuern. Denn sein Anschwellen hemmt geradezu den wirtschaftlichen Fortschritt, ebenso wie die hohe Grundrente die agrarische Entwicklung hintanhält. Wir leben in einer Zeit des raschen Anwachsens der Grund-, Haus-, Gruben- und Kartellrente.¹ Und „im Geiste der Zeit“ wird es liegen, wenn wir gerade diese Einnahmequellen für den Staat nutzbar machen. Dies kann aber am besten nicht durch eine progressive Einkommensteuer, ergänzt durch eine Vermögenssteuer, sondern mittels einer Vermögenssteuer geschehen, die das aus ihm gezogene Einkommen progressiv um so höher trifft, je größer es im Verhältnis zum Vermögen ist. Wenn ein und dasselbe Grundstück bei fast gleichem Betriebskapital stei-

¹ Ich nenne den Monopolprofit der Kartelle „Rente“ nach der Analogie mit der Grundrente, da er meist den Unterschied in den Produktionskosten verschiedener Unternehmungen darstellt und einen dauernden Charakter hat. Ich behalte es mir aber vor, die Kartellrente noch näher zu untersuchen. Hier genügt es aber, festzustellen, daß ein Teil der herrschenden Klassen sich eine neue Einnahmequelle geschaffen hat, die besonders besteuert werden kann und muß.

gende Gewinne abwirft, so muß es auch relativ stärker belastet werden als das gleiche Einkommen aus gewerblichen Unternehmungen. Wirft ein gewerblicher Betrieb einen über den Landesdurchschnitt hohen Gewinn ab, so muß er stärker besteuert werden als selbst ein höherer Gewinn, der aber aus einem größeren Kapital fließt. Dadurch treffen wir den Monopolgewinn und zwingen zu Kapitalinvestitionen, fördern also den technischen Fortschritt.

Kurz, nicht die Leistungsfähigkeit der Person, sondern der Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Fortschritts unter den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen muß für die Wahl der Steuerart maßgebend sein. Daher ist eine Vermögens- einer Einkommensteuer und die Grund-, Grunderwerb- und Haussteuer der Gewerbesteuer vorzuziehen. Was die Verkehrssteuern aber anbelangt, so bin ich mit Wurm einverstanden, daß einzelne von ihnen in gewissen Fällen ganz brauchbar wären; nur muß man sich hüten, hier den Bogen zu überspannen, weil diese Steuern sonst zu Störungen im Wirtschaftsleben führen können. So können gewisse Börsensteuern leicht eine Kapitalabwanderung nach dem Ausland hervorrufen oder die Entwicklung der internationalen Kapitalbeziehungen und mit ihnen den Gang der Weltwirtschaft hemmen.

Zur Stellung der Partei zum Gebärstreik.

Von Oda Olberg (Rom).

Die beiden Berliner Versammlungen, in denen über den Gebärstreik verhandelt wurde, scheinen mir besser als irgend ein anderes Ereignis der jüngsten Parteigeschichte geeignet, den Parteigenossen und den Fernstehenden den tatsächlichen sozialen und ethischen Einfluß unserer Partei zum Bewußtsein zu bringen. Zweifellos kann die Partei auf die im geistigen Leben der Massen getane Arbeit stolz sein, deren Ergebnis in diesen Versammlungen zum Ausdruck kam, denn es steckt schon eine ungeheure Summe von Parteiarbeit dahinter, hinter diesem Bedürfnis des einzelnen, sein persönliches Verhalten, das, was seine eigenste Privatsache scheint, im Lichte seines Parteistrebens zu bewerten. Auch der Gedanke derer, die von der Partei erwarten, sie sollte aus einer in unserer Gesellschaft immer allgemeiner und schärfer hervortretenden Tendenz ein Werkzeug ihrer Eroberung machen, zeugt dafür, daß die Sozialdemokratie als etwas anderes und als mehr gilt denn als eine politische Partei: als eine Kulturbewegung, in deren Bereich all unsere Wertschätzungen fallen, und die das Recht und die Pflicht hat, jede soziale Erscheinung für ihren Zweck nutzbar zu machen. Nichts zeigt deutlicher als diese Versammlungen, wie groß die Verantwortlichkeit der Partei heute ist. Wem so viel Einfluß zukommt, von dem wird billigerweise strenge Rechenschaft gefordert werden.

Der Gedanke, den Gebärstreik den Waffen zuzugesellen, deren sich das Proletariat in seinem Kampfe bedienen soll, scheint mir nicht das Wesentliche und Entscheidende der durch die beiden Massenversammlungen eröffneten Diskussion. Selbst wenn man diesen Gedanken ganz und gar ablehnt, bleibt die Tatsache der willkürlichen Beschränkung der Fruchtbarkeit bestehen, und gegenüber dieser Tatsache muß die Partei Stellung nehmen.

Vielleicht ist sie von allen moralischen Machtfaktoren unserer Zeit in Deutschland am meisten befähigt, hier durch ihre Stellungnahme praktischen Einfluß auszuüben.

Es sei gleich vorweggenommen, daß ich der Überzeugung bin und hier von der Voraussetzung ausgehe, daß die Parole des Gebärstreiks, wenn sie von unserer Partei ausgegeben würde, zu einem gewaltigen Rückgang der Geburten führen müßte. Die willkürliche Einschränkung der Fruchtbarkeit besteht ohnehin, seit die technischen Voraussetzungen, wenigstens unter der städtischen Bevölkerung, auch den wenig Bemittelten zugänglich sind. Das Beispiel, die unmittelbar fühlbare wirtschaftliche Erleichterung, die immer mehr verbreitete Auffassung, daß es die Dummen, die Heringsgefallenen sind, die es zu einer größeren Kinderzahl bringen, fallen heute schon sehr stark ins Gewicht. Man lasse nun unsere Partei noch ihren Einfluß in die Waagschale werfen, lasse den durch Selbstjucht, Bequemlichkeit, mangelndes Vertrauen auf Leben und Zukunft nahegelegten Verzicht als ein Gebot der Klassen-solidarität erscheinen, man gebe ihm einen idealen Hintergrund, und man wird einen jähen, katastrophenartigen Absturz der Geburtenzahlen eintreten sehen, wie er in der bisherigen Bevölkerungsbewegung seinesgleichen nicht hat. Und zwar würde sich diese Wirkung nicht auf die im Bannkreis der Partei stehenden Schichten beschränken. Wenn die Partei den Zweck wollte, müßte sie auch die Mittel wollen: sie müßte also die Verbreitung der neomalthusianischen Technik fördern. Das würde unter der durch Not, Überarbeitung und Wohnungselend schon für die Sache gewonnenen Masse ganz anders einschlagen als die gewerkschaftliche und politische Organisation. Wenn die Partei wirklich, was für mich außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt, den Gebärstreik in ihre Taktik aufnehmen wollte, so würde sie gegenüber der Zukunft des Proletariats, ja gegenüber der Zukunft der Kultur eine Verantwortlichkeit auf sich nehmen, die größer wäre als irgend eine, die ihr bisher zugefallen ist. Viel von dem, was die Partei berät und beschließt, hat nur akademischen Wert. Die Wirklichkeit läßt uns reden und geht ihren Gang. Nicht so bei dieser Frage. Hier würde ein Parteibeschluß sofortige praktische Folgen zeitigen, und zwar Folgen, denen gegenüber die Partei, nachdem sie sie einmal ausgelöst hätte, wahrscheinlich machtlos wäre. Es handelt sich also um eine Frage von geradezu unermesslicher praktischer Tragweite.

Über den Plan, den Gebärstreik dazu zu verwerten, die Kampfstellung des Proletariats gegenüber dem Bürgertum zu verbessern, will ich mich kurz fassen. So schwer es sein mag, die wesentlichen wirtschaftlichen und sozialen Folgen zu ermessen, die sich aus einem starken und plötzlichen Rückgang der Fruchtbarkeit des städtischen Proletariats ergeben würden, so lassen sich doch gewisse Folgen mit einiger Bestimmtheit voraussehen, und sie sind nicht derart, daß sie eine Verbesserung der Kampfstellung der proletarischen Massen verheißten.

Wenn es sich nur darum handelte, sich in eine gegebene Gütermenge zu teilen, so würde natürlich die Verminderung der Zahl der Bewerber den Anteil des einzelnen erhöhen, aber der Zahlenrückgang des Proletariats bedeutet nicht nur Rückgang der Bewerber, sondern Verringerung der Produzenten und, was noch wichtiger ist, Herabsetzung der numerischen Macht einer um ihren gesellschaftlichen Ertragsanteil kämpfenden Klasse. Das

Proletariat steht der Bourgeoisie schon längst nicht mehr ausschließlich als die Klasse gegenüber, die gegen Lohn Arbeit leistet. Es hat Einfluß als Konsument, hat politischen Einfluß und fällt auch in dem Maße ins Gewicht, als es tatsächlich materielle Macht entfalten, als es Gewalt ausüben kann. Hinter der politischen Macht der Arbeiterklasse steht immer die der Möglichkeit nach gegebene physische Gewalt. Wenn die herrschende Klasse sicher wäre, daß bei einem gewaltsamen Austrag zwischen ihr und dem Proletariat der Sieg auf ihrer Seite bliebe, würde sie die politische Macht der Arbeiterklasse viel geringer anschlagen, als sie es heute tut. Jede numerische Verringerung des Proletariats muß notwendig die politische Macht verringern und die Fähigkeit, die Klassenzwecke durch Gewalt zu behaupten.

Aber auch auf rein ökonomischem Gebiet ist eine Verbesserung der Kampfstellung kaum zu erwarten. Man bedenke, daß der Geburtenausfall sich viel eher auf dem Gebiet des Konsums als auf dem der Produktion und gar auf dem der Landesverteidigung fühlbar machen würde. Mindestens für einen Zeitraum von zwölf Jahren ist das Kind ausschließlich Konsument. Der Verminderung der Verbraucher muß ein Rückgang des Verbrauchs entsprechen. Selbst wenn das proletarische Ehepaar, was allen bisherigen Erfahrungen mit kleinen Familien widerspricht, anstatt Ersparnisse zurückzulegen, seine Lebenshaltung in dem Maße erhöhen würde, daß es jährlich für denselben Geldwert Ware verbrauchte, so würde doch eine mächtige Verschiebung der Nachfrage entstehen und dadurch mehr oder weniger langwierige Krisen. Längst ehe sich ein verringertes Angebot von Arbeitskräften fühlbar macht, darf man vielleicht mit einem Preissturz der Lebensmittel des Massenkonsums rechnen — Kartoffeln, Roggen, Weizen —, aber dieser würde unmittelbar in der Einschränkung der landwirtschaftlichen Produktion seine Korrektur finden. Die Folge dieser Erscheinung wäre eine Verstärkung der Landflucht. Trotz sinkender Bevölkerungszahl dürfte man ein stetes Wachstum der städtischen Zentren erwarten, so daß der Ausfall an Nachwuchs zunächst mehr als gedeckt würde durch Angebot ländlicher Arbeitskräfte. Dann käme die durch Genossen Kautsky betonte Hinzuziehung auswärtiger Arbeiter in Betracht. Man hätte also mit einer Reihe von wirtschaftlichen Störungen zu rechnen, die das Deutsche Reich nicht der ökonomischen Rückständigkeit Frankreichs zuzuführen brauchten, sondern sehr wohl, angesichts des einmal erreichten Standes der kapitalistischen Entwicklung, zur Ausmerzungen der kleinen und mittleren Unternehmungen und zu wachsender Vertrufung und Kartellbildung führen könnten, mit Massenbezug außereuropäischer Arbeiter, gewaltigen technischen Vervollkommnungen, um menschliche Arbeitskraft entbehrlich zu machen, zu verschärftem und gewaltsamem Kampfe um die auswärtigen Märkte usw.

Dem einzelnen mag die Last zunächst leichter geworden sein: die Masse steht aber nun mit gelichteten Reihen da. Und die Reihen würden um so mehr gelichtet sein, je fortgeschrittener die proletarische Schicht ist. Die Bourgeoisie würde nicht hungern, weil es ihr an Arbeitskräften fehlt, ihre Grenzen nicht unverteidigt lassen, weil die Soldaten mangeln, sondern sie wäre nur gezwungen, ihre Ausbeutungsmethoden zu vervollkommen, stärker gemacht durch die dem Bürgertum günstige Verschiebung des Zahlenverhältnisses der beiden Klassen.

„Die Qualität wird besser, das Proletariat also kampftüchtiger sein,“ kann man uns hier entgegenhalten. Das ist nun durchaus nicht eine ausgemachte Sache, wenn man unter Gebärstreik eine stark fühlbare Beschränkung der Geburten, etwa Ein- oder Zweikindersystem versteht. Die größere Tüchtigkeit der körperlichen Beschaffenheit ist fraglich. Die soziale Tauglichkeit des Nachwuchses ist aber in der Regel zweifellos in kleinen Familien geringer als in größeren. Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß die einzigen Kinder die Tyrannen der Eltern sind und sich sehr häufig zu Egoisten auswaschen. Es fehlt ihnen die Erziehung, die die Geschwister einander vermitteln, die Zucht, die die Verhältnisse selbst aufzwingen und die viel wirksamer ist als alle Moralpredigten.

Freilich kann man auch sagen, daß es sich vorläufig nicht um die neue Generation handelt, sondern um die Eltern, die kampftüchtiger und kampffroher bleiben, wenn sie weniger mit Sorgen um den Nachwuchs belastet sind. Aber auch das gilt nur mit Einschränkung. Natürlich bleibt keine Energie zum Kämpfen oder auch nur zum Denken, wenn eine Proletarierin zehn oder fünfzehn Kinder aufziehen soll. Aber darum dreht sich ja die Diskussion nicht. Darin sind wir alle einig, daß es barbarisch wäre und auf eine völlig sinnlose Kraftverschwendung hinausliefe, einer Proletarierin in der Großstadt eine derartige Fruchtbarkeit zuzumuten. Aus den Arbeiten von Gamburger wissen wir, daß die Chancen, ein Kind auszutragen und am Leben zu erhalten, bei Arbeiterfrauen mit der wachsenden Empfängniszahl immer geringer werden. Da in der sozialistischen Partei ihrer ganzen Weltanschauung nach kein prinzipieller moralischer Einwand gegen die willkürliche Beschränkung der Fruchtbarkeit bestehen kann, so darf man wohl annehmen, daß alle Parteigenossen, die über die Frage nachgedacht haben, darüber einig sind, die sinnlose Ausmergelung der proletarischen Mutter durch Gebären von Kindern, die frühzeitigem Tod geweiht sind, zu verwerfen. Den Gebärstreik als Taktik ablehnen heißt keinesfalls für unbeschränkte Fruchtbarkeit eintreten, für in kurzen Abständen folgende Niederkünfte, denen erst die durch Erkrankung bedingte Gebärunfähigkeit ein Ende setzt, so daß Siechtum der Mutter und Tod der Kinder der völligen wirtschaftlichen Verelendung vorbeugen. Nicht Zweikindersystem und sich selbst ohne Willensregelung überlassene Fruchtbarkeit stehen einander gegenüber, sondern willkürliche Beschränkung auf eine geringe (ein bis zwei Kinder) oder auch eine größere (drei bis fünf) Zahl. Dem Gebären bis zur Erschöpfung ist in sozialistischen Kreisen meines Wissens nie das Wort geredet worden.

Verstehen wir uns also dahin, daß es sich nicht um Beschränkung oder Nichtbeschränkung, sondern um den Grad der Beschränkung handelt, so müßte ich nicht einzusehen, warum Eltern von einem oder zwei Kindern gerade kampftüchtiger und kampffroher sein sollten als solche mit drei oder fünf. Im ganzen wächst der Mensch mit den Aufgaben, die er sich stellt. Andererseits ist die Sorge um das Wohl der Kinder und das Gefühl der Verantwortlichkeit für sie bei einem Kinde so groß wie bei fünfen, und diese Sorge dämpft nun einmal den Wagemut und bringt es mit sich, daß Eltern nie ihr Leben und ihre wirtschaftliche Existenz so leichten Sinnes aufs Spiel setzen wie Menschen, die nur für sich selbst zu sorgen haben. Wollte man den einzelnen von der Bindung und Hemmung freimachen, die die Familie mit sich

bringt, dann müßte man mit den Vorschlägen noch radikaler und noch konkreter werden. Dann müßte man geradezu darauf abzielen, für den zeitlich im voraus zu bestimmenden „Entscheidungskampf“ eine proletarische Generation zu haben, in der der einzelne nur für sich selbst und nicht für schwächere, seiner Obhut anvertraute Wesen einzustehen hat. Man müßte so etwas wie eine heilige Schar anstreben, die für die gefährlichste Stellung bestimmt ist. Ähnliches hat die katholische Kirche durch das Zölibat erreicht: sie wußte, daß die Familie bindet.

Das sind natürlich nur Gedankenpielereien. Im Ernst kann es der Partei nicht einfallen, derartig gewalttätig in das Einzelschicksal einzugreifen, ganz abgesehen von der praktischen Schwierigkeit und auch von der voraussichtlichen Folge, die wohl die Fähigkeit, das Alte niederzureißen, aber nicht die Kraft, Neues aufzubauen, entwickeln würde.

Wenn wir eingesehen haben, was den meisten schon von vornherein klar war, daß nichts damit gewonnen ist, der Bourgeoisie Ausbeutungsmaterial und Soldaten durch den Gebärstreik zu schmälern, so haben wir lediglich eine parteitaktische Frage gelöst, die nur für eine kleine Minderheit dringend war. Aber die Tatsache der immer weiter um sich greifenden Geburtenbeschränkung bleibt, und die Partei wird nicht umhin können, zu ihr Stellung zu nehmen. Es handelt sich hier nämlich nicht nur um eine Privatfache, bei der außer dem Ehepaar höchstens der Arzt mitzureden hätte. Was Folgen für die Gesamtheit hat, einschneidende Folgen, das muß im Sinne der Interessen dieser Gesamtheit bewertet werden, das fordert einen sozialen Maßstab und ist nicht nach Motiven wie eben die Privatfachen, sondern nach den Folgen zu beurteilen. Mit anderen Worten: in einer Frage wie der vorliegenden steht es dem denkenden Menschen nicht an, unter den ihn bestimmenden Motiven die sozialen Folgen außer acht zu lassen.

Die Tendenz, die Fruchtbarkeit zu beschränken, ist eine allgemeine Erscheinung, die sich in der ganzen Kulturwelt geltend macht und in ihr fast ohne Ausnahme mit der wachsenden Kultur wächst. Sie kommt nicht ausschließlich der kapitalistischen Kultur zu: war sie doch den herrschenden Klassen im alten Ägypten und denen des griechischen und römischen Altertums bekannt. Die willkürliche Geburtenbeschränkung folgt auch nicht vorwiegend der Industrialisierung; in der bisherigen Bevölkerungsbewegung bevorzugt sie sogar Länder und Landesteile mit überwiegend landwirtschaftlicher Bevölkerung und Kleingrundbesitz, woraus natürlich nicht geschlossen werden darf, daß das in der Folge so bleiben wird. Wir sehen diese Erscheinung mit steigender Wohlhabenheit, steigender Volksschulbildung, steigender politischer Betätigung der Massen an Stärke zunehmen, so daß man aus der heutigen Bevölkerungsbewegung die nur wenig Ausnahmen aufweisende Regel ablesen kann: je höher die Kultur, um so geringer die Kinderzahl. Hand in Hand mit niedriger Geburtenzahl gehen andere Erscheinungen der Bevölkerungsbewegung, wie Sinken der allgemeinen Sterblichkeit, Zunahme der Selbstmorde, Rückgang gewisser Krankheiten und Vermehrung anderer ufm. Die Geburtenverminderung scheint eine so allgemeine und unabwendbare Folge der Kultur zu sein, daß manche daraus geschlossen haben, die Kultur sei eben berufen, ihr eigener Totengraber zu sein.

Das Beispiel Frankreichs, wo alle Bemühungen von Gesellschaften und Behörden sich gegenüber dem fortschreitenden Geburtenrückgang als ohn-

mächtig erweitern, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Wir Sozialisten können uns vielleicht damit trösten, daß diese notwendige Beziehung von Geburtenrückgang und Kultur nur unter dem kapitalistischen Regime besteht, aber das wäre ein kümmerlicher Trost, denn inzwischen kann sie, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, große Verwüstungen im Volkskörper anrichten und etwas wie eine „feelische Unfruchtbarkeit“ zeitigen, die auch nach Aufhebung der heutigen Wirtschaftsordnung fortbestehen könnte. Wenn wir also auch in der Geburtenbeschränkung lediglich eine Folge des kapitalistischen Regimes sehen wollen, so dürfen wir doch nicht sagen: wir bekämpfen den Rückgang, indem wir das Regime bekämpfen. Dabei könnte es zu leicht passieren, daß wir den Anschluß verfehlten, denn es handelt sich um Dinge, die vielleicht ein recht verschiedenes Tempo einhalten.

Im übrigen ist es ja eine Binsenwahrheit, daß wir, während wir den Kapitalismus bekämpfen, seinen Folgeerscheinungen entgegentreten müssen, genau wie der Arzt seine Behandlung gleichzeitig gegen das Grundübel und gegen die Symptome richtet. Die kapitalistische Großindustrie drängt darauf hin, den Arbeiter zu einem Teilstück der Maschine zu machen, ihn seines Menschentums, seiner Persönlichkeit, der Gesundheit seiner Nerven zu berauben: die Gewerkschaftsbewegung, die Bildungsanstalten der Partei arbeiten dem entgegen. Ähnliches gilt von dem Alkoholmißbrauch, der vielleicht viel unmittelbarer an das Wirtschaftsregime gebunden ist als die Geburtenbeschränkung. Wenn wir also erkannt haben, daß das Zweifindersystem eine Schädigung der Gesellschaft und eine Verlangsamung der Kulturentwicklung zur Folge hat, und daß seine Übernahme durch das Proletariat dieses in seiner Kampftüchtigkeit und in seiner tatsächlichen Macht beeinträchtigt, so müssen wir gegen es Stellung nehmen wie gegen alle anderen kulturschädigenden Erscheinungen der Klassengesellschaft.

Daß die heutige Entwicklung, sich selbst überlassen, auch im Proletariat auf das Zweifindersystem hinausläuft, unterliegt für mich keinem Zweifel; es wurde auch in diesen Tagen auf dem vierten deutschen Kongreß für Säuglingsschutz in dem Referat des Professors Dr. Julius Wolf ausgesprochen. Mir scheint, die Partei darf diese Erscheinung nicht sich selbst überlassen. Sie hat es bis jetzt vermocht, so viele Quellen des Idealismus freizulegen, von deren Dasein die Arbeiterklasse selbst vielleicht kaum wußte: sie kann heute an den Zukunftsglauben, an den Mut der Lebensbejahung in der Arbeiterklasse appellieren, um auf die Pflicht des Tüchtigen und Gesunden hinzuweisen, Tüchtigkeit und Gesundheit weiterzugeben. Der Sozialismus ist eine Weltanschauung, und man genügt ihm nicht durch Mitgliedsarten und Versammlungsbesuch. Er hat neben seinem politischen Programm sein Zukunftsziel, zu dessen Verwirklichung ein Geschlecht kräftiger und lebensfroher Menschen gehört. Im Zeichen des Zweifindersystems wächst ein solches Geschlecht nicht heran. Deshalb muß die Partei der Strömung entgegentreten, die eine größere Kinderzahl als Rückständigkeit und altfränkische Dummheit belächelt. Wir wollen es offen aussprechen, daß wir den Parteigenossen höher schätzen, der fünf Kinder zu tüchtigen Menschen heranzieht, zu Arbeitern, wie er selber ist, als den, der sein einziges kümmerliches Sorgenkind studieren läßt. In der Bourgeoisie ist nachgerade die Sorge, was man seinen Kindern hinterläßt, zur lähmenden Zwangsvorstellung geworden; die Menschen werden geradezu erdrückt von einem Verantwortungsgefühl, das eben des-

halb so schwer wiegt, weil jedes Zutrauen in die Tüchtigkeit der Kinder fehlt, jene frohe, gesunde Zuversicht, daß sie sich durchschlagen werden, wie wir selbst uns durchgeschlagen haben. Vom sozialistischen Proletarier müssen wir aber diese Zuversicht verlangen. Er soll sein Verantwortungsgefühl gegenüber seinen Kindern auf die Frage einstellen: Was kann ich ihnen an Gesundheit und Lebensmut hinterlassen.

Darin liegt schon eingeschlossen, was ich bereits früher gesagt habe, daß ich keineswegs der unbegrenzten Fruchtbarkeit das Wort rede. Die gesunden Eltern sollen die Kinderzahl nicht überschreiten, die ihnen das menschenwürdige Aufbringen der Kinder ermöglicht. Die Geburten sollen in Abständen von mehreren Jahren erfolgen, wie das erfahrungsgemäß die Rücksicht auf die Gesundheit des Kindes heischt, ohne welche Abstände auch für die Frau die Mutterfreuden sich in Mutterqualen verwandeln. Die Art, wie einige Genossinnen der Geburtenbeschränkung entgegengetreten sind, hat mir nach dem „Vorwärts“-bericht den Eindruck gemacht, als ob sie die bittere Not und das wirklich furchtbare Los der durch zahlreiche und rasch aufeinanderfolgende Geburten ausgemergelten Arbeiterfrau nicht voll zu würdigen verstünden. Ich finde, wir müssen uns offen auf den Standpunkt stellen, daß wir die Geburtenregelung wünschen und ihre technischen Voraussetzungen für eine wertvolle Kulturerrungenschaft halten. Moralische oder religiöse Vorurteile gegen den Neomalthusianismus sind uns natürlich fremd. Wir wollen verhindern, daß kranke Kinder geboren werden, lebensuntaugliche und -unfrohe, daß solche geboren werden, deren Kindheit in Entbehrung und Elend verkümmert, solche, über deren Leben eine erschöpfte und verjagte Mutter, ein überarbeiteter Vater einen dauernden Schatten wirft: darum sind wir nicht Gegner des Neomalthusianismus. Aber wir wollen, daß der Proletarier, der sich zum höchsten Zukunftsglauben, zum Sozialismus bekennt, möglichst viele gesunde Kinder habe, wir rechnen dies dem Arbeiter und der Arbeiterin als hohes Verdienst an, schätzen den darin verkörperten Aufwand an Mut und Kraft als ein hohes Werk im Dienst der Zukunft: darum sind wir Gegner des Zweifindersystems.

Ich verkenne nicht, daß dieser Standpunkt große praktische Schwierigkeiten einschließt. Die Klerikalen haben es schon leichter, wenn sie sagen: Jede Empfängnisverhütung ist Sünde. Da ist dann das Eintreten gegen die Verbreitung der die Geburten verhindernden Technik das beste und zweckmäßigste Mittel. So einfach stellt sich die Sache für den Sozialisten nicht dar. Weil wir die Geburtenregelung nicht verwerfen, also die Vertrautheit mit den Verhütungsmitteln voraussetzen, rechnen wir mit einem hohen Grade seelischer Gesundheit und Zukunftsfreudigkeit der Massen, wenn wir von ihnen erwarten, daß sie nicht ihre Klasse durch das Zweifindersystem auf den Aussterbeetat setzen. Wir müssen eben als Partei der Zeitströmung entgegenarbeiten, die diese Zukunftsfreudigkeit herabzudrücken sucht, und es als Kennzeichen höherer Entwicklung ansieht, möglichst wenig Kinder zu haben.¹

¹ Eine junge Frau aus dem wohlhabenden Bürgertum beklagte sich einmal bei mir darüber, daß sie, als ihre zweite Schwangerschaft zu ihrem Kummer durch Fehlgeburt endete, von Verwandten und Freundinnen viel herzlicher beglückwünscht wurde als nach der Geburt ihres ersten Kindes!

Man bedenke auch, daß das Proletariat seinen Zahlenbestand mit dem Zweifindersystem weniger lange im Gleichgewicht halten dürfte als die Bourgeoisie. Trotz der Verminderung der Kinderzahl erwirbt es noch lange nicht die Möglichkeit, die Kinder vor Fährlichkeiten und Krankheit zu bewahren, wie sie das Bürgertum hat. Wenn man in einigen von Reichen bewohnten Stadtvierteln die Säuglingssterblichkeit auf 5 und 7 Prozent der Geborenen herabzudrücken vermocht hat, so wird das Proletariat bei seinen Wohnungsverhältnissen, bei der geringeren Möglichkeit der Aufsicht, der geringeren Vertrautheit mit der Gesundheitspflege mit einer doppelten oder dreifachen Sterblichkeit rechnen müssen. Außerdem verliert das Proletariat durch Aufsteigen von Arbeitern in die bürgerliche Klasse beständig einen kleinen Bruchteil der Seinen, eine Erscheinung, bei der nicht nur die Klasse, sondern anscheinend auch die Rasse verarmt, da die tägliche Erfahrung lehrt, was schon vor mehreren Jahrzehnten der englische Irrenarzt Maudsley beobachtet hatte, daß nämlich diese aus ihrer Klasse ausscheidenden Arbeiter nur in den seltensten Fällen Nachkommenschaft hinterlassen. Andererseits bereichert sich das Proletariat durch den Austausch unter den Klassen nicht, da der deflagrierte Angehörige des Bürgertums in der Regel zum Lumpenproletariat stößt und nicht ein Teil der arbeitenden Klasse wird.

Allzuviel Vertrauen auf die Mutterbereitschaft und Mutterfreudigkeit der Proletarierinnen darf man meiner Ansicht nach deshalb nicht setzen, weil — wenigstens nach den Erfahrungen, die viele Frauenärzte im Bürgertum gemacht haben — der eifrigste Verfechter des Zweifindersystems fast immer der Mann und nur sehr selten die Frau ist. Die Frau, wenigstens die, die schon Kinder hat, freut sich meistens des Zuwachses, soweit sie nicht krank ist oder um die Gesundheit des neuen Kindes besorgt sein muß. Diejenigen Frauenärzte, die es wie Professor L. M. Bossi als ihre Lebensaufgabe ansehen, den Neomalthusianismus zu bekämpfen, haben nicht ohne Befremden einsehen müssen, daß ihr Feind nicht die Gebärungslust der Frau, sondern die Abneigung des Mannes gegen große Familien ist. Mehr als den Frauen gilt es also den Männern zu predigen, wenn man das kämpfende Proletariat von einem Wege fernhalten will, der seine Zahl unaufhaltsam dem Rückschritt entgegenführt.

Über die Berliner Versammlungen zu lächeln und zu spotten, wie das reichlich die bürgerliche Presse des Auslandes getan hat, hat die Partei wahrlich keinen Grund: sie darf vielmehr stolz sein auf die geistige Durchbringungsarbeit, durch die diese Versammlungen möglich wurden. Sie zeigen, daß man von der Partei eine Parole erwartet, daß die sozialistischen Massen in der Frage ganz richtig keine Privatangelegenheit sehen. Gewiß kann man die Kinderzahl nicht im Parteiprogramm festsetzen und muß es dem einzelnen überlassen, für was er sich einschätzt und ob er das, was er ist, für wert hält, daß es in seinen Kindern weiterlebe. Das muß jeder mit sich selbst abmachen. Die Partei sage aber dazu, daß der Arbeiter durch tüchtigen und zahlreichen Nachwuchs der Sache der Zukunft, unserer Sache dient. Wenn die Bourgeoisie, die sich selbst auf den Aussterbeetat setzt, den Proletariern blinde Fruchtbarkeit zumutet, um Ausbeutungsmaterial und Soldaten zu haben, so soll der Sozialismus eine bewußte und sehende Fruchtbarkeit fordern. Er will mit Ausbeutung und Kasernen aufräumen, aber diese Zukunft ist doch nur des Kampfes wert, wenn ein zahlreiches und tüchtiges Geschlecht

ihrer froh wird. Wir haben nicht nur für ein menschenwürdiges Leben, sondern auch für lebenswürdige Menschen zu sorgen. Das Zweifindersystem mit seinen Ängsten und seiner Selbstsucht, mit dem geringen Glauben an sich selbst und an die Zukunft, der in ihm zum Ausdruck kommt, scheint mir, auch von der Zahl abgesehen, dazu nicht das beste Mittel.

Zum Streik auf den Seeschiffswerften.

Von August Winnig.

Es ist Ende September, und noch immer stehen mehr als tausend ehemalige Streikende vor dem Arbeitsnachweis der Hamburger Metallindustriellen und warten auf die Wiedereinstellung. Mitte Juli begann der Streik, Mitte August brach man ihn ab, und jetzt liegen in Hamburg, von wo er seinen Ausgang nahm, noch mehr als tausend Opfer der Unternehmerrache auf der Straße. So schlimm diese Nachwehen der Bewegung sind, so sind sie doch weder die einzigen noch die schlimmsten. Bedenklicher erscheinen für die Zukunft der Werftarbeiterbewegung die Nachwirkungen auf die Organisation. Ob zu diesen Nachwirkungen auch die Bildung einer syndikalistischen Sonderorganisation gehören wird, läßt sich noch nicht sagen; ein Ortsverein des „Freien Verbandes der Metallarbeiter Deutschlands“ besteht zwar, aber es sind bisher noch keine Anzeichen dafür vorhanden, daß er größeren Zustrom aus Metallarbeiterkreisen erhalten wird. Das ist auch nicht wahrscheinlich. Und überdies haben sich bisher alle Gründungen dieser Art als wenig widerstandsfähig erwiesen, so daß man auch die von dieser Seite drohende Gefahr nicht sehr zu fürchten braucht. Was sich in diesen, den romanischen Syndikalismus nachäffenden Gemeinschaften zusammenfindet, sind verblendete Eiferer und destruktive Naturen, die sich in keine organische Ordnung einfügen können; die sachlich mit der Gewerkschaftstaktik unzufriedenen Teile der organisierten Arbeiter, die unzufrieden sind, weil sie mehr und größere Erfolge wollen, werden sich in diesen Ohnmachtsgebilden nie dauernd wohl fühlen. Darum braucht man die Bemühungen unserer Syndikalistinnen unter den Werftarbeitern nicht besonders ernst zu nehmen, wozu für Hamburg noch hinzukommt, daß sich hier die Leitung der syndikalistischen — sagen wir: Bewegung in Händen befindet, die kein auf Reputation haltender Arbeiter drücken mag. Ernstester dagegen ist die Gefahr eines stärkeren Zustroms zu den gelben Vereinen. Ich kenne die Hamburger Werftarbeiter so weit, um zu wissen, daß sie nicht in hellen Gassen zu den „Wirtschaftsfriedlichen“ oder, wie sie sich in Hamburg nennen: „Waterländischen“ stoßen werden. Der große Kern dieser bedeutenden Arbeitergruppe bildet tatsächlich trotz allem, was man gegen ihr Verhalten in dieser Bewegung sagen mag, eine Elitemannschaft der Hamburger Arbeiterbewegung und ist darum gegen alle derartigen Rodungen gesichert. Aber es bedarf auch nicht eines großen Zustroms von Werftarbeitern, um die gelben Vereine zu einem empfindlichen Hindernis künftiger Aktionen werden zu lassen. Die gelben Organisationen müssen zum Teil aus den psychologischen Einwirkungen unserer Bewegung erklärt werden. Man folgert oft verkehrt, indem man sagt: Wo die Gelben sind, können die Gewerkschaften keine Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse erreichen; richtiger

würde man sagen: Wo die Gewerkschaften keine oder keine wesentlichen Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse durchsetzen können, dort entstehen die Gelben, oder sie finden dort die besten Vorbedingungen für ihr Fortkommen. Alles, was wir in Deutschland an gelben Vereinen haben, beschränkt sich auf solche Produktionsgebiete, in denen der gewerkschaftliche Einfluß gering ist oder gänzlich fehlt. Die größten und bedeutendsten gelben Gründungen geschahen nach gecheiterten Bewegungen, nach verlorenen Streiks oder in Zeiten der Geschäftskrise. Aus diesem Grunde ist die Gefahr der gelben Organisation für die Werftarbeiter viel größer als die Gefahr der syndikalistischen Zersplitterung. Ohne Zweifel wäre das Aufkommen der Gelben die aller schlimmste Wirkung dieses in jeder Hinsicht so unglückseligen Kampfes. Ob sich diese Gefahr verwirklichen wird, ist erst nach einigen Monaten zu übersehen. Sicher aber ergibt sich eine Zunahme der kritischen Stimmung der Organisationsmitglieder gegen die Organisationsleitungen, die unsere Kampffähigkeit nicht stärkt, sondern schwächt, wenn sie verstärktes Mißtrauen und wachsende Unlust, sich den Organisationsangelegenheiten zu widmen, nach sich zieht. Und daß dem heute schon so ist, das ist leider nicht lustige Vermutung, sondern Tatsache. Ob es sich um eine Versammlung der gewerkschaftlichen oder der politischen Organisation handelt: selten geht eine vorüber ohne Äußerungen tiefsten Unwillens über den Ausgang dieser Bewegung.

Das sind die Nachwehen des Streiks auf den Seeschiffswerften.

Man sagt, wenn die Herren vom Rathaus kämen, seien sie klüger als vorher. Und im allgemeinen läßt man es auch gelten, daß man nach Beendigung einer Bewegung besser sehen könne, was in ihren einzelnen Phasen von Rechts wegen hätte geschehen müssen. Im Falle des Streiks auf den Seeschiffswerften verlag jedoch diese Ansicht. Man steht vor der Auseinandersetzung der Ereignisse, ohne auch nur in einem wichtigen Punkte die Überzeugung fassen zu können, daß man hier ganz falsch gehandelt habe und daß man durch diesen oder jenen Zug ein anderes Schlusergebnis hätte erzielen können. Der Endpunkt alles Untersuchens ist zuletzt das Bekenntnis: es hat sich alles so vollenden müssen.

Verfolgen wir kurz den Verlauf.

Im Jahre 1910, dem Jahre großer und glücklicher Kämpfe, dem zweiten Jahre des letzten Konjunkturaufschwunges, gelang es den Organisationen der Werftarbeiter nach einem mehrwöchigen Kampfe, die Werftbesitzer zu Zugeständnissen zu zwingen, die einen befriedigenden Ausgang darstellten. Der Schwerpunkt des Errungenen lag weniger in den materiellen Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse, als vielmehr in der Tatsache, daß die Unternehmerorganisation zum erstenmal mit den Vertretern der Gewerkschaften von Macht zu Macht verhandelt und bessernde Änderungen der Arbeitsverhältnisse vereinbart hatte. Aber diese Tatsache war nicht ausschließlich das Ergebnis der unmittelbar miteinander ringenden Kräfte gewesen, sondern außerhalb der kämpfenden Parteien stehende Kräfte hatten am Zustandekommen dieser Tatsache mitgewirkt — die außerordentlich gute Geschäftslage, der eindrucksvolle Sieg der Bauarbeiter und das Eingreifen der Gesamtorganisation der Metallindustriellen. Nachdem der Friede geschlossen, suchten die Werftleitungen die Vereinbarungen zu durchlöchern, und zwar zum Teil nicht ohne Erfolg. Dies ständige Markten und Streiten, diese so-

phistische und unredliche Handhabung der Vereinbarung durch die Werftverwaltungen schuf viel Erbitterung und häufte viel Zündstoff an. Im Herbst des vorigen Jahres traten die Arbeiter mit dem Verlangen an ihre Organisationen heran, eine neue Bewegung einzuleiten. Die Vorstände waren dem nicht grundsätzlich abgeneigt, sie gingen an die Vorbereitung heran, setzten jedoch durch, daß man erst dann offen hervortrete, wenn die großen Tarifbewegungen der Maler, Holzarbeiter und Bauarbeiter beendet seien. Im Frühjahr dieses Jahres kam es zu Verhandlungen, an denen von den Arbeitern nur Vertreter der Werftbelegschaften teilnahmen; nur die Verwaltungsstellen Hamburg und Kiel des Metallarbeiterverbandes konnten je einen Vertreter der Organisation dazu delegieren. Das Ergebnis zweier Verhandlungen war so unbefriedigend, daß alle Kreise der beteiligten Arbeiter anerkannten, hierauf ließe sich keine Vereinbarung aufbauen. In der Konferenz, die zu dem Verhandlungsergebnis Stellung nahm, beauftragte man die Verbandsvorstände, ihrerseits der Unternehmerorganisation unmittelbare Verhandlungen anzubieten. Bevor die Unternehmer dies Angebot beantworten konnten, legten die Werftarbeiter in Hamburg die Arbeit nieder, dem schlossen sich in schneller Folge die Arbeiter der Werften in Kiel, Flensburg, Vegeßack, Bremerhaven, Stettin usw. an.

Überblickt und durchdenkt man die Ereignisse bis zum Vorabend der Arbeitsniederlegung, so wird man auf nichts stoßen, das sich als eine Verletzung der taktischen Grundsätze und Gepflogenheiten bezeichnen ließe. Insbesondere wird man für das Hinausschieben der Bewegung bis hinter den Abschluß der anderen großen Bewegungen volles Verständnis haben, wenn man bedenkt, wie leicht es eintreten könnte, daß die gesamte organisierte Arbeiterschaft zur Unterstützung der Kämpfe in den genannten Gewerben aufgerufen werden mußte. Auch der letzte Versuch der Organisationsvorstände, die Bewegung durch Verhandlungen zu beenden, rechtfertigt sich von selbst. Die Zweifel beginnen erst bei der plötzlichen Arbeitsniederlegung und bei der Ablehnung der Unterstützung der Streikenden durch die Verbandsleitungen. Das sind ja überhaupt die entscheidenden Tatsachen, die bei jeder Betrachtung dieses Kampfes im Mittelpunkt stehen.

Die Arbeitsniederlegung — natürlich war sie ein beklagenswerter Verstoß gegen alle organisatorische Ordnung, gegen alle taktischen Gebote; aber wen will man dafür verantwortlich machen? Es ist ganz nebensächlich, ob man diesen oder jenen Werkstattvertrauensmann, diese oder jene Arbeitertruppe als unmittelbaren Veranlasser bezeichnen kann oder nicht. Denn man kommt nicht über den Punkt hinweg, daß sich der Streik wie ein Sturm aller Betriebe bemächtigte und sie leer setzte. Es war die Masse, die von Elementarkraft getrieben stürmisch über alle Rücksichten hinwegschritt. Da war nichts Persönliches, das war ein Ausbruch von der Unwiderstehlichkeit einer Naturgewalt. Hier heißt es nicht verurteilen, sondern verstehen. Und das gleiche gilt für den Beschluß der Verbandsvorstände, den Streik nicht zu unterstützen. Hinter beiden Tatsachen steht in letzter Linie dieselbe Ursache, das gleiche Problem.

Es ist das Problem, das die Entwicklung der Arbeitskämpfe den Organisationen aller großen Gewerbe stellt, das aber für keine Organisation schwieriger ist als für den Deutschen Metallarbeiterverband. Es sei zunächst mit wenigen Strichen umrissen.

Das Wachstum und die steigende Macht der Gewerkschaften hat auf der anderen Seite die Bildung starker Unternehmerverbände hervorgerufen und begünstigt. Die Wesenseigenheiten beider Organisationen brachten es mit sich, daß sich die Unternehmerorganisation mehr und mehr die Taktik aneignete, Einzelangriffe der Arbeiter mit Gegenangriffen auf erweiterter Front zu beantworten. Die Anwendung dieser Taktik, die nun um so vollkommener wurde, je mehr sich die Unternehmerorganisation ausdehnte und festigte, zwang und zwingt die Gewerkschaften, bei ihren kampftaktischen Erwägungen nicht nur ins Auge zu fassen, wie groß der Kampf nach ihrer Absicht sein sollte, sondern wie groß er durch den Gegenstoß der Unternehmerorganisation werden könnte. In allen unseren größeren Gewerben, in denen die Gewerkschaften ein Machtfaktor geworden sind, hat diese Entwicklung zu Kämpfen mit breiten Fronten geführt, zu Kämpfen, die an die Kraft der Organisationen natürlich hohe Anforderungen stellen. Jeder dieser Kämpfe kann bei ungünstigem Ausgang die Aktionskraft der Gewerkschaft auf lange Zeit vernichten, kann die Organisation auf Jahre hinaus als Machtfaktor ausschalten. Es ist selbstverständlich, daß diese Verhältnisse die Taktik der Gewerkschaften tief beeinflussen müssen, daß sie von selbst zu einer größeren Bedachtsamkeit, größerer Vorsicht und gegebenenfalls größerer Zurückhaltung zwingen. Abgesehen von den kampftaktischen Schwierigkeiten, die diese Entwicklung mit sich bringt, erwachsen aus ihr die heute schon ziemlich alltäglichen Konflikte zwischen den Leitungen und den Mitgliedern. Das Urteil der Mitglieder geht in erster Linie von den Tatsachen aus, die sie selbst sehen und empfinden, und bleibt von den Rücksichten auf die Gesamtheit meist unbeeinflusst. Die Vorsicht der Organisationsleitungen erscheint ihnen als Energielosigkeit und Furcht. Aus der Mißstimmung bildet sich das Mißtrauen und die Lust, die Vorstände zur Seite zu schieben und ihren gern als Staatsmännerei verspotteten taktischen Maßnahmen durch ein kühnes Dreinhauen ein Ende zu machen.

Für keine andere deutsche Gewerkschaft gilt dies in so hohem Maße wie für den Metallarbeiterverband. Nicht, weil er oder seine Leitung irgendwelche Eigentümlichkeiten hätte, sondern weil er es vornehmlich mit den kapitalkräftigsten Großindustrien zu tun hat. In jedem Falle, wo er eine Bewegung der großindustriellen Arbeiter einleitet, muß er mit der Möglichkeit eines Kampfes rechnen, der viele Zehntausende seiner Mitglieder in die Front fordert und der darum dem Kern seiner Kraft gefährlich werden kann. Diese Tatsache muß bei der Beurteilung der Taktik des Metallarbeiterverbandes in vollem Umfang in Rechnung gestellt werden. Auf der einen Seite muß er unausgesetzt jede Gelegenheit ausnützen, um die Arbeitsverhältnisse seiner Mitglieder vorwärts zu bringen, auf der anderen muß er wegen der Gefahr, seine weitere Aktionskraft einzubüßen, immer wieder bestrebt sein, einen großen Zusammenstoß zu vermeiden. Setzte er seine volle Kraft für eine größere Gruppe seiner Mitglieder ein und ließe er sie im Kampfe verzehren, so wäre er für längere Zeit als Machtfaktor ausgeschaltet; er könnte für seine übrigen Gruppen nichts Wesentliches tun, bis er sich wieder gekräftigt hätte. Keine andere deutsche Gewerkschaft sieht sich bei ihren Kämpfen vor eine so schwere Aufgabe gestellt wie der Metallarbeiterverband. Seine Strategie muß in der

Hauptfache, soweit er es mit der Großindustrie zu tun hat, eine Ermattungs- und Beunruhigungsstrategie sein. Er muß fordern, verhandeln, muß mit seiner Macht operieren und manövrieren, die Möglichkeit eines Kampfes demonstrieren, und er muß doch bestrebt sein, einem großen Frontzusammenstoß auszuweichen, um die Taktik der Beunruhigung und Bedrohung immer wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Er muß mit seiner Macht fortwährend manövrieren, ohne sie zu verlieren. Das ist die schwere Aufgabe, die der Metallarbeiterverband mit seiner Taktik zu lösen hat; ich gestehe, daß ich ihn wegen des Geschicks, mit dem er sich ihr widmet, oft im stillen bewundert habe.

Aber! Die Durchführung einer solchen Taktik wird dadurch erschwert, daß man sie im Einzelfall nicht den Mitgliedern vortragen kann. Läte man es, so wäre sie damit schon durchbrochen. Eben weil die Masse der Mitglieder der Einsicht in diese Zusammenhänge ermangelt, hat sich jene Spannung zwischen ihr und der Organisationsleitung gebildet, die wir schon oft beobachten konnten, und deren Entladung in diesem ungewöhnlichen Streik der Werftarbeiter so verheerend erfolgte. Aus dieser Tatsachenreihe ist dieser Ausbruch zu erklären und zu verstehen.

Die gleichen Tatsachen erklären jedoch auch das Verhalten der Verbandsvorstände. Es wäre lächerlich, hätten sich die Vorstände bei der Verweigerung der Unterstützung von dem simplen formalen Disziplinbegriff leiten lassen. Hätten sie das getan, dann hätten sie all die Äußerungen des Unwillens und noch mehr verdient. Nicht die formale Disziplin an sich, sondern die sachlich unweigerlich notwendige Disziplin, die eine Vorbedingung jener Strategie ist, die für den Metallarbeiterverband als die einzig mögliche erscheint, und schließlich diese Strategie selbst standen auf dem Spiele. Und die glaubten die Verbandsvorstände höherstellen zu müssen als diese einzelne Bewegung.

Zu oder Nein? Richtig oder falsch? Hier gilt es nicht zu verurteilen! Hier gilt es zu erkennen und zu arbeiten, zu versöhnen und zu stärken. Falsch wäre es, wollte man aus diesem Streit einen Anlaß für eine Verfassungsänderung der Gewerkschaften in dem Sinne nehmen, daß man das Vetorecht der Zentralvorstände bei Lohnbewegungen beseitigte und die Autonomie der Orte und Bezirke beschlösse. Man braucht nur die zur Zentralisierung drängende Entwicklung der Lohnkämpfe zu bedenken, um einzusehen, daß das nicht geschehen darf. Wir müssen durch diese Periode hindurch; noch reicht die Kraft der Gewerkschaften nicht aus, um die stärksten Gegner, die Riesenbetriebe, im offenen Kräftemessen zu Zugeständnissen zu veranlassen, noch müssen sie labieren und kreuzen und den Kampfesdrang der ausgebeuteten und gebüttelten Massen dämpfen, aber sie werden wachsen, werden stärker und stärker werden und bald auch stark genug, um mit dieser Taktik brechen zu können. Wer den Werftarbeitern helfen und die schlimmen Folgen des Streiks mildern will, muß sie für diese Wahrheiten gewinnen.

Literarische Rundschau.

Dr. Joseph Vergfried Eßlen, *Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. Eine Untersuchung der Ursachen und Wirkungen der Fleischsteuerung und der Mittel zur Abhilfe.* Stuttgart 1912, Ferdinand Ende. 289 Seiten. 7 Mark.

Die Fleischnot hält auch im Jahre 1913 weiter an. Soweit bisher die amtlichen Statistiken vorliegen, hat die Zahl der beschaupflichtigen Schlachtungen auch in

diesem Jahre abgenommen, und die Preise sind abermals in die Höhe gegangen. Der Erörterung der Fleischversorgung des deutschen Volkes bleibt bei der hartnäckigen passiven Resistenz der verantwortlichen regierenden Kreise dauernde Aktualität gesichert.

Das Buch des Züricher Professors Ehlen ist sehr zu begrüßen, da es, eine Frucht zehnjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand, eine Menge wichtigen Materials zur Feststellung des tatsächlichen Zustandes und der Entwicklung der Fleischversorgung bietet. Dagegen fordern Ehlen's Vorschläge zur Abhilfe teilweise Widerspruch heraus.

Ehlen geht aus von der Notwendigkeit des Fleisches in der Nahrung des modernen arbeitenden Städters, wie sie von der modernen Ernährungsphysiologie, besonders von Professor Rubner betont wird, worüber bereits in diesen Blättern berichtet ist. („Neue Zeit“, XXVIII, 1.) So ist die Menge Fleisch, welche benötigt wird, um die Arbeitskraft des Volkes dauernd in rationeller Weise zu ersetzen, gestiegen wegen der wachsenden Zahl der Bevölkerung und dem notwendig größeren werdenden Verbrauch des einzelnen.

Wie hoch ist nun gegenwärtig der Fleischverbrauch in Deutschland und genügt er diesen beiden Anforderungen? Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat über die Höhe des Fleischverbrauchs Berechnungen angestellt, die aber bei kritischer Prüfung, wie Ehlen nachweist, um mindestens 13 Prozent zu hoch sind. Der Fleischverbrauch von 1904 bis 1911 ist total gewesen:

	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	Durchschnitt 1904 bis 1911
Nach dem Kaiserlichen Gesundheitsamt	52,1	51,5	50,5	52,9	53,3	52,9	51,9	53,7	52,3
Nach Ehlen ¹	47,7	43,0	41,4	47,2	45,9	45,6	44,9	48,5	45,1

Berücksichtigt man auch noch die anderen Eiweißquellen, Wild, Geflügel, Fisch usw. und den Altersaufbau der Bevölkerung, so wird dennoch das von der Hygiene geforderte Minimum, welches das Kaiserliche Gesundheitsamt mit 55 Kilogramm und Rubner mit 62 Kilogramm pro Kopf und Jahr berechnet, durchaus noch nicht erreicht. Dies Resultat wird bestätigt durch die Betrachtung der Haushaltsrechnungen. Was wir dort von Arbeiterfamilien finden, sind die höchstschenden, die gegenüber der breiten Masse unthypisch sind, weil sie zu günstig gestellt sind. Im ganzen kann man sagen, „daß die wohlhabenden Volksschichten, die nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung ausmachen, wie die Erfahrung des Alltags lehrt, das Doppelte und Mehrfache des durchschnittlichen Kopfverbrauches verzehren, und daß der allgemeine Durchschnitt von den höchstgelohnten Arbeitern und den mittleren Angestellten nur gerade erreicht wird, während die breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung in Stadt und Land teilweise beträchtlich unter diesem Mittel bleiben“. (S. 47.)

In welcher Weise ist nun der dem Volke zur Verfügung gestellte Fleischvorrat produziert worden? Durch Einfuhr von auswärts ist stets nur ein ganz winziger Bruchteil des gesamten Bedarfs gedeckt worden. Es liegt dies an den hohen Fleischzöllen, aber noch weit wichtiger waren die angeblich aus veterinären Gründen erlassenen Viehsperren und Einfuhrverbote gegen das Ausland und die die Einfuhr erschwernenden Bestimmungen des Fleischbeschaugesetzes. In der Handhabung der Sperren usw. lassen sich vier Perioden unterscheiden, die mit den Wandlungen der Handelspolitik parallel laufen.

¹ Vergleiche auch die frühere Arbeit Ehlen's in Conrads Jahrbüchern 1912, Band 43, S. 705 ff.

In der freihändlerischen Epoche vor 1879 war eine Erschwerung der Einfuhr von Schlachtvieh nicht beabsichtigt. Das beweist der gleichzeitige Vorschlag, Schlachthäuser an der Grenze zu errichten. Die Grenzsperrren gegen die seucheverdächtigen Länder Osteuropas entsprangen dem Wunsche, die Sperren Großbritanniens gegen deutsches Vieh dadurch beseitigen zu können. Anders nach dem wirtschaftspolitischen Umschwung von 1879. Am 23. Juni 1880 wurde ein allgemeines Reichsgesetz zur Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen erlassen, dessen § 7 eine allgemeine Sperre gegen das Ausland ermöglichte, das durch weitere Bestimmungen des Gesetzes vom 26. Juni 1909 weiter ergänzt worden ist. Auf Grund dieser Bestimmungen wurden in den achtziger Jahren Abperrungen erlassen, die weit über das, was durch die Seuchengefahr geboten war, hinausgehen. Der eigentliche Sinn der Maßregeln ist auch zweimal sehr offenherzig zugegeben worden. So sagte am 13. Februar 1879 der Minister v. Pfeuffer im bayerischen Landtag: „Wenn wir Ragervieh von Oesterreich nötig haben, dann soll die Grenze offen bleiben; wenn das von Oesterreich gekaufte Ragervieh gemästet und wieder zu verkaufen ist, dann soll die Grenze gesperrt werden.“ Graf Stolberg sah im Reichstag am 28. März 1885 in dem Einfuhrverbot gegenüber den fremden Ländern das einzige, was bis zu einem gewissen Grade noch eine Rentabilität der inländischen Viehzucht gewährleisten sollte. Eine kurze Unterbrechung kam mit dem „neuen Kurs“. Neben der Herabsetzung der Getreidezölle brachte er eine Reihe Einfuhrerleichterungen. Lange dauerte die Herrlichkeit nicht, denn schon 1894 wurden neben der Aufhebung des Identitätsnachweises neue Sperren als „kleine Mittel“ zur Befähigung der müden Agrarier wieder eingeführt. An dieser fast prohibitiven Handhabung ist dann seither festgehalten worden. Wie sehr der angebliche Seuchenschutz dabei Seuchelei ist, wird offensichtlich, wenn man daran erinnert, daß die Regierung zwar mit Abperrungen bei der Hand war, aber die Lungenseuche im Inlande höchst lau bekämpfte, daß im Jahre 1900, als die agrarische Mehrheit das Gesetz über Schlachtvieh- und Fleischschau annahm, mit diesem Gesetz aus angeblich sanitären Gründen schwere Niegel vor die Einfuhr fremden Fleisches geschoben hat, dieselbe Mehrheit die Verschaupflichtigkeit der Hausfleischungen ablehnte. Die Grenze dessen, was für einen wirklichen Gesundheitsschutz der Bevölkerung und des Viehbestandes an Viehsperren usw. notwendig ist, zieht Eßlen sehr weit. Desto gewichtiger ist seine Kritik dort, wo er den rein protektionistischen Charakter des „Seuchenschutzes“ kritisiert.

So ist der gesamte Fleischverbrauch bis auf einen winzigen Bruchteil auf die inländische Produktion angewiesen. Eßlen gibt nun einen interessanten Abriss über die Entwicklung der deutschen Viehzucht, die ökonomische Besonderheit der einzelnen Zweige der Viehzucht und erörtert die verschiedenen Möglichkeiten, wie die Leistungsfähigkeit der Viehproduktion noch gesteigert werden kann. Darauf kann hier nicht eingegangen werden, nur sei ein Punkt von Bedeutung hervorgehoben. Die herrschende Wirtschaftspolitik geht darauf aus, mit Zöllen und Einfuhrsteuern den Preis für Getreide hinaufzutreiben, und erzielt dadurch eine Verteuerung von 30 bis 40 Prozent über den Weltmarktpreis. Ebenso sind die Futtermittel stark verteuert. Die Bedeutung der letzteren für die Viehzucht ist ja klar, aber die künstliche Preiserhöhung des Brotgetreides hat auch für die Viehzucht höchst bedenkliche Folgen. Je höher der Preis des Brotgetreides, um so höher muß der Preis der Futtermittel steigen, um ebensoviel Profit abzuwerfen. Jede Erhöhung des Preises für Brotgetreide nimmt dem Anbau der Futtermittel so lange den Platz weg, als bis der Preis dafür auch entsprechend hoch gestiegen ist. (Interessante Belege, S. 20/21.) So sind die Getreidezölle auch einer der Faktoren, die an der Fleischteuerung schuld sind.

Wichtig sind weiter die Ausführungen über die Fleischeinfuhr und ihre Rückwirkung auf die inländische Viehzucht, wobei auch die englischen Erfahrungen berücksichtigt sind.

Bedenken erweckt das Programm, das Ehlen zur Abhilfe der Fleischnot aufstellt. Zunächst weist er nach, daß die Nachfrage nach Getreide und Fleisch zusammen für Gegenwart und nächste Zukunft unmöglich von der heimischen Landwirtschaft in ausreichender Weise befriedigt werden kann. Weil hohe Getreidepreise sich in hohe Bodenpreise umsetzen, fordert Ehlen Aufgabe des Getreidebaues und Konzentration auf die Viehzucht. Er will dies erreichen durch allmähliche Aufgabe der Getreidezölle. Dann geht er aber weiter und setzt der Wirtschaftspolitik ein neues Ziel. Er erstrebt einen Zustand, in dem die heimische Landwirtschaft alles zu einer ausreichenden Fleischversorgung notwendige Vieh selber produziert, jedoch das notwendige Brotgetreide vom Ausland eingeführt wird. Er will deshalb den Klein- und Mittelbetrieb in der Viehzucht als den angeblich produktiveren auf Kosten des Großbetriebs fördern, und wenn durch vorübergehende Fleischeinfuhr die gegenwärtige Teuerung gelindert ist und sich nach Aufhebung der Getreidezölle die Viehzucht auf Kosten des Getreidebaus ausdehnt, abermals Zölle auf Fleisch einführen.

Zunächst ist die Begründung der größeren Produktivität des Kleinbetriebs ganz hinfällig. Ehlen erklärt den Klein- beziehungsweise Mittelbetrieb einfach deshalb für produktiver, weil unter den gegenwärtigen Verhältnissen er eine stärkere Besetzung mit Vieh zeigt. Dabei hat Ehlen aber ganz seine eigenen Ausführungen über hohen Getreidepreis und Viehzucht außer acht gelassen. Wenn heute mit allen Mitteln des Staates der Profit im Getreidebau erhöht wird, hat der Großgrundbesitzer im allgemeinen keine Veranlassung, daneben noch etwas anderes ganz besonders zu pflegen. Nur der Kleinbetrieb, der, wie Ehlen anerkennt, im Getreidebau dem Großbetrieb nachsteht, ist deshalb genötigt, sich mehr auf die Viehzucht zu werfen. Nur wenn der Großbetrieb Viehzucht treiben müßte, würde die Statistik das beweisen, was Professor Ehlen aus ihr herauslesen will. Ob dann auch wirklich der Großbetrieb minder produktiv wäre, möchten wir füglich bezweifeln. Was wir zum Beispiel bei Gerlich über Groß- und Kleinbetrieb in der Schweinezucht erfahren,¹ spricht nicht sehr dafür.

Aufs schärfste würde die Sozialdemokratie auch die Wiedereinführung von Fleischzöllen bekämpfen müssen. Es kann sich für sie nur um Verbesserung des Betriebs, nicht um Erhöhung des Profits handeln. Hat aber die Viehzucht einmal Unterstützung durch die Allgemeinheit notwendig, so stellen wir dem Verlangen nach Zoll die Forderung Rautskhs² entgegen, den landwirtschaftlichen Betrieb mit den Mitteln der Allgemeinheit direkt zu fördern durch kulturelle Hebung der ländlichen Arbeiter und damit ihrer Leistungen, durch Verbesserung des Verkehrs, Erleichterung des technischen Fortschritts in den verschiedensten Formen usw.

Durch die Polemik gegen die wirtschaftspolitischen Vorschläge Ehlen's wollen wir den Wert der Schrift nicht herabsetzen. Sie ist wegen ihrer wissenschaftlichen Gebiegenheit und der Fülle von Tatsachen höchst beachtenswert.

A. H.

Dr. Ida Rister, *Die Frauenarbeit in den Kontoren einer Großstadt. Eine Studie über die Leipziger Kontoristinnen.* Tübingen 1911, Verlag von J. C. Mohr (Paul Siebeck). 168 Seiten. Preis 4 Mark.

Eine sehr dankenswerte Arbeit hat die Verfasserin dieser im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik erschienenen Schrift geleistet. Sie hat nicht nur die Arbeits- und Lohnverhältnisse, sondern auch die Lebenshaltung einer erwerbenden Frauenschaft eingehend untersucht, die bisher noch viel zu selten der Gegenstand solcher Studien war, und wenn die vorliegende Schrift sich auch in erster Linie mit den Kontoristinnen Leipzigs beschäftigt, so haben doch viele der darin niedergelegten

¹ Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 139, Seite 22 ff.; vergleiche auch Neue Zeit, XXX, 1, S. 233.

² Handelspolitik und Sozialdemokratie. 2. Auflage, S. 65.

Beobachtungen auch über diese eine Großstadt hinaus Geltung nicht nur für Deutschland im allgemeinen, sondern auch für andere Länder, und viele wieder nicht nur für die Kontoristinnen, sondern für die weiblichen Handelsangestellten überhaupt.

Noch viel rapider als die Zahl der erwerbsfähigen Frauen im allgemeinen wächst die der weiblichen Angestellten verschiedenster Art in allen Industrieländern. Ihre Zahl ist innerhalb der letzten 15 Jahre in Leipzig mehr als dreimal so stark angewachsen als die der männlichen Angestellten, im gesamten Deutschen Reich aber mehr als fünfmal so stark, trotzdem auch die Zahl der männlichen Angestellten in demselben Zeitraum ganz enorm gestiegen ist.

Die rapide Zunahme der weiblichen Angestellten, speziell in den Kontoren, erklärt die Verfasserin damit, daß den bestqualifizierten Frauen wenige günstigere Arbeitsgelegenheiten zur Verfügung stehen und sie sich darum zu Arbeiten bereit finden, an die in gleichem Maße qualifizierte Männer kaum denken. „Heute wäre in Leipzig“, sagt sie, „für die meisten Stellen eine männliche Arbeitskraft für dasselbe Gehalt zu haben wie eine weibliche, aber sie wäre entweder weniger tüchtig oder betrachtete den Platz nur als Durchgangsstadium.“

Was in der Schrift über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Leipziger Kontoristinnen berichtet wird, klingt sehr traurig, trotzdem die Verfasserin selbst diese Zustände außerordentlich milde beurteilt. Sie versichert immer wieder, daß sich die Lage dieser Frauen in den letzten Jahren sehr gebessert habe, aber es gehört schon einige Phantasie dazu, um sich auszumalen, wie elend sie vor jenen Verbesserungen gewesen sein muß, wenn die Gegenwart so aussieht.

Auf die Arbeitszeit scheint für Leipzig wie andernwärts das alte Handlungsgehilfenprüchlein zu stimmen: „Anfang früh, Ende nie.“ Elf- bis zwölfstündige Arbeitszeit für eine Buchhalterin ist in der starken Saison nichts Seltenes. Besonders in den Konfektionsgeschäften und im Buchhandel hat das Kontorpersonal zeitweilig bis 11 und 12 Uhr nachts zu arbeiten, wobei die Mittagspause auf das Allernotwendigste eingeschränkt wird und alle anderen Pausen entfallen. Aber nicht allein die Hochsaison bringt solche Schinderei mit sich, sondern auch die „fehlerhafte Geschäftsführung“, wie es Dr. Rißler nennt, wenn die Herren Chefs ihren Tag vertödeln und erst dann die meisten Briefe zu diktieren haben, wenn die geplagten Stenographistinnen und Maschinenschreiberinnen längst der Ruhe pflegen sollten.

In der von der Verfasserin auf Grund eigener Erhebungen durchgeführten Lohnstatistik fehlen die allerniedrigsten und die höchsten Gehälter. 40 Prozent der Befragten beziehen einen Monatsgehalt unter 70 Mark und 51 Prozent einen solchen von 70 bis 120 Mark. 200 Mark gilt schon als ein sehr hoher Gehalt und kommt relativ recht selten vor.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Kontoristinnen Leipzigs so bodenständig sind wie kaum eine andere Frauenschicht. Nach der letzten Volkszählung sind nur 31,8 Prozent der gesamten weiblichen Bevölkerung zwischen 15 und 50 Jahren ortsbürtig, unter den Kontoristinnen aber 70 Prozent. Von den nicht in Leipzig geborenen Kontoristinnen leben wieder 17,7 Prozent in ihrer Familie, so daß nur 12,3 Prozent der zugewanderten alleinstehend sind. All das deutet auf sehr geringe Wanderlust und starke familiäre Gebundenheit dieser Frauenschicht hin.

Interessant ist auch der Altersaufbau. 17 Prozent der Leipziger Kontoristinnen sind über 30 Jahre alt. Dabei macht die Zahl der Verheirateten kaum 3 Prozent aus. Für Deutschland im allgemeinen lauten diese Ziffern ganz ähnlich wie für Leipzig und für die Verkäuferinnen ähnlich wie für die Kontoristinnen.

Der Beruf der weiblichen Handelsangestellten ist also nicht ein spezifischer Beruf junger Mädchen, wie man gemeist anzunehmen geneigt ist, sondern er verurteilt seine Angehörigen fast durchweg zur Ehelosigkeit.

Aus der Tabelle über die Abstammung der Leipziger Kontoristinnen, die das Buch enthält, ersieht wir, daß nur 8 Prozent von ihnen sozial höhergestellten Fa-

milien angehören. Die Töchter mittlerer Staats- und Privatbeamten machen 20 Prozent, die der ganz kleinen Beamten aber nur 9 Prozent aus. Die Töchter selbständiger kleiner Leute wie Handwerker, Krämer, Gastwirte usw. sind zu 23 Prozent, die qualifizierten Arbeiter und Werkmeister aber zu 26 Prozent beteiligt.

Sehr schlecht steht es um die fachliche Ausbildung der Leipziger Kontoristinnen. Sie wurde bis vor kurzem weder durch das Bedürfnis der Schülerinnen geleitet noch durch das von Handel und Industrie, sondern trug fast ausschließlich dem Gesichtspunkt des größten Teils der männlichen Angestellten Rechnung, der nie recht wußte, ob er sich die unbequeme Konkurrenz der Frauen lieber durch deren schlechte Fachbildung oder durch besonders hohe Anforderungen an sie vom Hals halten sollte. In der letzten Zeit ist indessen, wie die Verfasserin berichtet, eine kleine Besserung auf diesem Gebiet eingetreten.

Am Schluß des Buches wird gezeigt, daß sich die Kontoristinnen Deutschlands ihrer uneinheitlichen sozialen Abstammung zum Trotz als sehr gut fachlich organisierbar erwiesen haben. Freilich segeln die mitgliederreichsten Handlungsgehilfinnenorganisationen noch ganz im bürgerlichen Fahrwasser, und ihre Arbeits- und Lohnbedingungen entsprechen ja auch dieser Tatsache.

Therese Schiesinger.

Notizen.

Zu Genossen Cohens Entgegnung auf meine Besprechung seiner Technik des Gewerkschaftswesens nur einige Worte:

Cohen überschätzt mich, wenn er mich einen Theoretiker nennt. Wer mehr wie 30 Jahre in der Arbeiterbewegung und nicht zuletzt für die Gewerkschaften gewirkt hat, wer so mannigfache Aufträge der Gewerkschaften ausgeführt hat, braucht sich nicht einen „Theoretiker“ schimpfen zu lassen.

Aber das, was Technik ist, mit Freund Cohen zu streiten, liegt mir ferne. Ich bin kein Lehrer der deutschen Sprache, er vielleicht auf diesem Gebiet zu wenig lernbegierig. Wen Genosse. Cohen glauben machen will, daß die Taktik der Gewerkschaften ein Buch mit sieben Siegeln ist, weiß ich nicht.

Wenn er höhnt, daß seine „Technik des Gewerkschaftswesens“ zwar nicht für Roth am Sand, aber sonst für alle großen gewerkschaftlichen Zahlstellen allgemein gilt, so stelle ich dem die Behauptung entgegen, daß sie für keine große Zahlstelle des Metallarbeiterverbandes außerhalb Berlins Geltung hat. Genosse Cohen hätte weniger schreiben sollen, dann hätte er nicht so stark die Berechtigung meiner Kritik bestätigt. Aber diese und über die Entgegnung Cohens lasse ich gerne alle Leser der „Neuen Zeit“ entscheiden, die in und für die Gewerkschaften wirken.

ad. br.

Die „Affenhypothese“. Schon Lamarck hat in seiner „Zoologischen Philosophie“ (1809) deutlich, wenn auch in vorsichtiger Form, die Theorie der Abstammung des Menschen von affenartigen Vorfahren ausgesprochen und vertreten. Man nahm aber bisher meist an, daß diese Auffassung zunächst auf enge Gelehrtenkreise beschränkt blieb und erst durch das Auftreten Darwins (1859) und die Polemiken, die sich an die Veröffentlichung seiner Hauptwerke angeschlossen, vor die weitere Öffentlichkeit gebracht wurde. Es ist nun interessant, daß bereits im Jahre 1833, wie Beer in seiner „Geschichte des Sozialismus in England“ mitteilt, der Geologe W. D. Sauter, ein Anhänger Robert Owens, in Arbeiterversammlungen Vorträge über die fortschreitende Entwicklung des Menschen aus der Tierwelt hielt. Die „Crisis“, das Blatt der Owenisten, lehnte diese „Affenhypothese“ damals ab. G. E.



1. Band Nr. 3

Ausgegeben am 17. Oktober 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Tag von Leipzig.

Von Hermann Wendel.

Als vor fünfzig Jahren unsere Väter den Tag der Leipziger Schlacht feierten, fiel dieses Gedenkfest in eine Zeit leidenschaftlicher politischer Regsamkeit und gespannter nationaler Erwartung. Was das Jahr 1849 mit seinen Ständerechten und Zuchthausurteilen an Träumen von der deutschen Volksfreiheit und Einheit im Sande verscharrt hatte, das war wieder aus dem Grabe emporgestiegen und wandelte seit dem Italienischen Kriege im hellen Sonnenlicht einher. Noch einmal glaubte die bürgerliche Klasse Deutschlands sich ihre Zukunft aus eigener Kraft schmieden zu können, und bereit zu dem Entscheidungskampf Mann gegen Mann, stählte sie deshalb in den neugegründeten Turnvereinen ihre Muskeln, übte sie in den neugegründeten Schützenvereinen Auge und Hand, um die so errungenen Fertigkeiten eines Tages hinter der Barrikade zu erproben. In einer solchen Zeit stellte man bei den Erinnerungsfeiern an 1813 in den Vordergrund, was im revolutionären und im demokratischen Sinne wirken mußte: die Taten der Landwehr, den Volkskrieg, das Versprechungsversprechen des Königs. Selbst ein Treitschke feierte in seiner beschwingten Rede zum Gedächtnis der Leipziger Völkerschlacht „die Siege jener echten Demokratie, der die Zukunft Europas gehört“, und rief begeistert aus: „Eher mögt ihr dem Winde gebieten, daß er aufhöre zu rauschen, als unserem Volke, daß es sich wiederum geduldig füge unter die Vormundschaft einer allwissenden Staatsgewalt. . . . Es kann nicht sein, daß ein großes, reiches, klarsichtiges Volk auf ewig verzichte auf die Leitung seines Staates.“ Ein Volksfest war damals wirklich der Gedenktag an das große Ringen auf dem Leipziger Schlachtfeld. Wie anders heute! Kein fehnüchziges Geschlecht mehr, nein! eine sattgewordene Generation von großkapitalistischen Mastbürgern ist es, die zu dem plumphen Gewaltbau des Leipziger Völkerschlachtdenkmals mit hilfloser Vierbanfberwunderung aufschaut. Kommandierende Generale und Regierungspräsidenten, Konsistorial- und Kommerzienräte sind es, die der Gedächtnisfeier an 1813 ihr trübes Gepräge aufdrücken, und nicht der Demokratie, nicht der Revolution wird beim Fest-

mahl der schäumende Becher geleert, sondern dem Byzantinismus und der Reaktion. Bewußt wird ein Graben gezogen zwischen den berauschten Jubiläumszechern und der breiten Masse des deutschen Volkes, indem man auf die Sozialdemokratie lospaukt, die die Erinnerung an die teuren Toten von 1813 schände — wo wäre eine „patriotische“ Feier unserer herrschenden Klassen möglich ohne Seitenhiebe auf die Partei der proletarischen Revolution! In Wahrheit verhält es sich natürlich mit der „Schändung“ der Kämpfer von 1813 durch die Sozialdemokratie genau so wie mit allen Dingen, über die sich das „national gesinnte“ Spießertum weidlich entrüstet: es handelt sich um einen baren, platten Schwindel. Denn wo irgendwo in der Weltgeschichte Menschen des Lebens letzten Hauch an die Befreiung von unwürdigem Joch setzten, hat die Sozialdemokratie grüßend ihre Feldzeichen vor den Trägern und Opfern solch guten Kampfes gesenkt. Auch heute grüßen wir aufrichtigen Herzens die Streiter und die Toten von 1813, die ruhmlosen Helden der Landwehr, die märkischen Bauern wie die blutarmen schlesischen Leineweber, die mit der Kraft und dem Mut der Verzweiflung den Feind aus dem Lande gefegt haben; aber der Rauch des „patriotischen“ Feuerwerkes soll unsere Augen nicht blenden, das Gefrach der Kanonenschläge unsere Ohren nicht betäuben. Kühlen Köpfe stellen wir fest, was ist. Nichts weiter!

Was uns die Leipziger Schlacht, in das unbarmherzige Licht der geschichtlichen Wahrheit gerückt, nicht mit der ungemischten Freude der Jubiläumsbarden betrachten läßt, ist ihr zwiespältiger Charakter. Gewiß wurde in diesen Tagen das Joch der Fremdherrschaft zerbrochen, das unerträglich lastend auf dem Rücken der Völker lag, allerdings nicht durch die Latkraft der Kronenträger, vor denen bei den Gedächtnisfeiern von 1913 das Weihrauchfaß geschwenkt wird. Sie alle drei, die am Mittag des 19. Oktober auf dem Marktplatz in Leipzig zusammentrafen, schwammen im besten Falle wie tote Klöße Holz auf der großen Woge der Völkerhebung, die den Franzosenkaiser zum Lande hinausschwemmte: Friedrich Wilhelm III., der „nüchterne Taps“, der „trockene Dudmäuser“, der sich am Morgen der Völkerschlacht den Kopf darüber zergrübelte, welche Uniform er anziehen solle, Franz I. von Österreich, eine boshafte, heimtückische, subalterne Kreatur, mit allen üblen Instinkten der Niedertracht gesegnet, der immer in der Furcht schwebte, durch Teilnahme an dem Befreiungskrieg jakobinischen Mächenschaften Vorschub zu leisten, und der mit dem oberflächlichen Firnis einer gewissen westeuropäischen Halb- bildung ladierte gerissene Alexander I. von Rußland, den Napoleon nicht zu Unrecht den „Grec du bas empire“¹ zu nennen pflegte. Den Ungezählten, die auf dem grauen Leichenfeld faulten, den Zahllosen, die verwundet, von allen Qualen des Hungers, des Durstes und des Fiebers gemartert wurden, gebührte vielmehr der Dank für den Sieg, und es stimmte schon, was der Freiherr vom Stein aus Leipzig seiner Frau schrieb: „Wir verdanken dieses große Resultat nicht dem Einfluß feiger Staatsmänner und elender Fürsten; es ist hervorgebracht durch zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge,“ Feldzüge, bei denen das Volk, wieder das Volk und nur das Volk seine Haut zu Markte trug.

So weit, so gut. Aber die Napoleonische Fremdherrschaft war für Deutschland mehr als der harte Druck ausländischer Herren: sie war zugleich die

¹ „Griechen des byzantinischen Kaiserreichs.“ Grec heißt aber zugleich Falschspieler, so daß hier ein unübersetzbares Wortspiel vorliegt.

bürgerliche Revolution! Noch immer wirkte sich ja an dem deutschen Volke das herbe Schicksal aus, das die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien es von den Triebkräften der neuen Entwicklung abgesperrt, daß der Dreißigjährige Krieg es verarmt und entvölkert hatte. Wirtschaftlich weit zurückgeblieben hinter westlicheren Nationen, hatte denn die bürgerliche Klasse Deutschlands nicht die Macht, aus freien Stücken ihre Revolution gegen die Gewalten des Absolutismus und Feudalismus zu schlagen, wie es sich in England und Frankreich abgespielt hatte, sondern die Errungenschaften der Revolution, die Prinzipien der Bewegungsfreiheit und der Rechtsgleichheit wurden auf den Spigen der französischen Bajonette zu ihr über den Rhein getragen. Durch den Zwang der Fremdherrschaft wurden in deutschen Gauen die alten überlebten Formen zerbrochen, die Ketten der Leibeigenschaft zerfeilt, die Gebundenheit der Stände beseitigt und der Boden für die kapitalistische Produktionsweise eingeebnet. All das war ein gewaltiges Stück bürgerlicher Revolution, und es ist immerhin ein denkwürdiges Zeichen für den Lauf der Dinge, daß der Widerstand gegen Napoleon nicht von den bürgerlich entwickeltesten, sondern von den wirtschaftlich zurückgebliebensten Gebietsstrichen Deutschlands, dem agrarischen Osten Preußens, ausging. Aber wer 1813 in lohender Begeisterung zu den Waffen griff, der glaubte nicht nur für die Freiheit vom fremden Joch, sondern auch für die Freiheit der inneren Entwicklung zu sechten, und es war die bittere Tragik derer, die bei Leipzig ins Gras beißen mußten, daß ihr Blut für eine ganz andere Sache floß, als sie noch in ihren letzten Augenblicken wähnten, denn gerade auf dem Leichenhügel von Leipzig pflanzte der unverschämteste Absolutismus seine Standarte wieder auf. Wie bei Genu und Auerstadt 1806 die Revolution gesiegt hatte, so siegte 1813 bei Leipzig die Gegenrevolution!

Das beredteste Sinnbild für die gegenrevolutionäre Bedeutung dieses Sieges war die Tatsache, daß die Erfolge des Jahres 1813 nur möglich waren durch die Hilfe Rußlands, der konterrevolutionärsten Macht des Erdteils, und aus diesem Gefühl heraus rief der Dichter Platen seinen bösen Spott über die „sogenannten Freiheitskriege“:

Freiheitskriege fürwahr! Stand einst Miltiades etwa
mit Daskyren im Bund, als er die Perfer bezwang?

Und aus ähnlicher Empfindung heraus höhnte Heinrich Heine über das, was nach 1813 kam, „die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thunelba, hurra! und der Frauenverein und die Vaterlandszeichen und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig und wieder die Schlacht bei Leipzig und kein Aufhören davon“, und von einem alten Lehrer erzählte der Dichter, der auf den Siegesjubel der Befreiungskriege das Wort des Antisthenes auf den Sieg der Thebaner bei Leuktra über die Spartaner anwandte: „Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben,“ und wehmütig hinzufügte: „Liebe Jüngens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen.“

Das war nicht eines einzelnen Anschauung, sondern die allgemein verbreitete Meinung, als nach Leipzig und erst recht nach Waterloo die junkerlich-absolutistische Gegenrevolution hohnlachend in den Sattel stieg und dem Volke die Sporen tief in die Weichen trieb. Bei Leipzig war für das deutsche

Volk noch der „Würgengel“ und „Wertwolf“ Bonaparte besiegt worden, aber im Oktober 1814 schon, kaum ein Jahr nach der Völkerschlacht, konnte eine sächsische Zeitschrift schreiben: „Die Anzahl der Anhänger Bonapartes scheint jetzt wieder in Deutschland zuzunehmen. Männer, die ihn sonst verwünschten, sein Streben auf den Grund durchschaueten und alle seine Unternehmungen richtig würdigten, sind jetzt seine Freunde worden. Sie sehen ihn als die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des Feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstand gegen mutwilligen Druck und abgenützte Vorurteile an.“ Wie aber hausten auch die Nutznießer der Leipziger Schlacht, Potentaten und Junker, in deutschen Ländern! Wie die Bourbonen der Restauration hatten sie nichts gelernt und nichts vergessen, und auch die deutsche Restauration vollzog sich unter der Entfesselung eines weißen Schreckens, der vor allem den freiheitlichen Geist der Kämpfer von 1813 ächtete. Die zum Kampf herbeigeeilt waren, weil in ihren Herzen die Flamme eines Ideals brannte, wurden als eine willenslose Herde abgemalt, die der König auf die Schlachtbank getrieben habe. Die sich für eine Verfassung begeistert hatten, wie sie der preussische Despot versprochen, und nach 1815 an dieses Versprechen auch nur leise zu erinnern wagten, wurden mit Knuten und Rasematten zur Ruhe gebracht. Und dann kam als glorreiche Folge des Sieges von Leipzig die Demagogenheke, die Jagd auf die Burschenschaften, die Breßnebelgelehe, und als in Karlsbad 1819 die mitleidloseste Verfolgung aller fortschrittlichen Elemente in ein parographiertes System gebracht wurde, setzte der flinke Goldschreiber der Metternichschen Reaktion, Geng, das Tüpfelchen auf das i, indem er die Karlsbader Beschlüsse als ein Ereignis feierte, wichtiger als die Leipziger Schlacht!

Den Kopf in den Sand steckt oder der Reaktion mit Haut und Haar ergeben ist, wer heute den 18. Oktober 1813 feiert, ohne der unfäglichen Misere zu gedenken, die nach diesem Tage über Deutschland hereinbrach und mit der erst ein anderer Achtzehnter, der 18. März 1848, in etwas aufräumte. Die Besten waren es allezeit, die bei der Erinnerung an den Tag von Leipzig aus dem Sinne der Kämpfer von 1813 heraus mit dem Dichter Ludwig Pfau bitter klagten:

Wofür wir das Blut gelassen
in der großen Freiheitschlacht,
ein Spottlied auf den Gassen
haben sie daraus gemacht.

Und noch immer trällern heute freche Junker jenes Spottlied, denn damals wurde dem preussischen Volke eine wirkliche Verfassung verheißen, die Teilnahme der Massen an der Regierung in verlockende Aussicht gestellt. Das war 1813 und 1815! Und heute, Anno 1913, wo ist da die wirkliche Verfassung in Preußen? Wo ist, im Zeichen der Dreiklassenwahlchande, die Teilnahme der Massen an der Regierung? Vergebliche Fragen! Ein Narr wartet auf Antwort, und noch immer glüht das Brandmal des Meineids auf der Stirne jenes Hohenzollern, der am Morgen von Leipzig unschlüssig und ärgerlich in seiner Uniformkiste herumwühlte.

Darum ruft uns der rauschende Lärm der Erinnerungsfeiern an die Leipziger Schlacht nur die eine ernste Mahnung zu, daß die wahre Freiheitschlacht noch zu schlagen ist, und just gegen jene Elemente, die heute ihr Glas am fröhlichsten heben.

In Erwartung der italienischen Parlamentswahlen.

Von Oda Olberg (Rom).

Nur auf Grund einer ganz oberflächlichen Betrachtung kann man zu der Auffassung gelangen, daß die bevorstehenden Parlamentswahlen in Italien einen großen und entscheidenden Vorstoß der sozialistischen Partei mit sich bringen müßten. Diese Erwartung sieht in der Wahlrechtserweiterung als solcher eine Förderung unserer Parteistellung, was meiner Ansicht nach auf eine völlige Verkennung des unmittelbaren Einflusses der Wahlreform hinausläuft. Die Wahlrechtserweiterung läßt fünf Millionen neue Wähler in das politische Leben eintreten, und zwar fast ausschließlich proletarische Wähler; da der Zuwachs sich aber aus den wirtschaftlich am tiefsten stehenden Schichten des Proletariats rekrutiert — eben aus den Analphabeten oder aus denen, die nicht vier Jahre hindurch die Volksschule besucht haben —, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Einfluß unserer Partei in der neuen Schicht wesentlich geringer als in der alten. Wenn bis jetzt die Partei in dem mit dem Wahlrecht ausgestatteten Teile der männlichen Bevölkerung einen gegebenen Bruchteil für unsere Sache geworben hat, so wird unter der Masse der neuen Wähler dieser Bruchteil um ein Beträchtliches geringer sein.

Solange man in der sozialistischen Partei eine Partei der Armen und der Unzufriedenen sieht, mag man über die unmittelbaren Folgen der Wahlrechtserweiterung für unsere Partei optimistisch urteilen; sobald man sich aber vergegenwärtigt, daß die Macht der Partei in dem *Klassenbewußten* Proletariat liegt, so leuchtet von vornherein ein, daß eine Verstärkung des Wahlkörpers um fünf Millionen Analphabeten das Machtverhältnis nicht ohne weiteres zu unseren Gunsten verschiebt.

Schon die Betrachtung der ganzen politischen Situation, aus der die Wahlrechtserweiterung geboren wurde, muß uns davon überzeugen, daß ihre unmittelbaren Folgen keineswegs umstürzlerisch sind. Herrschende Klassen und herrschende Parteien pflegen keinen Selbstmord zu begehen. Wenn ein Mann wie Giolitti, der sich so gut darauf versteht, die Interessen seiner Klasse zu vertreten, einer fast teilnahmslosen Masse das Wahlrecht aufgedrängt hat, so hat ihn sicherlich dabei nicht der Rißel geleitet, auch einmal ein revolutionäres Experiment zu machen. Es stand ihm vielmehr die Zuversicht zur Seite, daß der Versuch unschädlich und harmlos sei. Wollte man es in Zweifel setzen, daß Giolitti in diesem Geiste die Wahlreform gegeben hat, so genügt ein Blick auf das Wahlprogramm der Regierung, um uns eines Besseren zu belehren. Wenn Giolitti wirklich glaubte, daß durch das neue Recht neue Kräfte und neue Bedürfnisse in das politische Leben des Landes einbrechen würden, ein starker Strom neuen Lebens, den bisher der Ball des Privilegiums zurückgedämmt hatte, so wäre er kaum vor diese neue Macht mit so armseligen Zielen und so abgegriffenen Entwürfen getreten.

Die neue Wählerschaft hat tatsächlich andere Bedürfnisse als die alte, sie trägt ein schwereres Joch als diese, viele Nöte und Plagen schneiden ihr viel fester und grausamer ins Fleisch als der Masse, die nach dem alten Wahlrecht politischen Einfluß besaß. Obwohl in ihrer großen Mehrheit proletarisch, war diese Masse doch privilegiert, eben durch die Tatsache der Volksschulbildung, deren Erlangung bisher einen wenn auch kleinen Vorsprung

vor der großen Masse voraussetzte und auch zur Folge hatte. Was jetzt kommt, sind die *Parias*. Es sind die Landarbeiter und Hirten der Latifundien, die Fabrikarbeiter der kleinen Gebirgstäler, in die sich die Industrie flüchtet, um billige und willige Arbeitskräfte zu haben, es sind die elenden Kleinpächter und Kleinbauern, es ist die große Masse derer, die alljährlich ihre Arbeitskraft auf die mittel- und nordeuropäischen Märkte oder jenseits des Ozeans tragen. Mit der Wucht ihrer ungeheuren Zahl hätten sie schon Forderungen geltend zu machen, die der bisherigen proletarischen Wählerschaft weniger dringend waren. Was ihnen fehlt, ist aber sowohl das Bewußtsein ihrer Bedürfnisse als das ihrer Masse. Sie kommen nicht als Fordernde: die Pforte, die sich ihnen neu aufgetan hat, ist ja nicht unter ihren mächtigen Schlägen gefallen, sondern man hat sie ihnen geöffnet, ohne daß sie selbst wissen, warum.

Und die Regierung rechnet, wie gesagt, gar nicht mit dem Anprall neuer proletarischer Massen. Das Exposé, das dem Dekret der Kammerauflösung vorangeschickt ward, war so ziemlich das läppischste und kleinlichste, was je eine Regierung in ernster Stunde einem Lande zu bieten gewagt hat. Wenn die Regierung ein einziges großes Problem herausgegriffen hätte — das der Altersversorgung, der Krankenversicherung, der Abgabenreform oder der Handelsverträge — und dieses im Lichte der neuen Bedürfnisse gezeigt hätte, deren Sachwalter das neue Recht, wenigstens in der Theorie, sein will, so hätte man annehmen können, daß die Regierung an eine neue politische Ära glaubt, daß sie das, was sie als Reform gab, auch selbst als Reform anschlägt. In diesem Falle könnte man sagen, daß das Ministerium, das die Wahlreform entgegen dem passiven Widerstand der herrschenden Klassen durchgeführt hat, doch etwas wie das Bewußtsein gehabt hätte, einen geschichtlichen Wendepunkt zu bezeichnen, indem es fünf Millionen politisch Rechtloser zu Wahlbürgern machte. Nach dem, was man dem Parlament des erweiterten Wahlrechts als Aufgabe vorhält, kann man aber nur den Eindruck gewinnen, daß Giolitti die Wahlreform nur deshalb auf sein politisches Programm schrieb, weil er sie für eine ebenso unschädliche wie dekorative Maßnahme ansah. Die Kammermehrheit, die ihm widerstand, ohne den Mut zu haben, ihm zu trotzen, hat immer noch von der Wahlreform höher gedacht als Giolitti. Sonst wäre ihr der Widerstand gegen sie wahrlich keines Streiches wert erschienen.

Nun hat ja freilich in der Politik meist der recht, der die anderen am geringsten einschächt. Auch sieht es aus, als ob wir Giolittis Nichtachtung der neuen Wählermasse selbst unterschrieben, wenn wir skeptisch über die durch sie zu erwartenden Parteierfolge urteilen. Aber unsere Skepsis beschränkt sich auf das, was diese Masse zunächst tatsächlich leisten wird, unter den Verhältnissen, unter denen sich der Wahlkampf abspielen muß; nicht auf das, was der Anlage und der Möglichkeit nach an erneuernder Kraft in ihr ist.

Gewiß, ein Teil der neuen Wählermasse, namentlich die alten Leute, die die Mühsal des Lebens zermüht hat, stellt nur ein totes Gewicht dar. Diese Menschen sind längst stumpf geworden und glauben nicht mehr an bessere Zeiten, nicht mehr an den Wert des Kraftaufwandes oder Kampfes. Wir haben aber auch junge Leute, die zwar nicht lesen und schreiben können oder die nur zwei oder drei Jahre hindurch die Volksschule besucht haben und doch mit kritischen Augen auf die heutige Ordnung der Dinge in ihrem Vater-

land blicken, wobei die große natürliche Intelligenz der Rasse und ihre schnelle Auffassungsfähigkeit ihnen zugute kommt. Das sind in erster Linie die heimgekehrten Auswanderer, die meist sehr strenge Kritiker der heimatischen Verhältnisse sind und für die ungünstigeren Arbeitsbedingungen im eigenen Lande vielfach ausschließlich die Regierung verantwortlich machen. Auch der Militärdienst, dessen Absolvierung ja nach dem neuen Gesetz allen das Wahlrecht verleiht, öffnet vielen die Augen. Die Rücksicht auf den „inneren Feind“ veranlaßt die Regierung, die Südtalier im Norden und die Norditaliener im Süden einzustellen. Da sieht denn der eine, wie es in dem Lande des anderen zugeht, und jeder bringt das Gefühl selbst erlittenen oder anderen zugefügten Unrechts nach Hause. Weiter hat in Sizilien und in der Poebene das ländliche Genossenschaftswesen, namentlich die großen Kollektivpachtungen, viele Landarbeiter der sozialistischen Bewegung zugeführt, und schließlich ist auch immer ein Teil unserer Propaganda dem bisher nicht wahlberechtigten Teil der Bevölkerung zugute gekommen, wenn auch nicht in dem Maße, wie dies wünschenswert gewesen wäre.

Die Wählerschaft, die am 26. Oktober zum ersten Male in das politische Leben eintritt, hat also neben gleichgültigen und stumpfen Elementen auch solche, die unzufrieden sind, die neue Zustände anstreben, Elemente, die revolutionär und keineswegs harmlos — im Sinne Giolittis — wären, wenn ihre Unzufriedenheit kritischer und ihr Streben nach Neuem bewußter und klarer wäre. Von diesen Elementen kann man nicht erwarten, daß sie von selbst zu uns kommen. Selbst wenn die Partei über weit größere agitatorische Mittel verfügte, als ihr zu Gebote stehen, könnte sie ihnen nur zum Teil den Weg ersparen, auf dem man durch Schaden klug wird. Sie sind zunächst die vorgemerkten Opfer der Demagogie. Wenn die Regierung sie nicht einmal des demagogischen Köders für wert gehalten hat, so offenbar deshalb, weil sie wußte, daß ihn die Regierungskandidaten selber liefern.

So bedeutet der Wahlkampf mit erweitertem Wahlrecht zunächst eine Orgie der Demagogie: nicht der großzügigen, die ein Reformprogramm neben das andere stellt und wenigstens denken lehrt, wenn sie auch keine ihrer Versprechungen einlöst; wohl aber der kleinlichen, auf die lokalen Verhältnisse zugeschnittenen, die Haus an Haus wohnt mit der Korruption. Was man verspricht, hat meist mit Politik gar nichts zu tun. Der Ordnungskandidat verheißt Notstandsarbeiten im Winter, und gleichzeitig stellt er vielleicht einem Fabrikbesitzer, der ihm die Arbeiter zutreiben soll, Einfuhrzölle auf seine Produkte in Aussicht oder Zollfreiheit für sein Rohmaterial usw. In dem Arsenal seiner Versprechungen findet man alles: Gehaltsaufbesserung für den Postagenten, Orden für den Bürgermeister, das Halten eines Schnellzugs in irgend einem kleinen, sonst nicht mit Schnellzügen bedachten Orte, Bau einer Straße, Darlehensbewilligung an die Gemeinde, kurz lauter Dinge, die, mögen sie gerechten Forderungen entsprechen oder eine unbillige Begünstigung darstellen, dazu geeignet sind, den Wählern die Politik als einen Krämerladen erscheinen zu lassen.

Die Regierung hat gewissermaßen die Demagogie in Submission gegeben: jeder ihrer Kandidaten muß selbst den Bedarf daran aufbringen. Das hat den Vorteil, unverbindlich zu sein. Ein Programm, das die große Masse im Lande aufrütteln oder locken soll, legt ein Ministerium fest; Gefälligkeiten, die die Wählerschaft eines Wahlkreises gefügig machen, erreichen parlamen-

tarisch denselben Zweck und verbinden zu gar nichts. Giolitti hat der Wählerschaft, die ihm den Nimbus des „großen Reformministers“ sichern soll, nichts zu versprechen für nötig gefunden. Das Versprechen können die Abgeordneten seiner Mehrheit besorgen und können es dem „Votalsgebrauch“ anpassen, wie man seinerzeit durch den Galgen in Livyen die Justiz ihm angepasst hat. In diesem Zeichen gehen die Ministeriellen in den Wahlkampf: mit tausend Programmen und ohne Programm.

Was ist nun von den verschiedenen Parteien zu sagen und von den Ausfällen, mit denen sie in den Wahlkampf treten? Man könnte da mit einer langen Liste von Parteianamen aufwarten, könnte sprechen von konstitutionellen Demokraten, von konservativer Opposition, bürgerlichen Radikalen, Ministeriellen oder Klerikalen, aber die Definition der einen Sorte würde immer auch auf die andere passen. Die Klerikalen sind ministeriell, Demokraten und Radikale sind es ja auch, ja es begibt sich sogar das Wunderbare, daß auch die konservative Opposition ministeriell ist, was wohl den höchsten Grad politischer Dehnbarkeit darstellt. Man muß, um sich auszukennen, die Sache schon von einem andern Ende anfangen und sagen: es gibt Kandidaten, die vom Ministerium unterstützt, und solche, die vom Ministerium bekämpft werden. Aus dieser Zweiteilung des Wahllagers geht schon hervor, daß die Parteistellung für die Einordnung in die eine oder andere Gruppe nicht ausschlaggebend sein kann. In einem Kreise kann ein Konservativer gegen einen Klerikalen kandidieren, und der letztere kann der Regierungskandidat sein; in einem anderen Kreise derselben Provinz kann es umgekehrt sein. In Rom II unterstützt die Regierung Bissolati gegen den Sozialisten Cipriani und gegen einen Nationalisten; im Wahlkreis Tagli in den Marken ist der Regierungskandidat ein Nationalist, für den sich auch der Bischof der Diözese verwendet, während als Gegner ein Sozialist und ein bürgerlicher Radikaler in Betracht kommen. Gelegentlich stehen einander zwei Konservative oder zwei liberale Fortschrittler oder zwei konstitutionelle Demokraten gegenüber, von denen je einer des Schutzes der Regierung teilhaftig wird. In verschiedenen nord- und mittellitalienischen Wahlkreisen genießen die sozialistischen Reformisten die Unterstützung der Regierung, während sie in Sizilien heftig bekämpft werden.

Von welchen Bedingungen die Unterstützung der Regierung abhängt, ist ein Betriebsgeheimnis des Ministeriums. Bald handelt es sich um Dankesleistung an einen Getreuen, bald will man einen Frondeur an sich fesseln. In anderen Fällen genießt der Gegner die persönliche Antipathie Giolittis. Gelegentlich spielen auch rein persönliche Sympathien des Ministerpräsidenten mit, die sich sogar in einem Falle einem Sozialisten zuwenden sollen, ohne daß diesen daran ein Verschulden trafe. Es wird also in der Behandlung der Kandidaten in der denkbar ausgiebigsten Weise individualisiert. Das Ergebnis soll eine gefügige Kammer sein, in der es aber auch an einigen repräsentativen Persönlichkeiten nicht fehlen soll — denn gerade als „gefügig“ und bequem kann man Menschen wie Bissolati und den Republikaner Barzilai doch nicht bezeichnen. Die Mehrheit muß ministeriell sein, ohne Ansehen der Partei: nach diesem Wahlspruch bilden sich die Klientel und verwischen sich die ohnehin schon undeutlichen Parteigrenzen.

Will man etwa die bürgerlichen Parteien gesondert betrachten, die auch ohne Beziehung auf das Kabinett ein Eigendasein und einen eigenen

Charakter haben, so kommen nur die Klerikalen in Betracht und — mit großer Einschränkung — die konstitutionelle Opposition.

Die Klerikalen wissen sehr gut, was sie wollen, sind sich bewußt, ihre Wahlmacht durch das neue Gesetz sehr gestärkt zu haben, und halten strenge Disziplin im eigenen Lager. Offiziell hält der Vatikan das „non expedit“ aufrecht, das Verbot der Teilnahme an den Wahlen hebt es nur von Fall zu Fall auf, um den Sieg eines Feindes der Religion oder der Ordnung zu verhüten, und erklärt, die Bildung einer der Zahl nach beachtenswerten klerikalen Partei im Parlament durchaus nicht zu wünschen. Tatsächlich erfolgt die Aufhebung des Wahlbeteiligungsverbots in fast allen Wahlkreisen, in denen ein Sozialist kandidiert, und wo man es nicht aufhebt, wie in den fünf römischen Wahlkreisen, da beteiligen sich die Klerikalen trotzdem an der Wahl, und nur die Priester, Mönche sowie notorische Parteigänger des Vatikans halten sich fern. Was die klerikale Parteifraktion in der Kammer betrifft, so strebt der Heilige Stuhl allerdings danach, sich lieber möglichst viele Konservative durch Wahlbeistand zu verpflichten, als eigene Kandidaten durchzubringen. Daher begnügt man sich auch in Wahlkreisen, wo der klerikale Ausblick auf Erfolg hätte, den Konservativen eine schriftliche Erklärung abzuverlangen, in der sie sich verpflichten, für die Wiedereinführung des Religionsunterrichtes in der Volksschule und gegen jedes Gesetz über die Ehescheidung zu stimmen. Auch mancher, der sich fortschrittlich-liberal nennt (und liberal bedeutet in Italien antiklerikal!), schluckt diese Erklärung herunter. In Gegenden aber, wo der Klerikalismus sich stark weiß und seines Anhanges sicher ist, wie in einigen Teilen der Lombardei und namentlich in Venetien, da stellen die Klerikalen ganz wacker eigene Kandidaten auf und legen es gar nicht darauf an, ihre Macht nur mittelbar, durch Beeinflussung von Angehörigen anderer Parteien, auszuüben. Was sie im Jahre 1904 angefangen und bei den vorigen Wahlen fortgeführt haben, die Aufstellung klerikaler Kandidaturen, das gibt diesmal dem Wahlkampf in Venetien geradezu den Stempel. In 12 von 50 Wahlkreisen kandidieren hier Klerikale, und zwar teils ohne Gegner, teils gegen einen Konservativen. Sie nehmen nicht einmal die Rücksicht, die sich die anderen bürgerlichen Kandidaten vielfach auferlegen, nämlich da zurückzutreten, wo die Spaltung im Lager der Ordnungsparteien den Sieg des Sozialisten wahrscheinlich macht.

Man kann sagen, daß die Wahlreform die Klerikalen besser vorbereitet fand als irgend eine andere Partei. Zweifellos wird ihnen im neuen Parlament eine wesentlich stärkere Vertretung zufallen als im vorigen, und außerdem wird ihr Einflußbereich durch eine stattliche Zahl von Konservativen, die mit klerikalen Stimmen gewählt worden sind, vermehrt werden. Von Ehescheidung dürfte man in der nächsten Legislaturperiode kaum reden.

Die „konstitutionelle Opposition“ oder die Partei der Sonninianer stellt insofern eine parlamentarische Merkwürdigkeit dar, als sie sich, was ihren oppositionellen Charakter betrifft, gewissermaßen hat zur Disposition stellen lassen. Während des Wahlkampfes ist sie nicht antiministeriell, und das Ministerium bekämpft ihre Kandidaten nicht, nachdem Giolitti bei den vorigen Wahlen es vor allem darauf abgesehen hatte, ihre Reihen zu lichten, was ihm denn auch sehr ausgiebig gelang. Diesmal ist die Opposition wohl gelitten und ist, wie Sonninos Brief an seine Wähler gezeigt hat, wenig zur Kritik aufgelegt. Es heißt allgemein, daß Giolitti bald nach den Wahlen, wenn

erst die bitteren finanziellen Früchte des libyschen Unternehmens voll ausgereift sind, zurücktreten werde, damit andere diese Ernte einbrächten. Als Nachfolger käme allein Sonnino in Betracht, der in der Tat in dem erwähnten Schreiben an seine Wähler schon so vorsichtig und zaghaft ist wie einer, der nicht mehr mit hinreichenden Zeiträumen rechnen kann, um seine Worte vergessen zu sehen, ehe er das Ruder der Regierung ergreift. Es scheint nun, daß Giolitti die Partei, die er zu einem Interregnum berufen will, bei den bevorstehenden Wahlen etwas herauszufüttern gedenkt. Dank dieser Guld der Regierung und der der Klerikalen kann man voraussehen, daß die heute auf kaum 30 Mann zusammengeschmolzene Partei Sonninos wesentlich gestärkt aus dem Wahlkampf hervorgehen wird.

Verlassen wir nun die bürgerlichen Parteien — denn die Ministeriellen sind keine Partei, sondern nur eine auf Grund persönlicher Eigenschaften zusammengeworbene Schar, die Nationalisten sind noch keine und die Radikalen sind keine mehr —, so bleiben die drei Parteien, die man als äußerste Linke bezeichnen kann, obwohl sie nicht mehr das sind, was die äußerste Linke zur Zeit ihrer einheitlichen Aktion war, welche Aktion für unsere Partei in dem Mandatzuwachs von 16 auf 33 bei den Wahlen vom Jahre 1900 zum Ausdruck kam. Es bleiben die reformistische, die republikanische und die sozialistische Partei, wobei die Reformisten ungefähr die Stellung eingenommen haben, die die bürgerlichen Radikalen vor dem Aufgesogenwerden durch die ministerielle Mehrheit innehatten.

Die Reformisten verfügen heute über 15 Mandate, kandidieren in einigen fünfzig Wahlkreisen und haben besonders in Sizilien Aussicht, Mandate zu gewinnen. Einige Kandidaten der sozialistischen Partei, so Turati und Treves werden von ihnen unterstützt, andere, so Campanozzi in Rom und Allevi in Mailand von ihnen bekämpft, in Rom durch Eintreten der Reformisten für die bürgerlich-radikale Kandidatur des Fürsten Vorghese, in Mailand durch Gegenüberstellen eines reformistischen Kandidaten. Unsere Partei stellt den meisten reformistischen Abgeordneten einen Kandidaten gegenüber, so Camillo Prampolini gegen Enrico Ferri, Sibordi gegen Bonomi, Cipriani gegen Bissolati usw.

Die Republikaner, die sich einer ziemlich energischen Bekämpfung durch die Regierung erfreuen, weil sie als Partei gegen den Krieg Stellung genommen und kriegsfeindliche Frondeurs wie Barzilai ausgeschlossen haben, verfügten in der bisherigen Kammer über 20 Mandate und stellten 40 Kandidaten auf. Mit geringen Ausnahmen bekämpfen sie überall die Sozialisten. Eine wesentliche Zunahme oder Abnahme ihres Mandatsbestandes wird nicht erwartet.

Unsere Partei schließlich, die ganz ohne Bündnisse in den Kampf tritt und deren Organisationen nicht einmal ermächtigt sind, vor dem ersten Wahlgang Stichwahlabkommen zu treffen, verfügt heute über 25 Mandate und stellt eigene Kandidaturen in über 300 Wahlkreisen auf. Wir haben eingangs die Gründe auseinandergesetzt, aus denen wir die Erweiterung des Wahlrechts nicht als eine Verbesserung unserer jetzigen Wahlsituation ansehen. Zunächst stellt sie nur eine Verbesserung — und zwar eine gewaltige — unserer Agitationsbedingungen dar: sie erschließt unserer Propaganda ein ganz neues Feld, das aber eben erst in der Folge Frucht tragen kann.

Trotzdem darf man mit Wahlerfolgen und mit Mandatszuwachs rechnen, wenn auch wohl kaum in höherem Maße, als sie uns unter dem früheren Wahlrecht zuteil geworden wären. Namentlich auf die Wohlkreise von Piemont, Ligurien und der Lombardei setzt man große Hoffnungen, ohne Überraschungen im Süden, namentlich in Apulien, auszuschließen. Bei den letzten Wahlen brachte es unsere Partei auf 42 Mandate, von denen einige bei den Ersatzwahlen verloren gingen und 15 durch die Parteispaltung zu reformistischen Mandaten wurden. Wer optimistisch ist, rechnet mit der Wiedererlangung der früheren Zahl durch unsere Partei, was aber nicht in dem Sinne zu verstehen ist, daß wir etwa den Reformisten die Mandate abnehmen. Es werden sehr viele Stichwahlen erwartet und sehr viele beanstandete Wahlen, da die Wahlhandlung unsagbar kompliziert ist.

Wie unsicher übrigens die Grundlage für alle Wahlvoraussetzungen ist, geht aus den folgenden Daten des statistischen Jahrbuchs für Italien vom Jahre 1912 hervor. Man hat da für alle Provinzen Italiens einen „Index“ des Wahlzuwachses berechnet, den das neue Gesetz gebracht hat, indem man die Gesamtheit der Wähler jeder Provinz, wie sie sich auf Grund des früheren Wahlgesetzes für das Jahr 1913 schätzungsweise ergeben hätte, als 100 annimmt: dann beträgt die Indexnummer der auf Grund des neuen Gesetzes Wahlberechtigten für das ganze Land 246. Am niedrigsten ist diese Indexnummer (also am geringsten der Zuwachs) in der Provinz Alessandria, wo sie 139 beträgt, am höchsten mit 480 in Cagliari in Sardinien. Für Piemont beträgt die Indexnummer 169, für Ligurien 184, für die Lombardei 202, für Venetien wie für Emilia 234. In Mittelitalien wird der Landesdurchschnitt schon überschritten: Toskana 240, Marken 285, Umbrien 274, Latium 266 und die Abruzzen 296. Weiter südwärts wächst die Indexnummer immer mehr: Campanien 282, Apulien 313, Basilicata 329 und Kalabrien 356, um auf den Inseln mit 392 in Sizilien und 403 in Sardinien den Höhepunkt zu erreichen. Wie soll man bei einem so starken Zustrom unbekannter Elemente und ohne irgendwelchen Anhalt für den Grad der Wahlbeteiligung zu haben, Voraussichten machen?

Vom politischen wie vom ideellen Standpunkt aus ist die Wahlsituation unserer Partei außerordentlich günstig. Das Land fängt an, schwer an den Folgen des Krieges zu tragen. Alle finanzielle Kosmetik Giolittis vermag die Schönheitsfehler nicht zu verbergen, die das Budget seit dem Aderlaß von einer Milliarde für den Krieg aufweist. Die Aufnahme einer neuen großen Staatsanleihe ist nur eine Frage der Zeit, eine Frage der Monate, nicht der Jahre. Die Bevölkerung ist unzufrieden, leidet zum Teil unter der einige Industrien, namentlich das Baugewerbe und die Textilindustrie treffenden Krise, sieht sich mit neuen Abgaben bedroht und ist teils recht fahenjammerlich nach dem Kriegsrausch.

Auf dem allgemeinen Jahrmarkt der Eitelkeiten und des Ehrgeizes steht unsere Partei allein mit einem Programm. Alle Parteien sind gegen sie, wie sie gegen alle Parteien war, als es zum Kriege kam. Sie allein hat das Recht, die Verantwortlichkeit für die Kriegsfolgen vollständig abzulehnen. Außerdem ist ja für sie der Wahlkampf kein Wettrennen nach Mandaten, sondern vor allem eine Gelegenheit, an die Massen mit sozialistischer Propaganda heranzutreten. Die Wahlreform hat das Feld der sozialistischen Tätigkeit gewaltig erweitert: viel politisches Odland ist dazu gekommen, aber die

Partei wird es so zu bestellen wissen, daß es Stück für Stück dem Latifundium des Glottismus abgewonnen wird, damit der heute verkümmerte oder verwahrloste Boden Überzeugungen tragen und klassenbewußtes Denken und Handeln nähren könne. Und dann reden wir vielleicht noch einmal über die „Unschädlichkeit“ der Wahlreform.

Die Arbeitslosenversicherung in Großbritannien.

Von J. Sachs (London).

Soeben hat der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Jena in einer einstimmig angenommenen Resolution die reichsgesetzliche Einführung einer allgemeinen obligatorischen Arbeitslosenversicherung gefordert, und die sich immer verschärfende Wirtschaftskrise wird schon dafür sorgen, daß diese Frage in Deutschland nicht von der Tagesordnung verschwindet. Heute tastet man bei der Frage der staatlichen Arbeitslosenversicherung nicht mehr ganz im dunkeln, denn Großbritannien hat im Jahre 1911 mit der Kranken- und Invalidenversicherung zugleich auch ein großzügiges System der obligatorischen staatlichen Arbeitslosenversicherung für bestimmte Gewerbe mit rund 2 1/2 Millionen Arbeitern eingeführt. Das Gesetz¹ ist freilich erst viel zu kurze Zeit in Kraft, als daß sich jetzt schon über alle damit verbundenen Fragen ein endgültiges Urteil fällen ließe. Aber es ist doch schon lange genug in Geltung gewesen, um über eine Reihe von Punkten wertvolle Aufklärungen zu geben und auf verschiedene ernste Schwierigkeiten aufmerksam zu machen. Wesentlich erleichtert wird eine Beurteilung des Systems dadurch, daß die englische Regierung vor kurzem bereits ihren ersten Bericht über die mit dem Gesetz gemachten Erfahrungen veröffentlicht hat, der von dem geistigen Schöpfer der englischen Arbeitslosenversicherung, dem Direktor der Arbeitsbörsen W. S. Beveridge herrührt, formell und sachlich geradezu mustergültig und überaus anregend ist. Der Bericht gibt Aufschlüsse über die Erfahrungen bis zum 12. Juli 1913, also über eine Periode von 19 Monaten seit der Annahme des Gesetzes, von 12 Monaten seit der Erhebung der Beiträge der Arbeiter und Arbeitgeber, endlich über eine Periode von 6 Monaten seit dem Beginn der Zahlung der Arbeitslosenunterstützungen und damit der vollen Geltung des Gesetzes.

Bei der Besprechung der englischen Arbeitslosenversicherung setzen wir als selbstverständlich voraus, daß eine Arbeitslosenversicherung das Problem der Arbeitslosigkeit niemals lösen, sondern nur die Not einigermaßen lindern kann, daß die Arbeitslosigkeit, um uns der Sprache der Jenaer Resolution zu bedienen, „eine untrennbare Begleiterscheinung und Folge der kapitalistischen Produktionsweise ist und erst mit der Einführung der sozialistisch organisierten Produktion verschwinden wird“, ferner auch, daß die

¹ Über die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes vergl. meinen Artikel „Der englische Arbeiterversicherungsentwurf“ in der „Neuen Zeit“, XXIX, 2, S. 629 ff. Grundlegende Änderungen sind an dem Entwurf nicht vorgenommen worden. Zu erwähnen wären hier die angenommenen Amendments, die die wöchentliche Arbeitslosenunterstützung sowohl im Baugewerbe wie in den Maschinenbauindustrien auf 7 Schilling festsetzten und für die Gelegenheitsarbeiter, die zwei Tage und weniger beschäftigt sind, etwas reduzierte Beiträge bestimmten.

englische Arbeitslosenversicherung viel zu eng begrenzt ist und ihre Leistungen an den einzelnen Arbeitslosen so geringfügig sind, daß sie höchstens als Einleitung zu einem viel umfassenderen System in Betracht kommen kann.

Eine Betrachtung der Erfahrungen mit dem englischen Arbeitslosenversicherungsgeſetz drängt etwa die folgenden Fragen auf:

1. Ist eine ſtaatliche obligatorische Arbeitslosenversicherung verwaltungs- und finanztechniſch möglich?

2. Ist ſie mit der Selbstverwaltung der Gewerkschaften vereinbar, beziehungsweise inwiefern iſt die Mitwirkung der Gewerkschaften zum Erfolg der Arbeitslosenversicherung unentbehrlich?

3. Ist die Verwaltung der englischen Arbeitslosenversicherung mit ſonſtigen Nachteilen und Gefahren für die Arbeiter im allgemeinen und für die Gewerkschaften im beſonderen verbunden, und wenn ja, inwiefern liegen dieſe Nachteile und Gefahren im Weſen der ſtaatlichen Arbeitslosenversicherung?

4. Ist die obligatorische Arbeitslosenversicherung oder der Staatszuſchuß nach dem Genter Muſter vom Arbeiterſtandpunkt vorzuziehen?

5. Inwiefern kann die Arbeitslosenversicherung zur Einſchränkung der Arbeitsloſigkeit beitragen? Was ſind die Erfolge der darauf ſich beziehenden Experimente des englischen Systems? Hat dieſes zur Beleuchtung des allgemeinen Problems der Arbeitsloſigkeit beigetragen?

Iſt die ſtaatliche Arbeitslosenversicherung verwaltungs-techniſch möglich? Jede Art von Arbeitslosenversicherungsverwaltung hat neben der Entgegennahme der Unterſtützungsanſprüche und der Verabſolung der Unterſtützungen zwei grundlegende Aufgaben zu erfüllen: ſie hat 1. eine wirkſame Kontrolle darüber zu ſchaffen, ob der Unterſtützung Beanspruchende tatſächlich arbeitslos iſt, und 2. dafür zu ſorgen, daß er nicht länger als unvermeidlich arbeitslos bleibt. Die Erfüllung dieſer beiden Aufgaben iſt notwendig, nicht nur um die Arbeitslosenversicherung finanziell zahlungsfähig zu machen, ſondern auch um überhaupt zu verhüten, daß das bereitgeſtellte Geld von vornherein zu anderen als den beabſichtigten Zwecken verwendet wird.

Will alſo der Staat ſelber die ganze Arbeitslosenversicherung durchführen, ſo muß er ſich vor allem die geeigneten Organe ſchaffen, die den Arbeitslosen in ſeinem Aufenthaltsort kontrollieren und, was ja auch zur wirkſamen Kontrolle notwendig iſt, ihm ſich bietende Arbeitsgelegenheit nachweiſen können. Der englische Staat war in der begünstigten Lage, daß er auf dieſem Gebiet ſchon ſtark vorgearbeitet hatte. Zur Zeit der Einführung der Arbeitslosenversicherung beſtanden ſchon in allen wichtigen Industriezentren die ſtaatlichen Arbeitsnachweiſe, die das Arbeitsbörſengeſetz (Labour Exchanges Act, 1909) geſchaffen hatte. Die Arbeitsbörſen und ihre Verwaltungsorganisation wurden denn auch zur Grundlage der ganzen Verwaltungsorganisation der Arbeitslosenversicherung genommen. Um zu einem Urteil über die uns geſtellten Fragen zu gelangen, müſſen wir uns dieſe Verwaltungsorganisation erſt etwas näher beſehen.

Arbeitsbörſen und Arbeitslosenversicherung werden von ein und derſelben Abteilung des Handelsminiſteriums verwaltet. Die Ver-

waltungsorganisation besteht aus den Lokalamtern des Arbeitslosenfonds, die die persönlichen Verührungen mit den versicherten Personen aufrechterhalten, aus den Divisionsämtern für größere Gebiete, in denen die Beiträge und Unterstützungsbezüge aller in der Division wohnhaften Versicherten verrechnet und ihre jeweiligen Ansprüche festgestellt werden, endlich das Zentralamt in London, das den ganzen Apparat leitet und überwacht und über den Arbeitslosenfonds verfügt.

Lokalamter gibt es im ganzen 1496, und sie sind so über das ganze Reich verteilt, daß jede erhebliche Gruppe von versicherungspflichtigen Arbeitern innerhalb einer Entfernung von 5 englischen Meilen ein Lokalamt findet. Als Lokalamter funktionieren vor allen Dingen die Arbeitsbörsen, wo sie bereits bestehen, was in allen größeren Städten der Fall ist. Solcher Arbeitsbörsen bestehen jetzt 430. Die übrigen 1066 Lokalamter heißen Lokalagenturen und bestehen aus nur je einer Person, dem Lokalagenten. Die 430 Arbeitsbörsen beschäftigen insgesamt ungefähr 2500 fest angestellte Beamte.

Divisionsämter gibt es im ganzen Reiche 8, und zwar in London, Glasgow, Warrington, Doncaster, Birmingham, Bristol, Cardiff und Dublin. Ihnen unterstehen die Lokalamter ihrer Gebiete. Ihre fest angestellte Beamtenschaft beläuft sich auf insgesamt 749 Personen. Das Zentralamt in London beschäftigt 287 Beamte, so daß der gesamte staatliche Verwaltungsapparat aus rund 4600 Beamten besteht.

Die Lokalamter haben, wie gesagt, die persönlichen Beziehungen zu den versicherten Personen zu pflegen. Im Lokalamt erhält der versicherungspflichtige Arbeiter sein Arbeitslosenversicherungsbuch, das er seinem Arbeitgeber zum Einkleben der Marken und zur Aufbewahrung übergeben muß. Ist die Gültigkeitszeit des stets auf ein Jahr lautenden Buches abgelaufen, so hat der Arbeiter es wieder beim Lokalamt gegen ein neues einzutauschen. Sobald er arbeitslos wird, muß er das ihm von seinem Arbeitgeber ausgehändigte Buch am Lokalamt abliefern und dort auch ein Unterstützungsanspruchsförmular ausfüllen. Er muß ferner dem Lokalamt gegenüber den Beweis erbringen, daß er tatsächlich arbeitslos ist und bleibt, was dadurch geschieht, daß er in dem Amt ein auf seinen Namen lautendes Arbeitslosigkeitregister täglich innerhalb der vorgeschriebenen Stunden unterzeichnet. Im Lokalamt empfängt der Arbeitslose auch die ihm zustehenden Unterstützungen, und endlich hat er sich hier das Arbeitslosenversicherungsbuch wieder zu holen, sobald er wieder in einem versicherungspflichtigen Gewerbe Beschäftigung gefunden hat.

Mit dem Divisionsamt kommt der einzelne Versicherte nicht in Verührung, sondern nur das Lokalamt. Dem Divisionsamt müssen die in seinem Gebiet bestehenden Lokalamter alle bei ihnen abgelieferten fälligen Arbeitslosenversicherungsbücher zuschicken, damit das Divisionsamt jederzeit die gesamten früheren Beiträge jedes in der Division lebenden Versicherten feststellen kann. Bei eintretender Arbeitslosigkeit muß das Lokalamt das vom Arbeitslosen ausgefüllte Anspruchsförmular samt einem aus dem laufenden Arbeitslosenversicherungsbuch entnommenen Ausweis über die geleisteten Beiträge gleichfalls dem Divisionsamt zuschicken. Denn es ist das Divisionsamt, das grundsätzlich über die Zulässigkeit und die Dauer der Unterstützung

in jedem einzelnen Falle entscheidet, und das Lokalamt darf dem Arbeitslosen die Unterstützung erst verabschließen, wenn es eine dahingehende Zahlungsautorisation vom Divisionsamt erhalten hat. Das Divisionsamt hat also zunächst festzustellen, ob der Arbeitslose nicht gesetzlich disqualifiziert ist, eine Aufgabe, die der vom Handelsministerium dem Divisionsamt beigegebene „Versicherungsbeamte“ zu versehen hat. Nach dem Gesetz ist der Versicherte disqualifiziert, wenn er 1. infolge eines in dem Betrieb, in dem er beschäftigt war, ausgebrochenen gewerblichen Kampfes arbeitslos geworden ist, und zwar bleibt er disqualifiziert so lange, bis der Streik oder die Aussperrung beendet ist, oder aber bis er anderweitig in einem versicherten Gewerbe Beschäftigung gefunden hat und wieder arbeitslos geworden ist; 2. wenn er seine Beschäftigung wegen schlechten Betragens verloren hat, oder wenn er seine Stellung ohne gerechten Grund freiwillig aufgegeben hat; in diesen Fällen beginnt die Unterstützungsberechtigung erst in der siebten Woche der Arbeitslosigkeit.

Wie kann das Divisionsamt feststellen, ob einer dieser grundsätzlichen Disqualifikationsgründe vorliegt? Es weiß sich an niemand anders zu wenden als an den letzten Arbeitgeber des Arbeitslosen. Der Arbeitslose hat nämlich schon im Anspruchsformular den Namen und die Adresse seines letzten Arbeitgebers anzugeben, und das Lokalamt sendet darauf dem Arbeitgeber ein besonderes Formular mit der Bitte, es entsprechend ausgefüllt an das Divisionsamt zurückzuschicken, falls seiner Ansicht nach einer dieser gesetzlichen Disqualifikationsgründe vorliegt. Der Arbeitgeber schickt das Formular überhaupt nur dann zurück, wenn er eine Einwendung gegen die Unterstützungszahlung zu erheben hat. Jetzt erst entscheidet der Versicherungsbeamte darüber, ob der Arbeitslose grundsätzlich unterstützungsberechtigt ist oder nicht. Entscheidet er für die Unterstützungsberechtigung, und sei es trotz des Einspruches des Arbeitgebers, dann kann gegen die Entscheidung nicht appelliert werden. Entscheidet er gegen die Unterstützungsberechtigung, dann hat der Arbeiter, dem die Entscheidung vom Lokalamt mitgeteilt wird, das Recht der Berufung an das paritätische Schiedsgericht (Court of Referees), bestehend aus einem Arbeiter, einem Arbeitgeber und einem amtlich gestellten Vorsitzenden. Bestätigt das Schiedsgericht das abschlägige Urteil des Versicherungsbeamten, dann ist die Entscheidung endgültig. Verwirft es die Entscheidung des Versicherungsbeamten, dann hat dieser noch das Recht der Berufung an den von der Regierung ernannten, aber vom Handelsministerium unabhängigen Schiedsrichter (Umpire), dessen Spruch in allen Fällen endgültig ist.

Hat der Versicherungsbeamte für die Unterstützungsberechtigung entschieden, dann unterzeichnet er die auf dem Anspruchsformular befindliche Zahlungsautorisation, in der das Divisionsamt aus allen früheren Beiträgen und Unterstützungsbezügen des Arbeitslosen dessen eventuellen Gesamtanspruch festgestellt hat, und nun geht das Anspruchsformular an das Lokalamt zurück, das daraufhin die Unterstützung jeden Freitag für die vorhergehende Woche auszahlen kann. Die faktische Unterstützungszahlung hat freilich noch andere Vorbedingungen, über die nunmehr zunächst das Lokalamt selber entscheidet: ob der Arbeitslose seit der Erhebung seines Anspruchs ununterbrochen arbeitslos geblieben ist, ob er arbeitsfähig geblieben ist, ob

er nicht ihm gebotene passende Arbeitsgelegenheit abgelehnt hat, ob er nicht seinen Anspruch auf Unterstützung erschöpft hat. Das letzte ist der Fall, sobald der Arbeitslose den in der Zahlungsautorisation des Divisionsamtes angegebenen Gesamtbetrag empfangen hat. Ob die anderen Bedingungen der Unterstützungsberechtigung fortbestehen, kontrolliert das Lokalamt an dem Arbeitslosigkeitsregister beziehungsweise dadurch, daß es beziehungsweise die nächste Arbeitsbörse dem Arbeitslosen passende Beschäftigung nachzuweisen sucht. Versäumt der Arbeitslose unentschuldigt, an einem Tage das Arbeitslosigkeitsregister zu unterzeichnen, so verliert er die auf diesen Tag entfallende Unterstützung. Lehnt er eine ihm von der Arbeitsbörse nachgewiesene Arbeitsgelegenheit ab, dann wird die Unterstützung suspendiert und die Frage dem Divisionsamt unterbreitet, das nun darüber entscheidet, ob die nachgewiesene Beschäftigung im Sinne des Gesetzes „passend“ war, das heißt keinen Streikbruch oder Annahme von Arbeit unter verschlechterten Bedingungen beziehungsweise unter den ortsüblichen Normallöhnen erforderte. Selbstverständlich hat der Arbeiter in allen Fällen das Berufungsrecht. Wird die Unterstützungszahlung aus irgend einem Grunde endgültig eingestellt, dann schickt das Lokalamt das Anspruchsformular mit dem darauf verzeichneten Ausweis der Unterstützungszahlungen samt dem Arbeitslosigkeitsregister des betreffenden Versicherten zu Kontroll- und Berechnungszwecken an das Divisionsamt.

Nach dieser Darstellung des Verwaltungsmechanismus wollen wir uns vorläufig damit begnügen, zu sagen, daß die bisherigen Erfahrungen in England gezeigt haben, daß eine staatliche obligatorische Arbeitslosenversicherung verwaltungstechnisch wohl möglich ist. Dem amtlichen Bericht ist zuzustimmen, wenn er zu der Schlußfolgerung gelangt: „Die obligatorische staatliche Arbeitslosenversicherung bestimmter Gewerbe erscheint als verwaltungstechnisch durchführbar. Unlösliche Schwierigkeiten in bezug auf die Definition und die Bezeugung der Arbeitslosigkeit haben sich nicht ergeben.“

Daß eine staatliche Arbeitslosenversicherung finanziell möglich ist, ist eigentlich selbstverständlich. Es handelt sich lediglich um die korrekte Berechnung des Arbeitslosigkeitsrisikos der herangezogenen Gewerbe, um die dementsprechende Festlegung der Beiträge, der Höhe und Dauer der Unterstützungen und der Wartezeit. Soweit aus den bisherigen Erfahrungen der englischen Versicherungen ein Schluß gezogen werden darf, sind alle diese vorherigen Berechnungen und Schätzungen mit der größten Sorgfalt und Vorzicht vorgenommen worden, so daß noch ein weiterer Spielraum für etwaige unvorhergesehene Verbindlichkeiten zur Verfügung stand. Die englische Arbeitslosenversicherung ist also bisher vom finanziellen Standpunkt entschieden erfolgreich gewesen. Sie kann bereits mit sehr imposanten Zahlen aufwarten. In den 52 Wochen bis 12. Juli 1913 sind insgesamt 2286400 Pfund Sterling, also beinahe 46 Millionen Mark in den Arbeitslosenfonds geflossen, wovon 1701300 Pfund von den Beiträgen der Arbeiter und der Arbeitgeber und 567100 Pfund Sterling vom Staatsbeitrag herrührten.¹

¹ Der Arbeitslosenfonds setzt sich zusammen aus Beiträgen der Arbeiter und der Arbeitgeber und aus dem Staatsbeitrag. Der Beitrag des Arbeiters beläuft sich auf wöchentlich 20 Pfennig, der des Arbeitgebers

An Unterstützungen wurden in den sechs Monaten bis zum 12. Juli 1913 insgesamt 236 458 Pfund Sterling ausgezahlt, die sich auf 774 494 individuelle Zahlungen verteilten. Es hat sich also bereits ein großer Reservefonds angesammelt, der unter Berücksichtigung der Verwaltungskosten und eventueller Refundierungen etwa 1 610 000 Pfund Sterling beträgt, also ein Überschuß von über 32 Millionen Mark. Die Finanzen der Versicherung zeigen also ein geradezu glänzendes Bild, das allerdings noch zu ergänzen bleibt durch die Statistik und die Gründe der zurückgewiesenen Unterstützungsansprüche.

Aber davon abgesehen, müssen bei der Beurteilung des Standes des Arbeitslosenfonds drei besondere Umstände in Betracht gezogen werden. Einmal liegt es auf der Hand, daß die Finanzen am Ende des ersten Jahres, wo schon eine Beitragsperiode von einem ganzen Jahre, aber eine Unterstützungsperiode von nur einem halben Jahre hinter uns liegt, ein ganz besonders günstiges Bild zeigen müssen. Zweitens haben sich die Regierungstatistiker bei der Einschätzung des Risikos der Arbeitslosenversicherung erheblich verrechnet; sie schätzten das Risiko beträchtlich größer ein, als es tatsächlich ist. Sie berechneten nämlich auf Grund des Zensus von 1901, daß von den rund $2\frac{1}{2}$ Millionen versicherungspflichtigen Personen der größere Teil dem Baugewerbe (einschließlich Konstruktionsarbeiten) und der kleinere Teil dem Maschinenbau (einschließlich Schiffbau und Wagenkonstruktion) angehören würde. Sie schätzten die erstere Gruppe auf 1 321 000, die zweite Gruppe auf 1 100 000 Personen. In Wirklichkeit erwies sich das Verhältnis als umgekehrt; das Baugewerbe umfaßt rund 1 110 000, die Maschinenbaugruppe rund 1 400 000 versicherungspflichtige Personen. Die Maschinenbauindustrien haben sich nämlich seit 1901 in viel rascherem Tempo entwickelt als das Baugewerbe. Da aber das Baugewerbe viel mehr unter den Fluktuationen der Saison und der Konjunktur zu leiden hat, auch die Organisation und das Arbeitsvermittlungswesen viel schlechter entwickelt sind als im Maschinenbau, kurz das Baugewerbe ein viel größeres Arbeitslosigkeitsrisiko darstellt als der Maschinenbau, so hat dieser aktuarische Irrtum zur Folge gehabt, daß die ganze Arbeitslosenversicherung eine erheblich günstigere finanzielle Grundlage hat, als erwartet wurde oder beabsichtigt war.

Der dritte Umstand, der die Finanzlage des Arbeitslosenfonds begünstigte, war die außerordentlich günstige Wirtschaftskonjunktur des verflossenen Jahres. Der Bericht sagt selber darüber: „Für die letzten zehn Jahre war die durchschnittliche Arbeitslosenziffer der Gewerkschaften, die dem Handelsministerium Statistiken liefern, 4,9 Pro-

auf ebensoviel, aber der Arbeitgeber kann unter Umständen einen Teil seines Beitrags zurückerstattet erhalten. Der Staatszuschuß beträgt stets ein Drittel der aus den Beiträgen der Arbeiter und der Arbeitgeber in einer bestimmten Periode (einem Jahre) eingelaufenen Gesamtsumme. Der Staatsbeitrag beträgt also nicht, wie *Kleiss* an dieser Stelle, XXXI, 2, S. 926, und *Timin* in seinem Parteitagreferat angaben, 15 Pfennig wöchentlich, sondern würde sich auf weniger als 13 Pfennig berechnen. Wichtiger aber ist, daß der Staatsbeitrag nicht mit den Ausgaben steigt, sondern von diesen ganz unabhängig ist und sich lediglich nach den Einnahmen richtet. Daß die Unterstützung nicht 6 bis 7 Mark, sondern in allen Fällen 7 Mark pro Woche beträgt, ist schon hervorgehoben worden.

zent. Der entsprechende Prozentsatz für die letzten zwölf Monate ist 2,1; weniger als die Hälfte des Bejahresdurchschnitts, weniger als irgend ein seit mehr als zwanzig Jahren festgestellter Prozentsatz, mit zwei Ausnahmen der geringste Prozentsatz seit 1874. Das erste Jahr der Funktion der staatlichen Arbeitslosenversicherung war ein Jahr minimaler Arbeitslosigkeit. Dies ist die beherrschende Tatsache, die alle Statistiken färbt.“ Es ist klar, daß die geringe Arbeitslosenziffer sowohl auf die Einnahmen wie auf die Ausgaben des Arbeitslosenfonds günstig einwirkt. Denn der Arbeitslose bezieht nicht nur Unterstützung, sondern es werden für ihn auch keine Beiträge in den Fonds bezahlt, und zwar weder von ihm selber noch von seinem Arbeitgeber noch auch vom Staate. Der günstigen Konjunktur ist es also mit zu danken, daß sich schon im ersten Halbjahr, als noch keine Unterstützungen gezahlt wurden, ein so großer Reservefonds anhäufte. Im zweiten Halbjahr zeigte sich die günstige Konjunktur neben der Höhe der Einnahmen vor allem in der verhältnismäßig geringen Zahl der Unterstützungsansprüche. Sie betrug während der ganzen Periode insgesamt 559 021 und verteilte sich gemäß den Fluktuationen der Saison in verschiedener Höhe auf die einzelnen Wochen; im Durchschnitt sind jede Woche 18 000 neue Unterstützungsansprüche eingelaufen. Die günstige Konjunktur widerspiegelt sich aber nicht nur in der geringen Zahl der Unterstützungsansprüche, sondern auch in dem geringen Prozentsatz der Ansprüche, die tatsächlich zu Unterstützungen führen, sowie in der verhältnismäßig kurzen Dauer der Unterstützungszahlungen. Nur 62 Prozent aller Ansprüche, also aller Fälle von Arbeitslosigkeit führte zur tatsächlichen Verabfolgung von Unterstützungen, und zwar entfielen von den 38 Prozent nicht unterstützter Arbeitslosigkeit fast 30 Prozent auf Fälle, in denen die Arbeitslosigkeit die erste Wartewoche nicht überdauerte, der Arbeitslose also schon innerhalb einer Woche wieder Arbeit bekam. So hoch kann dieser Prozent offenbar nur in Zeiten günstigsten Geschäftsgangs sein. Dagegen war die Disqualifikation wegen erschöpfter Unterstützungsberechtigung entsprechend geringfügig, sie betrug 1 Prozent der gesamten Arbeitslosigkeit. Ebenso war die Dauer der unterstützten Arbeitslosigkeit sehr kurz. Für London und die südöstliche Division, ein Gebiet, das infolge des Überwiegens des Baugewerbes zu den ungünstigsten gehört, kommt der Bericht zu der folgenden Berechnung: Von 100 Arbeitern, die Unterstützungsansprüche erhoben, erhielten 13 an demselben oder am folgenden Tage wieder Arbeit, weitere 30 erhielten Arbeit innerhalb der Wartewoche, 6 wurden aus verschiedenen Gründen (Krankheit, Versäumnis das Register zu zeichnen, gewerblicher Kampf, Verweigerung passender Arbeit usw.) disqualifiziert, und 51 bezogen Unterstützungen für die durchschnittliche Dauer von zweieinhalb Wochen, während sie bei fortdauernder Arbeitslosigkeit ihre Unterstützungsberechtigung erst nach durchschnittlich acht Wochen erschöpft haben würden. Gewiß verhältnismäßig sehr günstige Ziffern.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die englische Arbeitslosenversicherung heute finanziell überaus glänzend dasteht, daß dieser Erfolg aber ganz außerordentlichen Umständen zu danken ist und keinen sicheren Schluß darüber zuläßt, wie sich der Arbeitslosenfonds in normalen Zeiten gestalten und ob er in Zeiten der Krise

den Aufgaben gerecht werden wird, die er erfüllen soll. Da die finanzielle Grundlage infolge des angeführten statistischen Fehlers sich günstiger gestalten wird, als beabsichtigt war, und da infolge der abnorm günstigen Verhältnisse der ersten Periode ein sehr großer Reservefonds aufgebaut worden ist, der in der nächsten Zukunft sicher noch stark wachsen wird, darf auch die Zukunft des Arbeitslosenfonds mit einiger Zuversicht als hoffnungsvoll bezeichnet werden. (Schluß folgt)

Syndikalistische Wandlungen.

Von Joseph Steiner (Paris).

Gelegentlich des Gewerkschaftskongresses von Havre hatte ich in der „Neuen Zeit“ auf die Wandlungen hingewiesen, die sich innerhalb der französischen Gewerkschaftsbewegung vollziehen. Die Konferenz der Gewerkschaftsvorstände und Arbeitsbörsen im Juli, die zahlreichen Verbandskongresse, die im August und September stattgefunden haben, waren ebenso viele Kundgebungen dieser Wandlungen. Die Ablehnung der französischen „Confédération générale du travail“, an dem von den holländischen Syndikalisten einberufenen internationalen Gewerkschaftskongreß teilzunehmen, wodurch dieser Kongreß jede Bedeutung verlor, ein Manifest der Führer der französischen Gewerkschaftsbewegung als Antwort auf die Angriffe wegen der vollzogenen Schwenkung, die im Anschluß daran geknüpfte Polemik wie eine ganze Reihe anderer Kundgebungen unterstreichen diese Wandlungen.

Die französischen Gewerkschaften gelten als die Träger jener proletarischen Kampfesform, die man als Syndikalismus bezeichnet. Die Wandlungen, die sich jetzt in Frankreich vollziehen, sind deshalb von allgemeinem Interesse für die Beurteilung des Syndikalismus. Ehe wir darauf eingehen, wollen wir in kurzen Strichen feststellen, wie der Syndikalismus geworden und was unter dem Namen Syndikalismus zu verstehen ist.

Viele der sozialistischen Kritiker des Syndikalismus führen dessen Entstehung ausschließlich oder hauptsächlich auf die kleinbürgerliche Struktur, auf die langsame industrielle Entwicklung Frankreichs zurück. Das ist ein grundlegender Irrtum. Es ist bekannt, daß der Syndikalismus in den letzten Jahren Eingang gefunden hat in Ländern mit hochentwickelter Industrie wie England, daß andererseits Länder, wo die großindustrielle Entwicklung noch in den Kinderschuhen steckt, wo jedoch verhältnismäßig starke Gewerkschaften bestehen, vom Syndikalismus bisher verschont geblieben sind. Auch in Frankreich ist die syndikalistische Methode erst seit etwa 15 Jahren zur Herrschaft gelangt. Sie trat zum erstenmal Anfang der neunziger Jahre auf, womit ja eigentlich selbst für das klassische Land des Syndikalismus die „ökonomische“ Erklärung zusammenfällt.

Nein, der Syndikalismus hat seinen Nährboden nicht in der ökonomischen Struktur oder in der Entwicklung eines Landes. Seine Wurzeln liegen vielmehr in der Arbeiterbewegung selbst, und zwar nicht so sehr in der wirtschaftlichen als vielmehr in der politischen Arbeiterbewegung. Überall, wo syndikalistische Anschauungen an Boden gewinnen, kann man mit Sicherheit schließen, daß etwas faul ist in der Führung des politischen Kampfes der Arbeiterklasse. Der Syndikalismus, um es

kurz zu sagen, ist die Reaktion, sei es gegen die Verdrängung der proletarischen Aktion durch die parlamentarische oder durch Kampfesmethoden, die nicht getragen sind von der Aktion der organisierten Arbeiterklasse, sei es gegen die Zersplitterung der politischen Bewegung, sobald diese Zersplitterung die Führung des proletarischen Kampfes ernstlich gefährdet, sei es gegen beide Ursachen zusammen.

In Frankreich hat die Zersplitterung der sozialistischen Partei die syndikalistischen Tendenzen erzeugt. Der Millerandismus hat ihnen zum Siege verholfen.

Die Basis des Syndikalismus ist die sogenannte direkte Aktion. Die direkte Aktion wird abgeleitet von dem allen Sozialisten gemeinsamen Sammelruf der Internationale: Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur ihr eigenes Werk sein. Wo sich die parlamentarischen Vertreter der sozialistischen Partei nicht mehr als die Beauftragten der organisierten Arbeiterklasse fühlen, sobald sie als „Gewählte“ eine Sonderstellung einnehmen, Wahlinteressen und parlamentarische Ränke in den Vordergrund stellen, sobald sie glauben, statt Beauftragte, Weltverbesserer durch papierene Gesetze zu sein, da beginnt die „direkte Aktion“ antiparlamentarische Färbung zu bekommen. Dann heißt „direkte Aktion“ sich der parlamentarischen „Vermittlung“ zu entäußern. Da, wo der sozialistische Parlamentarismus sich nicht auf die Macht der Massenorganisation stützt, wie das in Frankreich der Fall war, steht sein Einfluß im Parlament im umgekehrten Verhältnis zu den sozialreformatorischen Resultaten. Das Mißverhältnis zwischen der Machtlosigkeit der Arbeiterklasse und der parlamentarischen Macht der sozialistischen Parlamentsvertretung erzeugt den proletarischen Antiparlamentarismus.

Mit der Diskreditierung der sozialistischen Parlamentsvertretung wird der Sozialismus und die sozialistische Partei selbst betroffen. Das ist ja auch ganz natürlich, und wir deuten hier nur kurz die Entwicklung des Syndikalismus in Frankreich an, ohne uns an die chronologische Reihenfolge zu halten oder für die verschiedenen Phasen die geschichtlichen Aktenstücke zu zitieren. Ist die sozialistische Partei in Mißkredit gebracht, dann ist den anarchistischen Theorien der Weg geöffnet. Dann heißt „direkte Aktion“, daß die Gewerkschaften sich selbst und allem, das heißt allen Bedürfnissen der Arbeiterklasse genügen sowohl zur Führung des Gegenwartskampfes wie zur Befreiung der Arbeiterklasse und zur Organisation und Leitung der sozialistischen Gemeinsamkeit. Dann ist die einzige, wirkliche Arbeiterpartei die Gesamtheit der Gewerkschaften, während alle anderen politischen Parteien in einen Topf geworfen werden.

Nun gibt es Angelegenheiten, die die Arbeiterklasse direkt berühren, die aber nur auf parlamentarischem Wege erledigt werden können. Für alle diese Dinge hilft sich der Syndikalismus — oder will wenigstens helfen — mit der „direkten Aktion“ durch den Generalstreik. Der Generalstreik wird zum Allheilmittel. Er wird benützt, um gegen Kriegshegereien zu protestieren wie um die Wiedereinstellung gemäßigter Postbeamten zu erzwingen. Er soll den Kapitalismus beseitigen wie gegen Arbeitermassakers protestieren. Kurz, weil man den sozialistischen Vertretern den Charakter, Delegierte der Arbeiterklasse zu sein, abspricht, weil man in der Folge der Arbeiterklasse die Fähigkeit abspricht, ihren Gesamtwillen durch gewählte Be-

auftragte auszudrücken, muß die Arbeiterklasse selbst bei allen Gelegenheiten sichtbar in Aktion treten durch die mehr oder weniger lange Einstellung der Arbeit.

Haben sich die Gewerkschaften anfangs gegen die Übertragung der Parteizersplitterung in die Gewerkschaftsorganisationen durch die Verpönung der Politik gewehrt, so nimmt ihnen der Syndikalismus mehr und mehr ihren wirtschaftlichen und beruflichen Charakter und gibt ihnen ein politisches Gepräge. Verschließt man aber der sozialistischen Aufklärung die Türe, dann wird jeder Aufklärung die Türe verschlossen, und das A und O der gewerkschaftlichen Aufklärung beschränkt sich auf einige rohe Formeln. Die Einsicht in die wirtschaftlichen Kampfbedingungen fehlt fast ganz, die Notwendigkeit starker, ausgebauter Organisationen tritt in den Hintergrund. Die Schwäche der Organisation führt zu den individuellen „Kampfmitteln“ der Sabotage und der Geburteneinschränkung. Die anarchistische Auffassung der direkten Aktion der Arbeiterklasse hat die Schwäche der Organisation als Voraussetzung, denn wie sie gegen die Vertretung des Gesamtwillens durch einzelne ist, ist sie gegen die Zentralisierung der Organisationen. Der Syndikalismus hat als organisatorische Grundlage den Föderalismus, die „Autonomie der Syndikate“, deren Beziehungen zueinander nur ganz lose, „moralische“ sein sollen. Der Syndikalismus ist in seinen Resultaten eine anarchistische Entartung des organisierten Kampfes der Arbeiterklasse.

Für den Syndikalismus sind also die Gewerkschaften allein Kampforganisationen der Arbeiterklasse, die alle sozialen Interessen des um seine Befreiung kämpfenden Proletariats zu vertreten haben. Als Organisationsform erkennt der Syndikalismus nur die föderalistische oder — wie man in Deutschland sagt — die lokalistische an. Als Kampfmittel gelten der Streik oder, wo dieser nicht anwendbar ist mangels einer aktionsfähigen Organisation, die individuelle Aktion in der Form der Sabotage. Wo allgemeine Interessen der Arbeiterklasse zu verteidigen sind, wird der Generalstreik empfohlen.

Das ist das theoretische Gerippe des Syndikalismus. Wir geben hier nicht weiter auf die verschiedenen Kampfesformen ein, die hie und da zur Anwendung kommen, auch nicht auf den Antipatriotismus, weil sie nicht notwendig zur syndikalistischen Methode gehören.

* * *

Diese Kampfesmethode hat in Frankreich zu Enttäuschungen und zur Diskreditierung der Gewerkschaften geführt. Der erste große Versuch des Syndikalismus, praktische Reformen durchzusetzen, schlug fehl. Der 1. Mai 1906, der den Achtstundentag verwirklichen sollte, war eine völlige Niederlage. Nach der darauf folgenden Erschlaffung setzte 1908 eine wirtschaftliche Depression ein, die sich erst 1910 hob. Trotz aller Anstrengungen war es der Konföderation aber nicht möglich, die Offensive wieder zu ergreifen. Der syndikalistische Lärm hatte der Bourgeoisie Angst eingejagt. Die Regierung griff zur Repression, die Unternehmer organisierten sich. Die Streikstatistik des französischen Arbeitsamtes, deren Zuverlässigkeit allerdings zu wünschen übrig läßt, gibt uns Aufschluß über diese Zurückdrängung der französischen Gewerkschaften seit dem Jahre 1906.

Es fanden statt:

	Streiks	Mit Streikenden
1906	1309	438 468
1907	1275	197 961
1908	1073	99 042
1909	1025	167 492
1910	1502	281 425
1911	1471	230 646
1912	1116	267 627

Das Resultat in Prozenten war folgendes:

	Streiks			Streikende		
	Erfolgreich	Teilweise erfolgreich	Erfolglos	Erfolgreich	Teilweise erfolgreich	Erfolglos
1906	21,27	41,23	37,50	7,10	57,77	35,13
1907	20,63	38,43	40,94	12,31	66,08	21,61
1908	17,24	30,20	52,56	20,33	47,05	32,62
1909	21,17	37,56	41,27	16,46	57,40	26,14
1910	20,44	39,88	39,68	11,01	40,37	48,62
1911	17,75	35,92	46,33	9,06	36,35	54,56
1912	17,29	34,23	48,48	6,78	26,68	66,54

Für 1912 ist zu bemerken, daß die Statistik 116 622 Bergarbeiter einbezieht, die in Wirklichkeit nur einen eintägigen Demonstrationstreik führten, um eine Preßion auf das Parlament wegen des Achtstunden- und Altersversicherungsgegesetzes auszuüben. Zieht man jedoch die Zahl der Arbeiter in Betracht, die durch Streik eine Lohnerhöhung oder eine Arbeitszeitverkürzung durchsetzten, so ergibt sich folgendes Bild. Es erreichten:

	Lohn- erhöhung	Arbeitszeit- verkürzung
1906	233 241	80 445
1907	90 181	15 615
1908	45 710	11 168
1909	77 583	18 089
1910	96 599	19 136
1911	73 540	9 090
1912	53 476	9 709

Die Stoßkraft der Gewerkschaften erweist sich in erster Linie bei den Forderungen auf Verkürzung der Arbeitszeit. Und gerade hier ist das Ergebnis der französischen Gewerkschaften überaus armselig. Am stärksten tritt dies jedoch während der letzten zwei Jahre hervor trotz der wirtschaftlich günstigen Situation.

Diese wachsenden Schwierigkeiten, die immer deutlicher werdende Unmöglichkeit für die Gewerkschaften, auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet zugleich den Kampf zu führen, haben die erwähnten Wandlungen erzeugt, die nichts anderes als eine Abkehr von der anarchoistischen Politik sind. Wir sind im Zweifel, ob wir zu den tätigen Ursachen dieser Wandlungen auch die sozialistische Partei hinzuzählen sollen. Die Eini-gung der Partei im Jahre 1905 schuf die Voraussetzung zu diesem Gesundungsprozeß. Hat aber die Tätigkeit der sozialistischen Partei diesen Gesundungsprozeß gefördert? Wir wagen nicht, diese Frage zu beantworten. Denn wenn es Aktionen gab — wie zum Beispiel die gegen die

letzte Militärvorlage, wo die Partei wirklich auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, die Massen mitreisend und von ihnen getragen —, so stehen demgegenüber viele, viele Passiven....

Aber nicht nur die wachsenden Schwierigkeiten im Kampfe gegen das Unternehmertum, auch das negative Resultat einer intensiv betriebenen Agitation hat wesentlich zur Ernüchterung beigetragen. So führt der Lederarbeiterverband an, daß trotz der 9228 Aufnahmen, die während der letzten zwei Jahre gemacht wurden, der Mitgliederstand stationär geblieben ist. Der Metallarbeiterverband hat während der letzten fünf Jahre 95 536 Aufnahmen gemacht mit dem gleichen negativen Resultat.

Die französische Regierung hatte die Rundgebungen der Soldaten, die infolge der angekündigten Verlängerung ihrer Dienstzeit um ein Jahr ausgebrochen waren, der antimilitaristischen Agitation der Gewerkschaften in die Schuhe geschoben. Zur Entdeckung des angeblichen „Komplots“ ließ sie durch Polizeibeamte in den Gewerkschaftsbureaus (teilweise auch bei Parteioorganisationen) einbrechen, das Agitationsmaterial beschlagnahmen und einige Wochen später eine Anzahl Gewerkschaftsbeamte verhaften, darunter einen der Sekretäre und den Kassier der Konföderation. Gegen die manifestierenden Soldaten wurde mit rigoröser Strenge vorgegangen.

In dieser Situation tagte die Konferenz der Gewerkschaftsvorstände und Arbeitsbörsen, die organisatorische Fragen zu regeln hatte. Es war unvermeidlich, daß sie zur gouvèrnementalen Repression Stellung nahm. Die Regierung drohte mit der Auflösung der Gewerkschaften und hatte einen Gesetzentwurf eingebracht, der die nötige Sandhabe dazu bieten sollte. Die Agitation der Gewerkschaften war erschwert, deren Existenz selbst bedroht.

Man schlug als Antwort den Generalstreik vor, und zwar für den Fall, daß die Regierung ihre Drohung der Auflösung der Gewerkschaften verwirklichen oder die Soldaten, wie angekündigt, ein Jahr länger unter der Fahne zurückhalten sollte. Dagegen erhoben sich die bekanntesten Führer der Syndikalisten, besonders Merrheim, Duquet und Fouhaux. Ihre Erklärungen lassen sich folgendermaßen resümieren: „Wir gehen nicht mehr in die Fallen, die uns die Regierung stellt. Wir lassen uns nicht durch unverantwortliche (anarchistische) Ratgeber unsere Haltung diktieren. Die Gewerkschaften haben vor allem die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder durchzusetzen. Das ist ihr eigentliches Gebiet. Von diesem lassen wir uns nicht herauslocken. Wenn die Regierung die Gewerkschaften auflösen wird, dann haben wir Besseres zu tun, als einen Generalstreik zu proklamieren: wir gründen einfach die Gewerkschaften aufs neue.“

Diese Auffassung war die der großen Mehrheit der Delegierten. Man darf aber nicht glauben, daß die französischen Syndikalisten, die vormalig wegen verhältnismäßig unbedeutender Vorgänge, die in das Organisationsleben der Gewerkschaften nicht eingriffen, den „Generalstreik“ erklärten, die jetzt selbst bei einer Auflösung der Gewerkschaften, nicht zum Generalstreik greifen wollen, nun auf einmal „vernünftig“ geworden seien und ihre revolutionären Ideen abgeschworen hätten. In Wirklichkeit haben sie aus der Not eine Tugend gemacht. Die fortwährenden Generalstreiks, Demonstrationen usw. hatten ihnen den Atem benommen. Sie fühlten sich außerstande, einen derartigen Kampf um die Existenz der Organisationen durchzuführen. Aber im Prinzip gaben sie ihre syndikalistischen Prätensionen

nicht auf. In dem Manifest, das die Sekretäre einer großen Anzahl von Verbänden Ende August als Erwiderung auf die Angriffe wegen der vollzogenen Schwentung veröffentlichten, heißt es: „Durch diese Resolution (von Amiens) haben die Delegierten der ökonomischen Organisationen des Proletariats erklärt, daß der Syndikalismus das gesamte Arbeiterproblem beherrsche und daß die sozialen Errungenschaften die Folge der erreichten Verbesserungen in der Arbeitsstätte sind.“ Aber zum Schlusse heißt es da auch, daß „die notwendige Sorge um eine positive Aktion und um dauernde Erfolge“ die Haltung der Delegierten auf der Konferenz diktiert habe. Es wird dann mit Entschiedenheit auf die Notwendigkeit hingewiesen, „die Agitations- und Aufklärungsformen zu ändern“.

Wie man sieht, kann hier von einer Klärung noch nicht gesprochen werden. Aber Wandlungen vollziehen sich. Wer hätte es noch vor Jahresfrist für möglich gehalten, daß Partei und Gewerkschaften nicht nur in der Provinz, sondern in Paris gemeinsam Manifestationen veranstalten, wie dies anlässlich der Agitation gegen die Militärvorlage der Fall war!

Und noch deutlicher sprechen die Beschlüsse der Verbandskongresse der Metallarbeiter, Holzarbeiter, Lithographen, Lederarbeiter, Textilarbeiter, Gasarbeiter usw., die während der letzten Wochen und Tage stattgefunden haben. Kein einziger dieser Kongresse hatte auf seiner Tagesordnung den Generalstreik, die Sabotage, den Malthusianismus, den Antipatriotismus usw., alles Dinge, ohne die früher ein Kongreß, der etwas auf sich hielt, nicht stattfinden konnte. Dagegen nahmen alle Kongresse, sei es in noch so geringer Weise, eine Erhöhung der Zentralbeiträge vor. Überall auch standen die inneren Organisationsfragen im Vordergrund der Diskussion.

Natürlich wurde auch über die Stellungnahme der Gewerkschaftskonferenz diskutiert, wobei die Tatsache zu verzeichnen war, daß die sogenannten „Reformisten“, die innerhalb der Konföderation bisher schmollend beiseite gestanden waren, sich den Revolutionären näherten. Auf dem Verbandskongreß der Holzarbeiter wurde einstimmig eine Resolution angenommen, die vielleicht am treffendsten die herrschende Auffassung in den französischen Gewerkschaften wiedergibt. Die Resolution lautet:

Der Kongreß erklärt, daß die Lohnarbeit die kapitalistische Hölle ist, aus der die Arbeiter nur entkommen können durch ihre völlige Befreiung, das heißt durch die soziale Revolution. Es ist notwendig, daß das Proletariat niemals dieses hohe Ideal aus den Augen verliert, ohne die Realisierungen praktischer Art zu vernachlässigen. Aber es ist hohe Zeit, daß die Arbeiterklasse im täglichen Kampfe ihre Kräfte schont und genügend Einsicht und kaltes Blut besitzt, um nicht das Gebiet zu verlassen, aus dem die bürgerliche Klasse und die Regierenden, ihre Geschäftsträger, sie herauslocken wollen. Der Kongreß beglückwünscht sich, zu sehen, daß unsere Konföderation sich den äußeren Einflüssen entzieht und ihren Willen bekundet, allein die Mittel in dem sozialen Kampfe zu wählen. Was die Proteststreiks von 24 Stunden betrifft, ist der Kongreß der Ansicht, daß dieses Mittel nur in der äußersten Notwendigkeit und für bestimmte Fälle und Tatsachen angewendet werden soll mit Zustimmung der Syndikate.

Es ist das keine Abschwörung, sondern eine Beschwörung zur Vorsicht und Mäßigung, der Ausdruck des „Ruhebedürfnisses“. Wer heute triumphierend den Syndikalisten vorhalten wollte, daß sie ihr ganzes Register aufgegeben

haben, würde sich ein entschiedenes Dementi holen. Wie gegenwärtig Zaurès eine wahre Schilderhebung hervorgerufen hat, weil er — endlich — das blödsinnigste und gefährlichste — gefährlich für diejenigen, die es anwenden — syndikalistische Kampfmittel, die „Sabotage“ gebührend kennzeichnet. Nein, es ist noch keine Klärung, aber eine tiefe Gärung, ein Ferseungsprozeß des Syndikalismus, ein noch dunkles Ringen nach einem festen Halt in dem Zusammenbruch zermorschter Aktionsphrasen. Und wie die Gewerkschaften die föderalistische Organisationsform beibehalten, die zentralistischen Einrichtungen jedoch immer mehr ausbauen und die Autonomie der lokalen Syndikate immer mehr reduzieren, so vollzieht sich auch die Abkehr vom Syndikalismus nicht durch Erklärungen und Resolutionen, sondern durch die Tatsachen der täglichen Arbeit, nicht durch die Aufklärungsarbeit der sozialistischen Partei, sondern unter dem Druck der harten Notwendigkeiten im Kampfe gegen den Kapitalismus.

Die Aussperrung in Hagen 1910 und die Unorganisierten.

Von **Georg Fey** (Hagen in Westfalen).

In Nr. 52 der „Neuen Zeit“ unternimmt Genosse Ernst (Hagen) den Versuch, die Ausführungen der Genossin Luxemburg in Nr. 49 der „Neuen Zeit“, betreffend die Metallarbeitersperrung 1910 in Hagen-Schwelm, „richtig“zustellen. Genossin Luxemburg schrieb unter anderem:

„An der Aussperrung waren circa 20 000 Arbeiter beteiligt, darunter 2790 Organisierte und 17 000 Unorganisierte. Und diese Masse hielt unter der Leitung der Organisationen während 17 Wochen tadellos im Kampfe aus...“

Diese an und für sich wenigen Zeilen geben dem Genossen Ernst Veranlassung zu folgender „Richtigstellung“:

„Es ist durchaus nicht richtig, daß bei dem Kampfe in Hagen 1910 eine derartig große Anzahl unorganisierter Arbeiter beteiligt war. Auch haben die Unorganisierten in keiner Weise sich so den Direktiven der Organisationsleiter gefügt, wie es die Genossin Luxemburg darstellt...“

Prüfen wir nun den wirklichen Sachverhalt.

Ende Mai 1910 fanden in Hagen zwei Versammlungen statt, die sich mit der geplanten Aussperrung der Arbeiter beschäftigen sollten. Auf großen Plakaten, welche zum Besuch der Versammlungen aufforderten, war unter anderem zu lesen:

„Wenn der Beschluß des Arbeitgebervereins zur Durchführung gelangt, dann werden 26 000 Metallarbeiter auf die Straße gesetzt.“

Die Plakate waren im Auftrag des Genossen Ernst angefertigt worden.

Am 14. Juni teilte das „Westfälische Tageblatt“ mit, daß „mit Ende Juni etwa 25 000 Metallarbeiter beschäftigungslos sein werden“.

Am 15. Juni wurde die Hälfte aller Arbeiter ausgesperrt. Tags darauf war in der freisinnigen „Hagener Zeitung“ unter anderem zu lesen: „Durch die gestrigen in den Fabriken der Metallindustrie der Kreise Hagen-Schwelm erfolgte Entlassung sind nun 12 000 Arbeiter ohne Verdienst, am Ende des Monats werden weitere 12 000 folgen...“ Also auch hier in Summa 24 000 Arbeiter.

Doch hören wir die Angaben der Organisationsleiter, die doch gewiß die Zahlen genau kennen, selbst.

Beim Abschluß des Kampfes fanden in allen Orten Versammlungen statt, um die Ausgesperrten über die zur Erzielung des Friedens geführten Verhandlungen zu orientieren. In diesen Versammlungen führten die Organisationsleiter aus, daß in dem Kampfe

„2790 Organisierten, nämlich 1440 Mitgliedern des Deutschen Metallarbeiterverbandes, 620 Hirsch-Dunderschen Gewerkvereinen, 500 Christlichen und circa 230 Arbeitern des Schmiedeverbandes, circa

17 000 Unorganisierte

gegenübergestanden hätten.“

Die Zahlen stimmen also genau mit denen der Genossin Luxemburg überein, und es ist zum mindesten sehr bedenklich, wie demgegenüber Genosse Ernst zu behaupten wagt, daß die von der Genossin Luxemburg angeführten Zahlen „durchaus nicht richtig“ seien. Um so mehr, als selbst die Bezirksleitung des Deutschen Metallarbeiterverbandes seinerzeit berichtete, daß „ungefähr 16 000 bis 17 000 unorganisierte Arbeiter an diesem Kampfe mitbeteiligt waren...“

Ja, noch mehr! Bei Abschluß des Kampfes wurde am 19. Juli von den beteiligten Organisationen ein Flugblatt herausgegeben, worin schwarz auf weiß unter anderem zu lesen stand:

„Bei den Abstimmungen der unorganisierten Arbeiter haben sich noch keine 3000 Arbeiter an der Abstimmung beteiligt, es fehlen mithin mindestens 14 000 bis 15 000 Arbeiter...“

Verantwortlich gezeichnet war dieses Flugblatt vom Genossen — Ernst (Hagen), demselben Genossen Ernst, der gegenüber den Darstellungen der Genossin Luxemburg behauptet: „Es ist nicht richtig, daß bei dem Kampfe in Hagen 1910 eine derartig große Anzahl unorganisierter Arbeiter beteiligt war.“

Genossin Luxemburg schrieb weiter: „Und diese Masse hielt unter der Leitung der Organisationen während 17 Wochen tadellos im Kampfe aus,“ was dem Genossen Ernst Veranlassung bietet, entgegenzuhalten, daß die „Unorganisierten in keiner Weise sich so den Direktiven der Organisationsleiter gefügt“ haben. Da ist es doch nicht ohne Bedeutung, näher auf die Sache einzugehen und zu untersuchen, inwieweit die Auslassungen der Genossin Luxemburg zutreffen.

Wie schon bemerkt, wurden am 15. Juni die ersten 50 Prozent aller Arbeiter ausgesperrt. Schon am 16. Juni machte ein angeblicher „Freund der Arbeiter“ in einem Eingefandt der „Hagener Zeitung“ den Vorschlag, über „den noch ganz unbekannten Arbeitsnachweis unter den betroffenen Arbeitern eine geheime Abstimmung zu veranstalten, um darüber die Meinung der Arbeiter zu hören“ und damit jeder nach seiner Überzeugung stimmen kann. Fällt dann die Entscheidung für den Kampf aus, nun gut, dann trägt jeder, der sich für den Kampf entschieden, die Folgen, die er freiwillig auf sich genommen hat.“ Und wohl, um seinen Vorschlag den Organisationsleitern recht schmachhaft zu machen, betonte der „Arbeiterfreund“, daß „ohne Zweifel es auch den Arbeiterführern nur recht sein kann, wenn ihnen so der eigenste Wille der Arbeiter die Legitimation zum bitteren Kampfe gibt. Führt er nicht zum guten Ende, so kann in diesem Falle ihnen die Masse nicht das ‚Kreuziget ihn‘ entgegenschleudern.“

Dieser Vorschlag der geheimen Abstimmung, so absurd er auch erscheinen mag und obwohl er in den Annalen der wirtschaftlichen Arbeiterkämpfe vereinzelt dastehen dürfte — das Verhältnis der Zahl der Organisierten zu der der Unorganisierten ist stets zu beachten —, wurde sofort von den Organisationsleitern abgelehnt. Darüber heißt es in einem Flugblatt vom 20. Juni:

„Wir sind damit einverstanden, daß die Arbeiter an Hand der Fabriklisten oder der schwarzen Liste, in den einzelnen Orten auf dem Rathaus oder an sonstiger unparteiischer Stelle abstimmen. Wir wollen uns eines jeden Einflusses enthalten. Dies müßte aber auch von der Gegenseite geschehen, dann wollen wir uns gern der Majorität fügen, und würden dann auch die Unternehmer sehen, daß nicht wir, sondern sie die Erregung und Erbitterung geschaffen haben.“

Auch dem Arbeitgeberverein war der gemachte Vorschlag, „durch eine geheime, unbeflügelte Abstimmung der Arbeiter eine Entscheidung herbeizuführen, ob die

Mehrheit der Arbeiter sich für oder gegen die Wiederaufnahme der Arbeit ausspricht, sehr sympathisch“.

Trotzdem wartete der Arbeitgeberverein die gewünschte „geheime, unbeeinflusste Abstimmung“ nicht ab, sondern erließ am 22. Juni eine „Bekanntmachung“, wonach er den Versuch machen wollte, „die Arbeit, soweit jetzt noch Beschäftigung vorhanden ist, wieder aufzunehmen, wenn sich in allen Betrieben am 23. und 24. dieses Monats eine genügende Anzahl Arbeiter zum Wiederantritt der Arbeit bei ihrer früheren Arbeitsstelle — ohne Arbeitsnachweis — mündlich oder schriftlich meldet.“

Geschieht dies, so soll auf einen am 25. cr. zu fassenden Beschluß des Arbeitgebervereins hin die Wiederaufnahme der Arbeit am 27. früh zur gewohnten Stunde stattfinden und zu diesem Zeitpunkt die Aussperrung und Kündigung als aufgehoben gelten.

Meldet sich nicht die genügende Anzahl, so bleibt die Aussperrung sowie die Kündigung (nämlich der restlichen Hälfte der Arbeiter. D. B.) zum 1. Juli bestehen.“

So weit der Arbeitgeberverein.

Wäre Genosse Ernst mit seiner Behauptung, daß die Unorganisierten „in keiner Weise sich so den Direktiven der Organisationsleiter gefügt hätten, wie es Genossin Luxemburg darstellt“, im Recht, so sollte man glauben, daß zum mindesten die Unorganisierten nach dem Willen des Arbeitgebervereins in Scharen ihrer alten Arbeitsstätte wieder zugeeilt seien, um so mehr, als ja für sie jetzt der strittige Arbeitsnachweis nicht in Frage kam.

Der Vorschlag der Organisationen, daß „eine vollständig unparteiische Stelle zur Abstimmung geschaffen würde“, blieb von dem Arbeitgeberverein unbeantwortet, und als erstere „abends in später Stunde erfuhren, daß die Betriebe geöffnet werden sollten“, verteilten sie „An die Arbeiter der Metallindustrie der Kreise Hagen und Schwelm“ am 23. Juni ein Flugblatt mit dem Schlußsatz:

„Wir ersuchen die Arbeiter, sich nicht zur Arbeit zu melden und die weitere Parole der Organisationen im Laufe des Tages abzuwarten, eventuell finden in den bekannten Lokalen Versammlungen statt.“

Man wird sich stets vor Augen halten müssen: Am 15. Juni sind 50 Prozent der gesamten Belegschaft des Bezirkes schon ausgesperrt; am 22. Juni veröffentlichte der Arbeitgeberverein seine Unkenrufe mit der Androhung der restlosen Aussperrung, wenn die Arbeiter dem Rufe nicht folgen, und am 23. Juni früh ersuchten die Organisationsleiter die Arbeiter, „sich nicht zur Arbeit zu melden“, vielmehr „die weitere Parole der Organisationen im Laufe des Tages abzuwarten“.

Und hier muß zunächst die Prüfung einsetzen, und es ist zu untersuchen, ob und inwieweit die Unorganisierten den „Direktiven der Organisationsleiter“ sich gefügt haben oder dem Sirenenengesang der Unternehmer.

Am 24. Juni fanden im Kreise 7 Versammlungen statt, die nach den Berichten der bürgerlichen Presse von insgesamt 9000 Personen besucht waren. In allen Versammlungen wurden bestimmte Parolen nicht ausgegeben, sondern auf Vornahme der angeregten Abstimmung bestanden. Redner in den Versammlungen waren wiederum die Organisationsleiter, die unter anderem betonten, „daß man erst abwarten müsse, was die Unorganisierten unternehmen. Gingen diese in großer Zahl wieder in die Betriebe hinein, so würden die Organisationen danach ihre Entscheidungen treffen, da man keine Ursache habe, für erstere die Rastanien aus dem Feuer zu holen.“ (Siehe „Hagener Zeitung“ vom 25. Juni 1910.)

Trotz alledem gingen die Unorganisierten nicht in die Betriebe hinein, so daß der Arbeitgeberverein unterm 25. Juni schon sich gezwungen sah, „die Meldedfrist bis zum Dienstag den 28., abends 6 Uhr, zu verlängern“. Und um seiner Sache noch besonderen Nachdruck zu verleihen, wies der Verein erneut darauf hin, daß

„nur bei genügenden Meldungen auf der ganzen Linie alsdann am 1. Juli der Betrieb wieder aufgenommen wird“.

Und wiederum meldeten die Arbeiter „auf der ganzen Linie“ sich „so zahlreich“, daß der Arbeitgeberverein sich gezwungen sah, „die Betriebe daher leider in Gemäßheit der früheren Beschlüsse zu schließen“.

Erneut wurde versucht, die Arbeiter zum Wiedereintritt in die Betriebe zu veranlassen, denn „diejenigen Arbeiter, die zu ihrer früheren Arbeitsstelle zurückkehren wollen, können sich bis zum 15. Juli bei ihren bisherigen Arbeitgebern melden, ohne den am 1. Juli in Kraft tretenden Arbeitsnachweis in Anspruch zu nehmen“.

Doch alle Liebe war vergebens. Die Arbeiter, auch die Unorganisierten, die ja — nach dem Genossen Ernst — „in keiner Weise sich so den Direktiven der Organisationsleiter fügten“, meldeten sich nicht zur Arbeit. Dieses Verhalten von Leuten, die von keiner Seite Unterstützungen zu gewärtigen hatten, ja, die selbst die angebotene Unterstützung von seiten einzelner Fabrikanten ausschlugen und im Zustand beziehungsweise in der Aussperrung beharrten, muß, trotz aller vorhandenen Antipathie gegen Unorganisierte, anerkannt werden. Und damit befinden wir uns, wie noch nachträglich bewiesen werden soll, in vollem Einverständnis mit den damaligen Organisationsleitern, zu denen auch Genosse Ernst gehörte. Wäre das Gegenteil der Fall gewesen und wären die Unorganisierten den Aufforderungen der Fabrikanten zur Meldung ohne den Arbeitsnachweis gefolgt, so wäre ohne weiteres der Kampf spätestens am 25. Juni zuungunsten der Arbeiter zusammengebrochen, und die Organisationsleiter waren der Mühe entböhren, „für die Unorganisierten die Kastanien aus dem Feuer zu holen“.

Bei der später, am 17. Juli, in den Orten Hagen, Haspe, Gevelsberg und Schwelm unter Leitung der Organisationsvertreter von den Unorganisierten vorgenommenen geheimen Abstimmung über die Beendigung oder Fortdauer des Kampfes stimmten insgesamt 948 für und 1463 gegen die Wiederaufnahme der Arbeit. Auch die Organisationen nahmen in geschlossenen (!) Mitgliederversammlungen Abstimmungen vor; das Resultat wurde jedoch nur von den Orten Hagen und Gevelsberg der Öffentlichkeit übermittelt. In Hagen stimmten 228 für und 779 gegen die Wiederaufnahme; in Gevelsberg 42 für und 193 dagegen.

Gewiß läßt die **Beteiligung an der Abstimmung** von seiten der Unorganisierten den Schluß zu, daß viele des Kampfes müde waren. Ob aber nicht auch in den Kreisen der Organisierten eine ebensolche „Wankelmütigkeit“ sich bemerkbar gemacht hat, entzieht sich der Öffentlichkeit. Genaue Resultate über die Gesamtbeteiligung und das Gesamtergebnis der Abstimmung durch die Organisierten sind ja, wie bemerkt, nie in die Öffentlichkeit gedrungen.

Immer wieder darf aber auch nicht verkannt werden, daß der Kampf schon wochenlang dauerte, wenn auch dieses nicht die nach Ansicht des Genossen Ernst vorhandene „Wankelmütigkeit“ entschuldigen soll. Ja selbst die Organisationsleiter konnten es „doch verstehen, wenn durch die Verhältnisse gezwungene Arbeiter in die Betriebe gingen, und soll ihnen dieses (wie versichert wurde) auch nicht nachgetragen werden“. Was den Genossen Ernst freilich nicht davon abhält, drei Jahre später anderer Ansicht darüber zu sein.

Es liegt mir vollständig fern, etwa für die Unorganisierten eine Lüge zu brechen; auch ich vertrete voll und ganz den Standpunkt, daß jeder Arbeiter sich organisieren soll und muß, um im wirtschaftlichen Kampfe dem vereinigten Unternehmertum gegenüberzutreten und Eingriffe in die Freizügigkeit und einen beabsichtigten Raub der wenigen Rechte mit Erfolg abzuwehren. Nur soll mit dieser Darstellung der Beweis dafür angetreten werden, daß Genosse Ernst mit seiner „Richtigstellung“ eine Korrektur seiner früheren Meinung und Ansicht selbst vornimmt.

Dafür möge noch weiter folgendes dienen:

Nach Schluß der Einigungsverhandlungen teilten die Organisationsleiter in einem Flugblatt unter anderem folgendes mit:

„Kollegen! Es ist wochenlang einmütig gekämpft worden; die unorganisierten Arbeiter haben ohne oder nur mit geringer Unterstützung treu mitgekämpft, dies muß und soll anerkannt werden...“

Unterzeichnet war dieses Flugblatt von Genosse — Ernst (Hagen), demselben Genossen Ernst wiederum, der zur damaligen Zeit überhaupt über „den geringen Verlaß auf die Unorganisierten“ anders dachte und schrieb.

Im Geschäftsbericht des Metallarbeiterverbandes, Verwaltung Hagen, für das Jahr 1911, Verlag von **Joseph Ernst**, Hagen, finden wir bei der Besprechung des Kampfes auf Seite 6:

„... Die unorganisierten Arbeiter erhielten durchweg keine Unterstützung, hielten aber trotzdem im Kampfe aus...“

Seite 7: „Zur Ehre der Unorganisierten sei es gesagt, daß nur wenige unterschrieben.“

Es handelte sich hier um die Unterzeichnung eines Reverses, wonach die Arbeiter „an Eides Statt“ versicherten, keinem der beteiligten Verbände anzugehören und von keiner Seite Unterstützungen zu empfangen. Und wie leicht wäre ein Arbeiter, der „durchweg keine Unterstützung“ erhielt, der Versuchung zum Unterschreiben unterlegen, da ihm ja Unterstützung durch den Arbeitgeber in Aussicht gestellt wurde. Doch „zur Ehre der Unorganisierten sei es gesagt, daß nur wenige unterschrieben“.

Weiter wird in dem angeführten Bericht zugegeben, daß „an dem festgesetzten Termin nur einige Arbeiter an den Fabrikatoren erschienen, so daß an eine Inbetriebsetzung der Fabriken nicht zu denken war“. (Seite 10.)

Trotz alledem behauptet Genosse Ernst heute, daß „es eben nur teilweise gelang, die Arbeiter von der Aufnahme der Arbeit abzuhalten“.

Die Akkumulatorenfabrik als „Schulbeispiel“ für seine Behauptungen aufzustellen, ist doch mindestens sehr deplaciert. Genosse Ernst hätte dann der Gerechtigkeit halber auch die Gründe anführen müssen, warum und weshalb „die unorganisierten Massen (und die organisierten Kollegen, Genosse Ernst?) schon nach zwei Tagen wieder in den Betrieb dort liefen“.

Auch wäre es vielleicht für die Öffentlichkeit sehr interessant, zu erfahren, warum die organisierten Arbeiter der Akkumulatorenfabrik von den Organisationsleitern den Auftrag erhalten haben, in die Fabrik zu gehen, trotzdem doch an anderen Stellen der Kampf noch in vollem Gange war. Auch die Erklärungen der beiden Direktoren in der Fabrikversammlung an einem Freitag, nämlich, daß die Fabrik ohne Wissen und Willen der Leitung in dem Arbeitgeberverein sei und daß sie aus demselben austreten werden, dürfte doch dem Genossen Ernst nicht unbekannt sein. Alles Tatsachen, die doch wesentlich die „Wankelmütigkeit“ der Arbeiter dieser Fabrik in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als wie es Genosse Ernst hinzustellen versucht.

Es bleibt also dabei, daß nach alledem Genossin Luxemburg durchaus nicht falsch dargestellt hat und daß Genosse Ernst keine Veranlassung hatte, die angeführten Zahlen als „durchaus nicht richtig“ zu bezeichnen. Ebenso wenig, davon zu reden, daß die beteiligten Organisationsleiter „gerade durch diesen Kampf davon überzeugt wurden, wie wenig Verlaß auf die Unorganisierten ist“.

Vor Tisch las man's anders!

Als Charakteristikum der damaligen Stimmung mag noch erwähnt sein, daß auf Veranlassung der Ortsverwaltung Hagen des Metallarbeiterverbandes in einer Mitgliederversammlung, welche einen überfüllten Besuch aufzuweisen hatte, Genossin Luxemburg — wohl zum Entsetzen des Hauptvorstandes? — über den „politischen Massenstreik und die Gewerkschaften“ referierte. Einberufer und Leiter der Versammlung war Genosse — Ernst (Hagen).

Genossin Rosa Luxemburg schreibt uns zu derselben Sache:

Zur „Richtigstellung“, die Genosse Jos. Ernst, Bevollmächtigter des Metallarbeiterverbandes in Hagen i. W., in der Nummer 52 dieser Zeitschrift gegen mich veröffentlichte, habe ich meinerseits nur die Tatsache festzustellen, daß meine Angaben über die Aussperrung der Metallarbeiter in Hagen-Schwelm 1910 aus der besten Quelle stammen, nämlich — vom Genossen Jos. Ernst, Bevollmächtigter des Metallarbeiterverbandes in Hagen i. W., selbst. Von ihm sind sie mir in allen Teilen am 1. Oktober 1910 mitgeteilt worden, anlässlich meines Referats über den politischen Massenstreik in der Metallarbeiterversammlung in Hagen, zu der mich Genosse Jos. Ernst aufgefordert hatte.

Rosa Luxemburg.

Literarische Rundschau.

Paul Lange, *Die Sonntagsruhe in Kontoren und Läden*. Eine geschichtliche Materialsammlung. Berlin 1913, Verlag des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen.

Wahrscheinlich wird in der nächsten Session dem Reichstag der schon seit langem angekündigte Entwurf über die Neuregelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe zugehen, und es wird damit der Kampf um den freien Sonntag neu entbrennen. Es ist deshalb als ein Verdienst zu betrachten, daß der Zentralverband der Handlungsgehilfen es sich hat angelegen sein lassen, eine Materialsammlung über die Sonntagsruhe herauszugeben, die den Nachweis führt, daß es hohe Zeit ist, den Versprechungen und Vertröstungen endlich die Tat folgen zu lassen. Sie enthält wertvolle, nur wenig bekannte und schwer zu beschaffende Dokumente über die Sonntagsruhe, die übersichtlich gruppiert sind. Abgedruckt sind unter anderem das sächsische Gesetz über die Sonntagsfeier vom Jahre 1870 und eine Polizeiverordnung über die äußere Heiligung der Sonn- und Festtage für die Provinz Hannover, ferner die geltenden gesetzlichen Bestimmungen, die verschiedenen seither erschienenen, aber nicht erledigten Entwürfe für die Neuregelung der Sonntagsruhe, der Wortlaut vieler Ortsstatuten usw. Eingestreut sind kurze erläuternde Abhandlungen über die Geschichte des Kampfes um die Sonntagsruhe und die Stellungnahme der Angestelltenverbände. H. G.

Notizen.

Zur *Richtigstellung*. Genosse Adolf Braun teilt mir mit, daß er in seiner Parteitagrede nicht 78 von 80 Parteiblättern als Schablonenarbeit bezeichnet habe, sondern 78 von 90. Er ist der Ansicht, daß das Mißverhältnis zwischen diesen Ziffern und den tatsächlichen Verhältnissen mich schon hätte den Druckfehler erkennen lassen müssen. Ich bemerke dazu, daß es für mich selbstverständlich war, daß Genosse Braun diese Ziffern nicht in positivem Sinne genannt habe. Ich habe ihn aber so verstanden, als habe er durch die Nebeneinanderstellung der so ungleichen und der Wirklichkeit so wenig entsprechenden Ziffern das Mißverhältnis der Zahl der Blätter der einen Kategorie zu der Zahl der anderen besonders hervorheben wollen. Dieses Verfahren wollte ich durch meine Frage nach der „fränkischen Tagespost“ treffen. In der Polemik Druckfehler gegen den Widerpart auszunutzen, ist nicht meine Gewohnheit.

Arno Franke, Köln.

Zeitschriftenchau.

Das Septemberheft des „Kampf“ bringt einen gehaltvollen Nachruf von Karl Renner „Zu August Bebel's Heimgang“, in dem Bebel als der erste große deutsche Arbeiter der Weltgeschichte gefeiert wird, und unter dem Titel „Ein Brief über Bebel und Marx“ einen von N. Rjasanow aufgefundenen Brief von Friedrich Engels an Johann Philipp Becker. In diesem Briefe heißt es von Bebel: „Es ist der klarste Kopf in der ganzen deutschen Partei und dabei durch und durch zuverlässig und nicht zu beirren. Was man selten findet, ist, daß sein großes Nebentalent — alle Philister erkennen es, und zwar völlig, an, und Bismarck hat seinem Papierfabrikassocié Behrend gesagt, Bebel sei der einzige Redner im ganzen Reichstag — ihn in keiner Weise verflacht. Das ist seit Demosthenes nicht mehr vorgekommen, alle anderen Redner sind flache Köpfe gewesen.“

Otto Bauer schreibt über den „Zusammenbruch in Böhmen“. Die jüngsten Ereignisse in Böhmen lassen sich nur aus der Geschichte des böhmischen Landtags begreifen. In eingehender Darstellung schildert Bauer die Entwicklung des böhmischen Landtags vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Seit 1861 haben auch Bürger und Bauern neben den Grundherren Zutritt zum Landtag. Aber von den 241 Abgeordneten sitzen 70 dem Großgrundbesitz gesichert. Da unter den Abgeordneten der Handelskammern, der Städte und der Landgemeinden Deutsche und Tschechen einander feindlich gegenüberstehen, liegt in den Händen der 70 Großgrundbesitzer stets die Entscheidung. In den anderen Landtagen in Österreich sind die Vertreter des Adels auch nicht einflußlos, aber entscheiden und herrschen können sie in der Landstube nicht. Der böhmische Landtag blieb immer ein Machtwerkzeug der Feudalherren, die nach Belieben der Bourgeoisie der einen oder der anderen Nation zur Macht verhelfen. Sobald aber keine der beiden Nationen sich mehr von den 70 Stimmen der Großgrundbesitzer in die Minderheit drängen lassen wollte, sondern sich gegen Mehrheitsbeschlüsse durch Obstruktion wehrte, war es mit der Lebensfähigkeit des Landtags zu Ende. Seit die Völker sich der Entscheidung des Feudaladels nicht mehr beugen wollten, ging es mit dem Landtag immer mehr bergab.

Nach der Reichsratswahlreform von 1907 sollte auch der Landtag eine Wahlreform beschließen. Diese Wahlreform zu verhindern, begann die deutsche Bourgeoisie mit der Obstruktion und hinderte durch fünf Jahre hindurch den Landtag an jeder Arbeit. Die Verwaltung geriet ins Stocken. Auch die Banken wollten nicht mehr borgen, schon nahte der Tag, an dem man die Gehälter der Beamten nicht hätte zahlen können, die Kranken aus den Irrenhäusern hätte entlassen müssen. Nun griff die Regierung ein und übertrug die Aufgaben des Landtags und des Landesauschusses einer Kommission von Beamten.

Keine andere Wahlreform außer der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes könnte dem Großgrundbesitz die entscheidende Macht über den Landtag nehmen. Aber eine solche Wahlreform würde den böhmischen Landtag erst recht zerstören, denn dadurch würden die Deutschen zur dauernden Minderheit im Landtag herabgedrückt werden und würden gegen die Herrschaft der tschechischen Mehrheit durch dauernde Obstruktion protestieren. Werden die Feudalherren im böhmischen Landtag entthront, dann kann der Landtag überhaupt nicht mehr bestehen. Um die Verwaltung des Landes aus den Händen der Feudalherren in die Hände der Bourgeoisie zu übertragen, gibt es in Böhmen nur ein Mittel: Böhmen in national abgegrenzte Kreise zu teilen; in jedem Kreise einen Kreistag und einen von ihm gewählten Kreisausschuß einzusetzen und einen möglichst großen Teil der Aufgaben des Landtags und des Landesauschusses den Kreistagen und Kreisausschüssen zu übertragen. Die Umgestaltung der böhmischen Landesverwaltung durch die Schaffung von Kreistagen hätte auch die folgenschwersten nationalen Wirkungen. In allen von mehreren Nationen bewohnten Kronländern würde das Drängen nach nationaler Selbstregierung nach böhmischem Vorbild unwiderstehlich werden. Dann

erst könnte jede Nation ihre nationalen Kreise zusammenfassen und ihnen in einem nationalen Parlament ein gemeinsames Organ geben, das die Gesetzgebung in allen nationalen Angelegenheiten übernehme. Damit wäre der Grund gelegt zu einem Bundesstaat sich selbst regierender Nationen. Aber keine der beiden Bourgeoisien in Böhmen vermag die große geschichtliche Aufgabe der Stunde zu begreifen.

Für die Arbeiterklasse Böhmens kann es nur ein Kampfziel geben: Abschaffung des böhmischen Landtags und der böhmischen Statthaltere! Übertragung ihrer Geschäfte an die vom ganzen Volke gewählten Kreistage und Kreisausschüsse in national abgegrenzten Kreisen!

Martin Kapoldi ergreift in einem „Nur der § 14?“ betitelten Artikel das Wort zu der im letzten Heft des „Kampf“ begonnenen Diskussion über die Bedeutung des § 14 und die Möglichkeit seiner Abschaffung. Er stimmt den Ausführungen Bauers vollständig zu, weist aber darauf hin, daß die trostlose innere politische Situation nicht nur auf die Schwierigkeiten im Abgeordnetenhaus zurückzuführen ist. Die Vergewaltigung des Parlaments durch den § 14 findet ihre Ergänzung in den Vergewaltigungen des arbeitenden Volkes durch die allmächtige Bürokratie, durch die Gemeinde- und Landtagscliquen. In Österreich ist eine friedliche Evolution zur Demokratie unmöglich. Nur starke Einflüsse von außen oder eine gewaltige finanzielle Erschütterung im Innern könnten eine Umgestaltung dieses Staates möglich machen. Die politische Verdroffenheit der Massen entspringt daraus, daß die überschwenglichen Hoffnungen, die das Volk auf das Parlament des allgemeinen Wahlrechtes setzte, nicht erfüllt wurden. Soll eine Umgestaltung des Staates bald durchgeführt werden, dann muß die Arbeiterschaft einig und geschlossen in einem günstigen Moment den Kampf um die Demokratisierung der Gemeinden und der Länder beginnen. Eine Vorbedingung des Erfolges in diesem Kampfe ist die Wiederaufrichtung der österreichischen Internationale.

In einem „Geschworenengerichte und Sozialdemokratie“ betitelten Artikel behandelt Friedrich Adler die Entwicklung der Geschworenengerichte in Österreich, weist auf den Klassencharakter der heutigen Geschworenengerichte hin, der besonders bei politischen Prozessen zwischen Sozialdemokraten und Angehörigen bürgerlicher Parteien klar zum Ausdruck kommt, zeigt die Stellungnahme verschiedener reichsdeutscher Parteitage zur Frage der Rechtsprechung und bespricht dann die Änderungen, die der Entwurf der neuen Strafprozeßordnung in der Kompetenz der Schwurgerichte hervorruft. Der Entwurf führt an Stelle der Erkenntnisenate benannter Richter Schöffengerichte ein. Der Fortschritt, der darin liegt, soll aber damit bezahlt werden, daß die Kompetenz der Geschworenengerichte eingeschränkt wird.

Die Gegenüberstellung von Laien und Berufsrichtern trifft aber gar nicht den springenden Punkt des Interesses der Arbeiterklasse. Der Laie kann ebenso wie der Berufsrichter ein Werkzeug der Klassenjustiz werden, und dieser könnte ebenso wie ein Laie die Gerechtigkeit verbürgen, wenn nicht heute durch die zum Richterberuf nötigen Vorbedingungen die Richter eine reine Auslese der herrschenden Klassen bilden. Die einzige Forderung, die den Interessen des Proletariats entspricht, ist die Wahl aller Richter, der Geschworenen, der Schöffen und der Berufsrichter, durch das Volk, wie sie in der Schweiz bereits eingeführt ist. Die Beteiligung des Proletariats an der Rechtsprechung kann es nur vor Mißbrauch des Gesetzes schützen. Die Härte des Gesetzes selbst kann es nur durch seine politische Macht in der Volksvertretung beseitigen.

a. s.

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 51 der „Neuen Zeit“ vom 19. September 1913 ist auf der Titelseite des Feuilletons (S. 985) der Preis des bei G. Birk & Co. in München erschienenen Werkes „Marx und Walunin“ von Fritz Brupbacher mit 2 Mark nicht richtig angegeben; es soll heißen 3 Mark.



1. Band Nr. 4

Ausgegeben am 24. Oktober 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Zentrumsstreit.

Von **August Erdmann.**

Durch das Erscheinen der beiden Schriften von Roeren: „Zentrum und Kölner Richtung“ und Wache: „Das Zentrum, wie es war, ist und bleibt“ ist der alte Streit um das Wesen des Zentrums wieder angefaßt worden. Die Frage, ob das Zentrum eine politische oder konfessionelle Partei sei, ist eigentlich so alt wie das Zentrum selber, und die Führer und Gelehrten der Partei sind sich in der Beantwortung nie einig gewesen, man müßte denn in dem allseitigen Bestreben, die Entscheidung möglichst unklar zu halten, die Einigkeit sehen. In den siebziger und achtziger Jahren, wo die Abwehr des Kulturkampfes die Partei in Anspruch nahm, hatte man keinen Anlaß, sich in grundsätzliche und programmatische Erörterungen einzulassen. Das wurde anders, als in den neunziger Jahren das Zentrum im Reiche zu ausschlaggebender Stellung gelangte, als die Kulturkampfsorgen den sich verschärfenden Fragen wirtschaftlicher Art gewichen waren. Im Jahre 1896 tauchte da der Zweifel auf, ob das Zentrum eine politische oder eine konfessionelle Partei sei. Die politische Natur betonte vor allem die „*Rheinische Volkszeitung*“, das konfessionelle Wesen dagegen die „*Rheinische Volkszeitung*“, das Blatt der Zentrumsbauern im Westen. Schon dieser Umstand läßt erkennen, daß es sich bei der Auseinandersetzung um wirtschaftliche Fragen, um den Gegensatz von Stadt und Land handelte. Die „*Kölnische Volkszeitung*“ wies im Beginn des Streites andeutend darauf hin, daß derjenige, der gewisse Vorgänge der letzten Zeit genauer verfolgt habe, die allerdings nicht alle in die Öffentlichkeit gedrungen seien, genau wisse, daß mehr dahinter stecke, als eine theoretische Erörterung.

Die das katholische Wesen des Zentrums betonten, hatten es auf eine stärkere Berücksichtigung der Landwirtschaft abgesehen. Von dem bisher befolgten Verfahren, innerhalb der Fraktion tunlichst einen Ausgleich der verschiedenen Ansprüche herbeizuführen, wollten sie nichts mehr wissen, da auf diese Weise die Bauern gegen die Städter zu kurz kamen. Sie verlangten daher die Freiheit in wirtschaftlichen Dingen, um im

Bunde mit den Agrariern anderer Parteien ihre Wünsche durchzusetzen. Und zur Rechtfertigung ihres Verhaltens bestritten sie die politische Natur des Zentrums, betonten desto stärker sein konfessionelles Wesen und wollten nur in religiösen Dingen den Zwang zur Geschlossenheit anerkennen. „Das Zentrum soll rein politisch sein, damit die Bauern in wirtschaftlichen Dingen zu schweigen haben, wenn es den städtischen Herren paßt“ — so kennzeichnete die „Rheinische Volksstimme“ das Vorhaben der gegnerischen Richtung. Der Auseinandersetzung, die Mitte der neunziger Jahre über das wahre Wesen der Partei geführt wurde, lagen politische und letzten Endes wirtschaftliche Dinge zugrunde: die kommenden Wahlen und der nächste Reichstag, der Zolltarif und die Handelsverträge, die Höhe der Fruchtpreise, Margarine, Branntwein und derlei zur Mehrung der Grundrente bestimmte Dinge. Die Bauern und Junker im Zentrum führten damals eine entschiedene Sprache, sie drohten mit dem Abbrücken von der Partei, und der Bund der Landwirte stand mit offenen Armen zu ihrem Empfang bereit. Der Streit ist damals geschlichtet worden durch die Beugung des Zentrums unter die agrarischen Ansprüche, und der Eifer, mit dem sich die Partei 1902 für das Zustandekommen des Zolltarifs einsetzte, läßt erkennen, wie stark sich das Zentrum seinen Bauern und Junkern gegenüber verpflichtet hatte.

Zehn Jahre später tauchte der Streit über das wahre Wesen des Zentrums wiederum auf. Diesmal aber auf anderer Grundlage, wenn sich dabei auch die alten Gegensätze von Stadt und Land mit bemerkbar machten. Die katholische Kirche hatte ihren Kampf gegen den Modernismus begonnen: gegen die reformerischen Theologen, deren Streben auf einen engeren Anschluß der Kirche an das neuzeitliche Geistesleben geht, gegen die Literaten, die die katholische Schriftstellerei aus dem üblen Rufe der „Inferiorität“ zu bringen suchten, gegen die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Bestrebungen der Katholiken, die aus der konfessionellen Abschließung, „aus dem Turm heraus“ wollen und die, was ihre weltlichen Sorgen und Ziele betrifft, ohne kirchliche Bevormundung besser voranzukommen gedenken. Demgegenüber sah die Kirche die gläubige Welt von der einen Seite durch die „glaubenslose“ Wissenschaft, von der anderen Seite durch die nicht minder „glaubenslose“ Sozialdemokratie bedroht. Den offenen Kampf mit den beiden unaufhaltsam vordringenden Gegnern aufzunehmen, fühlte sie sich nicht mehr stark genug; sie beschränkte sich auf die Verteidigung, suchte mehr noch als bisher ihr Gefolge von der sich entchristlichenden Welt abzuschließen, ihre Getreuen durch allerhand und vielfach seltsame Maßnahmen im Glauben zu festigen und dadurch zu feien gegen die drohende Ansteckung, und bemühte sich endlich, in dem so abgesperrten Glaubensbezirk alles zu unterdrücken, was nach freier Regung bei dem einzelnen oder bei Vereinigungen, was nach Anschluß an das Kulturstreben des Volksganzen aussah. In Ländern gemischten Bekenntnisses, wie in Deutschland, war es der Interkonfessionalismus, der nach der Meinung Roms die heiligsten Güter des Katholiken bedrohte. Interkonfessionalismus, so verkündet der in letzter Zeit viel genannte Prälat Heiner, Auditor am päpstlichen Obergericht, bedeutet Indifferentismus, bedeutet Protestantismus! Und an anderer Stelle sieht er in dem „Streben nach Interkonfessionalisierung der katholischen Betätigung auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens“ die eigentliche Gefahr für die Katholiken Deutschlands: „Wer in den letzten Jahren die Augen offen ge-

halten hat, dem werden die Erscheinungen unmöglich entgangen sein, die diesem Streben nach Interkonfessionalisierung nicht bloß Vorschub leisten, sondern geraden Weges nach diesem Ziele bewußt oder unbewußt hinsteuern.“

Als Träger des interkonfessionellen Gedankens gilt das Zentrum, oder besser gesagt der Teil des Zentrums, der in den großen Städten sitzt, der an Handel und Industrie beteiligt ist, der seine Söhne als Kommerzienräte, hohe Beamte und Offiziere haben möchte und der seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gelüste aus der Enge der konfessionellen Absperrung heraus nicht befriedigen zu können glaubt. Die Führer dieser Richtung sitzen in Köln, dessen Zentrumsführerschaft sich von jeher besonders strebsam und rührig gezeigt und in gewissen Dingen immer nach dem Worte Luthers gelebt hat: „So gehe dann beides fein miteinander, daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tuest“ — wobei der Welt Reich, das heißt der wirtschaftliche Nutzen nie zu kurz gekommen ist. Unter dem Einfluß dieser Richtung des Zentrums steht der Volksverein für das katholische Deutschland und die von beiden ins Leben gerufene christliche Gewerkschaftsbewegung. Auch sie sind der Neigung zum Interkonfessionalismus, der bei den christlichen Gewerkschaften satzungsmäßig festgelegt ist, schuldig befunden worden. Man weiß, daß sich Bestrebungen geltend gemacht haben, den Volksverein, der zwar an sich ausgesprochen katholisch ist, der aber doch den Interkonfessionalismus der christlichen Gewerkschaften begünstigt, diözesan zu gliedern und ihn dadurch der Obhut der Bischöfe zu unterstellen. Und was die christlichen Gewerkschaften betrifft, so haben sie sich ja nach langem Sträuben, wenn auch zunächst noch nicht der Interkonfessionalität entkleiden, so doch derart je der Selbständigkeit berauben lassen müssen, daß sie nur noch ein wehrloses Werkzeug in der Hand der kirchlichen Autorität sind. Rom duldet sie auf Widerruf und unter allerhand Vorbehalten und Beschränkungen, aus Rücksicht auf das Zentrum, das in gewissen Gegenden diese Organisationen als politische Schutztruppe im Kampfe gegen die Sozialdemokratie braucht.

Gegen diesen Interkonfessionalismus wendet sich vom Zentrum derjenige Teil, der es mit der Kirche hält und mit dieser nicht nur jedes Zugeständnis an den Geist der neuen Zeit verwirft, sondern auch offenes Bekenntnis des katholischen Glaubens auf allen Gebieten des persönlichen und öffentlichen Lebens fordert — mag es sich um den einzelnen Katholiken oder um Organisationen von Katholiken handeln. Schrieb Julius Bache als Bekenntnis seiner Richtung am 1. März 1906 den „Turm“-Artikel, so veranstalteten die Herren Roeren und Bitter zum selben Zweck am 13. April 1909 die bekannte Osterdienstagskonferenz. Um die Frage, ob das Zentrum eine politische oder eine konfessionelle Partei sei, ist unterdes viel geredet und in Zeitungen, Schriften und Büchern viel geschrieben worden; Erklärungen sind erschienen von der einen wie von der anderen Seite und schließlich von dem Landesausschuß der preußischen Zentrumsparlei im Verein mit der Reichstags- und der preußischen Landtagsfraktion — und alles ist beim alten geblieben. Der Streit hat eine Weile geruht und ist jetzt durch das Erscheinen der beiden Schriften von Roeren und Bache wieder von neuem vor die Öffentlichkeit gebracht worden.

Was die Schrift Roerens „Zentrum und Kölner Richtung“ betrifft, so geht ihr Verfasser zurück auf den Beschluß der Osterdienstagskonferenz,

daß das Zentrum „eine politische, eine Verfassungspartei ist, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Interessen des gesamten Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu vertreten, und zwar im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung“ — eine Auffassung, deren Berechtigung Roeren und seine Leute auch durch die Geschichte der Zentrumspartei und durch die Tätigkeit und die Befundungen ihrer Führer für erwiesen halten. Politisch sei die Partei, weil die Verfassung keine anderen als politische Parteien kenne, konfessionell sei sie nicht, weil sie das Wohl und die Rechte des gesamten Volkes und nicht nur des katholischen Teiles vertrete. Was das Zentrum aber von den anderen Parteien unterscheide, sei die Besonderheit, daß sie ihre Tätigkeit ausübe „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung“. Das schließe weder die Aufnahme von Protestanten in das Zentrum noch ein solches Zusammenarbeiten mit Angehörigen anderer Bekenntnisse aus, bei dem „auf beiden Seiten die religiösen Grundsätze unberührt und ihre Auswirkung unbeschränkt bleiben“. Verurteilt werde nur ein Zusammenarbeiten mit Andersgläubigen, bei dem „nicht nur Personen einen Kompromiß schließen, sondern ein solcher auch zwischen Grundsätzen, religiösen Prinzipien, durch die Konstruktion einer gemeinsamen christlichen Basis stattfinden soll“. In dem, was Roeren in diesen letzten Worten verurteilt, erblickt er das Ziel der Kölner Richtung, das Streben nämlich, „die katholische Grundlage der wichtigsten Organisationen deutscher Katholiken zu beseitigen und durch eine sogenannte allgemeine christliche Basis zu ersetzen“. Unter den zahlreichen Belegstellen, die Roeren zur Stütze seiner Auffassung aus der Geschichte des Zentrums heranzieht, stehen diejenigen an erster Stelle, die betonen, daß der tiefste Grund aller Zeitfragen die Religion sei, daß jedes Ding, wenn man seinem Wesen nachgehe, einen religiösen Kern zeige und daß nichts falscher sei als die Ansicht, das öffentliche Leben, die Politik habe mit der Religion nichts zu tun. Mit besonderer Eindringlichkeit beruft sich Roeren auf das Wort Windthorst vom Katholikentag in Münster (1885), daß „wir bezüglich der öffentlichen Tätigkeit uns immer wieder vergegenwärtigen müssen: Sind wir auch in vollem und ganzem Einverständnis mit der Lehre der Kirche und mit der Autorität?“ Roeren will das nicht so gedeutet wissen, daß sich das Zentrum oder sonst eine katholische Organisation nun für jeden Schritt ins weltliche Gebiet Rats zu holen habe bei der kirchlichen Autorität; es genüge, wenn als Richtschnur diene die Kenntnis der katholischen Lehre und das Einssein mit der Kirche, und „nur in den höchst seltenen Fällen, wo Zweifel über die Erlaubtheit entstehen und nicht mit Sicherheit zu lösen sind, wird man sich an kirchliche oder theologische Autoritäten wenden, aber auch in diesen Fällen nicht, um die Selbständigkeit der eigenen Entschlüsse aufzugeben, sondern nur, um durch Aufklärung und Belehrung größere Gewißheit zu erlangen, das Richtige zu treffen“. Roeren schließt seine Schrift mit der Mahnung an das katholische Volk, treu zum Papst zu stehen und ihm gehorsam zu sein unbedingte und freudig, ohne Markten und Feilschen, ohne künstelnde Unterscheidung zwischen Vorschrift, Wunsch und Meinung. Und das katholische Volk, so schließt er, „will dem Papst ergeben sein in der Erkenntnis, daß jeder Weg abseits vom Papste ein Irr- und Abweg ist, der mit jedem Schritt weiter zur Trennung von der Kirche selbst führt“.

Der ehemalige Zentrumsabgeordnete Roeren ist eine ehrliche Natur und ein Mann, der seine Gedanken zu Ende denkt und danach handelt, auch wenn es zum Widersinn führt. So war es, als er gegen die Unsittlichkeit in Wort und Bild zu Felde zog, und so ist es jetzt, wenn er getreu den Weisungen seiner Kirche den Kampf mit dem Modernismus aufnimmt und die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts „in Christo“, das heißt nach den Anschauungen einer Handvoll spanischer und italienischer Priester „instaurieren“ will. Niemand wird, die Voraussetzungen einmal zugegeben, der zwingenden Folgerichtigkeit und vollendeten Lückenlosigkeit der katholischen Glaubenslehre seine Anerkennung versagen, ebensowenig wie dem unerschrockenen Mut der gegenwärtigen Kirchenleitung, die lieber mit einem kleinen Häuflein Glaubensstreuer in den Himmel einziehen, als mit Scharen von Lauen und Flauen die Welt beherrschen will, die auf Reinheit der Grundsätze hält und vor allen Dingen auf das offene Bekenntnis zu dem, was man ist und was man glaubt. Und diese Anerkennung wird man Roeren und seinen Deuten nicht versagen, wenn man ihre Ansichten und Absichten auch für widersinnig und bekämpfenswert hält. Jedenfalls ist Roeren, solange Ehrlichkeit im Denken und Handeln noch als Tugend gelten darf, eine erfreulichere Erscheinung als seine Gegner, deren einer sich und seine Gefinnungsgeossen als die „schlaueren Opportunisten“ bezeichnete und damit schon andeutete, daß Ehrlichkeit in diesen Kreisen nicht als besonderer Vorzug gilt. Das Zentrum ist entstanden und groß und stark geworden durch den Kampf für die Rechte der Kirche. Es hat der Kirche viel gegeben, hat aber von der Kirche viel empfangen — und kein wahreres Wort als das des ehemaligen ultramontanen Abgeordneten Bitter: Das Zentrum werde in dem Augenblick vernichtet sein, wo der Klerus bei der Wahl nicht mehr mitmache. Das Zentrum kann noch getrost in die Zukunft sehen, solange jeder Pfarrer, jeder Kaplan und Küster seine politischen Agenten und jede Kirche und jeder Bischofsstuhl seine Werbestätten sind. Das wissen auch die Führer des Zentrums, und deshalb müssen, wenn sie dazu sich nicht schon als Katholiken verpflichtet fühlen, sie als Politiker darauf sehen, daß dem Zentrum die Gunst der Kirche erhalten bleibt. Das ist nun für einen Teil des Zentrums keine leichte Aufgabe, für den Teil nämlich, der aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen (bei manchem einzelnen gewiß auch aus wirklichem Kulturbedürfnis) die streng kirchliche Gebundenheit, die konfessionelle Abseitsstellung als hinderlich empfindet und Anschluß sucht über den Kreis der Glaubensgeossen hinaus, der sich in neuzeitliche Getriebe der Welt und damit, nach Ansicht der Kirche, in all die Gefahren begibt, die geeignet sind, den Glauben zu schwächen, das Glaubensleben zu beeinträchtigen und das ewige Heil der Seelen in Frage zu stellen. Und hier entsteht nun der Grund für die üble Lage, in der sich die Anhänger der Kölner Richtung befinden, daß sie dem Papst nicht sagen dürfen, wie sehr es sie nach der Welt zieht, und daß sie der Welt nicht sagen dürfen, wie sehr es sie — nicht ganz freiwillig — zum Papst zieht. Den Ausweg glauben sie gefunden zu haben durch die „gemeinsame christliche Basis“, ein Begriff, der das Religiöse betont, aber der Form und dem Maße nach in einer Abschwächung, daß es beim Geschäft und bei der Laufbahn in einem vorwiegend protestantischen Lande nicht schadet. Zu anderen Zeiten möchte diese Formel des Interkonfessionalismus ungestört verkündet werden können, sie kann es

aber nicht in der Gegenwart, wo die Kirche aus innerer Not heraus nicht nur auf besondere Reinheit und Festigkeit des Glaubens, sondern auch auf allzeit offenes und mutiges Bekenntnis dieses Glaubens setzen zu müssen glaubt.

Wer die Erwiderung Bachems „Das Zentrum, wie es war, ist und bleibt“ auf die Schrift Roerens liest, der findet hier bestätigt, was auf dem Gebiet der Gewerkschaftsfrage bereits bekannt ist, daß sich die Kölner Richtung auf dem Rückzug gegenüber den strenggläubigen Katholiken von der Berliner Richtung befindet. Der Streit wird nicht dadurch entschieden, ob die eine oder die andere Seite die zahlreicheren Belege aus dem Munde von Zentrumsführern für das so oder so geartete Zentrum anführen kann. Der Klerikalismus ist in Deutschland seit 1848 politisch organisiert, es ist sehr leicht, aus diesen 65 Jahren ebensoviele Zeugnisse für die eine wie für die andere Ansicht anzuführen. Die Frage wird nicht von toten und lebenden Zentrumsführern entschieden, sondern über das Verhältnis von Religion und Zentrum entscheidet die Kirche, solange wenigstens das Zentrum zu mehr als 99 Prozent aus Katholiken besteht, die sich samt und sonders dem Papst gegenüber zum Gehorsam verpflichtet fühlen. Julius Bachem nimmt in seiner Schrift Bezug auf den Satz eines Zentrumsblatts („Westfälisches Volksblatt“, 31. August 1913):

Ohne weiteres ist zuzugeben, daß bei politischen Organisationen, deren Tätigkeit sich auf das gesamte öffentliche Leben mit seinen religiösen und sittlichen Fragen bezieht, auch die Organisation selbst, nicht bloß das einzelne Mitglied, die Lehren der katholischen Kirche nicht außer acht lassen darf.

Bachem bemerkt dazu: „Dies Nichtaußerachtlassen ist praktisch stets in der Zentrumsfraktion gehandhabt worden.“ Nach der „praktischen“ Seite dürften sich Roeren und Bachem also einig sein. Es fehlt nur das grundsätzliche Bekenntnis zu der katholischen Weltanschauung und das offene Bekenntnis zur Gehorsamspflicht gegenüber dem Papst, die sich auf den einzelnen Katholiken wie auf katholische Organisationen, zum Beispiel das Zentrum erstreckt. Deshalb wehrt sich Herr Bachem mit Händen und Füßen gegen eine Definition des Zentrums; weder die Gründer noch die späteren Führer der Partei hätten je das Bedürfnis gehabt, das Wesen des Zentrums zu definieren, zu deklarieren, zu fixieren oder wie man das sonst nennen wolle. *Periculosa est omnis definitio!* ruft Herr Bachem aus, und man glaubt ihm in diesem Falle aufs Wort, daß es eine gefährliche Sache ist, das Zentrum zu definieren, wenn der Definitor gewiß ist, unter allen Umständen, entweder bei der Partei oder bei der Kirche, Unheil anzurichten. Immerhin glaubt Bachem Herrn Roeren den Rat geben zu müssen, wenn nun mal definiert werden solle, dann das auch so zu tun, daß nicht zu viel Spielraum bleibe. Er schlägt deshalb vor, statt den „Einklang mit der katholischen Weltanschauung“ zu fordern den „Einklang mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre“. Herr Bachem beweist durch diesen Vorschlag, gegen den Herr Roeren nichts einzuwenden haben wird, daß er weiß, worauf es ankommt. Es gibt keine Frage im weiten öffentlichen Leben, in der inneren und äußeren Politik, die nicht das Glaubens- und Sittenleben mehr oder weniger berührt. Ob und inwieweit es geschieht, darüber entscheidet die Kirche, der auch grundsätzlich das Recht zusteht, an Katholiken Warnungen und Weisungen in weltlichen Dingen zu erteilen, wenn sie es für erforderlich hält — also auch das

Zentrum in Sucht und Obhut zu nehmen. Zu dieser Unterwerfung soll sich das Zentrum nicht nur durch sein Verhalten, sondern auch durch offenes Bekenntnis verstehen — und das ist der Kern- und Angelpunkt des gegenwärtigen Zentrumsstreits.

Karl Bachem, der Better des vielgenannten Julius, läßt unter dem Titel „Joseph Bachem“ eine umfängliche Geschichte seines Hauses erscheinen, die sich zu einer (übrigens sehr wertvollen) Geschichte der katholischen Presse in Deutschland ausweitete. Im ersten Bande erzählt er, daß einer seiner Ahnen, J. R. Bachem (gestorben 1822) als Buchhändler neben gutkatholischen Büchern auch Luthers Katechismus und Schriften zur Verteidigung der Mischehen verlegte. Und der Nachfolger dieses interkonfessionnell hochgradig verseuchten Mannes, Buchhändler Lambert Bachem, litt an dieser Krankheit in noch erheblicherem Maße. Als in den dreißiger Jahren sich eines Tages durch die Hohe Straße in Köln eine Prozession bewegen sollte, schmückte Lambert Bachem zu Ehren der heiligen Eucharistie die Fenster seines Buchladens gebührend aus. In das eine Fenster stellte er, umgeben von brennenden Kerzen und Blumensträußen, das Bild des Papstes und in das andere Fenster, ebenfalls umgeben von brennenden Kerzen und Blumensträußen, das Bildnis Luthers. Aber die katholische Christenheit Kölns, die damals noch kein Verständnis für den Interkonfessionalismus und die „allgemein christliche Basis“ hatte, rottete sich vor dem Hause Lambert Bachems zusammen und machte einen gewaltigen Lärm, bis das Lutherbild aus dem Fenster entfernt und durch ein Kreuzifix, und zwar ein einwandfrei konfessionelles, ersetzt wurde.

Vor Rücksällen in derart herausfordernde Vorurteilslosigkeit ist das Haus Bachem heute geschützt. Die Menge hat keine Ursache mehr, vor dem Buchladen der betriebsamen Firma wegen allzu weit und allzu offen getriebenem Interkonfessionalismus zu spektakeln. So auffällig macht man die Sache nicht mehr, die Überzeugungen und Empfindungen haben sich in dieser Hinsicht verfeinert, aber Rom ist, die wachsende Gefahr brachte es dazu, demgegenüber heillosiger und feindseliger als je. Wenn auch nicht im Buchladen der Firma Bachem, so sieht es in der Gesinnung der Kölner Richtung neben dem Bilde des Papstes wieder das Bild Luthers.

Man darf sicher sein, daß das Ärgernis verschwindet.

Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen auf die links- und rechtsrheinischen Industriezweige.

Auch ein Beitrag zur Jahrhundertfeier.

Von Georg Schumacher.

I.

Die Anwendung der Kontinentalsperre als Kriegswaffe war nicht das Ergebnis einer Augenblickslaune Napoleons I. Schon lange bevor er geboren war, hatte England das Übergewicht auf dem Meere, und es wurde dadurch in wirtschaftlicher Beziehung, namentlich durch den unmittelbaren Bezug überseeischer Rohstoffe, den Staaten des europäischen Festlandes höchst unbequem. Obgleich das Frankreich des siebzehnten und achtzehnten Jahr-

hundertts an äußerer Macht und Geldreichtum dem britischen Inselreich weit überlegen war, konnte es sich ihm gegenüber im wirtschaftlichen Wettbewerb nicht behaupten. Selbstverständlich suchte England mit dem Aufgebot seiner ganzen Hilfsmittel seine Ausnahmestellung zu wahren und zu festigen. Aus diesem Grunde machten seine hervorragenden Staatsmänner — unter ihnen der ältere Pitt — kein Geheimnis daraus, daß ihrerseits die beabsichtigte Reorganisation der französischen Marine mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln hintangehalten werden müsse. Angesichts dieses Umstandes unterstützte das monarchische Frankreich den Aufstand in den englischen Kolonien Nordamerikas, wodurch die Gründung der transatlantischen Republik erst möglich wurde, während deutsche Fürsten ihre Landeskinden zur Niederkämpfung der nordamerikanischen Rebellen buchstäblich an England verkauften. Friedrich II. von Preußen war von der Notwendigkeit der Schwächung Großbritanniens ebenso durchdrungen wie der König von Frankreich, weshalb der preussische Despot einer der ersten war, die die neugeschaffene Republik jenseits der großen Wasserwüste anerkannten. Und dennoch blieb England trotz des Verlustes seiner ungemein ertragreichen amerikanischen Besitzungen durch den Bezug der Rohstoffe aus seinen übrigen Kolonien, vermöge seiner alles umwälzenden Erfindungen auf technischem Gebiet, durch den am Sitze seiner Industrien befindlichen Kohlen- und Erzreichtum Herr der Situation in Handel und Industrie.

Im Jahre 1786 kam ein neuer Handelsvertrag zwischen England und Frankreich zustande, in dem, wie das durch den fast allmächtigen Einfluß des Adels kaum anders möglich war, die Interessen des Großgrundbesitzes mehr als die des ganzen übrigen französischen Volkes berücksichtigt wurden.

Ludwig XVI. hatte die amerikanische Rebellion durch militärische Streitkräfte und durch die Zulassung der Einschiffung von Hilfskräften durch den späteren General Lafayette, der auch die Kosten trug, direkt unterstützt, die englische Regierung in den nordamerikanischen Kolonien vernichten geholfen und so der republikanischen Staatsform auf der ganzen westlichen Halbkugel eine Gasse gebahnt. Beim Ausbruch der Revolution in Frankreich handelte England in entgegengesetzter Weise, aber nicht aus Sympathie für die Bourbonen, sondern weil man davon überzeugt war, daß der Sturz des Absolutismus in Frankreich die Schwächung des englischen Übergewichtes auf allen Gebieten in sich schließen würde. Schon 1793, als Napoleon auf die französische Politik noch keinen Einfluß ausübte, wurde in Frankreich die Einfuhr englischer Industrieerzeugnisse verboten. In derselben Zeit bemächtigte sich England des einträglichsten Teiles der französischen Kolonien, begünstigt durch den Umstand, daß Frankreich seine ganzen Kräfte auf die Abwehr der Wiederherstellung des Absolutismus durch die mit englischem Gelde unterstützten Mächte verwenden mußte; ebenso wurden damals die überseeischen Besitzungen Hollands und Spaniens fast gänzlich von England besetzt.

Wie in vielen anderen Teilen Deutschlands, so waren auch in den geistlichen und weltlichen Fürstentümern des Rheinlandes vor der Befestigung des linken Rheinufers durch die Franzosen im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts die Bölle — mit Ausnahme derer auf Brotfrucht und Vieh — fast keiner Steigerung mehr fähig, gab es doch auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze nicht weniger als 26 Zoll- und

Lizenzstationen sowie zwei Städte mit Stapelrecht. Der Lauf des Rheins von Mainz bis Köln wurde zu $41\frac{1}{4}$, und die Distanz von Köln bis zur Teilung des Stromes in Holland zu $37\frac{3}{4}$ Stunden gerechnet. Da die Stunde zu 5000 Meter angenommen wurde, so kam auf je 13 700 Meter eine Abgabenstation, auf denen die Schiffer außerdem von den Zollbeamten noch auf eigene Faust geplündert wurden. Der Kurfürst von Mainz besaß Zollstationen in Mainz und Oberlahnstein, das Mainzer Domkapitel den Zoll in Bingen, und der Kurfürst von Hessen-Kassel hatte eine Zollstätte in St. Goar. Der Trierer Kurfürst erhob Zölle in Koblenz und Hammerstein bei Leutesdorf gegenüber Andernach. Außerdem besaß er den Zoll in Woppart. Der Ertrag des letzteren Zolles wurde jedoch in nicht weniger als 23 Teile zerlegt. Davon erhielten der Kurfürst von Trier 12, das Trierer Domkapitel 3, Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt je 2 Teile. Außerdem waren beteiligt: das kurfürstliche Haus Hohenlohe, das hochfürstliche Haus Durlach, die gräflichen Häuser von der Leyen und von Schönborn mit je einem Teile. Der Kurfürst von Köln erhob Zölle in Andernach, Bonn, Linz, und Uerdingen. In letzterer Stadt wurde dreimal Zoll erhoben. Zweimal, Zoll und Lizenz, vom Kurfürsten und einmal vom Kölner Domkapitel, welches auch in dem heute noch mit schönen mittelalterlichen Mauern umgebenen Städtchen Bons eine Zollstation besaß. Der Herzog von Jülich-Berg, der zugleich Kurfürst von der Pfalz war, hatte Zollstationen in Bacharach, Raab, Düsseldorf und Kaiserswerth. Letzterer Zoll war auch längere Zeit im Besitz des Kurfürsten von Köln. Der König von Preußen erhob Zölle und Lizenzen in Ruhrort, Orsoy, Wesel, Rees, Emmerich, Lobitsch, Güssen und Trimmersheim. Lizenzzölle waren Transitzölle für den Rhein heraufgehende Waren, die in jedem Staate nur einmal erhoben werden sollten. Unter Berufung auf seine Eigenschaft als Regent von Kleve, Geldern und Mörs erhob der König von Preußen die Lizenzabgaben drei mal. Wie Mainz, so hatte auch Köln Stapel- und Zollrecht.¹ Dann kamen noch die Randzölle, die in jedem der kleinen Staaten bis zu fünf- und sechsmal erhoben wurden. Wenn den Beamten nicht reichlich „Zollwein“ gespendet wurde, mußten die Schiffer oft tagelang auf die Zollabfertigung warten. Alle gegen diese flüssige Spende angedrohten Strafen waren und blieben wirkungslos.

Für das Erzstift Köln, zu dem das Herzogtum Westfalen, die Grafschaft Arnsberg und die Feste Redlinghausen gehörten, bestanden seit dem Jahre 1647 für 42 Gewerbe sowie für Knechte und Mägde in der Landwirtschaft Maximallöhne, nach denen durch ein Übereinkommen auch die anderen

¹ Nach dem bereits im Jahre 1230 von dem kaiserlichen Erzbischof Konrad von Hochstaden bestätigten Stapelrecht waren alle zu Berg und zu Tal fahrenden Schiffer verpflichtet, die ihrem Transport anvertrauten Waren in Köln abzuladen. Hier mußten dieselben eine Zeitlang an einheimische Großkaufleute, aber nicht an Detaillisten zum Verkauf ausgeben werden. Die nicht an den Mann gebrachten Waren mußten dann nach dem Oberrhein in kleinere Schiffe, nach dem Niederrhein in solche mit größerem Tiefgang verladen werden. Das Stapelrecht behielt die Stadt, auf Vorstellung der Handelskammer, auch unter Napoleon. Es wurde später nur in ein Umladerecht umgewandelt und erst in preussischer Zeit im Jahre 1830 gegen eine zweimalige Entschädigung von je 50 000 Talern an die Stadt endgültig aus dem Wege geschafft.

Der Verfasser.

rheinischen und westfälischen Machthaber ihre Untertanen verpflichteten. Da die Meister, wie damals überall, häufig ihre Aufträge bei den Bestellern anfertigten, waren sowohl für sie wie für ihre Gehilfen und Lehrlinge Tag- und Stücklöhne mit und ohne Verpflegung festgesetzt, die, mit Ausnahme der freien Reichsstädte Köln und Aachen, die Grundlinie bildeten, nach der vom Jahre 1647 bis 1794 die rheinisch-westfälische Arbeiterschaft im allgemeinen bezahlt wurde. Wer mehr nahm und zahlte, als die amtlichen Verzeichnisse besagten, erhielt zuerst Geldstrafe und die Arbeiter im Wiederholungsfall Prügelstrafe, während der Auftraggeber so viel abziehen durfte, wie er konnte und immer straflos ausging. Nicht lange nach der Ankunft der Franzosen wurden sowohl die Binnen- wie die Rheinzölle auf die Landesgrenzen beschränkt und die zur gewissenlosesten Ausbeutung des werktätigen Volkes dienenden Maximallöhne durch Proklamierung der Gewerbefreiheit beseitigt. Die Länder auf der linken Rheinseite wurden mit Frankreich vereinigt und die französische Zollgrenze bis an das Ufer des Stromes verlegt, wodurch die uralten Industrien von Arefeld, M.-Gladbach, Biersen, Aachen, Stolberg, Düren und Köln zollfreie Einfuhr ihrer Fabrikate nach Frankreich erlangten.

Sodann wurden durch Vertrag vom Jahre 1805 (Ostroffonvention) mit den in Frage kommenden deutschen Regierungen an Stelle der früher auf der Strecke von Straßburg bis zur holländischen Grenze befindlichen 36 Zoll-, Lizenz- und Stapelstationen auf jeder Rheinseite je 6 Zollstellen angelegt, an denen die Schiffer Abgaben zur Unterhaltung des Strombettes, der Uferbauten und der Leinpfade entrichten mußten. Die Höhe dieser Abgaben wurde nach dem Gewicht der Ladung der auf ihre Tragfähigkeit gegliedert Schiffe festgesetzt. Durch die Kontinentalsperre wurden diese Vereinbarungen alle durchbrochen.

An Bestellungen ließen es die Franzosen nicht mangeln, so daß die Präfecten bald enthusiastische Berichte über die rapide Entwicklung der Industrie in den neu einverleibten Ländern zwischen Maas und Rhein nach Paris schicken konnten. Die in den Handelskammern organisierten Kaufleute und Fabrikanten wandten sich mit ihren Wünschen und Beschwerden an die Pariser Regierung, wo ihre Anliegen geprüft wurden und da, wo es nötig erschien, Berücksichtigung fanden.

Bereits in der vorfranzösischen Zeit bestand zwischen dem linken und dem rechten Rheinufer großer Verkehr. Im linksrheinischen Gebiet fehlte es an Weiden und Wassergefällen, weshalb das hier hergestellte feinere Leinen auf dem rechten Rheinufer gebleicht wurde, und falls es an Wind mangelte, mußten dort auch Körnerfrucht und Lohrinde für Köln und das kurkölnische Gebiet gemahlen werden. Sehr grobes und billiges Leinen wurde im Bergischen hergestellt und auf die linke Rheinseite verkauft, aber auch häufig hier gefärbt und wieder drüben an den Mann gebracht. Das von den bergischen Hammerwerken stammende Eisen wurde ebenfalls auf der linken Rheinseite weiterverarbeitet. Da die Eichenlohrinde des rauen bergischen Landes zur Herstellung erstklassigen Sohlleders zu schwachen Gerbstoff beizt, so wurde fast das ganze bergische Industriegebiet vom linken Rheinufer, namentlich aus dem unter den Herzogen von Berg stehenden Herzogtum Jülich, mit dauerhaftem Sohlleder versorgt. In einer Verordnung des Herzogs *Karl Theodor* vom 13. De-

zember 1774 wurde „zur Beförderung der Gerbereien in den Herzogtümern Jülich-Berg“ die Häuteausfuhr beschränkt und die Einfuhr des in den freien Reichsstädten Aachen und Köln verfertigten Leders unter Konfiskationsstrafe verboten. Dagegen waren die Kölner Tabakfabriken für die rechte Rheinseite stark beschäftigt, was mit einem Schläge aufhörte, als die französischen Republikaner den Rohtabakzoll von 11 Stüber (etwa 44 Pf.) auf 18 Franken 15 Centimes pro Zentner erhöhten, so daß einzelne Fabrikanten, um ihr Absatzgebiet zu behalten, ihre Fabriken auf die rechte Rheinseite verlegten. Sehr hart kam das Herzogtum Berg, das noch eine Zeitlang unter der Herrschaft bayerischer Fürsten stand, durch den Umstand ins Gedränge, daß der linksrheinischen Industrie nunmehr ganz Frankreich zollfrei offen stand, während die Erzeugnisse der Barmer, Elberfelder und Lennepener Textilindustrie, die Fabrikate der Remscheider und Solinger Metallindustrie u. s. w. die linksrheinische Konkurrenz wegen der hohen Eingangszölle nicht überwinden konnten, wenn sie nicht durch Schmuggel nach Frankreich gebracht wurden. Um fernerhin Lieferanten Frankreichs zu bleiben, zogen eine Anzahl kapitalkräftiger Fabrikanten, namentlich Textilindustrielle, mit ihren Arbeitern auf die linke Rheinseite, womit jedoch der Herzog von Berg, Maximilian Joseph, durchaus nicht einverstanden war. Um namentlich die Verschleppung der bergischen Textilindustrie möglichst hintanzuhalten, setzte die Regierung 1000 Taler Strafe auf die Verleitung der Untertanen zur Auswanderung, womit sie jedoch wenig ausrichtete. Etwas anders lagen die Verhältnisse bei den auf die zahlreichen Wassergefälle des bergischen Landes angewiesenen Industrien. Auf den Eisen- und Stahlhämmern wurde auch rechtsrheinisches Material verarbeitet. Bei der mit den Gefällen der Wupper und ihren Zuflüssen verbundenen Solinger Industrie gehörte eine allgemeine Verpflanzung in andere Länder fast zur Unmöglichkeit. Abgesehen davon, daß die Verwendung von Dampfkraft in dieser Industrie erst verhältnismäßig spät in Gebrauch kam, gehörten die Wasserscheifereien — mit nur wenigen Ausnahmen — nicht den Fabrikanten respektive Kaufleuten, sondern einzelnen oder mehreren Schleifern, bei denen auch die minderbemittelten Kollegen ihre Steine unterbrachten und Kraftmiete zahlten. Textilarbeiter waren in allen Ländern zu erlangen, auch für die Remscheider Industrie waren tüchtige Schmiede und Schlosser aus anderen Gegenden bald angelernt, aber eine Arbeiterschaft, wie die alte Solinger Industrie sie bedurfte und zum Teil noch bedarf, ließ und läßt sich nicht aus dem Boden stampfen. Wenn es auch später unter Napoleon gelang, unter günstigen Bedingungen Solinger Arbeiter in der Nähe von Paris anzusiedeln, deren Nachkommen noch heute gute und ansehnliche Messer und Scheren herstellen, so konnte doch von einem Verlassen der heimatlichen Scholle in größerem Maßstab nicht die Rede sein. Rühne und bewegene Schmuggler vermittelten wie mit anderen Industrieerzeugnissen, so auch den Verkehr mit Stahlwaren von der rechten auf die linke Rheinseite. Auch gegen diese wandte sich der Kurfürst von der Pfalz und Herzog von Berg, Maximilian Joseph, mit väterlichen Ermahnungen und unter Androhung hoher Geld- und sogar Leibesstrafen. Motiviert wurden diese Strafen mit dem Hinweis auf etwaige französische Repressalien und den Ruin, dem die ehrlichen Fabrikanten entgegengeführt wurden, „welche diesen Handel, der zu-

dem noch mit erschlichenen bergischen Ursprungszeugnissen betrieben werde, verabscheuten“.

Als das Herzogtum Berg auf Grund des Friedens von Preßburg vom Dezember 1805 im März 1806 an Napoleon und von diesem an seinen Schwager Joachim Murat überging, wobei es größtenteils auf Kosten Preußens und des rechtsrheinischen Theiles des ehemaligen Erzstiftes Köln von 54 auf 315 Quadratmeilen vergrößert wurde, wurden viele nützliche Reformen eingeführt und auch hier die sämtlichen Binnenzölle beseitigt, aber die hohen Einfuhrzölle nach Frankreich blieben bestehen, und die Strafandrohungen gegen den Schleichhandel wurden noch verschärft. Am 21. November 1806 verhängte Napoleon von Berlin aus das sogenannte Blokkadefret, das die Handelsperre gegen England verfügte, zu der er seinen Schwager Murat und alle anderen von ihm abhängigen Fürsten heranzog. Als Murat im Jahre 1808 zum König von Neapel erhoben wurde, übergab Napoleon das Großherzogtum dem vierjährigen Sohne seines Bruders Ludwig, als dessen Vormund er selbst die Zügel der Regierung übernahm.

Hier wurden also zwei Länder, die politisch unter ein und demselben Monarchen standen, in wirtschaftlicher Beziehung auf Sein und Nichtsein gegeneinander ausgespielt. Um aus dieser verzwickten Lage herauszukommen, petitionierten viele Industrielle des Großherzogtums Berg bei Napoleon um die Einverleibung ihres Vaterlandes in Frankreich, was jedoch mit dem Hinweis darauf, daß die Fernhaltung der englischen Fabrikate ihnen schon Vorteile genug bringen werde, abgewiesen wurde. Um diesen Wirrnissen etwas zu begegnen, sprach man sich in der infolge der Energie einzelner Mitglieder in Paris so einflußreichen Kölner Handelskammer für die Übersiedlung der bergischen Industrie auf das linke Rheinufer aus, wobei jedoch ausdrücklich betont wurde, daß solches mit den an die Wassergefälle gebundenen Industrien nicht geschehen könne.

Wenn auch die hauptsächlich in der genannten Handelskammer tonangebende Kaufmannschaft mit einem solchen „Hinüberziehen“ einverstanden war, so waren es die linksrheinischen Fabrikanten noch lange nicht. Diese fürchteten die Konkurrenz der bergischen Industrie mit ihrer durch und durch erfahrenen Arbeiterschaft ebenso sehr, wie es bei den Trägern der Konkurrenzindustrien in Frankreich der Fall war. Die Lage wurde immer prekärer. War doch die Ausfuhr in dem kleinen Ländchen von 1807 bis 1810 von 54 Millionen auf 38 Millionen gesunken. Was jedoch geschmuggelt wurde — und das war viel, sehr viel —, ist allerdings in diesen Zahlen nicht enthalten.

Wie fast überall, so konnte Napoleon auch hier des Schleichhandels nicht Herr werden. Er holte deshalb noch mehrmals zu wuchtigen Schlägen aus, die jedoch ebenfalls den beabsichtigten Erfolg nicht hatten. Im September 1810 erschien der Tarif von Trianon, wonach alle Kolonialwaren als aus dem englischen Handel stammend angesehen, einer Kontinentalsteuer unterworfen wurden. Am 2. Oktober desselben Jahres wurde ein in vielen Beziehungen an Wahnsinn

grenzender Zolltarif veröffentlicht, der der bergischen Baumwoll- und Seidenindustrie, mit Hinzufügung der Zölle für das nach Frankreich zu liefernde fertige Fabrikat, sofort das Lebenslicht ausgeblasen haben würde, wenn nicht der Schleichhandel in etwas Erleichterung geschafft hätte.

Nach diesem Tarif mußten Baumwolle von Cayenne, Brasilien, Surinam und Tenerara mit 800, die von anderen Ländern mit 600 und die auf dem Rhein ankommende, weil beim Eingang in den Strom schon einmal versteuert, mit 200 Franken pro Meterzentner verzollt werden; dieselben Säge bestanden für Rohseide aus den genannten Ländern. Von Indigo wurden 900, grünem Tee 600, Hyfontee 900, Kaffee 400, Kakao 1000, Cochenille 2000, weißem Pfeffer 600, schwarzem Pfeffer 400, gemeinem Zimmt 1400, feinem Zimmt 2000 und Muskatnüssen 2000 Franken pro Meterzentner erhoben. Die Herstellung von feineren Messern wurde fast zur Unmöglichkeit gemacht, indem Elfenbein mit 400, Schildpatt mit 1500 sowie Perlmutter mit 200 Franken pro Dezimalzentner verzollt werden mußten.

Obgleich für die Armeen der damaligen Zeit wegen der weiten Märsche dauerhafte und hinreichende Fußbekleidung noch mehr Vorbedingung als heute war, wurde in dem Zolltarif vom 2. Oktober 1810 auf Tran, der unentbehrlich ist, um das Oberleder geschmeidig zu machen, 25 Franken pro Dezimalzentner Zoll gelegt. Ebenso wurde von den Gerbstoffen ein hoher Zoll erhoben, von japanischer Erde 600 und von Sumach 30 Franken pro Dezimalzentner. Ja sogar die Zufuhr von amerikanischen Häuten, ohne die damals — wie heute — der Bedarf nicht gedeckt werden konnte, wurde erschwert, indem auf jede Haut 2½ Franken Zoll entrichtet werden mußte. Eisenbahnen, auf denen die Truppen nach den Kriegsschauplätzen befördert wurden, gab es ja damals noch nicht. Wieviel Schuhzeug mag da wohl unbrauchbar geworden sein, ehe die große Armee die Schlachtfelder Rußlands erreicht hatte?

Tatsächlich sind schwere Krankheiten und der Untergang vieler Soldaten in den Eisfeldern Rußlands auf ungenügendes und undauerhaftes Schuhwerk zurückzuführen! Wie das bei der damaligen Lage der Dinge und dem langen Gerbprozeß nicht anders sein konnte, war nicht genug fertig gegerbtes Leder vorhanden, um den Riesenbedarf der Armee zu decken! Deshalb mußten Häute zur Herstellung der Fußbekleidung verwendet werden, die kaum zum vierten Teile gegerbt waren. Solches Material konnte keine Stunde dem Schneewasser Widerstand leisten! Wie man in zwei Jahrzehnten immertwährenden Krieges die Beschaffung des Rohmaterials für die aller notwendigste Ausrüstung der Armeen durch Einfuhrzölle erschweren konnte, ist kaum zu fassen, zumal das napoleonische Zollsystem nur eine ganz minimale Belastung von Brotfrüchten und Vieh kannte. Der Eingangszoll für einen fetten Ochsen betrug nur 2 Franken, also 50 Centimes weniger als für die Haut eines geschlachteten Tieres!

Schon 1807 hatte Napoleon auf Umwegen für die Equipierung der französischen Armee in England Ankäufe machen müssen. Der englische Historiker *Richard Green* bemerkt darüber: „Das französische Heer, das auf Enlau marschierte, war mit Röcken bekleidet, die zu Leeds fabriziert, und trug Schuhe, die zu Northampton verfertigt waren.“ (Schluß folgt.)

Deckungsfrage und Imperialismus.

Von **Ant. Pannetier**.

I.

Die Steuerdebatte auf dem Parteitag und die Annahme der Resolution Wurm hat in der Deckungsfrage keine Klärung gebracht. Statt einer grundsätzlichen Diskussion darüber, wie das Proletariat sich zu den Steuern, namentlich den Besitzsteuern, die der Staat für seine wachsenden Bedürfnisse, besonders für den Militarismus fordert, zu stellen hat, war die rasch abgeschlossene Debatte nichts als — nach der richtigen Bezeichnung Südekums — eine „erweiterte Fraktionsitzung“; sie war fast nur eine Wiederholung der Auseinandersetzungen, die drei Monate früher in der Fraktion stattfanden. Das soll kein Vorwurf nach irgend einer Seite sein; es ist unvermeidlich, daß in einem solchen Falle, wo eine konkrete, zuvor heftig umstrittene Entscheidung der Fraktion vorliegt, diese die ganze Debatte beherrscht. Aber damit ist zugleich gesagt, daß die theoretische, die grundsätzliche Seite der Frage zu kurz kommen mußte. Praktisch ist die Sache entschieden worden; der Parteitag hat, wie nicht anders zu erwarten war, diese *p r a k t i s c h e* K l ä r u n g gebracht, daß man eine proletarische Partei unmöglich dazu bringen kann, selbst dazu mitzuwirken, daß die Lasten des Volkes erschwert werden. Die Mehrheit hinter dieser Auffassung ist sogar noch größer als die Mehrheit, die der Resolution Wurm zustimmte, da einige Delegierte wegen deren theoretischer Unzulänglichkeit gegen sie stimmten, die noch viel schärfer dem Standpunkt der Resolution Geyer gegenüberstanden. Aber die theoretische Klärung ist dabei der Zukunft überlassen geblieben. Daß hier in der Tat noch einiges zu klären ist, ergibt sich am besten aus der Tatsache, daß der Senaer Beschluß von fast allen Seiten in dem Sinne aufgefaßt wird, daß der opportunistischen Praxis des kleineren Übels das Prinzip geopfert wurde. Daß diese Auffassung unrichtig ist, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Das Eigentümliche der Situation auf dem Parteitag lag darin, daß die beiden Resolutionen, um die gekämpft wurde, sich nur praktisch gegenüberstanden, während sie prinzipiell auf dem gleichen Boden standen. In der Resolution Geyer wird das regelnde Grundprinzip unserer Stellung zur Deckungsfrage folgendermaßen ausgesprochen:

Alle Gesetzesvorlagen, die zur Stärkung des Militarismus dem Reichstag vorgelegt werden, also auch Steuervorlagen, die zur Deckung der Kosten des Militarismus eingebracht werden, sind, ob sie direkte oder indirekte Steuern fordern, abzulehnen.

In der Resolution Wurm wird gesagt:

In gleicher Weise ist auch jede direkte Steuer, selbst wenn sie allein den Mehrwert trifft, von unseren Genossen abzulehnen, falls der Verwendungszweck den Interessen der Arbeiter widerspricht, es sei denn, daß...

Und dann folgen die Ausnahmen; da diese Ausnahmen fast immer vorhanden sind oder vorhanden zu sein scheinen, läuft praktisch der ganze Satz auf die Zustimmung zu solchen direkten Steuern hinaus. Aber worauf es hier ankommt: diese praktische Zustimmung erscheint in der Resolution Wurm als ein durch praktische Notwendigkeit gebotener Bruch des Prinzips. Er

unterstreicht das in seinem Referat noch besonders, indem er nach der Verlesung dieses Satzes ausführte: „Also die Regel ist die Ablehnung, die Ausnahme ist die Zustimmung unter bestimmten Bedingungen.“ Stellt man daneben noch diese anderen Stellen des Referats: „Wir müssen uns entscheiden zwischen dem größeren und dem kleineren Übel,“ oder: „Es handelt sich bei meiner Resolution nur darum, zu zeigen, daß nicht eine Frage des Prinzips, wie wir uns in solchem Falle zu verhalten haben, sondern eine Frage taktischer Erwägungen gegenüber der (Besitz-) Steuer vorliegt“ — so wird vollends klar, daß auch nach der Resolution Wurm eine Ablehnung direkter Steuern, die für den Militarismus dienen, eigentlich unserem Prinzip entsprechen würde. In dem Kampfe zwischen den beiden Resolutionen war die Frage also folgendermaßen gestellt: „Was muß schwerer für uns wiegen, eine Benachteiligung der Volksmassen oder die Verletzung unseres Prinzips?“ Oder wie die Genossin Luxemburg es ausdrückte: „Was ist das kleinere Übel? Der Verlust einer kleinen positiven Konzession oder die Preisgabe unserer Grundsätze?“ Bei dieser Sachlage war es begreiflich, nicht nur, daß die Mehrheit sich gegen die Benachteiligung der Volksmassen entschied, sondern auch, daß die Mehrheit der entschiedenen Radikalen sich für das Prinzip erklärte. Denn sie konnte in dieser Streitfrage nichts anderes als eine Neuauflage der früheren Vorstöße des Revisionismus erblicken, die auch immer in der Form der Verteidigung direkter Arbeiterinteressen gegenüber überkommenen Dogmen aufgetreten waren.

Nun muß es aber jedem klar sein, daß ein solcher Gegensatz zwischen Arbeiterinteresse und sozialistischem Prinzip in Wirklichkeit nicht bestehen kann. Unsere Grundsätze sind keine abstrakten Formeln, auf die wir eingeschworen sind, sondern aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpfte allgemeine Regeln, wie die Arbeiterklasse ihre Interessen am besten verfehlt. Wir kämpfen für eine prinzipielle Taktik, weil diese Taktik der Arbeiterklasse die größten Vorteile und Erfolge sichert. Nicht nur für die sozialistische Zukunft, sondern auch unter dem Kapitalismus. Das Wesen des sozialistischen Klassenkampfes ist die untrennbare Einheit vom Kampfe für den Sozialismus und von der Vertretung aller direkten Interessen des Proletariats. Nur dadurch, daß die Partei für alle augenblicklichen Interessen der Arbeiterklasse kämpft, ist sie die Partei des Proletariats, die Partei der Massen, und kann sie den Sieg erringen. Der Gegensatz zwischen prinzipieller und reformistischer Taktik liegt nach unserer Auffassung darin, daß die reformistische Taktik sich zu viel durch die nächstliegenden Interessen, durch Augenblickserfolge und Scheinerfolge bestimmen läßt und ihnen die innere Macht des Proletariats opfert, während die prinzipielle marxistische Taktik, weil sie vor allem die Steigerung der proletarischen Macht ins Auge faßt, damit auch die größten positiven Erfolge sichert, denn diese Erfolge, die alle Konzessionen der besitzenden Klasse sind, hängen in erster Linie von der Macht des Proletariats ab. In allen praktischen Streitfällen, wo Revisionismus und Radikalismus aufeinanderprallten, handelte es sich um diese Gesichtspunkte, und sie müssen auch bei der Beurteilung neuer Streitpunkte wie jetzt in der Deckungsfrage maßgebend sein.

Die Streitfrage ist in der Tat in der oben gegebenen Form, wie sie dem Parteitag vorgelegt worden war, als Wahl zwischen Arbeiterinteresse und

Prinzip, ganz unrichtig gestellt. Die gemeinsame prinzipielle Grundlage der beiden Resolutionen ist falsch. Es ist unrichtig, daß das sozialistische Prinzip von der Partei fordern würde, gegen jede für den Militarismus bestimmte direkte Steuer zu stimmen, und daß sie dann aus praktischen Rücksichten dieses Prinzip in die Ecke werfen muß. Wir haben deshalb auch gegen die Resolution Wurm gestimmt, weil sie eine Haltung, die unseres Erachtens Gebote einer prinzipiellen Taktik des Klassenkampfes ist, als einen opportunistischen Bruch unseres Prinzips darstellt. Wir haben das schon in unserem vorigen Artikel hervorgehoben, wo wir darlegten, daß die Partei nicht einfach alle direkten Steuern für den Militarismus ablehnen kann, sondern daß die Zustimmung oder Ablehnung davon abhängen muß, in welchem Maße diese Steuern einen Schritt zur Verwirklichung unserer Programmforderung, die Kosten des Staates aus dem Mehrwert zu bezahlen, darstellen — daß aber die Ablehnung unbedingt geboten ist, sogar auf die Gefahr indirekter Steuern hin, wenn ihre Annahme eine Vorbedingung zum Zustandekommen neuer Militärvorlagen ist. Wir wollen jetzt den Versuch machen, für die Streitfrage der Deckung eine theoretische Grundlage zu finden, indem sie von dem weiten Gesichtspunkt des allgemeinen proletarischen Klassenkampfes betrachtet wird.

II.

Genosse Wurm hat einen Versuch zur theoretischen Beantwortung der Frage gemacht, wann wir dem Kapitalismus Steuern bewilligen dürfen, indem er die „volkswirtschaftliche Antwort“ gab: „Nur dann, wenn sie verwendet werden zur Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte oder zur Erhaltung der für die Gemeinsamkeit erforderlichen Arbeitskräfte.“ So wichtig nun dies volkswirtschaftliche Moment, dem auch Renner in seiner bekannten Broschüre einen wichtigen Platz einräumt, für die technische Beurteilung einzelner Steuern und Ausgaben ist, so kann es uns doch für unsere taktische Stellungnahme nicht genügen. Es steckt darin zuviel von dem Gedanken an einen vernünftigen abstrakten Kapitalismus, der nur an die Entwicklung der Produktivkräfte und die Schonung der Arbeitskräfte denkt, im Gegensatz zu dem wirklichen unvernünftigen Kapitalismus. Die „volkswirtschaftliche Antwort“ wäre für einen weitblickenden, vorurteilslosen bürgerlichen Sozialreformer genau so gut maßgebend wie für uns; unsere Partei würde nur als sozialreformerische Partei erscheinen, die besser weiß als die Bourgeoisie selbst, wie diese ihren Kapitalismus einzurichten habe. In Wirklichkeit sind wir keine Vormünder der Bourgeoisie, deren Kampf gegen volkswirtschaftliche Vergeudung und kapitalistische Unvernunft gerichtet ist, sondern eine Partei des Klassenkampfes. Nur der Klassenkampf kann eine richtige Grundlage zur taktischen Stellungnahme in der Steuer- und Deckungsfrage bieten.

Der Klassenkampf in seiner allgemeinsten umfassendsten Form ist heute der Kampf gegen den Imperialismus. Auf dem Chemnitzer Parteitag hat im vorigen Jahre eine erste Orientierung über den Imperialismus stattgefunden, die anknüpfend an die Abrüstungsfrage vor allem allgemeiner und theoretischer Natur war. Wie wenig tief aber diese Einsicht in die Partei eingedrungen war, zeigte sich, als der gewaltige Vorstoß des Imperialismus, die Militärvorlage von 1913, uns mitten in seine Praxis stellte. Daß in der

ganzen Debatte über die Deckungsfrage das Wort Imperialismus sogar nicht einmal genannt worden ist, beweist schärfer als alles andere, wie sehr die Theorie dabei zu kurz gekommen ist. Denn ein prinzipieller Standpunkt ist nur zu gewinnen, wenn man die Deckungsfrage aus dem großen Gesichtspunkt des Kampfes gegen den Imperialismus betrachtet. Während man mit dem Begriff des Verwendungszweckes in abstrakten Formeln und phantastischen Beispielen stecken bleibt,¹ stehen wir bei der Heranziehung des Imperialismus mitten in der gewaltigsten Praxis der realen gesellschaftlichen Entwicklung.

Mit Imperialismus bezeichnen wir die Politik und die Ideologie des modernen Kapitalismus. Durch diesen besonderen Namen wird angedeutet, daß der Kapitalismus sich nicht einfach qualitativ gleichbleibt und bloß riesigere Formen annimmt, während er zugleich durch die wachsende Macht des Proletariats ausgehöhlt wird, sondern daß eine Entwicklung zu neuen Formen stattfindet, die durch ein aktives Streben der Bourgeoisie getragen und getrieben wird. Ausgehend von den Interessen des kartellierten und in den Banken konzentrierten Großkapitals, reißt dieses Streben immer mehr alle anderen Schichten der Bourgeoisie mit. Die Politik der Bourgeoisie ist also nicht einfach negativ, auf Abwehr gegen den Sozialismus beschränkt, sondern sie hat positive vorwärts gerichtete Ziele, die Ziele der Weltpolitik, und deshalb treibt sie die herrschende Klasse zur angestrengten Aktion und begeistert die Intelligenz durch die Ideologie von Weltmacht, Herrentum und Kraftentfaltung. Die Notwendigkeit dieser Weltmachtspolitik für das moderne Großkapital ist so unwiderstehlich, daß alle Vernunft aus der Zeit des Kleinkapitalismus dagegen machtlos wird; die Lösungen des friedlichen Wettbewerbs der Staaten, der vernünftigen Sozialreform zur Wahrung des inneren Friedens, der Sicherung des Weltfriedens durch Verträge, der Widersinnigkeit des Wettrüstens, sie haben in der bürgerlichen Welt nichts Wesentliches mehr hinter sich.

Aber zugleich legt die imperialistische Politik einen immer schwereren Druck auf die Volksmassen. Während der Imperialismus die besitzende Klasse immer fester zusammenschmiedet, sie vor seinen Karren spannt und jeden aus kleinkapitalistischer Tradition stammenden Widerstand beseitigt, erwächst in den ausgebeuteten Massen unter seinem Drucke steigende Empörung. Während er vorwärtsstürmt, um für Deutschland eine Weltposition zu erobern, und dazu alle Kräfte des Volkes aufs stärkste anspannt, stachelt er die Massen viel stärker und allgemeiner gegen sich auf, als der einfache Kapitalismus es vermocht hätte. Die zahllosen Arbeiter, die eine sich gleichbleibende Ausbeutung ohne Murren ertragen würden, ohne auf die sozialistische Agitation viel zu achten, werden durch die Verschlechterung ihrer Lage infolge der Teuerung und des Widerstandes der Unternehmerverbände gegen Lohnerhöhungen erbittert und durch die großen Aussperrungen aufgerüttelt. Die breitesten Volksmassen werden durch die steigenden Militär-

¹ Weil keiner von uns den Satz aufgestellt hat, daß der Verwendungszweck gleichgültig ist — was eine ebenso unbrauchbare Formel sein würde —, wird das Beispiel der Kriegskosten hinfällig.

lasten, namentlich durch die indirekten Steuern — wie es die Zuckerzölle von 1902 und die Finanzreform von 1909 bewiesen haben — zur Opposition getrieben. Die welthistorische Bedeutung des Imperialismus liegt darin, daß er viel schneller und gründlicher, als es sonst der Fall sein würde, die Volksmassen gegen den Kapitalismus mobil macht.

Was soll dabei die Aufgabe und die Taktik der Sozialdemokratie sein? Durch ihre Einsicht in die ökonomischen Quellen des Imperialismus weiß sie, daß sie seine fortschreitende Entwicklung nicht aufhalten kann. Könnte das früher, bei den ersten Anfängen dieser Politik, möglich erscheinen, als noch große Teile der Bourgeoisie ihm Opposition machten, so ist in den letzten Jahren von dieser Opposition nichts mehr zu sehen. Soll das nun bedeuten, daß der Kampf gegen ihn überhaupt unfruchtbar und nutzlos geworden ist? Nein; dieser Kampf hat nur ein anderes Ziel bekommen. Der Kampf gegen den Imperialismus hat nicht das Ziel, seine Entwicklung aufzuhalten, sondern die Massen gegen ihn zu mobilisieren. Indem unsere Partei bei seinem Vordringen um jeden Fußbreit mit ihm kämpft und ihm den zähesten Widerstand leistet, werden die weitesten Volksschichten aufgerüttelt, in den Kampf gezogen und aufgeklärt; um unsere Partei sammeln sich die Massen, die durch den Druck des Imperialismus rebellisch gemacht werden; sie wird zur Führerin, die diesen Massen den Weg zum erfolgreichen Kampfe zeigt. So bildet sich durch den Kampf gegen den Imperialismus die organisierte Massenmacht, die den Kapitalismus beseitigen wird. Auf diesem Grundgedanken beruht die Kritik, die aus Anlaß der Militärvorlage gegen Parteileitung und Fraktion laut geworden ist; das Argument, daß die Annahme der Militärvorlage doch nicht zu verhindern war, und daß deshalb alle Kraft auf die Deckungsfrage konzentriert werden muß, ist von diesem Gesichtspunkt aus hinfällig; umgekehrt hätte alles getan werden müssen, die Annahme der Wehrvorlage zu erschweren und zu hindern, denn nur dadurch wäre ein möglichst großer, bleibender Gewinn in der Aufklärung der Massen erzielt worden.

Ein solcher Kampf, der als Ziel hat, die Massen aufzurütteln und zu organisieren, kann nur in der Weise stattfinden, daß er sich gegen alle Lasten und Schäden richtet, mit denen der Imperialismus die Massen bedrückt. Er kann nicht gegen den Imperialismus in abstracto geführt werden, indem man einfach der herrschenden Klasse die Verantwortlichkeit für die speziellen Maßnahmen überläßt. Er muß an jeden konkreten Fall, wo diese Politik die Massen schwerer belastet, anknüpfen und mit aller Macht versuchen, diese Belastung zu verhindern; nur dadurch, daß die Sozialdemokratie fortgesetzt jede Erschwerung des Druckes auf die Massen zu verhindern sucht, kann sie die Massen um sich sammeln. Und unter diesen Lasten stehen die indirekten Steuern mit an erster Stelle. Die Erfahrung hat bewiesen, wie gerade die Erschwerung des Steuerdruckes die Massen immer am gewaltigsten aufgerüttelt, in unser Lager getrieben und damit die Macht des Imperialismus innerlich untergraben hat.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich unzweideutig, wie unhaltbar der Standpunkt ist, die Sozialdemokratie solle sich — aus dem angeblichen „Prinzip“ heraus, daß der Verwendungszweck, die Stärkung des Militarismus,

uns die Zustimmung zu einer solchen Steuer verbiete — in der Frage, ob Besitzsteuern oder Verbrauchssteuern, einfach neutral verhalten und der Bourgeoisie die Entscheidung überlassen. Könnten wir damit die weitere Stärkung des Militarismus verhindern, so hätte diese Stellungnahme einen gesunden Sinn, denn die Steuerlasten sind immer nur ein Teil der Gesamtlasten des Militarismus. Aber gerade weil wir einsehen, daß die Stärkung der Militärmacht eine Notwendigkeit für das Großkapital ist, das sich gewaltfam Weltmacht erobern will, wissen wir, daß darauf nicht mehr oder nur sehr ausnahmsweise zu rechnen ist. Die Bourgeoisie kann sich dabei sagen: Wegen wir den Volksmassen für diesen notwendigen Zweck immer schwerere Steuerlasten auf, so werden sie rebellieren und zu der Sozialdemokratie gehen; deshalb müssen wir uns hüten und selbst einen Teil der Kosten tragen. Aber die Partei des Proletariats kann darauf nicht antworten: Damit dieser böse Plan vereitelt wird, wollen wir, die Arbeiter, die Kosten auf uns nehmen. Dies wäre nicht nur innerer Widersinn, sondern hätte noch dazu nicht die geringste Bedeutung als Kampfmittel gegen den Imperialismus; wenn den Volksmassen die Kosten einer Rüstungsvermehrung nicht von der Bourgeoisie aufgebürdet werden, sondern von sich selbst, von ihren eigenen berufenen Vertretern, indem diese die direkten Steuern ablehnen, wird der Fortschritt des Imperialismus damit nicht erschwert, sondern erleichtert. Daher kann die Richtlinie für unsere Taktik in dem Kampfe gegen den Imperialismus keine andere sein als diese: seinen Druck auf die Massen möglichst zu erleichtern suchen und gegen jede Erschwerung dieses Druckes mit aller Macht anzukämpfen. Daß dies nicht in sich schließt, unbesehen für jede Besitzsteuer zu stimmen, die die herrschende Klasse uns als solche präsentiert, ist schon in unserem früheren Artikel hervor-gehoben worden.

* * *

Der Imperialismus stellt die Partei vor neue große Probleme, deren Lösung das Zusammenwirken aller geistigen Kräfte der Partei, das Hand-in-handarbeiten von Theorie und Praxis erfordert. Zweierlei Art sind diese Probleme. Erstens kommt die Frage, wie die sich organisierenden Arbeitermassen gegen ihn ankämpfen und vorwärtsbringen können: die Frage der Massenaktionen. Daß ohne Massenaktionen das Proletariat keinen wesentlichen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Macht machen kann, und daß sie das einzige Mittel zur Abwehr scharfer Angriffe oder großer plötzlicher Gefahren bilden, ist heute schon ziemlich Gemeingut der Partei geworden. Wie sich diese Massenaktionen in einem Lande mit hochentwickelter Organisation ausgestalten und welche Wirkung sie auf die Organisation selbst haben werden, darüber wird heiß gestritten, darüber herrscht noch keine Klarheit, und Aufgabe der Theorie ist es, hier Klarheit zu schaffen, soweit diese ohne die Hilfe der praktischen Erfahrung möglich ist. Zweitens kommt die Frage der parlamentarischen Taktik. Wie sehr hier eine Neuorientierung vom großen Prinzip des Klassenkampfes heraus nötig ist, dafür ist die Debatte über die Dedungsfrage ein Schulbeispiel. Als Kampfmittel gegen den Imperialismus hat der parlamentarische Kampf noch eine breitere Aufgabe als die sozialistische Schulung der Massen. Er hat engste Fühlung mit den Massen zu nehmen; er muß diese Massen einerseits aufrütteln und

sammeln, aus ihrem Auftreten andererseits selbst wieder erhöhte Kraft schöpfen und ihrer Aktion als Mundstüd dienen. Dieses Handinhandarbeiten mit den Massen, dieses Sichorientieren an der Aktion der Massen, um dieser Aktion selbst wieder Richtlinien zu geben, das ist die naturgemäße Rolle unserer parlamentarischen Vertretungen im Zeitalter des Imperialismus und der Massenaaktionen. Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann für die Streitfragen der parlamentarischen Taktik die richtige Lösung gefunden werden.

Die Arbeitslosenversicherung in Großbritannien.

Von J. Sachs (London).

(Schluß.)

Wir kommen nun zu der Frage der Mitwirkung der Gewerkschaften. Daß die staatliche Arbeitslosenversicherung mit der Mitwirkung der Gewerkschaften vereinbar ist, dafür ist das englische System ein lebender Beweis. Alle Gewerkschaften der versicherungspflichtigen Gewerbe, nämlich 105 Organisationen mit insgesamt etwa 539 775 versicherungspflichtigen Mitgliedern, haben laut Vereinbarung mit dem Handelsministerium die Verwaltung der staatlichen Arbeitslosenversicherung für ihre versicherungspflichtigen Mitglieder besorgt. Die Gewerkschaften beteiligten sich also an der Versicherung von rund 25 Prozent aller versicherungspflichtigen Arbeiter, und durch ihre Vermittlung wurden ebenfalls etwa 25 Prozent aller Unterstützungsbeträge, nämlich 52 662 Pfund Sterling ausgezahlt. Über die Frage, ob ein Zusammenarbeiten von Staat und Gewerkschaften auf diesem Gebiet möglich ist, brauchen wir also weiter kein Wort zu verlieren.

Anders steht es mit der Frage, ob und inwiefern die Mitwirkung der Gewerkschaften zum Erfolg der staatlichen Arbeitslosenversicherung unentbehrlich ist.

Als die englische Regierung die Gewerkschaften zu der Verwaltung der Arbeitslosenversicherung zuließ, wurde sie dabei offenbar von dreierlei Erwägungen geleitet, von politischen, verwaltungstechnischen und finanziellen. Die politischen Rücksichten bedürfen keiner näheren Erläuterung. Die völlige Ausschaltung der Gewerkschaften hätte das Mißtrauen und den Widerstand derselben gegen das Gesetz herausgefordert, sie hätte ihnen die Überzeugung beigebracht, daß beabsichtigt sei, ihnen den Boden abzugraben. Dieser Auffassung mußte die Regierung unbedingt Rechnung tragen, wenn sie das System erfolgreich durchführen wollte, denn die englische Gewerkschaftsbewegung ist genügend mächtig, sich der Ignorierung ihrer Interessen widersetzen zu können.

Aber die Regierung hielt es außerdem noch für ratsam, bei der anfänglichen Durchführung so großer und neuer verwaltungstechnischer Aufgaben einen Stützpunkt bei den Gewerkschaften zu suchen. Es ist immer daran zu denken, daß die erfolgreiche Durchführung einer Arbeitslosenversicherung zwei große Leistungen zur Voraussetzung hat: eine wirksame Kontrolle der Arbeitslosen und einen wirksamen Arbeitsnachweis. Die englische Verwaltung hatte trotz der Vorarbeit der Arbeitsbörsen offenbar ihre Zweifel, ob sie allein diesen beiden Aufgaben sofort gerecht werden

würde, und sie mußte froh sein, dabei den Beistand der einzigen Organisationen, die in der Erfüllung dieser Aufgaben schon Erfahrungen hatten, nämlich der Gewerkschaften zu finden. Die gesetzlichen Bedingungen der Verwaltung der Arbeitslosenversicherung durch die Gewerkschaften für ihre versicherungspflichtigen Mitglieder sind denn auch: die Übung einer wirksamen Kontrolle und die Durchführung eines leistungsfähigen Arbeitsnachweises. Die Zulassung der Gewerkschaften unter diesen Bedingungen hat für die Staatsverwaltung den großen Vorteil gehabt, daß sie dieser schwierigsten Leistungen bei einem so großen Prozentsatz (25 Prozent) aller versicherungspflichtigen Mitglieder in der ersten und verwaltungstechnisch schwierigsten Zeit der Durchführung des Systems entzogen wurde.

Daß die Regierung die Gewerkschaften nicht einfach aus Liebe für deren Selbstverwaltung heranzog, ergibt sich schon daraus, daß sie bei alledem das Gesetz auf rein bureaukratische Grundlagen stellte. Denn sonst hätte sie ja die Arbeitslosenversicherung ähnlich der Kranken- und Invalidenversicherung grundsätzlich auf die Autonomie der Organisationen der Versicherungspflichtigen aufbauen und diesen Organisationen auch das Hauptrisiko für den finanziellen Erfolg der Versicherung aufbürden können. Ein solches System wäre weder verwaltungstechnisch noch finanztechnisch auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Die Regierung hat es aber nicht getan, weil die Arbeitslosenversicherung im Gegensatz zur Krankenversicherung bisher nur von Gewerkschaften, aber nicht von reinen Unterstützungsvereinen, von Friendly Societies oder gar kapitalistischen Unternehmungen unternommen wurde, auch dem Gesetz zuliebe von solchen kaum unternommen worden wäre, und weil die Regierung es sich selbstverständlich nicht einfallen ließ, alle versicherungspflichtigen Arbeiter den Gewerkschaften zuführen zu wollen.

Ferner ist zu beachten, daß das englische Gesetz der Betätigung der Gewerkschaften bei der staatlichen Arbeitslosenversicherung so enge Grenzen setzt, daß von einer Selbstverwaltung eigentlich überhaupt nicht gesprochen werden darf. Die Beteiligung der Gewerkschaften besteht nur darin, daß sie der Staatsverwaltung die Sorge um die Kontrolle ihrer arbeitslosen Mitglieder und soweit wie möglich um ihren Arbeitsnachweis abnehmen und dafür vom Staate die Erlaubnis erhalten, die Unterstützung ihren Mitgliedern selber auszusahlen, anstatt daß diese sich sie vom staatlichen Lokalamt abholen. Mit der eigentlichen Verwaltung hat die Gewerkschaft nichts zu tun. Auch Gewerkschaftsmitglieder müssen wie alle anderen versicherungspflichtigen Arbeiter sich am Lokalamt das Arbeitslosigkeitsversicherungsbuch holen, in das der Arbeitgeber in genau derselben Weise die Versicherungsnummern flebt. Seine Beiträge fließen also in denselben staatlichen Arbeitslosenfonds und werden auch nicht, wie das bei der Krankenversicherung der Fall, seiner Organisation gutgeschrieben, sondern dienen unterschiedslos den Anforderungen des gesamten Systems. Wird er arbeitslos, so muß er ebenfalls sein Buch beim Lokalamt abliefern und sein Anspruchsformular ausfüllen. In gleicher Weise wird im Divisionsamt über seinen Anspruch entschieden, also es werden dort die Rechnungen über seine individuellen Beiträge und Unterstützungsbezüge genau so geführt wie die aller anderen versicherten Personen. Der Unterschied ist bloß der, daß er seine Unterstützung nicht vom Lokalamt, sondern von seiner Gewerkschaft erhält,

und daß er zum Beweis seiner Arbeitslosigkeit nicht das Register am Lokalamt, sondern das Vakanzbuch in seiner Gewerkschaft täglich zeichnen muß. Außerdem besorgt die Gewerkschaft für ihn noch alle etwaigen Verurteilungen wegen verweigerter Unterstützung. Die Folge dieser Art der Verwaltung ist, daß im Falle des Austrittes eines Versicherten aus seiner Gewerkschaft die Staatsverwaltung sofort ohne die geringste Schwierigkeit alle Versicherungsleistungen für ihn besorgen kann. Noch mehr, die Tendenz geht ohne Zweifel dahin, die Funktionen der Gewerkschaften noch weiter einzuschränken. So ist den Gewerkschaften gestattet worden, ihre Vakanzbücher in der Arbeitsbörse aufzulegen, damit ihre arbeitslosen Mitglieder nicht täglich ins Gewerkschaftslokal zu kommen brauchen, sondern das Vakanzbuch in der Arbeitsbörse, wohin sie ohnehin gehen, um Arbeitsgelegenheit zu erfahren, unterzeichnen können. Viele Gewerkschaften haben zu ihrer eigenen wie ihrer Mitglieder Bequemlichkeit diesen Modus tatsächlich eingeführt. Damit übernimmt aber die Staatsverwaltung nach und nach die eine der großen Funktionen, die den Gewerkschaften überlassen wurden, nämlich die Kontrolle der arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder. Die andere große Funktion, der Arbeitsnachweis, geht aber auch ohne besondere Abmachung ganz automatisch mehr und mehr in die Hände der Arbeitsbörsen über. Sind diese beiden Tendenzen weit genug gegangen, dann ist nicht einzusehen, was den Gewerkschaften beim englischen System noch zu tun übrig bleibt.

Um zusammenzufassen: Wir sind widerstrebend zu der Überzeugung gekommen, daß die Mitwirkung der Gewerkschaften bei der Verwaltung der englischen Arbeitslosenversicherung zum großen Teil schon jetzt überflüssig ist und mehr und mehr überflüssig werden wird. Es wäre sehr töricht, vor dieser Tatsache die Augen zu schließen. Damit ist aber freilich noch nicht gesagt, daß die Entwicklung tatsächlich zur Ausschaltung der Gewerkschaften führen wird, oder auch nur, daß die Regierung ihre Ausschaltung wünscht, denn es bleiben ja noch immer die politischen und finanziellen Rücksichten. Noch weniger kann damit gesagt sein, daß etwa in anderen Ländern die Gewerkschaften bei der Verwaltung der staatlichen Arbeitslosenversicherung entbehrt werden könnten. Im Gegenteil, unsere Ausführungen zwingen zu der Schlussfolgerung, daß die Gewerkschaften nur dort entbehrt werden können, wo der Staat allein die beiden Aufgaben, die wirksame Arbeitslosenkontrolle und den leistungsfähigen, das ganze Land umfassenden Arbeitsnachweis, erfüllen kann. Das ist aber außerhalb Englands nirgends der Fall, und diese Vorbedingungen können auch nicht über Nacht geschaffen werden.

Der Staat braucht aber die Gewerkschaften auch aus finanziellen Gründen. Die finanzielle Leistung der staatlichen Arbeitslosenversicherung ist so gering, daß sie einen beträchtlichen sozialpolitischen Erfolg nur dann haben kann, wenn sie durch die selbständigen Leistungen der Arbeiterorganisationen ergänzt wird. Das ist denn auch nach dem englischen Gesetz eine Bedingung der Zulassung der Gewerkschaften zur Verwaltung. Eine Gewerkschaft kann nämlich nur höchstens drei Viertel der von ihr selbst an ihre versicherungspflichtigen Mitglieder geleisteten Unterstützungsbeträge vom Arbeitslosenfonds zurückerstattet erhalten. Will sie also die volle staat-

liche Unterstützung von 7 Schilling pro Woche und Mitglied zurückerstattet erhalten, dann muß sie ihren versicherungspflichtigen Mitgliedern mindestens 9 Schilling 4 Pence die Woche zahlen. Solange also die englische Regierung nicht bereit ist, durch viel höhere Beiträge der Arbeitgeber und des Staates die Arbeitslosenversicherung viel leistungsfähiger zu gestalten, wird sie die Mitwirkung der Gewerkschaften, die von diesem Gesichtspunkt nur ein Mittel ist, die Beiträge der Arbeiter allein zu erhöhen, nicht gern entbehren wollen.

Dabei ist noch eines zu bemerken. Die Absicht des Gesetzes war die, den Mitgliedern der Gewerkschaften jedes spezifische Interesse an der staatlichen Unterstützungsleistung zu nehmen. Deshalb wurde die Form gewählt, daß die Gewerkschaften die Unterstützungen, zu denen ihre Mitglieder bei direktem Bezuge berechtigt gewesen wären, vom Handelsministerium einfordern können. Die arbeitslosen Mitglieder selber sollten aber lediglich gemäß den Statuten der Gewerkschaft Unterstützungen beziehen. Das Risiko, daß die staatliche Unterstützung unter Umständen verweigert werden könnte, sollten nicht diese Mitglieder selber, sondern die Gewerkschaften tragen. Man nahm an, daß die Gewerkschaften auf Grund der zu erwartenden staatlichen Unterstützungen sich veranlaßt sehen würden, größere Arbeitslosenleistungen zu unternehmen als früher. In dieser Erwartung hat sich die Regierung bisher getäuscht. Die Gewerkschaften verfahren nämlich so, daß sie ihren Mitgliedern genau dieselben Unterstützungen zahlen wie früher, mit dem Unterschied, daß sie ihren versicherungspflichtigen Mitgliedern außerdem noch die Unterstützungen zahlen, die für ihre Rechnung vom Arbeitslosenfonds einlaufen. Das Risiko für die etwaige Verweigerung der staatlichen Unterstützungen trägt also nicht die Gewerkschaft, sondern das Mitglied selber. Es scheint uns, daß die Gewerkschaften ganz klug gehandelt haben, zunächst mit der Übernahme dieses Risikos zu warten, bis sie sehen, wie sich die staatliche Versicherung in der Praxis gestaltet. Aber sie haben noch einen besonderen Grund dazu. Vielleicht die wichtigste Funktion der gewerkschaftlichen Verwaltung ist die, daß die Berufung wegen Unterstützungsverweigerungen an ihre versicherungspflichtigen Mitglieder nicht deren Sache, sondern Aufgabe der Gewerkschaft ist. Trüge die Gewerkschaft das ganze Risiko für die Unterstützungsverweigerung, dann hätten ihre Mitglieder kein auffälliges persönliches Interesse an dieser Funktion. Sie würden ja ihre Unterstützung erhalten, einerlei ob die Berufung gelingt oder nicht. Bleibt aber dieses Risiko bei den Mitgliedern selber, dann hat die Beforgung dieser Berufungen ein hohes Interesse für die Mitglieder, und da die Gewerkschaftsbeamten in solchen Fragen selbstverständlich viel wirksamer handeln können als der einzelne Arbeiter, mag diese Funktion vielleicht mit der Zeit dazu beitragen, den Gewerkschaften versicherungspflichtige Mitglieder zuzuführen.

Auf die Frage, ob die staatliche Arbeitslosenversicherung mit anderen weitigen bedenkliehen Folgen für die Arbeiter und ihre Organisationen verbunden ist, werden wir am besten eine Antwort finden, wenn wir die Resolutionen, die der in diesem Monat in Manchester abgehaltene britische Gewerkschaftskongreß zur Arbeitslosenversicherung annahm, anführen. Die von der Gewerkschaft der Glasgower Arbeiter, deren versicherungspflichtige Mitglieder hauptsächlich im Baugewerbe beschäftigt sind, eingebrachte Resolution lautet:

„Dieser Kongreß drückt die Ansicht aus, daß die Verwaltung des II. Teiles des Versicherungsgesetzes (nämlich der Arbeitslosenversicherung) für den Fortschritt und die Wohlfahrt der Gewerkschaften schädlich ist, insofern als die Reglements und Methoden des Handelsministeriums schwerfällig und schlecht erdacht sind. Er fordert vom Handelsministerium, daß es ein System einführe, wobei die Entscheidungen über Unterstützungsansprüche beschleunigt würden. Er fordert die Regierung auf, das Gesetz dahin abzuändern, daß Arbeiter nicht der Gefahr des Verlustes ihrer Unterstützung ausgesetzt seien infolge der einseitigen Angaben skrupelloser Arbeitgeber, und daß Arbeiter, die durch den gewerblichen Kampf einer anderen Sektion von Arbeitern arbeitslos geworden sind, unterstützungsberechtigt sein sollen.“

Dieselbe Resolution verlangt auch, daß den Gewerkschaften Verwaltungskosten aus dem Arbeitslosenfonds vergütet werden sollen, und stellt sonstige Forderungen in bezug auf Beiträge und Leistungen auf.

Die Gewerkschaft der Londoner Glasbläser brachte die folgende Resolution ein:

„Dieser Kongreß ist der Ansicht, daß die Gewerkschaften mit der Verwaltung des II. Teiles des Versicherungsgesetzes betraut werden sollen, soweit ihre eigenen Mitglieder in Betracht kommen, ohne irgendwelche Einmischung der Arbeitsbörsen. Die gewöhnlichen Bücher und Quittungen der Gewerkschaft sollen als genügender Beweis dafür gelten, daß die Arbeitslosenunterstützungen gezahlt worden sind. Jede Gewerkschaft soll ausschließlich über ihr System des Arbeitsnachweises oder der Kontrolle der Arbeitslosigkeit entscheiden können.“

Die Resolution der Metallarbeiter lautet:

„Dieser Kongreß erhebt scharfen Protest gegen die inquisitorischen Methoden der Arbeitsbörsen bei der Verwaltung der Arbeitslosenversicherung, nämlich die Feststellung des Alters, des Aussehens und der Angaben über frühere Beschäftigungen, ferner der abscheulichen Charakternote des letzten Arbeitgebers oder Vorarbeiters. Er verurteilt auch den übermäßigen Aufschub bei der Autorisation der Unterstützungszahlungen.“

Der Rest der Resolution fordert ebenfalls völlig freie Hand bei der gewerkschaftlichen Verwaltung ohne Einmischung und weniger Inspektion der Behörden.

Was den einzelnen Arbeiter anbetrifft, so ist das Grundübel der große Einfluß des Arbeitgebers bei der Gewährung oder Verweigerung der Unterstützung. Wir sehen dabei ab von der Ungerechtigkeit, die darin liegt, daß der Arbeiter bei Streiks und zumal bei Aussperrungen nicht unterstützungsberechtigt ist, und zwar auch dann nicht, wenn er an dem Kampfe gar nicht beteiligt ist, sondern infolge des Kampfes der Arbeiter in einem ganz anderen Teil des Betriebs arbeitslos geworden ist. Der schwerste Mißstand liegt darin, daß zunächst der Arbeitgeber zu sagen hat, ob ein derartiger Disqualifikationsgrund vorliegt. Noch schlimmer steht oft die Sache bei den

anderen Disqualifikationsgründen, wo es in erster Linie vom Arbeitgeber abhängt, ob die Arbeitslosigkeit als wegen schlechten Betragens oder ungerechtfertigten freiwilligen Austritts erfolgt zu betrachten ist. Wohin dieses System schließlich führt, das sehen wir an den Klagen des Gewerkschaftskongresses über die Charakternoten und ähnliche Mißbräuche. Daß diese Mißbräuche nicht notwendig in der staatlichen Arbeitslosenversicherung begründet sind, ist gewiß. Die Gründe der Arbeitslosigkeit könnten sich auch feststellen lassen, ohne dem Arbeitgeber das entscheidende Wort dabei zu geben. Ferner könnte man bei weitergehender Selbstverwaltung der Gewerkschaften und entsprechend erhöhtem finanziellen Risiko derselben diese Feststellungen ruhig in erster Linie ihnen überlassen, in dem Bewußtsein, daß die Gewerkschaften ein hinreichendes finanzielles Interesse daran hätten, die Zahlung unberechtigter Unterstützungen zu verhindern. Aber bei der reinen staatlichen Verwaltung erscheint die Befragung des Arbeitgebers der bequemste Weg. Den Staat sieht es wenig an, daß die Arbeiter dadurch nicht nur unter Umständen ihrer Unterstützungsrechte verlustig gehen können, sondern auch ganz allgemein stärker unter die Fuchtel des Arbeitgebers geraten, denn dieser gewinnt eine neue Sandhabe, sich zu der empfindlichsten Zeit an widerpenstigen Arbeitern zu rächen.

Den Organisationen selbst sind vor allem die Einmischung der Behörden und die ewigen bureaukratischen Inspektionen unerträglich. Bei dem Mißtrauen, das auch die englischen Gewerkschaften mit vollem Recht dem Staat entgegenbringen, sehen sie es natürlich auch nicht gern, daß die Bureaukratie immer mehr Einblicke in die intimsten Verhältnisse der Organisation gewinnt. Diese Mißstände sind ohne weiteres klar, und sie können sehr wohl dazu führen, den Gewerkschaften die Beteiligung an der staatlichen Versicherung ganz zu verleiden.

Es ist merkwürdig, daß verhältnismäßig wenig Beachtung jene Bestimmung des englischen Arbeitslosenversicherungsgesetzes gefunden hat, die bei der freiwilligen Arbeitslosenunterstützung der Gewerkschaften, und zwar sowohl der versicherungspflichtigen als aller anderen Gewerbe, Staatszuschüsse nach dem Genter System vorsieht. Auf diesem Gebiet hat das englische Gesetz schon eine umfassende Wirksamkeit hinter sich. Bis zum 12. Juli 1913 sind bereits 343 Gewerkschaften mit insgesamt 1 104 223 Mitgliedern als zum Bezug des Staatszuschusses berechtigt anerkannt worden, während eine Anzahl anderer Gewerkschaften mit zusammen über 150 000 Mitgliedern noch in Verhandlungen mit der Regierung standen. Es gehören dazu alle Gewerkschaften der versicherungspflichtigen Gewerbe, ferner praktisch alle anderen Gewerkschaften, die bereits Arbeitslosenunterstützung für ihre Mitglieder eingeführt haben. Dieses System der Staatszuschüsse hat zwei große Nachteile. Da es auf rein freiwilliger Grundlage aufgebaut ist, läßt es einmal die gesamte unorganisierte Arbeiterschaft außer Betracht. Zweitens ist der Staatszuschuß, wenigstens nach dem englischen Gesetz, lächerlich gering. Er beträgt nur ein Sechstel der von der Gewerkschaft verausgabten Unterstützungsbeträge und nur höchstens 2 Schilling pro Woche und Mitglied. Bei den Gewerkschaften der versicherungspflichtigen Gewerbe wird die Unterstützung überdies noch erst nach Abzug der Unterstützung der obligatorischen Versicherung (7 Schilling die Woche) berechnet. Aber diesen Nachteilen, zumal dem

letzteren, ließe sich mit einigem guten Willen der Regierung leicht abhelfen. Auf der anderen Seite stehen sehr bedeutsame Vorzüge. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die Unterstützungsdauer hier nicht begrenzt ist. Der Staat zahlt seinen Zuschuß ebenso lange wie die Gewerkschaft. Zweitens hat der Staat bei diesem System viel weniger Veranlassung, die volle Selbstverwaltung der Gewerkschaften anzutasten. Gerade weil er weiß, daß die Gewerkschaft selbst für den weitaus größten Teil der Unterstützungen aufzukommen hat, kann er sich leichter mit den von ihr selbst geübten Kontrollmethoden begnügen. Demgemäß wird auch die Einmischung der Behörden weniger lästig sein. Auch die Disqualifikationsbestimmungen sind bei den Staatszuschüssen viel weniger lästig als bei der Zwangsversicherung, wenn sie auch noch immer viel zu wünschen übrig lassen. So ist der Arbeiter disqualifiziert, wenn er selber direkt an einem gewerblichen Kampfe beteiligt ist, nicht aber, wenn er infolge des Kampfes anderer Arbeiter des Betriebs arbeitslos geworden ist. Ferner ist er wegen schlechten Betragens nur bei temporärer Maßregelung disqualifiziert, aber nicht bei dauernder Entlassung. Endlich ist der freiwillige Austritt kein Disqualifikationsgrund. Das wichtigste aber ist, daß die Äußerung des Arbeitgebers hier nicht in Betracht kommt, sondern in erster Linie die Gewerkschaft selber über die Unterstützungsberechtigung entscheidet. Besondere Klagen der Gewerkschaften über die Handhabung dieser Bestimmung sind bisher nicht laut geworden. Zu bemerken ist freilich, daß es bisher zur faktischen Verabsolung der Staatszuschüsse noch nicht gekommen ist.

Die letzte Frage, die nach dem Einfluß der staatlichen Versicherung auf das allgemeine wirtschaftliche Problem der Arbeitslosigkeit, nach der Beleuchtung desselben durch das Versicherungssystem, ist ohne Zweifel die interessanteste und wichtigste. Aber es wäre verfrüht, jetzt schon ein Urteil darüber abgeben zu wollen, und wir müssen uns mit einigen Bemerkungen begnügen. Der erste Eindruck, dem sich auch der amtliche Bericht nicht entziehen kann, ist der von der gewaltigen Größe des Problems der Arbeitslosigkeit selbst in der allergünstigsten Zeit, in einer Periode minimaler Arbeitslosigkeit. Der Bericht gibt sich auch einige Mühe, auf Grund des angesammelten Materials den spezifischen Ursachen, der Dauer usw. der Arbeitslosigkeit nachzugehen, zu prüfen, inwiefern sie eine Massenerscheinung und inwiefern sie mehr eine Frage der oft wiederholten Arbeitslosigkeit einer verhältnismäßig geringen Zahl von Arbeitern ist und anderes mehr, aber es würde sich kaum lohnen, diesen Erörterungen jetzt schon weiter nachzugehen. Nach einem weiteren Jahre dürfte größere Klarheit über diese Punkte gewonnen werden können. Ebenso läßt sich noch kein auf Erfahrung gegründetes Urteil über die verschiedenen Versuche des Versicherungsgesetzes abgeben, der Arbeitslosigkeit dadurch zu steuern, daß man die Unternehmer ermutigt, ihre Arbeiter dauernd zu beschäftigen, an Stelle der Entlassung eines Teiles der Arbeiter in Zeiten der Depression organisierte Verkürzung der Arbeitszeit zu setzen und die Unregelmäßigkeiten der Gelegenheitsarbeit durch deren Regulierung aufzuheben usw. Vorläufig kann nur gesagt werden, daß die bisherigen Resultate ganz armselig sind.

Aber gerade das ist einer der größten Vorteile der staatlichen Arbeitslosenversicherung, daß über alle diese Fragen bald Klarheit

geschaffen werden wird. In wenigen Jahren wird das Arbeitslosenproblem in England in keiner Beziehung mehr ein Mysterium sein. Die furchtbarste Geißel des Kapitalismus wird in allen ihren Beziehungen in genauen amtlichen Feststellungen schwarz auf weiß zahlenmäßig vor uns liegen, und dann wird die Zeit der Vertuschung, der Verschönigung und Ignorierung endgültig vorbei sein. Dann gibt es kein Ausweichen mehr, sondern die bürgerliche Gesellschaft wird zeigen müssen, was sie leisten kann, um dem Fluch ihres eigenen Wirtschaftssystems zu steuern.

August Bebel in Japan.

Von S. Katayama.

Wie bisher, so ist es auch jetzt noch verboten, den Sozialismus in Japan zu lehren, und die Sozialisten werden als Ausgestoßene betrachtet und von aller Welt verachtet. Man darf nicht öffentlich zugunsten des Sozialismus schreiben oder sprechen. Eine bekannte und einflußreiche Zeitschrift Tokios „Die Sonne“ (Taiho) veröffentlichte im September eine kurze Erzählung. Sie war von Schu Hirade geschrieben, einem bekannten Juristen und ausgezeichneten Literaten. Den Inhalt dieser Geschichte bildet der sogenannte Anarchistenprozeß, der vor zwei Jahren stattfand: es wurden 24 Genossen auf die Anschuldigung eines Verräters hin zum Tode verurteilt und 12 von ihnen am 24. Januar 1911 hingerichtet; die anderen sind jetzt in verschiedenen Gefängnissen des Landes auf Lebenszeit eingekerkert. Die Amnestie, die im vorigen Jahre beim Tode des letzten Kaisers den Verbrechern gewährt wurde, erstreckte sich nicht auf sie. Hirade beschrieb Einzelheiten und lebendige Szenen aus dem Prozeß und seine Veranlassung. Er sagte ausdrücklich, daß unter den 24 Verurteilten nur 4 oder 5 wirklich nach dem Gesetz schuldig waren. Zwei der Angeklagten waren von Schu Hirade, dem Verfasser der Novelle in der „Sonne“, verteidigt worden. Man muß sich dabei erinnern, daß dieser Prozeß unter strengster Geheimhaltung und in geheimer Sitzung geführt wurde. Er wurde gleich bei der höchsten Instanz eröffnet und beendet, gegen deren Entscheidung es keinen Appell gibt! Das Heft der „Sonne“, in dem diese Erzählung erschien, wurde von den Behörden unterdrückt und konfisziert. Es war jedoch schon eine große Menge verbreitet, so daß es bekannt wurde, der letzte Anarchistenprozeß sei eine arge Justizkomödie gewesen. Die Geschichte wurde vorsichtshalber mit Nennung falscher Namen veröffentlicht, und wenn der Prozeß anständig und gerecht geführt worden wäre, so lag kein Grund vor, diese Dichtung zu konfiszieren. Man erzieht also aus dieser Konfiskation, wie der Sozialismus und die Sozialisten in Japan verfolgt werden. Das ist natürlich in Japan nichts Neues mehr.

Aber in eben diesem Japan war der Name August Bebel eine Macht. Als hier die Nachricht seines Todes eintraf, wurde über Bebels Leben und Wirken in der Presse des ganzen Landes geschrieben und sein Bild veröffentlicht. Alle Tagesblätter brachten kurze Skizzen über sein Leben, und besonders eines, der „Dschibsch Schimpo“, veröffentlichte eine lange Abhandlung über den Lebensgang und das Werk Bebels, die durch drei aufeinanderfolgende Nummern ging. Der Verfasser war der Professor Tokuzo Futaba von der Keio-Universität. Aber die Nachrichten, die in den anderen Zeitungen standen, gingen meistens von Genossen aus und wurden ohne Änderungen wiedergegeben. Der Schreiber dieser Zeilen wurde in seinem Hause von einem Herausgeber des „Asahi Schimbun“, eines einflußreichen Tageblatts der Stadt Tokio, interviewt, und was ich dem Redakteur über Bebel sagte, wurde als Interview des Schreibers dieses im nächsten Morgenblatt vollständig wiedergegeben. Alle Nachrufe waren mit Sympathie und Respekt geschrieben. Das gab

eine schöne Propaganda für den Sozialismus in Japan. So sieht man, daß Bebel selbst in Japan für unsere Sache gewirkt hat, wo der Sozialismus so gehäßt, gefürchtet und verfolgt wird!

Wir haben eine Versammlung zu Ehren des verstorbenen Genossen Bebel in dem Hause abgehalten, in dem Genosse Kummer während seines Aufenthalts in Tokio gewohnt hatte. Sie wurde als solche nicht bekanntgegeben, denn dann wäre sie sicher verboten worden. Genosse Satai sprach ausführlich mit Benutzung der englischen Übersetzung von Bebels Erinnerungen, und Genosse Takahata übersetzte mehrere Zeitungsartikel über Bebel und sprach über ihn. Genosse Chora und der Verfasser dieses Artikels sprachen über ihre persönliche Bekanntschaft mit Bebel und darüber, was sie aus eigener Anschauung oder vom Hörensagen aus der Zeit des Internationalen Sozialistischen Kongresses in Amsterdam über ihn wissen. Wir Japaner bezeugten so dem toten Sozialistenführer die schulbige Ehrfurcht! Wir sind betrübt über die Nachricht vom Tode des großen Sozialisten, der so tapfer gekämpft und so viel getan hat für die Sache des Sozialismus und der arbeitenden Klasse. Sein Leben und Wirken werden die japanischen Arbeiter nie vergessen.

Ebgleich wir von den Behörden ebenso wie früher verfolgt und überwacht werden, breitet sich der Sozialismus dennoch mehr und mehr über ganz Japan aus. Das zeigte sich in der neuen demokratischen Bewegung. Seit dem letzten Frühling machen sich Volksbewegungen in Japan immer stärker fühlbar. Sie traten zum ersten Male in die Erscheinung unter dem letzten Ministerium Katsura, das zum Rücktritt gezwungen wurde. Man versuchte die Bewegung mit Polizeigewalt zu unterdrücken; das führte zu bedeutenden Unruhen, bei denen über 80 Polizeimachen zertrümmert und die Expeditionen von fünf Zeitungen, die die Regierung Katsuras unterstützten, mehr oder weniger zerstört oder beschädigt wurden. Zum zweiten Male regte sich das demokratische Empfinden zur Zeit der antijapanischen Gesetzgebung in Kalifornien. Es richtete sich mehr gegen die japanische Regierung als gegen die japanerfeindliche Bewegung in Amerika. Die letzten Unruhen wurden durch die Politik der Regierung China gegenüber hervorgerufen. Im Ausland nimmt man an, die Ursache sei ein nationalistischer und kriegerischer Drang gewesen. Aber das war wenigstens beim Volke nicht der Fall, das die große Demonstration im S i b i r i a - P a r k unternahm und das Ministerium des Außern und das Haus des Ministers des Außern angriff. Was sich da Luft machte, war die Empörung des Volkes über die tyrannische Regierung Juanschikais, mit dem unsere jetzige Regierung sehr herzliche Beziehungen pflegt. Jetzt liegt die chinesische Revolution zerschmettert am Boden, und Hunderte chinesischer Flüchtlinge weilen in Japan. Die Japaner sympathisieren sehr stark mit der chinesischen Revolutionspartei. Die letzte Demonstration in Sibiria war der Ausdruck warmen Mitgefühls für die Revolutionäre in Südkina und die chinesischen Flüchtlinge. Sie mag von Militaristen und Imperialisten angestiftet worden sein, aber die Mehrzahl der dreißigtausend Demonstranten im Park gab ihrer Sympathie für die Südkinesen und dem Haß gegen Juanschikai Ausdruck, dessen grausame und barbarische Faust die revolutionäre Bewegung in China unterdrückt hat.

Jedenfalls hat die demokratische Bewegung gut begonnen, und sie wird immer mehr wachsen. Unser Volk ist zur Erkenntnis der Wirkung von Demonstrationen gekommen. Die letzte Demonstration wurde ohne Führer ganz gut durchgeführt; denn die Polizeibehörden mischten sich nicht ein, weil sie eine Wiederholung der Zerstörungen im Februar fürchteten, zu denen es durch das Eingreifen der Polizei gekommen war. Das ist ein großer Gewinn für die demokratische Sache, und schließlich wird es die Entwicklung des Sozialismus beschleunigen helfen. Wir werden von den Behörden bei jeder unserer Aktionen überwacht und angegriffen, aber die demokratische Bewegung wächst, und wenn sie auch manchmal irrt, sie ist eine Volksbewegung, und die Betätigung ist die beste Volksbildung.

Literarische Rundschau.

Louis Levine, Ph. D., The Labor Movement in France. A Study in Revolutionary Syndicalism (Die Arbeiterbewegung in Frankreich. Eine Studie über revolutionären Syndikalismus). New York 1912, Columbia University, Longmans, Green & Co., Agents. 212 Seiten.

Der revolutionäre Syndikalismus ist sicherlich eine der interessantesten Erscheinungen des modernen sozialen Lebens und der Arbeiterbewegung. In Frankreich, dem Lande, das allgemein als seine Wiege betrachtet wird, macht er eine sehr schwere Krise durch, die er wohl kaum übersteht wird, zugleich aber breitet er seine Gedankenwelt und noch mehr seine Phraseologie über Länder aus, in denen ganz andere Verhältnisse herrschen, in denen die Arbeiterbewegung eine ganz andere Geschichte durchgemacht hat als in Frankreich und wo die ökonomische Struktur der Gesellschaft, vor allem aber auch die Kampfbedingungen des Proletariats ganz andere sind als jenseits der Vogesen. Am deutlichsten tritt dies in der Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten Nordamerikas hervor, in der die Fragen des Syndikalismus, der syndikalistischen Taktik und der syndikalistischen Kampfmittel heute zu den brennendsten sowohl für die gewerkschaftliche als für die politische Arbeiterbewegung geworden sind.

Diesem besonders in Amerika neu erwachten Interesse für den französischen Syndikalismus verdankt jedenfalls auch das vorliegende Buch seine Entstehung. In der Tat entspricht sein Untertitel besser seinem Inhalt als sein Haupttitel. Von der ganzen Arbeiterbewegung Frankreichs wird nur die Entstehungsgeschichte der heutigen Gewerkschaftszentrale, der C. G. T., und des revolutionären Syndikalismus eingehender behandelt. Die politische Betätigung des Proletariats, die Geschichte der sozialistischen Parteien wird nur so weit gestreift, als es dem Autor zum Verständnis des Syndikalismus nötig erscheint, über die Genossenschaftsbewegung, die gerade für die französische Arbeiterschaft durch Jahrzehnte von der größten Bedeutung war, wird nur ganz kurz referiert, und selbst von der Gewerkschaftsbewegung hat den Verfasser nur das interessiert, was sich auf die revolutionär-syndikalistische Bewegung bezieht. Was die sogenannten „Reformisten“ Frankreichs eigentlich wollen, wodurch sich ihre Ziele und Methoden von denen der englischen, deutschen oder amerikanischen Gewerkschaften unterscheiden, davon erfährt man nichts und ebensowenig über den Nachbereich des syndikalistischen Gedankens; nichts darüber, daß ganze Teile Frankreichs auch heute noch gewerkschaftlich fast unerschlossen sind, während andere, gerade die bestorganisierten insbesondere des Nordens, von den syndikalistischen Methoden und Phrasen nichts wissen wollen.

So ist Levines Buch lediglich eine Geschichte des revolutionären Syndikalismus, die zwar mit vielem Fleiß und großer Gewissenhaftigkeit gearbeitet ist, jedoch gegenüber den verbreiteten Büchern, die in französischer Sprache den Gegenstand behandeln, nicht viel Neues enthält. Ja, der Verfasser behandelt die innere Geschichte der französischen Gewerkschaften, ihre ewigen Spaltungen und internen Zwistigkeiten, ihre finanzielle Schwäche und dadurch bewirkte Abhängigkeit von den bürgerlichen Stadtverwaltungen und selbst von der so verhassten Regierung nur sehr flüchtig, und das ist um so merkwürdiger, als auch er zu dem Schlusse kommt, daß diese organisatorische und finanzielle Schwäche die wichtigste Wurzel der ganzen syndikalistisch-revolutionären Ideologie ist. So richtig diese Zurückführung ist, sie geht aus Levines Darstellung nicht zwingend genug hervor, weil er eben gerade auf diese innere, organisatorische Geschichte der französischen Gewerkschaften zu wenig eingegangen ist. Er beschäftigt sich aber auch nicht eingehender mit der Frage, woher denn diese innere Schwäche der französischen Arbeiterorganisationen kommt. Auf die wirtschaftliche Struktur des Landes und den kleinbürgerlichen Charakter seiner Bevölkerung achtet er gar nicht, und so entgehen ihm die tieferen Quellen des Syn-

bifalismus doch wieder. Ein zweiter Grund für diese Verkennung ist aber auch der, daß er den revolutionären Syndikalismus für ein spezifisch französisches Gewächs hält. Tatsächlich aber zeigt schon Julius Deutsch „Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung“, daß in Österreich in den achtziger Jahren unter ähnlichen organisatorischen Verhältnissen wie in Frankreich zu Beginn dieses Jahrhunderts auch ganz ähnliche revolutionär-syndikalistische Strömungen in den Gewerkschaften hochgekommen sind. Noch schlagender wurde aber die Behauptung von dem spezifisch französischen Ursprung des Syndikalismus durch die Arbeiten Pumpsiansths, ganz besonders aber durch Veers „Geschichte des englischen Sozialismus“ widerlegt. Dort wird gezeigt, daß in der Gewerkschaftsbewegung Englands in den Jahren 1832 bis 1834 nicht nur dieselben Ideen herrschten wie noch bis in die letzte Zeit in den Veröffentlichungen der französischen Syndikalisten, sondern sogar vielfach dieselbe Ausdrucksweise, dieselbe Phraseologie. Allerdings konnte Levine diese Arbeiten noch nicht kennen, die erst nach seinem Buche erschienen sind. Aber sie zeigen, daß seine und die heute noch vorherrschende Auffassung von dem spezifisch französischen Ursprung des Syndikalismus irrig ist.

Auf die Frage, die sich einem Amerikaner eigentlich besonders aufdrängen müßte, wieso der Syndikalismus in Amerika einen so günstigen Boden finden konnte und welche inneren Wandlungen er bei dieser Verpflanzung erfahren hat, ist Levine leider nicht eingegangen.

Trotz der hier aufgezeigten Mängel ist Levines Werk doch eine recht wertvolle Bereicherung der Literatur über den Syndikalismus, weil es die vorhandenen Quellen in weitem Umfang und gewissenhaft ausnützt und der Autor sich dabei eifrig bemüht, seinem Stoff möglichst objektiv gegenüberzutreten. Ein wenig mehr Kritik gegenüber den Statistiken sowohl des Arbeitsamtes als der C. G. T. wäre allerdings vielfach am Platze gewesen.

In einem kurzen, dem Werk vorangeschickten Geleitwort beweist Professor Franklin S. Giddings, daß er vom Sozialismus keine Ahnung hat. G. E d l e i n.

Zeitschriftenchau.

Die Frage, ob die Partei den **Rückzug der italienischen Truppen aus Libyen** und somit das Aufgeben der neuen Kolonie auf ihr Wahlprogramm schreiben soll, wird in den Nummern vom 17., 22., 25., 28. Juli und 3. und 4. August von verschiedenen Parteigenossen im „Avanti“ behandelt.

Der Militärschriftsteller des „Avanti“, Genosse Sylva Viviani, macht als erster den Vorschlag, die Forderung „Fort von Libyen“ aufzustellen. Eine Partei wie die unsere dürfe sich nicht der vollendeten Tatsache beugen. Was Unrecht ist, müsse als Unrecht gelten und als solches von uns bekämpft werden. Es genüge nicht, das Kolonialunternehmen zu kritisieren: man müsse sein Ende fordern, das Aufgeben der Kolonie verlangen, die zu Unrecht erworben ist und nur Blut und Geld kostet.

Dieser Forderung tritt Genosse Sorricchio entgegen, weil er sie im Widerspruch findet zu einer strengen Auffassung des Klassenkampfes. Die Partei habe einzig die Aufgabe, die bürgerliche Gesellschaft zu kritisieren, und dürfe nicht teilnehmen an der Verantwortung für irgend eine Regierungshandlung. Auf Übernahme von Verantwortung ließe es aber hinaus, wenn die Sozialistische Partei die Zurückziehung der Truppen aus Afrika fordert, genau wie wenn die Reformistische Partei verlangt, die libysche Eroberung nur auf die Küsten zu beschränken. Es sei nicht Aufgabe der Partei, der Bourgeoisie Ratschläge zu geben, die ja in all ihren Wandlungen und Unternehmungen nur darauf abzielt, ihre Klassenstellung zu stärken. Ebensovienig wie die Partei bei einem Kampfe zwischen

Alexitalen und Antiklerikalen, zwischen Freihändlern² und Schutzgöllnern Stellung nehmen sollte, so soll sie sich auch in der äußeren Politik der Stellungnahme enthalten, weder für noch gegen den Dreibund sein, weder für noch gegen die Kolonialpolitik. Das libysche Unternehmen kennzeichne sich immer mehr als ein vollständiger Mißerfolg.

Aus dieser Tatsache müsse die Partei Vorteil ziehen, um dem Proletariat den unversöhnbaren Klassenwiderstreit vor Augen zu führen, der es mit sich bringt, daß die Mittel der Gesamtheit zum Vorteil einer kleinen militaristischen und finanziellen Clique aufgewandt werden.

Genosse Barboni bekämpft die Forderung „Fort von Libyen“ von einem anderen Gesichtspunkt aus. Nicht, weil wir der Bourgeoisie keine Ratschläge geben sollen, sondern einfach, weil sie unzumutbar ist. Die Besorgnis, die Bourgeoisie durch unseren Rat zu stärken, würde auch gegen zahlreiche andere Forderungen ins Gewicht fallen, so gegen die Verminderung der Militärlasten und auch gegen jeden Kampf gegen Mißwirtschaft der Verwaltung, da eine durch Militärlasten nicht erdrückte und mit guter Verwaltung versehene Bourgeoisie an Klassenmacht gewinnen würde. Er, Barboni, widerrät, die Forderung „Fort von Libyen“ als Wahlprogramm zu akzeptieren, weil er glaubt, daß sie in den Massen keinen Anklang finden würde. Man dürfe die revolutionären Methoden nicht unter Bedingungen anwenden, die von vornherein geeignet scheinen, sie zu diskreditieren, und die zu Übertreibungen führen könnten, die an Karikatur grenzen.

Einen ähnlichen vorwiegend praktischen Gedankengang zeigt der Redaktionsartikel vom 28. Juli über die gleiche Frage. Er konstatiert zunächst, daß der Vorschlag Vivianis keinerlei Anklang in der Parteipresse gefunden hat. Diese Teilnahmslosigkeit der Parteipresse erklärt der „Avanti“ einmal damit, daß dieselbe Forderung schon von den Syndikalisten aufgestellt wurde, ohne zu irgend einer beachtenswerten proletarischen Kundgebung zu führen. Dann hätte diese Forderung nur Sinn, falls das Proletariat von Anfang an energisch gegen den Krieg Stellung genommen hätte. Da sich aber die Massen so wenig über die bisherigen Mißerfolge aufgeregt hätten, würde es absurd sein, jetzt von ihnen Zustimmung zur Forderung der Zurückziehung der Truppen aus Afrika zu verlangen. Man könne nicht durch Formeln eine Massenstimmung erzeugen; vielmehr müsse es die Massenstimmung sein, aus der die Formel und die Parole hervorgehen. Man müsse sich in dieser Beziehung die französischen und spanischen Sozialisten zum Vorbild nehmen. Auch diese haben keine Forderung „Fort aus Marokko“ aufgestellt und führen trotzdem ihren bewundernswerten Kampf gegen den Militarismus im Vaterland und in den Kolonien fort. Gefeht, die italienische Partei schreibe offiziell für den bevorstehenden Wahlkampf das „Fort aus Libyen“ auf ihre Fahne, dann müßte es sich dabei um eine Forderung handeln, deren Verwirklichung sofort durch eine mächtige und ununterbrochene Agitation angestrebt werden muß. Offenbar würden die legalen Mittel nicht ausreichen, um dies Ziel zu erreichen. Also müsse man zur Revolution bereit sein. Warum dann aber bei dieser Forderung stehen bleiben, warum dann nicht „Fort mit der Monarchie“ oder geradezu „Fort mit der bürgerlichen Gesellschaft“? Handelt es sich um eine prinzipielle Stellungnahme, dann ist das „Fort von Libyen“ zu bescheiden, handelt es sich um eine praktische, mit den heutigen Staatseinrichtungen vereinbare Forderung, dann ist es utopistisch. Darum brauche die Partei durchaus nicht die vollendete Tatsache hinzunehmen. Man kann einmal die logischen Folgen des Kapitalismus nicht aufheben, ohne den Kapitalismus selbst aufzuheben. Im übrigen bereiteten sich die herrschenden Klassen in Libyen ein vollständiges Fiasko. Die dortigen Opfer an Menschen und Geld würden nicht verloren sein, da sie den Zeitpunkt der Rechenschaftsablegung schneller herbeiführen. Wenn Italien einer Katastrophe entgegensteht, so haben die Sozialisten dabei nichts zu verlieren und alles zu gewinnen.

In der Nummer vom 14. September der „*Azione Socialista*“, des Zentralorgans der Reformisten, das übrigens während des Wahlkampfes täglich erscheinen wird, gelangt das **Wahlprogramm der Reformistischen Partei**, wie es in der jüngsten Plenarsitzung des Parteivorstandes vereinbart worden ist, zur Veröffentlichung.

Das Programm hebt zunächst die Bedeutung des bevorstehenden Wahlkampfes für das Proletariat, für den Sozialismus und für das italienische Volk hervor. Durch das neue Wahlrecht, zu dessen Zustandekommen auch Politiker der Reformistischen Partei beigetragen haben, erlangen 5 Millionen neuer Wähler, und zwar fast ausschließlich solche der arbeitenden Klassen, politischen Einfluß. Der Aufruf gibt dann dem Vertrauen Ausdruck, daß das Proletariat sich durch das Wahlrecht zum Mittelpunkt und Führer aller umschaffenden und erneuernden Kräfte im Lande machen und die Verwirklichung von Reformen durchsetzen werde, die die Erreichung seines Endziels erleichtern und beschleunigen.

Zunächst müssen die traurigen Folgen des libyschen Unternehmens ausgeglichen werden. Deshalb gilt es, die Befestigung Libyens auf die Küste zu beschränken, die Karawanenstraßen zu sichern und unter möglicher Berücksichtigung der lokalen Einrichtungen und der Selbstregierung der Eingeborenen geordnete Verhältnisse zu schaffen. Für den Sicherheitsdienst sind die Soldaten, soweit es angeht, durch Eingeborenemiliz und durch freiwillige Berufsoldaten zu ersetzen. Von größter Wichtigkeit sei es, den finanziellen Rückschlägen des Krieges zu begegnen und den Staatsfinanzen jene Dehnbarkeit wiederzugeben, die für die Erfüllung der Kulturaufgaben unerlässlich ist. Um die Kriegsausgaben zu decken, sei eine neue Staatsanleihe nötig, deren Zinsen durch Progressivsteuer von den Besitzenden aufzubringen sind und durch Schaffung neuer Einnahmequellen aus staatlichen Monopolbetrieben nach dem Vorbild der staatlichen Lebensversicherungsanstalt.

Dieser finanzielle Kraftaufwand dürfe aber nicht durch immer neue Militärausgaben zwecklos gemacht werden; um die Zunahme zu verhindern, sei es nötig, eine internationale Politik zu treiben, die bei angemessenem Schutze der nationalen Interessen freundschaftliche Abkommen mit den anderen Völkern anstrebt und so dem internationalen Schiedsgerichtswesen und der allgemeinen Abrüstung den Weg bahnt und den imperialistischen Tendenzen entgegentritt. Als erste Gewähr dieser neuen auswärtigen Politik müsse das Schutzollsystem gemildert werden, und bei der bevorstehenden Erneuerung der Handelsverträge müsse Italien freihändlerische Grundsätze vertreten, besonders für die Waren des Massenkonsums, wenn auch die Abschaffung aller Schutzzölle bis jetzt noch nicht im Bereich der Möglichkeit liegt.

Das Programm geht dann auf die Forderungen auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung über: gesetzlicher Schutz gegen Ausbeutung, namentlich für die Kategorien, die schwer organisierbar sind und sich daher kaum selbst helfen können, obligatorische Arbeiterversicherung für Alter, Krankheit, Invalidität und Unfall, Ausbau der Gewerbegerichte und der Schiedsgerichte, Förderung des Genossenschaftswesens, Gesetze, die die rückkehrenden Auswanderer vor der Auswanderung durch die Grundbesitzer schützen, Mitwirkung des Staates bei dem Kampfe der Gewerkschaften gegen die Arbeitslosigkeit, innere Kolonisation und Aufteilung der urbar gemachten Ländereien an die Individuen oder Organisationen, die die Urbarmachung durchgeführt haben, Zulassung von Vertretern des Personals in die Verwaltungsräte aller Staatsbetriebe.

Das Programm schließt dann mit dem Ausdruck der spezifisch reformistischen Hoffnung, daß das Proletariat durch richtige Erfassung des Wahlrechtes dazu kommen werde, den Staat aus einem Mittel der proletarischen Bedrückung in ein solches des proletarischen Aufstiegs zu verwandeln. Konkrete Forderungen fehlen in dem Programm, das in einigen Bemerkungen über die Schule und die Notwendigkeit des konfessionslosen Unterrichtes eine antikirchliche Spitze hat. Oda Olberg.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 68 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 24. Oktober 1913

Inhaltsverzeichnis: Arbeitsdarstellungen in der Kunst. Von Adolf Behne. Die Bestandteile der Wildkarten. Von Adolf Reig. — Bücherschau: Hermann Wendel, August Bebel. Oskar Böhrlie, Der Baldamus und seine Streiche.

Arbeitsdarstellungen in der Kunst.

Von **Adolf Behne.**

Keineswegs hat der Arbeiter, wie man oft zu hören bekommt, erst in unserem Zeitalter Eingang in die bildende Kunst gefunden. Zu allen Zeiten vielmehr ist er Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen.

Die ägyptische Kunst ist von Anfang an überreich an realistisch wiedergegebenen Paktträgern, Schreibern, Kornmahlerinnen, Maurern, Erntearbeitern usw. Bekannt ist die Figur eines hochenden Dieners, der einen Krug auspicht, im Museum zu Kairo, eines Brauers, eines Koches, eines Bäckers ebendort. Auch eine vollständige Küche, in der ein halbes Duzend Arbeiter beschäftigt sind, ist in kleinen Puppenfiguren erhalten geblieben, und im Grabe des Ti bei Sakkara haben wir eine ganze Folge von Arbeitsdarstellungen im Relief: Ernte, Einbringen, Mahlen, Ausstampfen und Schwingen des Kornes, den Betrieb beim Schlachten von Geflügel und Rühren usw.

So häufig wie in der ägyptischen Kunst finden wir den Arbeiter allerdings nicht überall. Der Grieche achtete die körperliche Arbeit bekanntlich gering, so gering, daß er auch seine größten Künstler bei aller oft überschwenglichen Bewunderung gesellschaftlich nicht für voll nahm, da ja der Künstler, um seine Ideen auszuführen, nicht ohne die Arbeit seiner Hände auskommt. Es ist uns aus griechischer Zeit das Wort überliefert: „Wer bewunderte nicht einen Phidias auf das höchste — aber wer möchte wohl Phidias sein?“ Trotzdem fehlt es auch in griechischer und erst recht in römischer Zeit nicht an Darstellungen der Handwerker und der Landarbeiter, wenngleich die Auffassung häufig etwas Spielerisches, wenig Ernstes an sich trägt. Oft sind zum Beispiel die Werkstätten der Schuster, Töpfer, Schmiede dargestellt (Pompeii, Herculaneum), aber an Stelle der Arbeiter sehen wir zierliche Kinderfiguren mit Flügeln, Putten oder Ercoten, die Werkzeuge benützen. Ernsthafter sind die Szenen einer altertümlichen attischen Vase aus dem sechsten Jahrhundert, die aus der Sammlung Bourgnignon in das Museum zu Boston gelangt ist: Aufnahmen aus der Werkstatt eines Schusters und eines Schmiedes. Besonders die erste ist sehr interessant. Eine Kundin steht auf dem niedrigen Anprobiertischchen, ein jüngerer und ein älterer Geselle nehmen Maß, der Meister steht beaufsichtigend daneben. An der Wand hängen Leisten, Lederteile, Werkzeuge. Von größtem sachlichen Werte endlich ist eine etwas jüngere Vase im Berliner Museum, die das Innere einer Bronzegießerei schildert.

Mehr das Gebiet des Genre streift das berühmte Münchener Relief aus hellenistischer Zeit, auf dem ein Landmann, mit Marktware beladen, eine Kuh in der Morgenfrühe zur Stadt treibt.

Das ganze Mittelalter hindurch kennen wir Wiedergaben der Arbeiter durch die Kunst, in der Malerei, in der Plastik und in der Zeichnung. Das ist ja schon eine selbstverständliche Folge der in jenen Zeiten am meisten von den Malern und Bildhauern erzählten Geschichten, welche fast ausschließlich die Geschichten der Bibel waren! Wie reich aber ist nicht die Bibel an Szenen, welche mit irgend einer Arbeit in Verbindung stehen. Man denke nur an den Turmbau zu Babel, an Adams Feldarbeit, an die Arbeiter im Weinberg, an die Fischer, die Christus unter seinen Jüngern hatte, an die Zimmermannsarbeit der Arche Noahs, an Joseph, der gleichfalls Zimmermann war, an den Bau des Salomonischen Tempels — Beispiele, die man noch um viele vermehren könnte. Die Belege, die wir hier geben, können nur gelegentliche Stichproben sein. Adams Feldarbeit sehen wir an der Domtür zu Gildesheim, und weitere Szenen aus dem Leben des Landarbeiters hat der glänzende Zeichner des Utrecht-Psalters in seinen Illustrationen der Psalmtexte festgehalten: Pflügen, Roden, Abholzen und andere Zimmermannsarbeiten finden wir in den Zeichnungen der Vita Ludgeri in der Berliner Bibliothek: ein älterer und ein jüngerer Zimmermann sind mit dem Behauen und dem Durchbohren zweier Balken beschäftigt, ein Vorgang, in dem wir den Bau von Werden in Westfalen erkennen sollen. Mit Vorliebe gestaltete der mittelalterliche Zeichner die dekorativen Umrahmungen seiner Manuskriptseiten, besonders die sogenannten Kanonestafeln, als eine Art von Giebelarchitektur, und dann besetzte er wohl die Kapitäle der Säulen oder den Dachbalken in spielerischer Laune mit zierlichen Figuren von Bauarbeitern, die nur eben diesen Giebel fertigmachen. Als Beispiel sei das Evangeliar des Erzbischofs Ebon von Reims genannt (830 c), wo Zimmerleute beschäftigt sind, den letzten Nagel in die Balken zu treiben. Bauarbeiten scheinen in den früheren Jahrhunderten der christlichen Kunst überhaupt mit besonderer Freude dargestellt worden zu sein. Die Szenen aus der Geschichte des Moses im Ashburnham-Pentateuch sind mit der Schilderung der Vorgänge beim Bau eines Hauses auffallend reich durchsetzt, am verblüffendsten aber ist wohl die Wiedergabe einer Bauausführung „unter der Leitung des Trebius Justus“, die sich aus ganz früher christlicher Zeit in einer Gruft an der Via Latina erhalten hat. Denn hier fehlt die Beziehung auf ein Geschehnis der Bibel, an die sonst die frühen Arbeitsbilderungen geknüpft zu sein pflegen. Neben die biblischen Arbeitszenen tritt eine andere, stets wiederkehrende Folge von Arbeitsdarstellungen, die sogenannten Monatsbilder. Man liebte es im Mittelalter, die verschiedene Bedeutung und Stimmung der Monate durch Figuren zu verdeutlichen, welche diejenige Tätigkeit ausüben, die für den betreffenden Monat am meisten charakteristisch ist. Auf diese Weise — ähnliches finden wir ja in unseren Kalendern noch heute! — haben wir zahllose mittelalterliche Arbeits schilderungen erhalten. Die Wahl der charakteristischen Szenen ist nicht immer und überall die gleiche. Der byzantinische und der abendländische Kunstkreis trennen sich wie in so manchem anderen, so auch in diesem Punkte. Einige Stichproben seien kurz mitgeteilt. Schweineeschlachten charakterisiert den Januar (Byzanz), die Okulierung eines Baumes den Februar (Abendland). Der Juni zeigt hier wie dort das Bild der Ernte, einen Schnitter; der Juli hier wie dort den Drehscher. Pflügen oder auch Wötkerarbeit gehört dem August (Abendland), Weinlesen oder -fekteln bezieht sich im Osten wie im Westen auf den Sep-

tember. Der Oktober wird im Abendland durch einen Sämann oder einen Weinfüller personifiziert. Der November bringt für das Abendland das Schweineschlachten, das in Byzanz den Januar charakterisierte; der Dezember ist in Byzanz durch den Sämann, im Abendland durch einen Holzhacker vertreten. (Die hier nicht erwähnten Monate führen Bilder, die nicht aus dem Arbeitsleben entnommen sind.) Die Zahl solcher Arbeitszenen ist Legion. Zu den besten gehören die Reliefs in der Vorhalle des Domes zu Lucca, Arbeiten des dreizehnten Jahrhunderts.

An solchen Monatsbildern mit Szenen aus dem Leben der arbeitenden Klasse fehlt es auch in der Zeit der Renaissance nicht ganz. Im Berliner Museum hängt das unvergleichlich schöne Bild einer Arbeiterin aus einem Weinberg. Sie hält in der Rechten den Spaten, die Hacke hat sie über die linke Schulter gelegt, mit der Hand umgreift sie einen von Trauben schweren Zweig. Das Werk, von der Hand des Francesco Cossa (um 1460), soll den Oktober personifizieren und gehörte einst zu einer vollen Serie der zwölf Monate. Leider sind die übrigen Bilder nicht erhalten.

Im allgemeinen tritt freilich zur Zeit der Renaissance der Arbeiter in den Hintergrund. Diese Epoche bevorzugte das Festliche, Großartige und Brächtige. Für das Einfache und Alltägliche hatte sie nur wenig Sinn. Aber Michelangelo, der die Renaissance auf ihren Höhepunkt führte, der Schöpfer der über allem Irdischen erhabenen Schöpfungsbilder an der Decke der Sixtinischen Kapelle, er hat in seiner Jugend ein Malergerüst mit samt den darauf hantierenden Gehilfen ganz genau abgezeichnet. Leider ging dieses Blatt verloren. Da aber auch die Renaissance Szenen aus der Geschichte des Alten Bundes malen ließ, können die Szenen der Arbeit in Darstellungen des Ackerbaues, des Turmbaues zu Babel usw. nicht völlig fehlen. Genannt seien hier nur Benozzo Gozzolis Fresken im Pisaner Camposanto und diejenigen des Uccello im Chiofstro verde von Santa Maria Novella zu Florenz.

Bei uns in Deutschland haben wir eine fast ununterbrochene Reihe von Arbeitsdarstellungen vom fünfzehnten Jahrhundert an, nicht allerdings in der sozusagen „offiziellen“ Kunst der Malerei für Kirchen und Schlösser, sondern in der volkstümlichen Kunst des Holzschnitts, der seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine große Blüte in Deutschland erlebte, das ja wahrscheinlich auch seine Heimat ist. Diese Holzschnitte, von denen heute viele äußerst selten geworden sind und von den Sammlungen mit hohen Preisen bezahlt werden, kamen zu ihrer Zeit in großen Massen und für ganz billiges Geld auf Märkten, Wallfahrtsorten usw. unter das Volk. Und hier sehen wir nun den Bauhandwerker, den Schneider, den Schmied, den Fleischer, den Wollweber, den Zimmermann, den Goldschmied, den Böttcher und Töpfer mit allen möglichen Einzelheiten ihres Gewerbes dargestellt. Bei vielen Blättern kennen wir den Meister, der die Zeichnung gemacht hat, nicht. Jedenfalls sind einige der signierten von etlichen unserer besten Künstler, so von Hans Schauflein, Jost Ammann.

Diejenige Kunst, welche in ihrer Volkstümlichkeit, Einfachheit und Schlichtheit dem Geiste unserer deutschen Holzschnitte am nächsten verwandt ist, bleibt die niederländische Malerei seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Auch hier haben wir ein Milieu nicht der großen Herren, wie in der italienischen Renaissance, sondern der Bürger, Bauern, Fischer, Händler usw. Den-

noch ist die Ausbeute an eigentlichen Arbeitsdarstellungen nicht so groß, als man annehmen möchte. Dieses arbeitsame, unermüdlche und nüchterne Volk verrät in seinen Bildern eine merkwürdige Vorliebe für Essen und Trinken, für Bezechtheit und für die aus der Bezechtheit entspringenden Lächerlichkeiten. Die niederländischen Maler, wie Teniers, Ostade, Brouwer, Frans Hals, bevorzugen in ihren Darstellungen beinahe den Faulpelz, den Schlemmer, den Tagedieb und Tölpel. Bilder wie Pieter Aertsens „Bauer“ und „Köchin“ (um 1560) stehen in ihrer festen, sachlichen Ruhe, ihrer monumentalen Kraft innerhalb ihrer Umgebung ganz vereinzelt da.

Es ist nun doch interessant, den Entwicklungsgang der Arbeitsdarstellungen zu verfolgen, gerade in der niederländischen Malerei.

Ursprünglich gab es ja allüberall in der christlichen Welt nur religiöse Bilder. In frühester Zeit waren die Künstler ausschließlich oder fast ausschließlich Geistliche, Mönche, die der Zucht ihres Klosters unterstanden. Später, als mehr und mehr Nichtgeistliche oder Laien Künstler wurden, war und blieb doch die Kirche einmal der wichtigste und zahlungskräftigste Auftraggeber und zum anderen Male auch der allmächtige Zensor. Die Kirche aber duldete lange Zeit die Kunst nur zur Verherrlichung des Glaubens. Andere Darstellungen als die der Heiligen, der Bibel, der Legenden waren innerhalb der offiziellen Kunst ausgeschlossen. Daß dieser Zustand die Arbeitsdarstellungen niemals ausschloß, haben wir ja gesehen; denn in den biblischen Geschichten konnten genügend Anlässe zu ihrer Ausführung vor, und um jedes kleine, entlegene und unscheinbare Kunstwerk, das etwa — wie die Monatsdarstellungen, die Handwerkerholzschnitte — sich nicht gerade auf die Bibel berufen konnte, mochte sich die Kirche auch nicht kümmern. Manches Nichtbiblische erhielt stillschweigende Sanktion, wenn es nur nicht gerade unkirchlich war. Aber daß etwa ein Maler, weil es ihm gerade so gefiel, plötzlich eine Köchin malte mit einem Kochtopf unter dem Arme, wie der oben erwähnte Pieter Aertsen in einem fast zwei Meter hohen Bilde, — das war gar nicht denkbar. Wäre das von heute auf morgen geschehen, so hätte sich der Maler einer recht gefährlichen und ungemütlichen Situation ausgesetzt, denn gerade die guten Niederländer konnten recht bigott sein und haben manchem Maler das Leben schwer gemacht. Nein, zu einem solchen Bilde bedurfte es langamer Übergänge, und seine Entstehung konnte gar nicht anders geschehen als durch Entwicklung aus einem religiösen, biblischen Bilde, genau so, wie sich das Porträt und die Landschaft aus religiösen Bildern entwickeln mußten.

Aber aus welchem religiösen Bilde konnten sich denn nun Bilder wie die Köchin oder die vielen Darstellungen bezechter Bauern, geldlüsterner Dirnen usw. entwickeln? Nun, den Keim gab die Geschichte vom verlorenen Sohne. Gegen die Darstellung dieser Geschichte konnte die Kirche nichts einwenden. Zur Geschichte vom verlorenen Sohne gehört aber auch das Fest, das der erfreute Vater dem heimgekehrten Sohne zu Ehren gibt. Also konnte die Kirche auch gegen die Schilderung dieses Festes nichts einwenden. Allmählich nun ging es bei den Darstellungen dieses Festes immer toller und bunter und ausschweifender zu. Bald rückten die lustigen Weiblein und die weinseligen Bauern aus dem Hintergrund, wo sie die Kirche geduldet hatte, in den Vordergrund, ohne daß nunnmehr die Geistlichkeit noch wirksamen Einspruch hätte erheben können. Schließlich gerieten die biblischen Personen un-

erkennbar in den letzten Hintergrund, und vorn machten sich nun alle die Personen breit, die darzustellen der Maler gerade Lust hatte, Köche, Bauern, Musiker, Raucher usw., immer unter der Vorgabe, daß sie ja zur Geschichte vom Feste, das der Vater dem verlorenen Sohne gab, gehörten. Nachdem man einmal so weit war, merkte es niemand mehr, wenn eines schönen Tages die biblischen Personen überhaupt fortblieben. So entstanden alle jene sogenannten Genredarstellungen, so entstanden ungefähr alle Bilder rein weltlichen Charakters.

Von diesem weltlichen Charakter hat innerhalb der niederländischen Kunst Rubens den weitestgehenden Gebrauch gemacht! Er, der übrigens ein besonnener und jeder Ausschweifung feindlicher Mensch gewesen ist, dankt ja seinen Ruhm zumeist den nackten, sinnlichen Körpern, die er wie kein zweiter wiederzugeben wußte. Aber — was uns hier weit mehr interessiert! — Rubens hat auch eine herrliche Darstellung der Arbeit gegeben, die „Heimkehr vom Felde“. Von den Niederländern nun, und nicht zuletzt gerade von Rubens, ist alle spätere Malerei mehr oder minder deutlich erkennbar ausgegangen. Watteau, der große Meister des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich ebenso an Rubens gebildet wie der geniale Delacroix, der eigentliche Ahne der modernen Kunst. So ist denn durch Rubens die Darstellung der Arbeit der modernen Kunst gleichsam mit in die Wiege gegeben worden. Das Rokokozeitalter machte allerdings von diesem Erbe wenig Gebrauch. Es war in erster Linie ein höfisches, galantes und zeremoniöses Zeitalter.

Aber das neunzehnte Jahrhundert holte das Versäumte nach. Viele seiner größten Meister verdanken ihren Ruhm in erster Linie den Darstellungen der Arbeit, die sie uns gegeben haben. Am Beginn der Reihe steht der herrliche Jean François Millet. Menzel hat, trotzdem er nur gelegentlich mit seinem „Walzwerk“ in dieser Richtung tätig war, für Deutschland den Anstoß gegeben. Dann folgt eine ganze Reihe von Meistern: Courbet, Liebermann, Meunier, Göhler, Sterl, Baluschek, Pennel, Brangwyn, Luce, Ralckreuth und viele andere.

Niemals, das darf man getrost sagen, hat die Arbeit eine so große Rolle im Darstellungsbereich der Kunst gespielt, nur von der ägyptischen vielleicht abgesehen. Etwas im Prinzip Neues aber ist das Thema der Arbeit in der Kunst nicht — das dürften unsere Ausführungen gezeigt haben.

Die Bestandteile der Milcharten.

Von **Adolf Reig**.

In allen Milcharten finden wir Stoffe, welche die Namen Eiweißstoffe, Fette und Kohlenhydrate führen. Da die Tabellen, in denen die Mengenverhältnisse von den Untersuchern angegeben sind, die Kenntnisse über die Natur und Eigenschaften dieser Bestandteile voraussetzen, seien zuerst diese Nährstoffe der Milch beschrieben.

Zu den wichtigsten Bestandteilen, die durch ihr Vorhandensein einer Reihe von Substanzen den Charakter eines Nahrungsmittels geben, gehören die Eiweißstoffe (Protein, Albuminsubstanzen), die keineswegs einheitlich gebaut sind. Wenn wir von Rochsalz reden, so meinen wir einen Stoff, bestehend

aus dem nicht weiter zerlegbaren Chlor und Natrium, die sich in bestimmten Mengenverhältnissen zum Chlornatrium, zum Kochsalz verbunden haben. Wenn wir dagegen von Eiweiß reden, so haben wir darunter eine ganze Gruppe ähnlicher, also nicht gleicher Stoffe zu verstehen, deren Ähnlichkeit uns jedoch das Recht zu einer engeren Gruppierung, zu einer Zusammenfassung unter diesem Namen gibt.

Die Grundbestandteile der Eiweißstoffe, ihre Elemente, sind Kohlenstoff (C), Wasserstoff (H), Stickstoff (N), Schwefel (S) und Sauerstoff (O). Die Mengenverhältnisse, in denen diese Elemente zu den Eiweißstoffen sich verbunden haben, sind schwankende. Wir finden 50 bis 55 Prozent Kohlenstoff, 6,6 bis 7,3 Prozent Wasserstoff, 15 bis 19 Prozent Stickstoff, 0,3 bis 2,4 Prozent Schwefel und 19 bis 24 Prozent Sauerstoff. Ein physikalisches Charakteristikum für die Eiweißstoffe ist das, daß sie keine eigentlichen Lösungen bilden. Auch in der Milch sind sie keineswegs so gelöst, wie zum Beispiel Soda in Wasser. Einen Beweis dafür, daß die Eiweißstoffe nicht gelöst sind, gibt uns der Versuch, sie durch eine tierische Membran, zum Beispiel eine Schweinsblase, hindurchfließen (diffundieren) zu lassen. Machen wir den Versuch mit einer Kochsalzlösung, das heißt bringen wir eine solche Lösung in ein Glas, das an Stelle des Bodens eine Haut aus dem Material der Schweinsblase oder aus Pergamentpapier besitzt, gießen in das Glas Kochsalzlösung und hängen das Glas in eine größere Schale mit reinem Wasser, so werden wir bald in diesem reinen Wasser wahrnehmen können, daß Kochsalz durch die Haut hindurchgegangen ist. Dieser Versuch läßt uns die Behauptung zu, daß das Kochsalz in gelöstem Zustand war, daß es sich um einen „kristalloiden“ Stoff handelt. Machen wir den Versuch mit einer klaren, eiweißhaltigen Flüssigkeit, so finden wir keinen Durchgang von Eiweiß durch die Haut. Eiweißhaltige Flüssigkeiten diffundieren nicht. Wir haben es nur mit scheinbar gelösten Substanzen zu tun, welche den von Graham gewählten Namen Kolloide führen, zu denen neben Eiweiß Leim, Gummi, Dextrin, Tannin und anderes gehören. Ähnliche Kolloidstoffe anorganischer Natur sind zum Beispiel Kieselsäure, Tonerdehydrat, Eisenoxyd, ammoniakalische Kupferoxydlösung.

Bemerkenswert ist hierbei, daß alle Kolloide in zwei Formarten vorkommen, in der Form scheinbarer Lösung und in ungelöster Form, im geronnenen Zustand. Die Gerinnung tritt bei den verschiedensten Eiweißstoffen keineswegs unter den gleichen Bedingungen ein. Dieser Umstand gestattet uns ihre Ordnung und Trennung. Wollen wir zum Beispiel die in der von den roten Blutkörperchen befreiten Flüssigkeit (Blutserum) vorhandenen Eiweißstoffe voneinander trennen, so genügt eine einfache Dialyse (Diffusionsversuch). Die Globuline (Eiweißstoffe) des Blutes bleiben nur dann gelöst, wenn Chloralkalien vorhanden sind. Da diese diffundieren, so wird die Flüssigkeit vor der Membran immer ärmer an Chloralkalien, das Serumglobulin scheidet sich aus, während das Serumalbumin in reinem Wasser scheinbar gelöst bleibt.

Aus den echten Eiweißkörpern können bei entsprechender Behandlung Stoffe entstehen, die durch tierische, sogenannte halbdurchlässige (semipermeable) Membranen hindurchgehen. Es handelt sich dabei bereits um Abbauprodukte des Eiweißes, um Stoffe, die nicht mehr die verwinkelte Zusammenfaltung des ursprünglichen Eiweißkörpers haben, um Albumosen oder

Peptone. Durch noch stärkere chemische Eingriffe in die Eiweißmoleküle gelangen wir zu einer großen Anzahl der verschiedensten Stoffe, deren Aufzählung zu umfangreich wäre, um hier angeführt zu werden. Es soll nur hervorgehoben werden, daß das Studium des Abbaus der Eiweißstoffe dem Chemiker insofern sehr wichtig ist, als er hieraus Wege ableitet zum künstlichen Aufbau der Eiweißstoffe. Aus der Analyse, der Zerlegung, lernt er die Mittel zur Synthese, zum Zusammenfügen kennen. Die meisten Eiweißkörper gerinnen beim Kochen. Auch durch Zusatz von Säuren, Alkohol und anderen Stoffen können die Albuminsubstanzen zur Koagulation (Gerinnung) gebracht werden. Die Proteine, die Eiweißstoffe, zeigen in ihrem Verhalten gegen gewisse chemische Agentien gleiches Verhalten, weshalb diese zu ihrer Erkennung vielfach benützt werden. Solche Eiweißreaktionen sind mehrere bekannt. Zu den wichtigeren zählt die Xanthoproteinprobe, die auf der Erscheinung beruht, daß die Eiweißkörper beim Kochen mit Salpetersäure gelb werden. Fügt man Ammoniak zu, so tritt ein Farbumschlag in Orange ein. Bei der Biuretprobe fügt man zur Eiweißlösung etwas Natron- oder Kalilauge und setzt einen Tropfen Kupferbitriollösung zu, wodurch das Ganze eine violette Färbung annimmt. Kocht man eine Eiweißlösung einige Zeit mit einer Lösung von salpetersaurem Quecksilber und wenig salpetriger Säure, so färbt sich das Eiweiß rosenrot (Millonsche Reaktion).

Man teilt die echten Eiweißstoffe in die zwei Gruppen Albumine und Globuline ein. Während erstere durch gewöhnliches Wasser in scheinbare Lösung übergehen, ist zur Erreichung desselben Zieles bei den Globulinen das Vorhandensein gewisser Salze in bestimmten Konzentrationen notwendig.

Die Albumine können mit anderen Stoffen Verbindungen eingehen, und es entstehen dadurch eiweißähnliche Körper oder Proteide, aus denen durch entsprechende Behandlung das Eiweiß freigemacht werden kann. Zu den Proteiden gehört zum Beispiel das Hämoglobin, das eisenhaltig ist, ferner das Kasein, dessen Anwesenheit wir in allen Milcharten feststellen können und das neben einem Gehalt an Phosphor noch durch einen weiteren Grundbestandteil, das Kalzium charakterisiert ist. Die Eiweißstoffe vermögen zu Gebilden auszuwachsen, die Kristallähnlichkeit haben.

Die andere Nährstoffgruppe, von der wir einen Vertreter in der Milch vorfinden, ist die der Kohlenhydrate, die wie die Fette aus den Grundstoffen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen. Die Mengenverhältnisse, in denen sich diese drei Grundstoffe zusammengefunden haben, sind jedoch bei den Kohlenhydraten andere als bei den Fetten. Fette und Kohlenhydrate unterscheiden sich deshalb grundsätzlich voneinander. Die Kohlenhydrate enthalten mehr Sauerstoff, jedoch weniger Kohlenstoff und Wasserstoff als die Fette. Zu den Kohlenhydraten gehört vor allem die als Stärke bezeichnete bekannte chemische Verbindung, sodann die Zuckerarten, unter ihnen das in der Milch sich vorfindende Kohlenhydrat, der Milchezucker. Der Milchezucker, der technisch aus der Milch gewonnen wird, bildet rhombische Kristalle und dreht die Ebene des polarisierten Lichtes nach rechts. Er schmeckt nicht so süß wie Rohrzucker, wird von Gefe kaum vergoren, dagegen leicht von Milchsäurebakterien in Milchsäure umgewandelt (Milchsäuregärung). Auch die von den Hefepilzen ausgeschiedenen Stoffe verändern den Milchezucker und führen ihn teilweise in Alkohol über (alkoholische Gärung). Die Fette, eben-

falls eine große Gruppe von untereinander wohl unterscheidbaren Stoffen, sind Verbindungen von Fettsäuren (Palmitinsäure, Stearinsäure und Oläure) und Glycerin. Von den Eigenschaften dieser Fette sei hervorgehoben, daß sie in Wasser unlöslich sind. Auch das in der Milch vorhandene Fett ist keineswegs gelöst, sondern in ihr in Form sehr kleiner Kügelchen vorhanden, deren Durchmesser 0,0016 bis 0,01 Millimeter beträgt. Sie können wegen ihrer Kleinheit nur unter dem Mikroskop erkannt werden. Man kann die Fette, die Verbindungen von Glycerin und Fettsäuren, spalten mit Hilfe von Laugen. Bei diesem Spaltungsprozeß werden Substanzen gebildet, die uns unter dem Namen Seifen wohlbekannt sind. Die Seifen sind Fettsäuren, die sich mit den Laugen zu den entsprechenden fettsauren Salzen verbunden. Die festen Seifen werden erhalten aus den Fetten durch Anwendung von Natronlauge. Man erhält fettsaures Natrium. Die weichen Seifen bestehen aus fettsaurem Kalium. Beide Arten von Seifen enthalten noch freie Säuren.

Sehr wichtig für die Beurteilung eines Nahrungsmittels ist es, den Verbrennungswert dieser eben angeführten Nährstoffe, Eiweißstoffe, Fette und Kohlenhydrate zu kennen. Man hat die Verbrennungswärme in besonderen Apparaten, in den Kalorimetern bestimmt und drückt den gefundenen Wert in Kalorien aus. Unter einer Kalorie ist die Wärmemenge zu verstehen, die erforderlich ist, um 1 Gramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. Man fand hierbei, daß Kohlenhydrate und Eiweißstoffe ungefähr dieselbe Wärmemenge in unserem Körper bilden, während diese bei den Fetten doppelt so groß ist.

Sehr wichtig sind die Feststellungen, daß jeder gesunde arbeitende Mensch täglich etwa 100 Gramm Eiweiß bedarf, das durch Kohlenhydrate oder Fette nicht ersetzt werden kann.

Über den Gehalt dieser Nährstoffe zueinander in den verschiedenen Nahrungsmitteln, über die Stellung der Milch in bezug auf Nährwert geben folgende Tabellen (nach Bunge) Aufschluß:

100 Gramm der Nahrungsmittel im natürlichen wasserhaltigen Zustand enthalten:

	Eiweiß Gramm	Fett Gramm	Kohlen- hydrate Gramm
Apfel	0,4	—	13
Möhre (gelbe Rübe, <i>Daucus carota</i>)	1,1	0,2	9
Kartoffel	2	0,1	20
Frauenmilch	2,4	4	6
Kohl (Savoyer, Wirsing, <i>Brassica oleracea</i> , var. <i>bullata</i>)	3,3	0,7	7
Ruhmilch	3,4	4	5
Reis	8	0,9	77
Mais	10	4,6	71
Weizen	12	1,7	70
Hühnereis	13	0,3	—
Fettreicher Fisch (Flussaal)	13	28	—
Magerer Fisch (Hecht)	18	0,5	—
Fettes Schweinefleisch	15	37	—
Hühnereidotter	16	32	—
Fettes Rindfleisch	17	26	—
Mageres Rindfleisch	21	1,5	—
Erbsen	23	1,8	58

100 Gramm Eiweiß sind enthalten in:

25000 Gramm Äpfeln,	750 Gramm Hühnereiweiß,
9000 " Möhren,	750 " fettreichen Fisches (Hal),
5000 " Kartoffeln,	650 " fetten Schweinefleisches,
4200 " Frauenmilch,	620 " Hühnereidotter,
3000 " Kohl,	600 " fetten Rindfleisches,
8000 " Kuhmilch,	550 " mageren Fisches,
1250 " Reis,	480 " mageren Rindfleisches,
1000 " Mais,	430 " Erbsen.
800 " Weizen,	

Zugleich mit 100 Gramm Eiweiß werden aufgenommen in:

	Kohlen- hydrate Gramm	Fette Gramm		Kohlen- hydrate Gramm	Fette Gramm
Kuhmilch	140	107	Mais	740	46
Kohl	220	21	Möhren	820	20
Erbsen	230	7	Reis	990	11
Frauenmilch	270	170	Kartoffeln	1000	8
Weizen	580	14	Äpfeln	3300	0

Zu berücksichtigen bei diesen Tabellen ist noch besonders, daß sich die Eiweißstoffe im menschlichen Körper nicht bei allen Nahrungsmitteln gleich verhalten. Ausnutzungsversuche haben gezeigt, daß ein Teil des Eiweißes vom Körper nicht aufgenommen wird, sondern in den Ausscheidungsstoffen sich wiederfindet. Diese Menge nicht aufgenommenen, nicht resorbierten Eiweißes beträgt zum Beispiel beim Rindfleisch 2,6 Prozent der Eiweißzufuhr, bei Eiern circa 2,9 Prozent; bei Milch und Käse konnte bis zu 12 Prozent unresorbierten Eiweißes festgestellt werden. Die Resorption des Fettes und der Kohlenhydrate ist, ausgenommen von der zu den Kohlenhydraten gehörenden Zellulose, durchweg eine bessere, vollständigere als die des Eiweißes.

Wir werden unter den in der Milch vorhandenen Stoffen auch solche kennen lernen, die ebenfalls eine große Rolle bei der Ernährung spielen, ohne eigentliche Eiweißstoffe zu sein, aber doch gewisse Ähnlichkeit mit ihnen haben. Es sind phosphorhaltige organische Körper, zu denen das in der Milch vorhandene Lecithin zu zählen ist. Mit diesem Namen umfaßt man eine Gruppe von Stoffen, die Beziehungen zu den Nervensubstanzen haben. Auch die Nukleine, hauptsächlich in den Kernen der Zellen vorkommend, sind phosphorhaltig und finden sich nicht selten mit Eiweißstoffen zu den sogenannten Nukleoalbuminen vergesellschaftet. Es sei auch noch auf einen Stoff, der ebenfalls in der Milch vorkommt, aufmerksam gemacht, auf das Cholesterin, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehend.

Der menschliche und tierische Körper nimmt nicht nur organische Nahrung auf, das heißt solche Stoffe, die mehr oder weniger Kohlenstoff in der verschiedenartigsten Bindung mit anderen Elementen enthalten, sondern auch kohlenstofffreie Nahrung, anorganische Nahrung. Zu ihnen zählt naturgemäß in erster Linie das Wasser, aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehend. In der Milch ist es in genügender Menge vorhanden. Neben Wasser sind die anorganischen Salze zu erwähnen, die wir zum Aufbau unserer Körpersubstanzen neben der organischen Nahrung benötigen. Selbstverständlich wird ein schnell wachsender Organismus, der in der Zeiteinheit mehr Gerüst ansieht als ein ausgewachsener, dieser Salze dringender bedürfen als der

ältere Organismus. Diese anorganischen Salze sind verschiedener Natur. In der Milch finden wir Kaliumsalze, Natriumsalze, Kalziumverbindungen, Magnesiumverbindungen, Eisensalze. Alle diese Stoffe sind in den Untersuchungsergebnissen der Milch als mineralische Bestandteile oder als Asche bezeichnet, weil sie bei der Verbrennung der Milch übrig bleiben.

Wieviel von den erwähnten Stoffen sind in den verschiedenen Milcharten enthalten? Folgende Tabelle enthält die Antwort auf diese Frage:

100 Teile Milch enthalten:

	Mensch	Hund	Katze	Kanin- chen	Meer- schweinchen	Schwein	Pferd
Kasein	1,2	4,8	3,7	8,2	4,7	3,8	1,2
Albumin	0,5	2,6	3,3	2,2	0,5	1,5	0,8
Summe der Eiweißkörper ¹	1,7	7,4	7,0	10,4	5,2	5,3	2,0
Fett	3,8	11,6	4,8	16,7	7,1	9,5	1,2
Milchzucker	6,0	3,2	4,8	2,0	2,2	3,3	5,7
Asche	0,2	1,3	1,0	2,5	0,78	0,81	0,4

	Gef.	Rind	Stiege	Schaf	Kenn- tier	Kamel	Lamm	Delfphin
Kasein	0,7	3,0	2,9	4,1	4,8	—	3,0	—
Albumin	1,6	0,5	0,8	0,8	2,0	—	0,9	—
Summe der Eiweißkörper ¹	2,2	3,5	3,7	4,9	10,4	4,0	3,9	7,6
Fett	1,6	3,7	4,3	9,3	17,1	3,1	3,2	43,8
Milchzucker	6,0	4,9	3,6	5,1	2,8	5,6	5,6	—
Asche	0,5	0,7	0,8	0,8	1,5	0,8	0,8	0,5

Die genaue Untersuchung der Asche ergab folgendes:

1000 Teile Milch enthalten:

	Mensch	Hund	Kanin- chen	Meer- schwein	Schwein	Pferd	Rind	Stiege	Schaf
K ₂ O (Kaliumoxyd)	0,780	1,41	2,5	0,75	0,99	1,05	1,77	1,3	1,00
Na ₂ O (Natriumoxyd)	0,232	0,81	2,0	0,70	0,74	0,14	1,11	0,6	0,89
CaO (Kalk)	0,328	4,53	8,9	2,42	2,40	1,24	1,60	2,0	2,52
MgO (Magnesia)	0,064	0,20	0,6	0,24	0,14	0,13	0,21	0,16	0,15
Fe ₂ O ₃ (Eisenoxyd)	0,004	0,02	0,02	0,013	0,042	0,02	0,004	0,04	0,04
P ₂ O ₅ (Phosphorsäure- anhydrid)	0,473	4,93	10,0	2,88	3,00	1,31	1,97	2,91	3,00
Cl (Chlor)	0,438	1,63	1,4	1,00	0,67	0,81	1,70	1,00	1,34

Aus diesen Tabellen geht deutlich hervor, daß der stoffliche Gehalt der Milcharten in bezug auf Qualität durchweg Ähnlichkeiten aufweist, daß aber die Mengenverhältnisse, in denen sich diese Stoffe in den Milcharten vorfinden, außerordentlich verschieden sind. Natürlich hängen diese Verhältnisse mit den Eigenschaften des Tieres zusammen, für das die Milch bestimmt ist. Wir haben gerade in diesen Erscheinungen ein Beispiel für die Tatsache, daß der Körper des Muttertieres über die Grenzen des Individuums hinaus in zweckmäßiger Weise Vorfrage trifft, daß er für das junge Tier eine Nahrung in Bereitschaft hält, die den Eigenschaften dieses Weltneulings völlig Rechnung trägt.

Wir haben in der Milch eines der interessantesten Produkte physiologisch-chemischer Synthese. Auch die Mengenverhältnisse sind genau an die Art-eigentümlichkeiten des Tieres angepaßt. Bunge hat darauf aufmerksam ge-

¹ Eiweiß und Milchzucker.

macht, daß die Milch der rascher wachsenden Tiere reicher ist an denjenigen Stoffen, die zum Aufbau der Gewebe dienen, nämlich an Eiweiß und an anorganischen Stoffen. Ordnen wir einige Milcharten nach dem Gehalt an diesen Substanzen und setzen dazu die Wachstums geschwindigkeit, so stellen wir folgende Reihenfolge nach Bunge fest:

	Zeit der Verdopplung des Körpergewichts vom neugeborenen Geschöpf in Tagen	100 Gewichtsteile Milch enthalten:			
		Eiweiß	Fische	Kalt	Phosphor- säure
Mensch	180	1,6	0,2	0,033	0,047
Pferd	60	2,0	0,4	0,124	0,131
Rind	47	3,5	0,7	0,160	0,197
Ziege	22	3,7	0,8	0,197	0,284
Schaf	15	4,9	0,8	0,245	0,293
Schwein	14	5,2	0,8	0,249	0,308
Katze	9 1/2	7,0	1,0	—	—
Hund	9	7,4	1,3	0,455	0,508
Raninchen	6	10,4	2,5	0,891	0,997

Wie bereits hervorgehoben worden ist, schreitet aber auch die Zusammen-
setzung der Milch mit der Entwicklung des Sprößlings, sei es Mensch, Kalb
oder Hund fort. Die Wachstums geschwindigkeit verlangsamt sich. Dabei
ändert sich auch das Stoffbedürfnis qualitativ und quantitativ. Dieser Umde-
nung trägt der mütterliche Organismus Rechnung, wie aus folgenden Unter-
suchungsergebnissen von Niedert ersichtlich ist:

Tag der Laktation	100 Gramm Frauenmilch enthalten:				
	Fett	Milch- zucker	Fische	Bitronen- säure	Eiweiß
	Gramm	Gramm	Gramm	Gramm	Gramm
Kolostrum 2. Tag . . .	4,08	4,08	0,48	0,05	9,76
3. "	2,88	5,31	0,39	0,05	7,45
Kolostrum 5. bis 6. " . . .	3,72	5,68	0,29	0,05	2,98
8. " 11. "	3,14	6,26	0,27	0,05	2,65
20. " 40. "	3,77	6,49	0,22	0,05	2,04
70. " 120. "	3,21	6,88	0,20	0,05	1,74
120. " 170. "	3,25	6,86	0,19	0,05	1,43
170. Tag und später . .	3,22	6,78	0,18	0,05	1,59

Es ist ein Vorgang, der zu den feinsten ökonomischen Erscheinungen ge-
hört, die wir quantitativ chemisch an lebenden Körpern feststellen konnten.
Wir sehen an diesen Beispielen deutlich, wie verwickelt der Bau der Milchdrüse
sein muß, welche dieses komplizierte Stoffgemenge Milch hervorbringt. Wir
sehen, wie der ganze tierische oder menschliche Leib besonders in diesen für die
Erhaltung der Art so wichtigen Funktionen als eine harmonische Verkörperung
bis ins kleinste wohlgefügter und ausgearbeiteter Ideen aufzufassen ist. Wir
sehen aber auch daran, welche enormen Fortschritte die biologische Betrach-
tungsweise, selbstverständlich mit der Grundlage entsprechender experimen-
teller Arbeiten, auf dem unendlichen Gebiet der Lebenserscheinungen zu ver-
zeichnen haben wird.

Und die praktischen Folgerungen, die aus all dem hervorgehen? Die Art-
milch ist die einzige zweckentsprechende Nahrung des Säuglings.

Eine ebenfalls wichtige Anpassung, auf die noch aufmerksam gemacht
werden soll, betrifft den Gehalt der Milch an Lecithin. Lecithin ist die Phos-

phoreitweißverbindung, die in erster Linie zur Bildung von Nervensubstanz dient und deshalb in größter Menge im Gehirn vorzufinden ist. Naturgemäß wird das Lebewesen, das ein verhältnismäßig größeres Gehirn besitzt, mehr Lecithin benötigen, soll das Gehirnwachstum ungestört vor sich gehen, als ein Lebewesen mit kleinerem Gehirn. Tatsächlich finden wir in der Menschenmilch wesentlich mehr Lecithin als in der Kuhmilch; denn das Gehirngewicht des Menschen ist relativ höher als das des Kalbes.

Die Unterschiede drücken sich noch in anderem aus. Nicht nur der Menge nach sind die Stoffe der Milcharten untereinander verschieden, zweifellos auch ihrer Qualität nach. Wir haben gesehen, daß man unter Eiweiß keineswegs ein einheitliches chemisches Individuum, wie zum Beispiel Kochsalz, Salpetersäure oder einen anderen chemisch genau definierbaren Stoff zu verstehen hat. Eiweiß ist eine Gruppenbezeichnung, ebenso Kasein. Und dadurch, daß wir gewisse Ähnlichkeiten unter den aus verschiedenen Milcharten isolierten Eiweißverbindungen feststellten, ist keineswegs gesagt, daß das Albumin der Menschenmilch genau dasselbe ist wie das der Kuhmilch. Beim Kasein drückt sich dies übrigens schon äußerlich aus. Setzt man nämlich der Kuhmilch Lab zu, den als Ferment bezeichneten Stoff, der im Magensaft einer Reihe von Tieren, auch in dem des Menschen enthalten ist, so wird das Kasein der Milch unlöslich. Die Milch gerinnt. Das Kasein scheidet sich in Flocken aus. Merkwürdigerweise sind aber die Kaseinflocken der Kuhmilch gröber, dicker als die Kaseinflocken der Muttermilch. Kuhmilch gerinnt durch Labzusatz dickflockig, Menschenmilch sehr feinflockig. Selbstverständlich hat die Flockenform auf den empfindlichen Verdauungsapparat des menschlichen Säuglings einen ganz erheblichen Einfluß. Einem grobflockigen Gemenge von Kasein, einem Kaseinklumpen der Kuhmilch gegenüber wird sich der Säuglingsmagen anders verhalten als bei den leichten weichen Flocken der Menschenmilch. Bei ersterem wird nicht selten die ganze Magenmuskulatur erheblich angestrengt, es treten Reizererscheinungen auf, die leider so vielen Müttern in der Erscheinung des Brechens bekannt sind. Beim feinflockigen Kaseingemenge der Muttermilch wird auch die Ausnützungsmöglichkeit wegen der verhältnismäßig größeren Gesamtoberfläche der Teilchen eine bessere sein. Das ganze Verdauungssystem wird leichter und besser arbeiten. Untersucht man die anderen Bestandteile der Milcharten genau, so finden wir auch bei den Fetten Unterschiede. Wir dürfen an dieser Stelle noch hervorheben, daß unsere physiologisch-chemischen Untersuchungsmethoden nur bis zu einem gewissen Grade ausgebildet sind, so daß sich mit ihrer Hilfe in Wirklichkeit nur verhältnismäßig grobe Unterschiede feststellen lassen. Daß die innere Struktur dieser Stoffe eine sehr verwickelte ist, bestreitet kein Biologe und kein Chemiker; und gerade die Struktur, der innere Aufbau bewirkt die Verschiedenheit. Das Fett von Menschenmilch und von Kuhmilch hat zum Beispiel einen verschiedenen Gehalt an Fettsäuren.

Die Milch ist eine lebende Flüssigkeit. Sie ist kein einfaches Gemenge von chemisch leicht bestimmbarern Stoffen. Die Milchforschung stellt fast täglich neuartige Stoffe in ihr fest, denen man besondere Namen zu geben hat. Diese Stoffe sind zwar in sehr geringer Menge vorhanden. Wenn wir jedoch die Wirksamkeit anderer vom lebenden Organismus erzeugten Substanzen in Betracht ziehen, so müssen wir auch den geringsten Mengen eine Bedeutung zumessen, wie denn die Stoffmengen bei physiologischen Erscheinungen oft unwägbare klein sind. Es ist auf die Fermente oder Enzyme hinzuweisen. Mit

dieser Bezeichnung sucht man um eine Klasse eigenartiger Stoffe einweißähnlichen Charakters ein Band zu legen. Es sind konzentrierte chemische Kraftquellen des lebenden Organismus. Mit ihnen leitet der Leib die wichtigsten chemischen Umsetzungen ein, wie sie bei der Nahrungsaufnahme bis zur endgültigen Ausscheidung der ausnützbaren Bestandteile vor sich gehen. Wir finden diese Fermente im Speichel, wir finden sie im Magensaft, in den Sekreten der Darmdrüsen. Es sind, wie der Chemiker sagt, der ja jede chemische Wandlung, jede Stoffumsetzung als Reaktion bezeichnet, Reaktionsbeschleuniger, besonders noch dadurch charakterisiert, daß sie während dieser Umsetzungen durch den Einfluß der Spaltungsprodukte unwirksam werden. Der Organismus hat damit eine der enormen Wirksamkeit der Fermente angepaßte Möglichkeit ihrer Aufhebung, wiederum in der denkbar besten Form, in der Form, die als die sparsamste bezeichnet werden muß. Als Vertreter der Fermente sei, um einen Begriff ihrer Wichtigkeit und ihrer Wirksamkeit zu geben, die Diastase angeführt, welche Stärke in eine Maltose benannte Zuckerart umwandelt, ferner die Hymase, welche die alkoholische Gärung verursacht, das heißt Traubenzucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten vermag, Pepsin, ein im Magensaft enthaltenes, eitweißverdauendes Enzym. Für die Milchwirtschaft von besonderem Interesse ist das Enzym Lab, das im Magensaft, in der Magenschleimhaut und in geringerer Menge im Blute vorkommt, auch in einer Reihe von pflanzlichen Materialien nachgewiesen wurde. Labferment bewirkt, der Milch zugelegt, ihre Gerinnung. Unter Gerinnen versteht man die Ausscheidung von unlöslichen Bestandteilen, von Eitweiß und Kasein. Durch diese Kaseinausscheidung aus Milch in süßem Zustand ist das Lab für die Milchwirtschaft wichtig geworden. Es wird aus der Kalbsmagenschleimhaut dargestellt, indem man diese mit 0,1- bis 0,2prozentiger Salzsäure auszieht.

In der Milch selber sind eine Reihe solcher Fermente, die offenbar eine besondere Rolle im Organismus spielen, für den die Milch bestimmt ist. Von diesen Milchfermenten ist die Katalase für die Untersuchung der Milch wichtig geworden. Katalase wirkt kräftig auf Wasserstoffsuperoxyd ein und spaltet dieses in Sauerstoff und Wasser. Von weiteren Fermenten der Milch sind die Sauerstoffüberträger Peroxydase und die Oxydase anzuführen. Unter Lipase — ein Vertreter ist ebenfalls in der Milch vorhanden — ist ein fettspaltendes Enzym zu verstehen. Reduktase entzieht Sauerstoff. Durch Erwärmen auf Temperaturen von 60 bis 70 Grad werden die meisten Enzyme zerstört. So klein ihre Mengen sind, so sind sie doch wichtige Faktoren. Riches bezeichnete es als erstes Gesetz der Mikrochemie, daß die bei physiologischen Reaktionen in Wirksamkeit tretenden Stoffquantitäten in der Regel sehr gering sind, so gering, daß eine Messung mit der Wage unmöglich ist.

Ein Beweis für die „Arteigenheit“ der Milch, das heißt dafür, daß jede Tierart eine ihr spezifische Milch erzeugt, hat neuerdings angestellt werden können mit Hilfe einer besonderen Untersuchungsmethode, die uns Gelegenheit gibt, von einem anderen Gesichtspunkt aus die Beschaffenheit der Milch zu betrachten. Kraus wies im Jahre 1897 nach, daß man in Bouillon, in der Cholera vibrionen, Typhusbazillen oder Pesterreger gezüchtet worden sind, und die man durch Filtrieren bakterienfrei gemacht hat, eigentümliche Erscheinungen hervorrufen kann. Fügt man zu bakterienfreier Typhusbazillenkultur Typhuserum, Blutflüssigkeit eines Tieres, das Typhus über-

standen hat, so entsteht ein Niederschlag, eine Trübung. Dieser Niederschlag wird, und das ist das Eigentümliche, nur von Typhusserum hervorgerufen, nicht von gewöhnlichem Serum, nicht von Serum eines Tieres, das eine andere Krankheit als Typhus durchgemacht hat. Die Niederschläge sind also spezifisch. Sie wurden als Präzipitate, die im Krankheitsserum enthaltenen niederschlagserzeugenden Stoffe als Präzipitine bezeichnet. Wenige Jahre nach der Entdeckung von Kraus beobachteten Chistiwitsch, Bordet und andere, daß nicht nur Serum von Tieren, welche die obengenannten Krankheitserreger in sich gehabt hatten, Präzipitine enthält. Behandelt man Kaninchen mit Pferdeblutserum, so wird das Blut des Kaninchens verändert. Dies zeigt sich daran, daß das Kaninchenblutserum nunmehr mit Pferdeblutserum Niederschläge bildet. Wendet man statt Pferdeblutserum Stutenmilch an, das heißt spritzt man geringe Mengen dieser Milch in das Blut eines Kaninchens, so verändert sich die Blutflüssigkeit ebenfalls. Denn das Serum dieses Kaninchens wird in Stutenmilch einen Niederschlag erzeugen, und zwar nur in Stutenmilch. Spritze ich Kuhmilch ein, so wird ein Niederschlag des Kaninchenferums nur mit Kuhmilch hervorgebracht. Milch gehört demnach zu den präzipitogenen Substanzen, zu den Körpern, die gewissen Organismen einverleibt, in diesen die Bildung spezifischer Niederschlagserzeuger (Präzipitine) veranlassen und die, mit diesen Präzipitinen zusammengebracht, spezifische Niederschläge (Präzipitate) hervorrufen. Die ultramikroskopische Untersuchung hat durch die Funde besonderer Körperchen in der Milch (Laktikonien), die nur in einigen Milcharten nachgewiesen werden konnten (Kuhmilch enthält sie, Frauenmilch nicht), ein neues Unterscheidungsmerkmal festgestellt.

Wenn Krankheitserreger, wie Typhusbazillen, Cholera vibrionen und andere, in einen Organismus eindringen, so vermehren sie sich in diesem, wodurch Veränderungen anatomischer und chemischer Art auftreten. Zellen können in ihren Formen verändert und zerstört werden; die Körperflüssigkeiten nehmen neuartige Stoffe auf, die von den Bakterien ausgeschieden werden oder aus denen die Bakterien selbst bestehen (Bakterienkörpersubstanzen). Als Abwehrmittel dienen dem lebenden Organismus die weißen Blutkörperchen (Leukozyten), welche die Fähigkeit besitzen, Bakterien in sich aufzunehmen und zu verdauen. Die Wichtigkeit dieser Leukozyten oder, wie sie wegen ihren Eigenschaften auch genannt werden, Phagozyten (Fresszellen) geht daraus hervor, daß ihre Zahl bei den meisten Infektionskrankheiten außerordentlich groß ist, daß eine sogenannte Hyperleukozytose besteht. Bei diesen Abwehrprozessen mitwirkend sind die Stoffe, welche die Leukozyten ausschcheiden, die von Buchner entdeckten Alexine.

Im Gegensatz zu den eben beschriebenen Vorgängen, die bei fast allen infektiösen Prozessen in gleicher Weise beobachtet werden, sind zu den Reaktionen des lebenden Organismus gegen eingedrungene Krankheitserreger und deren Gifte noch spezifische Bildungen zu zählen, das heißt die Entstehung von Stoffen, welche die Natur der Krankheitserreger berücksichtigen, Stoffe, die bei der Typhuskrankheit andere sind als beim Milzbrand, bei der Tuberkulose usw. Zu den letzteren „spezifischen Antikörpern“, wie man sie nennt, gehören Agglutinine, ferner bakterienlösende Stoffe (Bakteriolysine) und die Gegengifte (Antitoxine). Die Agglutinine haben die Eigenschaft, durch ihr Vorhandensein die Krankheitserreger zum Zusammenballen zu

bringen und dadurch unbeweglich zu machen, die Bakteriolytine lösen die Krankheitserreger auf. Eine andere Gruppe von Antikörpern wirkt direkt bakterientötend (bakterizid). Über die anderen Eigenschaften dieser bemerkenswerten Bildungen, deren Diskussion einen breiten Raum in der neuzeitlichen Bakterienforschung einnimmt, soll hier nicht weiter die Rede sein. Sie wurden nur deshalb angeführt, weil sie zu der Frage Anlaß gaben, ob die Agglutinine, Bakteriolytine, Antitoxine auch in die Milch übergehen. Man stellte fest, daß Milch beträchtliche Mengen von Agglutininen enthalten kann. Wöchnerinnen, die an Typhus erkrankten, scheiden eine Milch aus, welche die Eigenschaft hat, Typhusbazillen zum Zusammenballen zu bringen, also Typhusagglutinine birgt. Oft überragt der Agglutiningehalt der Milch den des Blutes. Die Agglutinine der Milch können in das Blut des Säuglings übergehen, jedoch wurde beobachtet, daß dies nur dann der Fall ist, wenn die Wöchnerin in der Zeit des Stillens krank, zum Beispiel typhuskrank war. Es soll ferner erwähnt sein, daß das Blutserum der Brustföter, der mit Muttermilch gestillten Säuglinge stärker bakterientötend wirkt als das Blutserum der künstlich ernährten Kinder. Dies hängt damit zusammen, daß Schutzstoffe des Blutes (Alygine) in die Milch übergehen, ebenso auch die spezifischen Gegengifte, die Antitoxine. Da der Gehalt des Blutes an Antitoxinen, die nach der Neutralisation der Bakteriengifte (Toxine) noch übrig bleiben, dem Organismus einen Schutz gegen die Wiederholung der Krankheit (Immunität) wenigstens für einen gewissen Zeitraum verleihen, so wurde auch erörtert, ob durch Genuß von antitoxinhaltiger Milch eine solche Immunität künstlich auf andere übertragen werden kann. Dies ist der Fall. Die Milch der immunen Mutter wird zum Überträger der spezifischen Antitoxine und kann dadurch eine Immunität des Säuglings bewirken.

Die Erscheinung, daß frische gewöhnliche Milch auf bestimmte Fäulnisbakterien hemmend einwirkt, beruht auf der Gegenwart antagonistischer Bakterien. Man versteht hierunter Bakterien, die andere beseitigen. Man benützte aus diesem Grunde auch schon Milch, um die Fäulnisprozesse in fäulnisfähigen Stoffen zu verhindern. In erster Linie sind es von den Bakterien die Koli- und Krogenesstämmen, welche die Entwicklung der Fäulniserreger, die in *Bacillus putrificus* die Hauptvertretung haben, hemmen. Es ist selbstverständlich, daß Milch, in der die Bakterien durch Erwärmen abgetötet wurden, nicht mehr fäulniswidrige Eigenschaften hat, da die antagonistischen Bakterien in ihr fehlen.

Bücherschau.

Hermann Wendel, August Bebel. Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter. Berlin 1913, Buchhandlung Vorwärts. 103 Seiten. Preis 1 Mark.

Flott und frisch geschrieben, erweckt diese Gedächtnisschrift auf unseren verewigten Vorkämpfer doch ein gewisses Unbehagen in dem Leser. Sie kommt zu früh, um schon ein historisch abwägendes Urteil zu gestatten, und doch zu spät, als daß ihr rein panegyrischer Ton nicht etwas auf die Nerven fiele. Eine Trauerrede hat ihr gutes Recht, aber eine historische Darstellung nicht minder. Man bringt keine geschichtliche Gestalt heraus, wenn man das unvermischte Weiß auf die Leinwand überträgt.

Der Vorwärts-Verlag hätte so viel Vertrauen auf die dauernde Größe Bebel's haben sollen, um vorauszusetzen, daß eine Schrift über ihn auch dann noch eine

lebhafteste Teilnahme unter den Parteigenossen finden würde, wenn sie einige Monate später erschiene, als eine gehörig vorbereitete und ausgereifte Arbeit. Auch hätte er dem Wüchlein nicht ein gar so abschreckendes Porträt Nebels beigegeben sollen. Es gibt deren ungleich bessere.

Viel geringer ist der Tadel, der den Verfasser trifft. Trat einmal die Anforderung zu einer solchen Gedenschrift an ihn heran, so konnte er sich ihr nicht wohl entziehen, und was unter diesen Umständen irgend geleistet werden konnte, das hat er geleistet. Es ist die aufrichtigste Teilnahme für sein großes Talent, die uns den Wunsch aussprechen läßt, daß er es nicht vorzeitig verzetteln möge.

Gefreut hat uns aber die staatsmännische Würde, die er sich schon in seinen jungen Jahren zulegt. Er meint, daß ein Parteimitglied, das kein „Muster katonischer Sittenstrenge“ sei, schon den Verdacht rechtfertige, ein Verräter zu sein. Na, na, Genosse Wendell!

Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche. Stuttgart, Verlag der „Lese“. Preis 1,50 Mark.

Diese Biographie eines Landstreichers, Fremdenlegionärs, Arbeiters und Rekruten hat menschliches und literarisches Schwerkgewicht. Es enthüllt sich hier wieder einmal, wie heute weder Familie noch Schule im allgemeinen die Fähigkeit besitzen, starke eigenwillige Naturen festzuhalten und zu bilden. Gewiß wird der Baldamus nicht gerade durch äußere Not zum Landstreicher, in ihm steckt etwas vom Abenteuerer, aber doch nur in dem Sinne, wie jeder Nichtphilister Bürger und Pilger zugleich ist, zuzeiten mehr das eine oder das andere.

Seine Erlebnisse als Landstreicher und Fremdenlegionär erzählt der Verfasser mit tiefster Wahrhaftigkeit und jenem Mannesstolz, der zu seinen Taten steht und, im Bewußtsein weiterer innerer Entwicklung, niemand das Recht zugesteht, auf ihn den ersten Stein zu werfen. Dahinter steht, dem Dichter selbst vielleicht noch nicht klar bewußt, die Empfindung, daß der landstreichende Vagabund nicht schlimmer sozial sündigt als der in allen Ehren fremde Arbeit ausbeutende Bourgeois.

Ich sage „sündigt“, denn der Baldamus sieht in der dargestellten Periode seines Lebens eine tiefe Verirrung und sucht den Weg aus dem Schmutz der Straße und des Landsknechtums heraus. Keine falsche Romantik umgibt das Kundenleben, und wo einmal sentimentale Töne anklingen, da sind sie Ausbrüche der durch inneres und äußeres Elend unterdrückten Menschlichkeit.

Dieser Proletarier ist ein Dichter, der sich seiner Kraft noch kaum bewußt geworden ist und mit höchster unberechneter Naivität seine Reichtümer ausschüttet. Bei einem bisweilen grammatikalisch nicht ganz reinen Deutsch ist er von hinreichender Sprachgewalt, wenn er will. Ihm liegt jedes schriftstellerische Raffinement so fern, daß er einzig die Wirklichkeit, wie sie ihm Erlebnis wurde, gestaltet. Vielleicht liegt seine Begabung sogar mehr auf ihrischem Gebiet; unter den der Biographie angehängten Liedern sind einige, die man nicht mehr vergißt.

Am Schlusse der Erzählung gibt der Baldamus seiner frohen Gewißheit Ausdruck, daß er an innerer Vertiefung noch viel zu gewinnen hoffe. Nur der ganz große, letzten Endes uneigennützige Dienst wird diesen Geist fesseln. In den Liedern des Arbeiters heißt es:

Gemach, gemacht, es kommt ein Tag,
Da wird die Sonne leuchtend schön
Auch über unsern Hütten stehn
Und nie mehr, nie mehr untergehn.
Drum laßt uns adern, laßt uns sä'n.

Dürfen wir hoffen, daß auch der Weg dieses Suchenden in den Strom des proletarischen Emanzipationskampfes einläuft? F r i e d r i c h E l s n e r.



1. Band Nr. 5

Ausgegeben am 31. Oktober 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Partei und die Jugend.

Von R. Reimling.

Die Jugenddebatte auf dem Zenaer Parteitag hat in der bürgerlichen Presse ein lebhaftes Echo geweckt, das noch verstärkt an unser Ohr flingen wird, sobald erst die nur periodisch erscheinenden Fachblätter der bürgerlichen Jugendbewegung sich mit den in Zena laut gewordenen Stimmen beschäftigt haben werden. Die Ausführungen von zwei Genossen, die Ursache zu haben glaubten, mit den bisherigen Erfolgen der proletarischen Jugendbewegung unzufrieden zu sein, haben hingereicht, um jene Presse in helles Entzücken zu versetzen. Sie, die noch vor dem Parteitag die „Gefahr“ der roten Jugendbewegung nicht schwarz genug malen konnte, sieht jetzt bereits ihren nahe bevorstehenden völligen Bankrott voraus und jubelt mit Herrn Richard Nordhausen im „Tag“: „Wir wollen nicht mehr locker lassen. Das junge Jungdeutschland, auch das rote, gehört uns, wenn wir weiter unbeirrt und ohne Menschenfurcht unsere Pflicht tun.“

Der Jubel, dünkt uns, ist reichlich unmotiviert, und er würde gänzlich unverständlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß er so gut wie die vorhergegangene Schwarzmalerei kühler Berechnung entspringt. Die bürgerliche Gesellschaft soll, so oder so, in noch höherem Maße als bisher für die Unterstützung der von Ministern protegierten und von Generälen geleiteten nationalen Jugendpflege gewonnen werden.

Sind danach auch die Motive klar, die unsere Gegner zur pessimistischen Schwarzmalerei wie zum optimistischen Frohlocken verführen, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir daraus nicht eine Lehre ziehen könnten, und sei es auch nur die, daß von der Partei und von den Parteigenossen in Zukunft noch unendlich mehr als bisher für den proletarischen Nachwuchs getan werden muß. Die Partei kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die bisher geleisteten finanziellen Aufwendungen für die Jugendbewegung und die ihr von den Erwachsenen geleistete moralische wie praktische Unterstützung bei weitem nicht ausreichen, um der imperialistischen Verführung unseres Nachwuchses durch die Jungdeutschlandbewegung tatkräftig entgegenzuwirken.

Darüber hinaus aber ergeben sich aus den Jenaer Debatten sicher noch eine Reihe von Anregungen und Lehren, die der Beachtung in der praktischen Jugendarbeit dringend wert sind. Wir sind nicht so pessimistisch wie Genosse Sollmann-Köln, der, wohl veranlaßt durch Erfahrungen in einzelnen preußischen Bezirken, wo die proletarische Jugendbewegung am infamsten schifaniert und drangaliert wird, einen Rückgang auf der ganzen Linie beobachtet haben will. Das trifft, wie sofort von verschiedenen Seiten auf dem Parteitag konstatiert wurde, für das ganze Reich keineswegs zu. Immerhin ist zuzugeben, daß das Vorwärtsschreiten nicht in dem Tempo erfolgte, wie es erwartet werden mußte, und es ist deshalb wohl am Platze, den Ursachen nachzugehen.

Auf dem Parteitag sind von den verschiedenen Rednern eine ganze Anzahl Gründe ins Feld geführt worden, die den Stillstand oder geringen Fortschritt der proletarischen Jugendbewegung erklären sollten. Mit Recht wurde nach unserer Überzeugung über die unzureichende Unterstützung der Jugendbewegung in der Provinz durch die Zentralstelle für die arbeitende Jugend in Berlin geklagt. Und zwar haben wir dabei nicht bloß die finanzielle Unterstützung im Auge, die bei einem Gesamtaufwand von noch nicht 14 000 Mark pro Jahr, worin auch das Gehalt eines Sekretärs mit inbegriffen ist, gegenüber den Millionenaufwendungen der Gegner als ein wahrer Pappentitel bezeichnet werden muß. Noch mehr als das finanzielle Versagen ist die geringe Initiative der Zentralstelle auf anderen Gebieten zu beklagen. Gewiß geben wir uns nicht der Illusion hin, als könnte die am Orte zu leistende Arbeit von Berlin aus dirigiert werden. Wenn aber die Verbindung der Zentrale mit den örtlichen Jugendausschüssen in nichts weiter besteht als in einem vierteljährlichen, noch dazu höchst dürftig ausgestalteten Mitteilungsblatt, dann ist das denn doch weniger als wenig.

Es ist hier zu bedenken, daß die systematische Jugenderziehungsarbeit ein für die meisten Genossen völlig neues Gebiet ist, das, sobald sie ihm praktisch nähertreten, eine fast sinnverwirrende Fülle von Problemen aufwirft. Diese können nur durch gründliche Besprechung geklärt und zu festen Grundsätzen umgestaltet werden, nach denen in der Jugendarbeit zu verfahren ist. Das aber kann auf verschiedenen Wegen erreicht werden: durch entsprechende Literatur, Bildungskurse, Bezirkskonferenzen, regelmäßige örtliche Zusammenkünfte der Jugendbeiräte usw.

Mit der pädagogischen Literatur sieht es zurzeit noch ganz schlimm aus: abgesehen von Schriften bürgerlicher Pädagogen, die noch dazu von den in der Jugendbewegung tätigen Genossen selbst in mühsamem Tappen zusammenge sucht werden mußten, existiert auf diesem Gebiet so gut wie nichts. Das an sich vorzügliche Schriftchen des Genossen Müller-Magdeburg: „Die Arbeiterjugend und ihre Welt“ ist im Magdeburger Parteiverlag erschienen, die Zentralstelle kann sich dabei also offenbar kein Verdienst heimeissen. Ebenfowenig aber wie eine ausreichende sozialistisch-pädagogische Literatur oder ein Handweiser über die schon vorhandene bürgerliche ist ein Organ vorhanden, in dem die Jugendleiter ihre Erfahrungen austauschen und Anregungen geben könnten. Der Jenaer Parteitag hat zwei hierauf abzielende Anträge der Zentralstelle zur Weiterverfolgung überwiesen; hoffentlich kommt dabei endlich der gewünschte Erfolg heraus.

Bezirkskonferenzen der Jugendbeiräte und Jugendausschüsse sind hier und da bereits abgehalten worden; es wäre dringend zu wünschen, daß die Zentralstelle ihren Einfluß geltend machte, um diese Zusammenkünfte zu allgemeinen und periodisch wiederkehrenden Einrichtungen zu gestalten. So gut wie wir in der Partei regelmäßige Landes- und Bezirkskonferenzen seit langem haben, muß dies auch für die Jugendbewegung geschehen. Allerdings ist hierbei von vornherein dem Glauben entgegenzutreten, als ob durch solche Konferenzen die Veranstaltung von Kurzen zur Schulung der Beiräte überflüssig werden könnte. Das wird schon deswegen nicht geschehen, weil an den Konferenzen voraussichtlich nur ein kleiner Teil der Jugendleiter teilnehmen könnte. Es müssen also die Ausbildungskurse hinzutreten, und zwar nicht nur einer für ganz Deutschland, sondern in allen Bezirken. Was will es bedeuten, wenn, wie das seit kurzem geschieht, alljährlich ein oder zwei solche Kurse in Berlin stattfinden, an denen im Höchstfall je 30 Genossen aus dem ganzen Reiche teilnehmen, da allein in Leipzig und Umgegend zurzeit etwa 100 Genossen als Jugendleiter tätig sind? Solche Bezirkskurse ließen sich einrichten, wenn ähnlich verfahren würde wie bei den allgemeinen Bildungskursen des Zentralbildungsausschusses, nämlich mit Hilfe von Wanderlehrern. Die proletarische Jugendbewegung würde davon sicher den allergrößten Vorteil haben, denn die Kardinalfrage unserer Jugendbewegung ist eben — das wird jeder praktisch tätige Genosse zugeben müssen — die Heranbildung tüchtiger Jugendleiter. Geschieht das, dann wird wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch der Klage abgeholfen werden können, die Genosse Adolf Braun in Jena in die Worte kleidete: „Wir treffen den Ton der Jugend auch dann nicht, wenn wir zu der Jugend sprechen, wir begreifen die Jugend nicht, wir sind eben leider alle alte Knaben geworden.“

Ein anderes Tätigkeitsgebiet für die Berliner Zentralstelle wäre die Versorgung der Partei- und eventuell auch der Gewerkschaftspresse mit entsprechenden Notizen und Artikeln über die Jugendbewegung. Das trifft ganz besonders für die Zeit der Schulentlassung, aber auch für den übrigen Teil des Jahres zu. Die Dinge liegen nun einmal so, daß unsere Parteidredakteure, besonders in den kleineren Redaktionen, dermaßen mit Arbeit belastet sind, daß sie unmöglich auch noch das Gebiet der Jugendpropaganda bearbeiten können. Das geht in vielen Fällen auch schon deswegen nicht, weil hier ein Spezialstudium der ziemlich umfangreichen einschlägigen Literatur und eine fortgesetzte Beobachtung der gegnerischen Jugendbewegung notwendig ist. So sehr auch heute schon über die Uniformität der Parteipresse geklagt wird, so läßt sich das nach Lage der Sache doch gar nicht völlig umgehen, und die Zentrale könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn sie hier einen Schritt nach vortwärts tun wollte.

Bei weitem besser freilich wäre es noch, wenn sich die Preßkommissionen wenigstens unserer größeren Parteiblätter dazu verstehen wollten, für das Gebiet der Jugendbewegung, in Verbindung etwa mit verwandten Arbeitsgebieten unserer Gesamtbewegung, besondere Redakteure anzustellen. Daß die Gewerkschaftsbewegung einer dauernden aufmerksamen Beobachtung bedarf und ihr insolgedessen ein besonderer Raum im Blatte zu reiferbieren ist, das hat man in der Partei längst als selbstverständlich betrachten gelernt. Der Gedanke aber, daß die Jugendbewegung binnen

wenigen Jahren als fast ebenbürtiger Faktor an die Seite der Gewerkschaftsbewegung getreten ist, scheint bisher nur einem kleinen Teil der Genossen gekommen zu sein. In den Jugendorganisationen der verschiedensten Gestalt sind heute bereits rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Jugendlichen zusammengefaßt. Diese Jugendlichen bilden das künftige Rekrutenmaterial für die Organisationen der Erwachsenen: Gewerkschaften, konfessionelle Arbeitervereine, gelbe Werkvereine, Krieger- und Turnvereine. Die katholische Jugendbewegung ist heute bereits fest eingegliedert in die „Standesorganisation“ der katholischen Kirche, und die Jungdeutschlandbündler sind eifrig am Werke, ihrem System der Jugendverblödung dadurch eine feste wirtschaftliche Grundlage zu geben, daß sie es mit den Unternehmerarbeitsnachweisen verbinden. Auf diese Weise hofft man es zu erreichen, daß die jungen Proletarier, die einmal auf ihren Leim gegangen sind, auch dauernd fest daran kleben bleiben und für die gelben Kumpengarden eingefangen werden. Soll die klassenbewußte Arbeiterschaft diesem mit allen Mitteln des Klassenstaats unterstützten Treiben tatenlos zuschauen? Die gewöhnlichen Mittel der Gegenagitation versagen hier, wenn nicht die Arbeiterpresse mit energisch eingreift und vor allen Dingen erst einmal in den Reihen der Erwachsenen Klarheit schafft über Wesen und Ziele der gegnerischen wie der proletarischen Jugendpflege. Das aber kann nur ausgiebig und gründlich geschehen, wenn man der Jugendbewegung in der Arbeiterpresse den Platz einräumt, den sie verdient.

Dringend vonnöten ist auch die Anstellung von Jugendsekretären in der proletarischen Jugendbewegung. Zurzeit wird ein Teil der Jugendarbeit, wie Agitation, Gründung von neuen Organisationen, Erteilen von Ratschlägen und Anregungen an die Ortsausschüsse, Jugendleiter usw., mitgeleistet von den Bildungssekretären, soweit solche schon vorhanden sind, und im übrigen von Bezirksjugendausschüssen oder ähnlichen Körperschaften, also von Genossen, die sich neben ihrem eigentlichen Beruf der Jugend widmen. Daß diese Art des Arbeitens nur ein Notbehelf ist, weiß jeder, der den Dingen einmal etwas nähergetreten ist. Bildungssekretäre werden von unseren Organisationen nur dann angestellt, wenn die vielgestaltige Bildungsarbeit schon so umfangreich geworden ist, daß sie im Nebenberuf von den Genossen schlechterdings nicht mehr geleistet werden kann. Dann aber ist die Tätigkeit in der Jugendbewegung für den betreffenden Genossen nur noch ein Teil seiner so vielseitigen Aufgaben und wird bald in die Rolle des Stiefkindes gedrängt, obwohl sie eine volle und ganze Arbeitskraft erforderte. Stehen für einen größeren Bezirk aber gar nur Genossen zur Verfügung, die sich für die Jugendarbeit ihre Feierstunden und Sonntage abstehlen müssen, dann ist die Sache vollends schlimm. Von wirksamer Agitation, von einer durchgreifenden und befruchtenden Initiative bis in das letzte Industriedorf und die abseits liegende Kleinstadt kann dann gar keine Rede mehr sein. Man vergegenwärtige sich doch selbst: wo sollen diese Genossen die geistige und körperliche Spannkraft, die Lust zur unermüdbaren Initiative und geistigen Befruchtung der örtlichen Bewegung hernehmen, die doch so dringend nötig ist? Unsere Jugendbewegung ist nicht in der glücklichen Lage der Gegner, die in Lehrern, Geistlichen, Beamten und Studenten die sozusagen geborenen Leiter der Jugend haben. Alle Arbeit liegt in den Händen von Arbeitern,

die am Schraubstock oder an der Hobelbank vergeblich der Anregungen harren, die ihre praktische Jugenderziehungsarbeit am Abend oder Sonntag fördern sollen. Diese Arbeit ist aber sicherlich nicht leichter als die in den Organisationen der Erwachsenen zu leistende. Unsere Jugendlichen wollen unterhalten sein im Jugendheim — ein-, zwei-, dreimal in der Woche. Geschieht das nicht, dann ist „nichts los“ im Verein — und sie fehren ihn bald den Rücken, um ihr Glück einmal im Pfadfinderklub oder Wanderburschenverein zu versuchen. Und schließlich hat unsere proletarische Jugendbewegung ja nicht bloß Unterhaltung zu bieten; sie soll die Jugendlichen geistig fördern und sie allmählich in unsere sozialistische Weltanschauung einführen. Das ist der große Vorzug unserer Jugendbildungsarbeit, daß sie die junge Generation nicht nach Art der kapitalistischen „Jugendpflege“ geistig verblöden, ihre guten Triebe in ödem Drill ersticken, sondern sie im Gegenteil zur höchstmöglichen Vollendung bringen will. Soll dieses hohe Ziel aber erreicht werden, dann bedarf es sicher der stärksten Anstrengungen und der Mithilfe von Genossen, die ihre ganze Person in den Dienst der Sache zu stellen vermögen. Die Anstellung von Jugendsekretären wäre hier ein kräftiger Schritt nach vorwärts.

Zum Schlusse sei noch ein Problem erwähnt, das in der praktischen Jugendarbeit in ganz Deutschland brennend geworden ist: die Stellung der über Achtzehnjährigen in unserer Jugendbewegung. Daß die Frage nicht gelöst werden kann durch Gründung besonderer Organisationen für diese Altersgruppe, scheint mir sicher zu sein. Die Gründe hierfür anzuführen, erübrigt sich, nachdem erst kürzlich Genosse Lanneberger und andere die Bedenken gegen eine feste Organisationsform eingehend in der „Neuen Zeit“ dargelegt haben. So schwierig das Problem ist, muß es zu lösen versucht werden im Anschluß an die Organisationen der Erwachsenen, indem man den jungen, nach Betätigung drängenden Genossen Gelegenheit gibt zur Mitarbeit in Bibliotheken, sie heranzieht zu den Sitzungen der Funktionäre und vor allem ihrem Bildungshunger Rechnung trägt durch intensive Pflege der Bildungstätigkeit. Manche Reibung aber läßt sich gewiß auch dann vermeiden, wenn die Grenze von achtzehn Jahren nicht allzu bürokratisch gezogen und vor allem, wenn den befähigten Genossen, die aus der Jugendbewegung hervorgegangen sind, die Möglichkeit zum Wirken in dieser Bewegung selbst gegeben wird, nämlich als Jugendleiter. Die Mithilfe dieser Genossen empfiehlt sich aus mehr als einem Grunde und ist in mancher Hinsicht sogar der der älteren Genossen vorzuziehen, so wenig diese dadurch auch überflüssig werden. Es ist zu hoffen, daß bei allseitigem guten Willen die Frage auf diesem Wege der Lösung entgegengeführt werden wird.

Der Jenaer Parteitag hat, wie schon die Vorgänger, seine Jugenddebatte gehabt und damit der proletarischen Jugendbewegung einen Dienst erwiesen. Es soll hier nicht die Frage erörtert werden, die gerade durch jene etwas zerfahrene Debatte angeregt wurde, ob es nicht zweckmäßig wäre, das Problem der proletarischen Jugenderziehung in seiner ganzen Tiefe und Breite wieder einmal als besonderen Tagesordnungspunkt auf einem deutschen Parteitag zu behandeln. Grund dazu wäre schon durch das zweifelhafte Ringen der kapitalistischen Gesellschaft um die „Seele“ der Proletarierjugend hinreichend gegeben, das heute bereits das h
 ihre Män-

telchen völlig abgestreift hat, mit dem es vor wenigen Jahren erst eingeleitet wurde. Aber so oder so: dieses Ringen zeigt auch dem harmlosesten Ideologen, daß hier nicht um ein persönliches Interesse der Jugend, sondern um die Existenz der kapitalistischen Klasse gekämpft wird. Das Feldgeschrei ist nicht mehr: hier „neutrale“ — dort „parteilichpolitische“ Erziehung, sondern es lautet jetzt klar und ohne Umschweife: hier bürgerlicher Klassenstaat — dort sozialistisches Proletariat! In diesem Zeichen wird der Kampf auch ausgefochten werden, und es kann unserer Sache nur förderlich sein, wenn in dieser Weise alle Hüllen fallen. An der klassenbewußten Arbeiterschaft und ihren Organen aber ist es, dem einmal entbrannten Kampfe nun auch die Waffen zu leihen, die seine proletarischen Streiter dringend fordern müssen.

Sozialdemokratische Flagge und anarchistische Ware.

Ein Beitrag zur Parteigeschichte.

Von N. Njasanoff.

I.

Die „Neue Zeit“ brachte vor einigen Wochen zwei Rezensionen über das Buch von Brupbacher „Marx und Bakunin“. Wir haben nicht die Absicht, eine dritte zu schreiben, wir halten es aber für unsere Pflicht, einer neuen Legendensbildung entgegenzutreten, die um so verwirrender wirken kann, als uns nun die Gefahr droht, daß unter sozialdemokratischer Flagge in die Parteiliteratur alle die Beschuldigungen eingeschmuggelt werden, die bisher von anarchistischer Seite gegen Engels und Marx, Bebel und Liebknecht vorgebracht wurden, die Beschuldigungen der Verleumdungssucht, der unverschämten Lügenhaftigkeit, der Fälschungen, Unterschlagungen, unerhörten Verirrungen des Moralgefühls. Und daß die Flagge auch die faulste Ware decken kann, beweist am besten die Rezension des Genossen Mehring. Es genügt, daß eine kritiklose Kompilation, die sich in erster Linie auf ein so objektives Werk wie Guillaumes Buch über die Internationale stützt, in einem Parteiverlag erscheint, daß so ein ungemein scharfsinniger Kritiker wie Genosse Mehring in einem Anarchisten, dem jedes Verständnis für die moderne Arbeiterbewegung abgeht, einen Genossen entdeckt, der „eine Schuld einlöst oder eine Schuld einlösen hilft, an deren Einlösung namentlich auch der marxistischen Literatur im engeren Sinne des Wortes gelegen sein muß“!

Stellt man sich auf den Standpunkt des zweiten Rezensenten, des Genossen Stiefloff, so kann man noch zum Schlusse gelangen, daß, so schlecht das Buch als eine historische Arbeit ist, der Verfasser doch im Unterschied von anderen anarchistischen Historikern der Internationale sich bemüht hat, auch andere Ursachen der Niederlage des Bakunismus in Betracht zu ziehen als die Niederträchtigkeit eines Marx. Betrachtet man das Buch von Brupbacher unter diesem Gesichtspunkt, so steht es sicherlich auf einem höheren Niveau als die Schriften seines Gesinnungsgenossen, Pierre Ramus.

Zwar schreibt „Genosse“ — so meint Genosse Mehring — Brupbacher:

Es steckte in ihm (Marx) außer dem wissenschaftlichen Marxismen noch der politische Kutschik und Jakobiner, und diese

Seite von Marx war das eigentlich desorganisatorische oder das die Desorganisation beschleunigende Element in der Internationale, viel mehr als die Anschauungen von Bakunin, die vielleicht bei einigem Geschick von Seiten von Marx hätten existieren können innerhalb der Internationale. (S. 109.)

Zwar schreibt Genosse Mehring in seiner Rezension, daß Genossin Zetkin „mit Recht das blöde Geschwätz zurückweist, daß Margens ‚Diktatur‘ die Internationale Arbeiterassoziation zugrunde gerichtet haben soll“, aber das hindert ihn nicht, zu sagen, daß „Genosse“ Brupbacher eine „fleißige und sorgfältige Studie“, „ein nützliches und verdienstliches Werk“ geleistet hat, und es hindert ihn auch nicht, beinahe alles zu übernehmen, was Brupbacher — aus Guillaumes Buch — aufsticht. Wir werden gleich beweisen, daß, so sehr es unangebracht ist, sich durch die „Marxpfafferei“ irreleiten zu lassen oder in „die Seelenangst der Strümpfe strickenden Betschwestern, die jeden Fleck an ihrem Heiligen vertuschen möchten“, zu verfallen, es ebenso unangebracht ist, das andere „blöde Geschwätz“ kritiklos zu wiederholen und die großen Toten mit moralisch verzierten und pharisäisch verbrämten Schmähungen zu überschütten.

Man kann sich keinen größeren Triumph für die Anarchisten wünschen, als wenn die Sozialdemokraten selbst zu dem Schlusse kommen oder das „blöde Geschwätz“ nachreden, daß ihre Meister unter anderem auch Meister in der politischen Intrige und in niederträchtigsten Verleumdungen waren, die ein Forscher wie „Genosse“ Brupbacher sogar sich „schämt“ zu zitieren. Den Anfang mit den Zugeständnissen an die Anarchisten machte Genosse Bernstein schon im Jahre 1908, und die Anarchisten, Guillaume voran, nützten sie, die auf ungenügender Kenntnis der betreffenden Literatur beruhten, sofort aus.¹ Zwar sagt Bernstein, daß Marx auch unter ethischen Gesichtspunkten die höhere Sache vertreten habe: das Recht einer auf wissenschaftliches Forschen gegründeten gegenüber einer dilettantenhaft betriebenen Politik. Nicht jeder aber kann sich so leicht mit einer Politik verböhnen, die, so hoch und schön ihr Ziel ist, es nicht verschmäht, „schmutzige“, „häßliche“ oder, wie es Genosse Mehring euphemistisch sagt, „unschöne“ Mittel zu gebrauchen. Nicht jeder kann es über sich bringen, ruhig zu wiederholen: es ist schon alles dagewesen, oder, wie Genosse Mehring sagt: „Es ist nun einmal so in dieser unvollkommenen Welt, daß Revolutionen niemals mit Rosenöl gemacht werden.“ Umgekehrt. Er wird sich — und nicht mit Unrecht — nur entrüsten, wenn er liest, wie leicht sogar ein so stark ethisch veranlagter Historiker wie Genosse Eisner ruhig schreibt: „Das allzu strenge moralische Urteil, das Brupbacher über gewisse peinliche Machenschaften Margens fällt, wäre nur gerechtfertigt, wenn sie — was ja nicht ganz selten in inneren Parteikämpfen geschieht — angewendet worden wären, nur um eine unbequeme Persönlichkeit zu beseitigen.“ Hat man doch auch in der Parteiliteratur diesen Versuch, Marx' moralisches „Verderbniß“ mit dem „irrenden Zwang“ zu beschönigen, als einen „jesuitischen“ bezeichnet.

¹ Seitdem hat Genosse Bernstein Gelegenheit gehabt, in den Briefwechsel zwischen Engels und Marx Einsicht zu nehmen, und er hat, wie aus seinen Einleitungen zu ersehen ist, seine Ansichten „revidiert“.

„Drehen Sie sich, wie Sie wollen,“ wird ihnen allen — Bernstein, Mehring, Eisner — der alte Guillaume sagen, der noch bis jetzt überzeugt ist, daß Marx ein moralisches Ungeheuer war, „es steht fest, daß Marx vom Standpunkt der einfachen, menschlichen Ethik, derselben Ethik, die in den von ihm geschriebenen Statuten der Internationale jedem Mitglied als Pflicht auferlegt wird, immer in seinem Kampfe gegen den schuldlosen Bakunin als ein frecher, niederträchtiger Verleumder behandelt hat“.

Und der alte Kaiser hat von seinem Standpunkt vollständig recht. Der Streit zwischen Bakunin und Marx kann nicht nach der berühmten Formel: „einerseits — andererseits“ oder nach der noch abgeschmackteren: „Marx ist zwar wissenschaftlicher, Bakunin aber sympathischer“ beurteilt werden. Man kann noch so „objektiv“ die menschliche Geschichte betrachten, es bleibt eine Tatsache, daß die profane Geschichte nicht von Menschen an sich, sondern von bestimmten Menschen gemacht wird, und will man einen bestimmten Abschnitt dieser profanen, konkreten Geschichte erforschen, so muß man auch den „subjektiven Faktor“ dieser Geschichte einer schonungslosen Analyse unterziehen — ebensowohl die „Massen“, die „Klassen“ wie die persönlichen Träger dieser bestimmten Klassenverhältnisse. So notwendig der Französisch-Deutsche Krieg von 1870 war, so stark der Sieg der Deutschen über die Franzosen in den damaligen Verhältnissen begründet war, kann der Historiker nicht umhin, auch die „subjektive“ Tätigkeit eines Bismarck kritisch zu beleuchten, er kann nicht etwa zum Beispiel die Episode mit der Enfer Depesche als eine vom „höheren Standpunkt“ belanglose Sache betrachten. Und was dem „Sieger“ Bismarck recht ist, ist auch dem „Sieger“ Marx billig.

Und jeder Historiker der alten Internationale ist verpflichtet, nicht nur die objektiven Bedingungen, unter denen sich der Kampf zwischen Bakunin und Marx abwickelte, im allgemeinen und im besonderen für jedes Land, sondern auch den inneren prinzipiellen Inhalt und die „äußere“ Form, in der er von beiden Seiten geführt wurde, gründlich zu analysieren und sein Urteil zu fällen. Für die Arbeiterbewegung ist es ebenso wichtig, nicht nur die historische Notwendigkeit und Bedingtheit ihres Kampfes zu erfassen, sondern auch die Methoden, die Mittel dieses Kampfes zu prüfen und nur diejenigen zu wählen, die im Einklang mit ihrem großen Ziele stehen.

Es ist leider der letztere Umstand, der leicht in der marxistischen Literatur vergessen wird. Ist es in ihr ein allgemein anerkanntes „Dogma“ geworden, daß sich in Bakunin und Marx so grundverschiedene Prinzipien verkörperten, daß sie über kurz oder lang zusammenstoßen mußten — die Anarchisten sehen es noch bis jetzt nicht ein —, so ist man gewöhnlich geneigt, diese Prinzipien auf einem rein theoretischen, programmatischen Gebiet zu suchen. Aber so wichtig der Unterschied in der Bewertung der politischen Tätigkeit der Arbeiterklasse und des „Endziels“ war, viel wichtiger war der Unterschied in der Bewertung der Mittel, deren man sich zu der Durchsetzung dieses Endziels bedienen darf. Man übersieht, daß, als Bakunin endlich, nach fünfundzwanzig Jahren revolutionärer Tätigkeit zum ersten Mal dazu überging, seine ganze Energie der Arbeiterbewegung zu widmen, für deren spezifische Forderungen er kein Verständnis hatte, er nichts anderes vermochte und anstrebte, als diese neue Bewegung in die alte Zwangsjacke der konspiratorischen Geheimbünde einzuzwängen. Man vergißt, daß Bakunin der leidenschaft-

lichste Vertreter derjenigen Lattik war, die sich bewußt aller Mittel bediente, die „dem natürlichen Rechtsbewußtsein des Volkes“, um einen Ausdruck des Sainfelder Programms zu gebrauchen, nicht nur nicht entsprechen, sondern direkt ins Gesicht schlagen; daß Bakunin der konsequenteste Verfechter der doppelten Moral war, die der „bürgerlichen“ Welt gegenüber alles für erlaubt hält, was ein Verbrechen in dem engeren Zirkel der „Gefinnungs-genossen“ wäre; daß Bakunin, der sich so viel über den souveränen Willen des „Volkes“, der „Masse“ verbreitete, ihr gegenüber alle Mittel, die auf die „Phantasie“ wirken, nicht nur für erlaubt, sondern auch für geboten hielt. Der Kampf zwischen Bakunin und Marx war daher nicht nur ein Kampf um diese oder jene Organisationsform, um diese oder jene Form der zukünftigen Gesellschaft, er war auch im eminentesten Sinne des Wortes ein e t h i - s c h e r K a m p f, ein Kampf zwischen zwei e t h i s c h e n Prinzipien. Nur durch den Sieg der Marxschen Ethik über die Bakuninsche ist es ein für allemal unmöglich geworden, daß die Arbeiterbewegung, die „den Ruf nach Freiheit dem Schrei nach Brot unterordnete“, daß die Massen, die „breiten Massen“ des „moralisch unentwickelten Proletariats“ mit „wenig entwickeltem Willensvermögen“ usw. usw. — man lese es nach in dem „nützlichen und verdienstlichen Werk“ des „Genossen“ Brupbacher — auch von den m i t r e i n - s t e n A b s i c h t e n wirkenden Revolutionären „bloß als Mittel“ gebraucht und mißbraucht werden konnten. Nur der Sieg der Marxschen Ethik über Bakunins Ethik hat es ermöglicht, daß das Postulat der individuellen Freiheit, daß der Begriff der freien Solidarität — um mit den „ethischen“ Anarchisten zu sprechen — auch das „Sittengesetz“ der größten Massenbewegung wurde, die die Geschichte kennt, und nicht nur einiger Individuen, so sehr diese sich als „klar sehende“ und „einen großen Horizont umfassende Persönlichkeiten“ gebärden möchten. Nur der Sieg der Marxschen Ethik über Bakunins Ethik hat es ermöglicht, daß schon jetzt, trotz des furchtbaren Drucks des täglichen Kampfes ums Brot, das „moralisch unentwickelte“ und mit „wenig entwickeltem Willensvermögen“ begabte Proletariat eine solche Menge „kluger, selbsttätiger Menschen“ hervorbrachte, wie es noch keiner anderen revolutionären Bewegung, selbst unter der Führung so revolutionärer Giganten wie Bakunin, je gelungen ist.

Aber so himmelhoch auch die Ethik Marx' über Bakunins Ethik steht, kein „irrender Zwang“ hätte Marx' Kampfesweise gegen Bakunin rechtfertigen können, wäre sie wirklich so „infam“ gewesen, wie es die Anarchisten seit vielen Jahren behaupten. Man braucht wirklich nicht an „Marxpfafferei“ zu leiden, um auch für Marx dasselbe Recht zu fordern, das man für Bakunin mit einem so großen Aufwand von moralischer Entrüstung in Anspruch nimmt.

Schon der Umstand, daß Marx — der in viel größerem Maße als Bakunin den Namen des „bestverleumdeten Mannes“ des neunzehnten Jahrhunderts verdient — es nur in sehr seltenen Fällen für notwendig hielt, auf persönliche Angriffe zu reagieren, sollte auch diejenigen Schriftsteller, die an keiner „Marxpfafferei“ leiden, vorsichtiger machen, wenn sie die Angriffe der Anhänger Bakunins wiederholen. Nach den bisher geltenden Gesetzen historischer Kritik müssen die Aussagen jedes Zeugen, der seine eigene Sache führt — er mag seine Wahrheitsliebe noch so sehr beteuern und braucht wirklich subjektiv kein Lügner zu sein —, nicht

weniger streng unter die Lupe genommen werden wie die Aussagen seines Gegners. Und Vorsicht war noch mehr am Platze, weil Genosse Mehring schon Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, wie stark einige Geschichten von bakunistischer Seite aufgebauscht werden. Wir werden ihm im folgenden zeigen, wie viele Tatsachen, die er als wahr annimmt, sich als falsch erweisen, „womit“ — wie er es ganz richtig bemerkte in seiner glänzenden Kritik eines Artikels von Unden¹ — „nach den bisher geltenden Gesetzen historischer Kritik die (bakunistische) Darstellung auch in den Punkten zerfällt, in denen sie sich nicht oder nicht mehr kontrollieren läßt“.

II.

Die Anarchisten stellen bekanntlich die Dinge so dar, daß, als Bakunin plötzlich in der Internationale auftauchte, der „perfide“ Marx, statt ihn theoretisch oder prinzipiell zu bekämpfen, sofort zu seinen alten erprobten Mitteln griff, die er schon in den vierziger und fünfziger Jahren so erfolgreich angewandt hatte.

Der Kampf, sagt Bakunins Biograph Nettlau, vollzog sich auf Marx' Seite durch Gebrauch oder Mißbrauch der ihm zur Verfügung gestellten offiziellen Gewalt und durch vollständige Fälschung der gemeinsten Handlungsweise seiner Anhänger und Freunde; jeder theoretischen Diskussion der Grundfragen — Freiheit, Autorität, Revolution, Politik usw. — ging er aus dem Wege, und die internationalen Kongresse, deren Licht und offene Erörterungen ihm nicht günstig waren, fanden 1870 und 1871 gar nicht und 1872 in einer Karikatur eines Kongresses statt.²

Oder wie unser vom Genossen Mehring neu entdeckter „Genosse“ Brupbacher:

Marx mußte beweisen, daß seine Gegner gegen die Verfassung, die Grundsätze, das Heiligste der Internationale verstößen, und daß die Gegner außerdem Lumpenkerle seien. Darauf war augenscheinlich sein Kriegsplan aufgebaut. Die Ideen von Bakunin, seine Person waren ihm feindlich. Aus irgend einem Grunde wollte Marx aber nicht in erster Linie mit den Ideen Bakunins kämpfen.³

„Aus irgend einem Grunde“ muß auch diese Voreingenommenheit gegen Marx erklärt werden, die in ihrer Konsequenz davor nicht zurückschreckt, Marx — offen, wie Nettlau, oder „verschämt“, wie „Genosse“ Brupbacher — noch als einen Feigling hinzustellen, der jeder theoretischen Diskussion aus dem Wege geht!

Der Grund ist sehr einfach. Bei Nettlau war es der feste Glaube, daß Marx aus reiner Bosheit imstande war, vor 1868 Bakunin zu verleumden. Dieser verleumderischen Bosheit mußte er dann noch in höherem Grade fähig sein, als er angeblich um seine persönliche Herrschaft in der Internationale kämpfte. Wieder und wieder erzählt man die alte Geschichte mit der Notiz in der „Neuen Rheinischen Zeitung“, in der Bakunin 1848 als russischer Agent bezeichnet wurde. Und doch sollte schon längst jeder ernste Historiker, der nach keinen Sensationen hascht, diese Geschichte, die Marx' Perfidie beweisen soll, aus dem Spiele lassen. Man hätte ihm sie schon längst vergessen — und wir werden gleich sehen, daß Bakunin selbst sie als erledigt be-

¹ F. Mehring. Noch einige Beiträge zur Parteigeschichte. „Neue Zeit“, Feuilleton Nr. 66, S. 822.

² Nettlau, M. Bakunin. Berlin 1901. S. 30.

³ Brupbacher, Marx und Bakunin. S. 129.

trachtete —, hätte nicht Herzen sie ausgegraben, als er aus blauer Luft eine neue Verleumdungsaktion konstruierte, die Marx gegen Bakunin in den fünfziger Jahren unternommen haben sollte, als der letztere im Gefängnis saß.

In der „Neuen Zeit“ habe ich vor einigen Jahren den Beweis erbracht, daß an der ganzen Geschichte, soweit sie Marx angeht, kein Wort wahr war und daß Herzen ein Opfer seiner Gedächtnisschwäche und verschiedener Verwechslungen geworden ist.

Der soeben veröffentlichte Briefwechsel zwischen Marx und Engels bringt noch andere Beweise. Jetzt sehen wir, daß auch Marx erst einige Monate nach jener Verleumdung erfuhr, daß „ein sehr stupider Urquhartite namens Marx“ existiert (Brief an Engels, 22. April 1854), derselbe, der wirklich Bakunin als einen russischen Spion denunzierte.

Wir erfahren jetzt auch, daß Marx schon damals energisch gegen alle „stupiden Freunde“ Bakunins protestierte — sie werden jetzt noch nicht alle —, die den Versuch machten, gegen ihn die alte Geschichte auszunutzen. Der „Morning Advertiser“ druckte seine Erklärung nicht ab. Ob sie — in geänderter Form, wie Marx schreibt — im „Peoples Paper“ erschienen ist, wissen wir nicht. Aber auch in der Form, die Marx in seinem Briefe an Engels vorschlug, gibt jene Erklärung eine schlagende Antwort nicht nur auf Colowines Artikel, der mit Herzen in das gleiche Horn stieß, sondern auf alle anderen Artikel, die seitdem erschienen sind, bis auf das Buch des „Genossen“ Brupbacher. Marx beabsichtigte, dem „Morning Advertiser“ zu schreiben:

„Es ist besser, man hat mit einem klugen Feind als mit einem dummen Freund zu tun,“ würde Bakunin ausgerufen haben, wenn er jemals den Brief des „ausländischen“ Sancho Panza zu Gesicht bekäme, der in Ihrer Sonnabendausgabe sich in seinen sprichwörtlichen Gemeinplätzen ergeht....

Als die „Neue Rheinische Zeitung“ den Pariser Brief brachte (in dem Bakunin beschuldigt wurde, er sei ein russischer Spion. vgl.), war Bakunin auf freien Füßen. Wenn er 1848 recht tat, mit den öffentlichen Erklärungen der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zufrieden zu sein, ist der nicht ein „dummer Freund“, der 1853 an ihnen Fehl findet? Wenn er unrecht hat, sein Freundschaftsverhältnis mit dem Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zu erneuern, ist es nicht „dumm“ von einem angeblichen Freund, seine Schwäche dem Publikum zu enthüllen? ...

Ist der nicht ein „dummer Freund“, der nicht begreifen kann, warum konservative Blätter die heimlich überall in Deutschland gegen Bakunin ausgestreuten Verleumdungen nicht veröffentlichen mochten, während das revolutionärste Blatt Deutschlands verpflichtet war, sie zu veröffentlichen?

Ist der nicht ein „dummer Freund“, der nicht weiß, daß das „revolutionäre Empfinden“ in seiner höchsten Steigerung die „Gesetze über die Verdächtigen“ schuf und die Danton, die Desmoulins, die Anarchis Eloots köpfte?

Ist der nicht ein „dummer Freund“, der sich nicht getraute, den „Morning Advertiser“ dafür anzuklagen, daß er den Brief von F. M. veröffentlichte, während Bakunin in St. Petersburg eingekerkert saß, und zur selben Zeit die „Neue Rheinische Zeitung“ anklagt, einen ähnlichen Brief 1848 veröffentlicht zu haben, als Bakunin frei und nicht in die bebauernswürdige Lage versetzt war, von einem „dummen Freund“ verteidigt zu werden?¹

Es ist nicht nur eine Selbstverteidigung — Marx trägt persönlich an der ganzen Geschichte der „Neuen Rheinischen Zeitung“ keine Schuld —,

¹ In Marx' Brief an Engels, 2. September 1853.

sondern auch eine Rechtfertigung ihres ganzen Redaktionsstabs und darunter in erster Linie Engels'.

Tatsache ist, daß Bakunin selbst auch später die Episode mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“ als erledigt betrachtete. Er kam auch später, in der Zeit der Internationale nicht mehr darauf zurück, als der Kampf zwischen ihm und Marx die heftigsten Formen annahm und dadurch wieder die Geschichte von den in der englischen Presse 1853 veröffentlichten Verleumdungen in Erinnerung brachte. Stets sprach Bakunin von Marx' Erklärung in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ als von einer „vollständig befriedigenden“ (*tout à fait satisfaisante*).

Tatsache ist, daß in den fünfziger Jahren noch viele „Deutsche in der Emigration“ — und nicht nur in der bürgerlichen — überzeugt waren, daß Bakunin ein russischer Spitzel sei, der die polnischen Revolutionäre vertrat, der sich auch während des Dresdener Aufstandes sehr verdächtig benommen habe, und der, statt in einer russischen Bastille zu schmachten, im Kaukasus ein luxuriöses Leben führe. Damals waren es gerade Marx und Engels, die in der „New York Tribune“ Bakunin als den hervorragenden Führer des Dresdener Aufstandes schilderten.

Sie (die Aufständischen) fanden einen fähigen und kaltblütigen Führer in dem russischen Flüchtling Michael Bakunin. (*Revolution und Konterrevolution in Deutschland*, S. 123.)

Man kann sagen, daß sie Bakunins Rolle übertreiben, daß ihre Aussage nicht mit anderen übereinstimmt, daß einige unmittelbar an dem Dresdener Aufstand beteiligte „Deutsche“ die Verdienste Bakunins ganz anders bewerten,¹ aber Marx für fähig halten, im Oktober 1852 die oben zitierten Zeilen zu schreiben und einige Monate darauf, im August 1853, Bakunin als russischen Spitzel zu denunzieren — das zu glauben, nachdem im Jahre 1896 die deutsche Übersetzung der bis damals unbekannten Artikel erschienen ist, konnte nur noch ein so an keiner „Marxpfafferei“ leidender Forscher wie Nettlau.²

III.

Wir haben bis jetzt angenommen, daß Marx und Engels „perfide“ waren, Bakunin ganz „harmlos“. Es hat sich herausgestellt, daß auch vom strengsten moralischen Standpunkt aus jene beiden ihr Versehen reichlich gutgemacht haben. Wir haben keinen Versuch unternommen, Marx und Engels „psycho-

¹ So sagt Worn in seinen Erinnerungen: „Dieser Russe, der absolut kein Auge, keinen Sinn für die wirklichen Verhältnisse hatte, unter denen er in Deutschland lebte, hat natürlich in Dresden auch nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt. Er aß und trank und schlief im Rathaus, und das war alles.“ Worn war auch — was Nettlau bekannt sein soll — einer derjenigen „Deutschen in der Emigration“, die Bakunin in den fünfziger Jahren noch stärker verdächtigten.

² Wie stark persönliche Voreingenommenheit diesem Historiker im Wege steht, dessen wissenschaftlicher Ernst und dessen Ehrlichkeit nicht zu bezweifeln sind, beweist der Umstand, daß er, um alle diese einander widersprechenden Tatsachen miteinander in Einklang zu bringen, gezwungen war, aus Marx einen Mann zu machen, der widerwillig Bakunin Lob spendete und dazu noch mit einer Hand den berückichtigten F. W. Bakunin verleumdete, um mit der anderen in demselben „Morning Advertiser“ dagegen öffentlich Protest einzulegen.

logiſch“ zu rechtfertigen. Wir haben ſogar unterſtellt, daß Baſunin beiden Freunden keinen Anlaß gegeben habe, ihn zu „verleumden“, daß er „aus irgendwelchem Grunde“ beiden „unſympathiſch geweſen“ war. Zwar ſchreibt Genoffe Mehring, daß Baſunin ſchon vor 1848, wie „die Briefe bezeugen, die er 1847 aus Brüſſel an Herwegh richtete, eine recht gehäſſige Stellung zu Marx eingenommen“ habe, daß alſo Engels und Marx ihrerſeits auch Baſunin „unſympathiſch geweſen“ waren. Wir begnügen uns aber vorläufig mit der Konſtatierung der Tatſache, daß trotz der von Bernſtein bei Marx gefundenen „Geneigtheit zur gläubigen Sinnnahme aller möglichen Verdächtigungen von Baſunins politiſchem Charakter“ nicht nur Marx, ſondern auch Engels Baſunin gegen alle dieſe Verdächtigungen während der Zeit, wo der letztere in Rußland politiſcher Gefangener war, in Schutz nahmen oder, wie Mehring ſagt, „ritterlich verteidigten“. Auch Bernſtein, der noch im Jahre 1908 geneigt war, zu glauben, daß Marx die von F. M. ausgegebenen Verdächtigungen „doch nicht für ganz grundlos erklärt hatte“, ſieht jezt, daß er ſich gründlich geirrt habe. Auch ſein Schluß — „ebenſo waren aber auch Marx' Ausſöhnungen mit Baſunin nie vorbehaltlos gemeint“ — trifft mindestens in dieſem Falle nicht zu. Noch mehr. Alles, was Marx bisher über ſeinen Konflikt mit Baſunin mitteilte, entſpricht der Wahrheit, und man kann nur hinzufügen, daß er aus ſehr verſtändlichen Gründen nicht alles, was ihn perſönlich vollſtändig rechtfertigt, erzählte.¹ Er war alſo in ſeiner Unterredung mit Baſunin, die 1864 ſtattſand, ganz aufrecht.

Anders ſteht die Sache mit Baſunin. Er entfloh bekanntlich im Jahre 1861 aus Sibirien und kam über Japan und Amerika im Dezember des gleichen Jahres nach London, hielt es aber für überflüſſig, Marx zu beſuchen, obwohl ihm deſſen Anweſenheit in London wohl bekannt war. Warum? Herzen und Mazzini erzählten ihm, daß Marx ihn während ſeiner Abweſenheit als ruſſiſchen Spion im „Morning Advertiser“ hingestellt habe, und er glaubte ihnen aufs Wort. Zudem kam noch der Umſtand hinzu, daß unmittelbar, nachdem Baſunins Anfunft bekannt geworden war, wieder in einer „kleinen engliſchen Zeitung“ die alte Verdächtigung abgedruckt wurde.

Wir halten es jezt für überflüſſig, zu beweifen, daß Marx daran ebenſo wenig ſchuld war wie im Jahre 1853. Es war wieder der berüchtigte F. Marx, und ihm ſekundierte Karl Blind, ein Freund von Mazzini, aber ein Feind von Herzen und Baſunin.

Wie wenig nicht nur Marx, ſondern auch Engels gegen Baſunin damals voreingenommen waren, beweifen folgende Stellen aus ihrem Briefwechſel.

Am 27. November 1861 ſchreibt Engels an Marx:

Über Baſunins Durchbrennen habe ich mich ſehr gefreut. Der arme Teufel mag hölliſch mitgenommen worden ſein. Auf dieſe Weiſe eine Reiſe um die Welt zu machen!

Am 25. Februar 1862 ſchreibt Marx an Engels:

Was die Urquhartblätter betrifft, habe ich ſie bis jezt nicht zuſammenkommen können. Schreibe mir, von welcher Nummer an, ſo wird Collett das

¹ Ich komme noch auf dieſe Geſchichte zurück. In einem von mir ausgegrabenen Brief Marx' an Baſſalle befindet ſich auch eine Stelle über Baſunin, die aber nur im Zuſammenhang ganz verſtändlich wird. Ich werde ihn zuſammen mit einem anderen Briefe demnächst veröffentlichen.

Nötige tun. Einliegend eine Denunziation des Kerls gegen Bakunin, den ich nicht gesehen habe. Er lebt bei Herzen.

Aus Marx' Zeilen kann man leicht seine Verwunderung für Bakunins Verhalten herauslesen. Der lakonische Zusatz, „Bakunin lebt bei Herzen“, ist eine Erklärung, die auch für Engels hinreichend war. Marx irrte sich nicht. Herzen hat wirklich Bakunin die ganze Geschichte so erzählt, wie sie später, nach seinem Tode, veröffentlicht und seitdem von allen wiederholt worden ist.

Erst im Jahre 1864 fand zwischen Marx und Bakunin eine Zusammenkunft statt. Der letztere erzählt, daß Marx ihn aufsuchte und ihm versicherte, nie jene Verdächtigung gegen ihn ausgesprochen zu haben, und sie vielmehr als infam bezeichnete. „Ich mußte ihm glauben,“ fügt Bakunin hinzu. Es ist klar, daß, als er diese Erzählung im Jahre 1871 niederschrieb, er Marx nicht mehr glaubte. Und in einer anderen, von Nettlau veröffentlichten Version sagt er direkt, er habe gewußt, daß Marx lüge.

Wir haben aber auch ein Zeugnis von Marx. Seine Aussage wird uns Genosse Bernstein erzählen:

In dem bekannten, unter dem Vermerk „Konfidentielle Mitteilung“ versandten Rundschreiben gegen Bakunin, das Marx am 28. März 1870 durch L. Kugelmann den hervorragenden Vertretern des ihm befreundeten Flügels der deutschen Sozialdemokratie zugehen ließ, nimmt er selbst auf jene Unterhaltung Bezug. Er erzählt dort, daß er kurz nach der Gründung der „Internationale“ bei einer Zusammenkunft mit Bakunin in London diesen als Mitglied aufgenommen und Bakunin ihm versprochen habe, für die Affoziation nach Kräften zu wirken. Es hat also jedenfalls damals eine Art Friedensschluß zwischen ihnen stattgefunden, und es wird sich vielleicht eines Tages noch ermitteln lassen, wer dabei der Vermittler gewesen war. Aber dieser Frieden dauerte nicht lange. In dem bezeichneten Rundschreiben sagt Marx weiter, daß Bakunin, der alsdann nach Italien ging, ihm von dort aus noch einen „enthusiastisch tuernden“ Brief über das ihm nachgesandte Statut und die Inauguraladresse der Internationale geschrieben, aber „nichts getan“ habe und nichts habe von sich hören lassen, bis er nach Jahren wieder in der Schweiz aufgetaucht sei und sich statt in die Internationale in die Friedens- und Freiheitsliga aufnehmen ließ. Das letztere ist allerdings richtig.

So Bernstein. Wir werden gleich sehen, daß nicht nur das letztere „allerdings richtig“ ist und daß man für Marx viel stichhaltigere Rechtfertigungsgründe finden kann als die Erklärung, die Bernstein, Nettlaus Worte wiederholend, für die Haltung Bakunins gibt.

Bakunin ist wirklich, nach seinem zweiten Aufenthalt in Schweden, im Oktober 1864, also nach der Gründung der Internationale, nach London gekommen. Es ist mir gelungen, zu ermitteln, wer der geheimnisvolle Vermittler zwischen Marx und Bakunin war. Es war der alte gute F. Leßner, seines Berufs Schneider, und der Anlaß war ein neuer Anzug, den Leßner, der auch Marx gegenüber ein sehr wohlwollender „Gläubiger“ war, für Bakunin zurechtmachte. In seinen Briefen an Marx findet sich folgender Brief, der jetzt gewissermaßen eine historische Bedeutung bekommt:

Lieber Marx! Wir machen gegenwärtig Kleider für den großen B a k u n i n , welcher, soviel ich davon weiß, nur kurze Zeit hier verweilen wird. Solltest Du seine Adresse wünschen, so werde ich dieselbe besorgen.

Schreibe mir gefälligst eine Zeile, wenn Du dieselbe haben möchtest.

London, 26. Oktober 1864.

Dein Freund Fred. Leßner.

Wir wiſſen nicht, wer dieſe „wir“ waren. Vielleicht auch Eccarius. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß der eifrige Lehner die Gelegenheit benutzte, um Baſunin verſchiedenes über die neugegründete Internationale und über die Rolle, die dabei Marx ſpielte, enthuſiaſtiſch zu erzählen. Und Eccarius konnte ihm erzählen, daß Marx keinen Anteil an den beiden Verleumdungsaktionen gegen Baſunin genommen habe. Das erklärt vielleicht den freundlichen Ton, der aus folgendem Brief Baſunins an Marx klingt:¹

27. Oktober 1864. 10, Paddington Green.

Lieber Marx! Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, einen alten Bekannten wieder zu ſehen. Bis 1 Uhr morgens bin ich immer zu Hauſe. — Ich erinnere mich wohl, einen Dr. Rhode zwei oder drei Male vor zwei Jahren getroffen zu haben, bin mir aber gar nicht bewußt, ihm außer gewöhnlichen Allgemeinplätzen etwas geſagt zu haben. Alſo auf Wiederſehen. Dein Baſunin.

Margens Brief iſt uns unbekannt, und wir können nicht erklären, was für eine Rolle in dieſem Falle der Dr. Rhode geſpielt hat. Wir haben aber jetzt einen neuen Bericht über die erfolgte Zuſammenkunft, der von Marx ſtammt und ſchon — von allen anderen abgeſehen — den Vorzug hat, daß er einige Tage nach der Zuſammenkunft geſchrieben wurde, und zwar an Engels, alſo gewiß „ohne Sintergedanken“ und nicht „perſid“. (Brief vom 4. November 1864.)

Baſunin läßt Dich grüßen. Er iſt heute nach Italien, wo er wohnt (Florenz), abgereiſt. Ich ſah ihn geſtern wieder zum erſtenmal nach ſechzehn Jahren. Ich muß ſagen, daß er mir ſehr gefallen hat und beſſer als früher. Er ſagt mit Bezug auf die polniſche Bewegung: die ruſſiſche Regierung habe die Bewegung gebraucht, um Rußland ſelbſt ruhig zu halten, aber keineswegs auf achtzehnmonatigen Kampf gerechnet. Sie habe daher die Geſchichte in Polen provoziert. Polen ſei geſcheitert an zwei Dingen, am Einfluß von Bonaparte und zweitens am Zögern der polniſchen Ariſtokratie, von Anfang an Bauernſozialismus offen und unzweideutig zu proklamieren. Er (Baſunin) werde ſich jetzt, nach dem Fall der polniſchen Geſchichte, nur noch an ſozialiſtiſcher Bewegung beteiligen. Im ganzen iſt er einer der wenigen Leute, die ich nach ſechzehn Jahren nicht zurück-, ſondern weiterentwickelt finde. Ich beſprach auch mit ihm die Urquhartiſchen Denunziationen.... Er erkundigte ſich ſehr nach Dir und Lupus. Als ich ihm den Tod des letzteren mitteilte, ſagte er ſofort, die Bewegung habe einen unerſetzlichen Mann verloren.

So ſchrieb der „perſide“ Marx, den, einer tieffinnigen psychologiſchen Bemerkung von Nettlau gemäß, damals zu dieſer Zuſammenkunft nur der „Stolz trieb, die in der Internationale ihm zuſallende Macht einem früheren Genossen zu zeigen, der ſeine eigenen Wege ging“! Die Anarchiſten ſind überhaupt ſehr glücklich in ihren psychologiſchen Exkursionen. So macht auch „Genoſſe“ Brupbacher, der, wie uns Genoſſe Mehring verſichert, „geſchickt ſeine psychologiſche Sonde zu handhaben weiß“, die epochale Entdeckung, daß „Marx mit dem Verſtand dachte und Baſunin mit ſeinem ganzen Organismus“. Trotzdem, verſichert uns „Genoſſe“ Brupbacher, „hatte Baſunin ſeine Sintergedanken“.

Wir wiſſen nicht, ob Marx Baſunin auch dokumentariſch bewieſen hat, daß an der ganzen Erzählung Herzens kein Wort wahr ſei, daß ſie nur ein Quiproquo war. Wir ziehen es vor — Baſunins wegen — zu glauben, daß er Baſunin die ganze Geſchichte nur erzählte.

¹ Gefunden in Marx' Papieren. Er iſt deutſch geſchrieben.

Wie dem auch sei, Marx schickte die Inauguraladresse und die Statuten der Internationale sofort nach Italien.¹ Welchen Wert er auf die Hilfe Bakunins legte, kann man daraus ersehen, daß er ihm einen Abdruck aus dem „Beehive“ schickte, noch bevor die Adresse in Broschürenform erschien.² Bakunin versprach, die italienische Übersetzung zu besorgen. Zwar erzählt er selbst darüber kein Wort, nicht in seiner Antwort an Mazzini (1871), wo er sagt, daß er Marx glauben mußte, nicht in seinem von Nettlau oft zitierten Manuskript (zirka 1871), wo er sagte, daß er bestimmt wußte, Marx lüge. Wir haben aber ein gutes Zeugnis, das wieder beweist, wie Bakunins Gedächtnis — in gewissen Punkten — schwach war, eine Eigenschaft, die alle seine persönlichen Freunde sehr gut kannten. Leider nicht Nettlau!

Das Zeugnis stammt von Bakunin selbst. Am 7. Februar 1865 schrieb er Marx aus Florenz folgenden Brief, diesmal in französischer Sprache:

Mein Teuerster (Carissimo)! Du hast formell das Recht, auf mich böse zu sein, weil ich Deinen zweiten Brief ohne Antwort ließ und bis jetzt noch nicht auf den dritten antwortete. Hier sind die Ursachen meines Schweigens. Gemäß Deinem Wunsche schickte ich ein Exemplar der Adresse des Internationalen Komitees an Garibaldi, und ich warte noch auf seine Antwort. Außerdem warte ich auch ab, bis die italienische Übersetzung gedruckt ist, um sie Dir zu schicken.

Weiter folgt ein Bericht über die Lage in Italien. Bakunin glaubt, daß „nur eine konsequente, eifrige, energische sozialistische Propaganda Italien noch Leben und Willen einflößen könne“. Er bittet um Geduld und endet den Brief wie folgt:

Und jetzt, mein teuerster Freund, gib mir Deine Absolution für mein langes Schweigen, das sich nicht mehr wiederholen wird, und küsse respektvollst in meinem Namen die schönen Hände Deiner Frau und Deiner Tochter.

Dein ergebenster M. B.

Und als Postskriptum:

Sobald ich meine und meiner Frau Photographien bekommen werde, schicke ich diese ihnen, aber als Entgelt werde ich sie bitten, mir die Photographien der ganzen heiligsten Familie (toute la sanctissima famiglia) zu schicken.³

Genosse Bernstein kann jetzt sehen, daß die ganze Erzählung von Marx „allerdings richtig ist“. Und Nettlau, Guillaume sowie ihr kritischer Nachschwäher, der vom Genossen Mehring neu entdeckte „Genosse“ Brupbacher, die uns glauben lassen wollen, daß Bakunin „ein Mensch ohne Sintergedanken“ war, und daß alles, was er in seinen Briefen schreibt, auch objektiv wahr ist, können jetzt wieder sehen, wie vorsichtig man sein muß, wenn man aus Bakunins Verschweigen einen Beweis dafür ziehen will, daß Marx gelogen hat. Es ist überhaupt eine gefährliche Methode, aus dem Schweigen der Quellen einen Beweis zu konstruieren, nicht minder gefährlich, als eine Tatsache für glaubwürdig zu halten, über die gewisse „Quellen“ wiederholt schwagen. Eine derartige Verlehung der, wie Ge-

¹ Nettlau bezweifelt dieses wie auch andere Angaben von Marx, die sich auf diese Zusammenkunft beziehen. An einem anderen Orte werde ich beweisen, daß ihm auch hier dasselbe Unglück passiert ist wie in der Geschichte mit dem „Morning Advertiser“.

² Es ist eben dieser Umstand, der Nettlau veranlaßt hat, eine neue, bis jetzt unbekannte Ausgabe der Adresse daraus zu machen.

³ Ich werde den Brief vollinhaltlich und im Original in Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“ veröffentlichen.

nosse Mehring so richtig bemerkt, noch „bisher geltenden Gesetze historischer Kritik“ bleibt nie unbestraft. Nachdem sich alle, aber auch alle Tatsachen, die Nettlau, Guillaume und „Genosse“ Brupbacher über Marx mitteilten, als falsch erweisen, sobald man sie durch andere unzweifelhafte Tatsachen kontrolliert, zerfällt „nach den bisher geltenden Gesetzen historischer Kritik“ die Darstellung aller unserer „exakten“ Historiker auch in den Punkten, in denen sie sich nicht oder nicht mehr kontrollieren läßt. Nicht wahr, Genosse Mehring?

Im nächsten Artikel werden wir beweisen, daß die Darstellung des „Genossen“ Brupbacher auch dort in Stücke zerfällt, wo sie sich auch vom Genossen Mehring leicht kontrollieren ließ. (Fortsetzung folgt.)

Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen auf die links- und rechtsrheinischen Industriezweige.

Auch ein Beitrag zur Jahrhundertfeier.

Von Georg Schumacher.

(Schluß.)

II.

Wenn auch die Kontinentalsperre Napoleons Erwartungen, England schwachmatt zu setzen, nicht erfüllte, so brachte sie doch in Verbindung mit der Gewerbefreiheit, der Entwicklung der Maschinentechnik und der freien Einfuhr der Fabrikate nach dem alten Frankreich manchen Industrien der an Frankreich angegliederten Gebiete große Vorteile. In einer der politischen Programmreden, die der rührige Präfekt des Roerdepartements,¹ Ladoüette, bei einer Preisverteilung in Aachen 1810 hielt, und die im Amtsblatt in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht wurde, heißt es unter anderem:

Wer weiß, ob sich nicht einmal Kolonien in Afrika bilden werden; ob Alexandria nicht eines Tages die glänzende Bestimmung erfüllt, die sein berühmter Gründer im Auge hatte und die ein größerer Feldherr, ein tieferer Politiker vielleicht seither zu verwirklichen strebt! Wer weiß, ob nicht der Handel Indiens seine frühere Richtung wieder aufnehmen wird, indem er sich der aus China kommenden Karawanen zum Norden und aus Arabien zum Süden bedient, indem er die inneren Meere benützt und einen Kanal, der die Donau mit dem Rhein verbinden würde, ferner den französischen Kanal, der durch Ungarn und Äthiopien ziehen, dazu jene Kanäle, die Amsterdam, Antwerpen und Köln mit Paris, Lyon, Bordeaux und Marseille verbinden sollen, und die Land- und Wasserverbindungen, die man in Italien ausführt.

Die Entwicklung im wirtschaftlichen Kampfe mit England zeichnete er in folgenden Worten:

In diesem glorreichen Kampfe steht das Roerdepartement in der vordersten Linie unter den französischen Departements. Die ungeheure Tätigkeit seiner Industrie und die Fruchtbarkeit seines Bodens bieten das Schauspiel eines Gedeihens, das noch lange nicht den Gipfelpunkt erreicht hat; die Quellen seines Bodenreichtums sind noch nicht alle entdeckt. Die Kraft, die in den verschiedenen Teilen des Departements aus der Einverleibung in das große Kaiserreich wie aus der speziellen Protektion Seiner Majestät ausfloß, rief allenthalben einen Wettstreit hervor,

¹ Ein linksrheinisches Departement, das Köln, Aachen, Jülich, Kleve umfaßte.

der sich ohne Unterlaß vermehrt und belebt. In der That, alle Märkte Europas (außer denen der britischen Inseln), diejenigen der Levante, Amerikas erhalten aus dem Noerdepartement Tuche, Kaschmir und kostbare Gewebe: seine Samte und Seiden, deren Werkstühle in beständiger Tätigkeit sind, seine Baumwollstoffe, die allen Gesellschaftsklassen zusagen, seine Leinentuche, deren Rohstoff unserm Boden entstammt und dessen Faden von äußerster Feinheit ist, sein Damastklein von so bemerkenswerter Schönheit,¹ seine Näh- und Stednadeln, sein Messing, seine Kesselschmieden, zu denen aus manchen Ländern so große Nachfrage kommt, daß die Fabrikanten mit Ungeduld das Ergebnis der Siege erwarten, die ihnen von neuem den Weg nach Spanien öffnen sollen. Wir wollen hier nicht von seinen Minen und Hüttenwerken sprechen, deren Mannigfaltigkeit bewundernswert ist; von einer Glashütte, die Tag und Nacht für Westfalen und die holländischen Departements arbeitet; von den Wolldeckenfabriken, die die Bedürfnisse eines sehr beträchtlichen Gebietes befriedigen; von den Papiermühlen, 24 an der Zahl, die sich täglich mehren; von den Fanence- und Erdgeschirrfabriken nach englischem Muster, die sich einer weitgehenden Begünstigung auf dem rechten Rheinufer erfreuen werden; von der Uhrmacherei, die in Wesel blüht; von der Gerberei, die in Deutschland mit den besten Etablissements konkurriert; von der Branntweimbrennerei, die dem Landbau des Departements noch nützlicher ist als dem Handel; von der Messerschmiedekunst, der Eisenbranche, den Feilenfabriken, den Schuhfabriken, den Flanell-, Pulver- und Stärkfabriken, den Seifen-, Kerzen- und Lichterfabriken, den Vitriol-, Tabak- und Pfeifenfabriken und den Raffinerien, mit einem Wort: von den Etablissements, die nur dem Konsum des Departements dienen. Wir wollen auch nur die neuen Manufakturen erwähnen, die eine fremde Industrie hierher getragen und die bereits alle die Anfänge des Gedeihens zeigen wie die Stahlfabriken, die Ammoniak-, Bleiweiß-, Kupferbitriol-, Musselin-, Baumwollgarn- und Schnürriemenfabriken, die Stahlzähne und Stahlkämme und alle Arten von Maschinerie.

Wir können nur wiederholen: Die Industrie hat seit der Vereinigung dieses Landes mit Frankreich den glücklichsten Aufschwung genommen. Greifen wir zum Beispiel auf gut Glück zwei Gemeinden des Noerdepartements heraus. In Düren produzieren die Fabriken das Doppelte wie vor zwei Jahren; in Heinsberg stieg die Zunahme von 8 auf 100. Fast unglaubliche Resultate, die der Weisheit und Kraft der kaiserlichen Regierung zu danken sind. Unter der Ägide des Kaisers blüht der innere Handel im Frieden.

Abgesehen von seinen Kornfrüchten, die einen jährlichen Überschuß von 10 bis 12 Millionen bieten, zählt das Noerdepartement in diesem Augenblick 12 000 bis 13 000 Manufakturen, die 125 000 Arbeiter beschäftigen und die mehr als 80 Millionen in den Handel strömen lassen, dessen Reingewinn von 10 bis 20 Prozent variiert. In dieser Berechnung figurirt der Kreis Aachen mit fünf Achteln und, wer sollte das glauben, seine gebirgige Zone mit 27 Millionen! Wir begreifen in diese annähernde Berechnung nicht ein den Umsatz des Kölner Hafens, der auf 300 000 000 steigt und der noch weit beträchtlicher wird, wenn erst seine Kaufleute in den Stand gesetzt sind, am Seehandel teilzunehmen.

Dieser in wenigen Jahren herbeigeführte Aufschwung war übrigens mit auf Kosten derjenigen Länder herbeigeführt worden, deren Regierungen hinsichtlich der Kontinentalperre Verbündete Napoleons waren. Verbot das Dekret von Fontainebleau vom 10. Oktober 1810 doch ausdrücklich die Ein-

¹ In den linksrheinischen Kreisen Gladbach, Kempen, Geldern und Erkelenz wurde schon seit Jahrhunderten erstklassiger, überall sehr begehrter Flachs gebaut. In französischer Zeit erzielte man im Jahresdurchschnitt circa 700 000 Stein à 5 Pfund. (So berichtete G. Mevissen in einer im Jahre 1838 an den Rheinischen Provinziallandtag gerichteten Denkschrift.)

fuhr aller Baumwollgewebe in das Königreich Italien, mit Ausnahme nur der Fabrikate derjenigen Länder, die in das Kaiserreich einverleibt waren. Die Fabrikanten mußten jedoch erklären, was sie ausführen wollten, und erhielten dann die Genehmigung dazu.

Trotz des hohen Eingangszolles der Baumwolle besaß Köln im Jahre 1811 acht größere Baumwollfabriken, die einen Umsatz von annähernd 3 Millionen Franken hatten. Von Holland aus wurde viel Rohbaumwolle nach dem Großherzogtum Berg geschmuggelt und von dort als fertige Ware auf die linke Rheinseite gebracht. M. Schwan sagt in seiner „Geschichte der Kölner Handelskammer“ (erster Band, Verlag von Paul Neubner, Köln), daß die Zollbehörde in Köln jährlich um etwa 3 Millionen Franken betrogen worden sei. Sogar der Bankier Schaaffhausen und andere hervorragende Kaufleute nahmen am Schleichhandel teil. Wurde doch der Genannte von der französischen Zollbehörde, trotzdem er als Vorsitzender des Handelsgerichtes fungierte, wegen Zolldefraudationen außer einer umfangreichen Warenbeschlagnahme in 100 000 Franken Geldstrafe genommen.

Als alle Belohnungen für die Entdeckung von Zolldefraudationen nicht fruchteten, schritt man statt zum Verkauf zum Verbrennen beschlagnahmter englischer Waren. Als die Scheiterhaufen auch in Köln brannten — einer der ersten Beamten des städtischen Leihhauses, der mit Kolonialwaren handelte, war mit davon betroffen —, schrieb die Kölner Handelskammer am 10. Dezember 1810 an den Kaiser und sprach ihm ihren Dank aus „für diese ebenso männliche wie rigorose Maßregel“.

Als eine totale Verkennung des Genies Napoleons müßte es bezeichnet werden, wenn man annehmen wollte, er habe die Kontinentalsperre nicht als eine kurz vorübergehende Maßregel betrachtet, denn der Austausch von Rohstoffen und Waren im internationalen Verkehr läßt sich wohl durch ungeheure Machtmittel eine Zeitlang hemmen, aber nicht für längere Zeit gänzlich unterbinden. Die großen Belohnungen, die Napoleon für die Entdeckung eines Ersatzes für Indigo und Kolonialzucker aus einheimischen Stoffen, für die Erfindung einer Flachsspinnmaschine aussetzte, gaben wohl fruchtbare Anregungen, reichten jedoch selbstverständlich nicht aus, um das durch die Sperre hervorgerufene Unheil zu mildern. Bereits 1811 sah sich die kaiserliche Regierung genötigt, selbst Dreesche in das Absperrungssystem zu legen. Am 24. August 1811 wurde den Fabrikanten des Moerdepartements mitgeteilt, daß für die Ausfuhr baumwollener Zeuge, Strümpfe usw., in denen sich keine Beimischung fremder Stoffe befinde, sowie Baumwollgarne vom 1. September ab 220 Franken Ausfuhrprämie per Meterzentner bezahlt werde. Die Ausfuhr müsse jedoch über Straßburg bewerkstelligt werden. Auch im Großherzogtum Berg ermäßigte der Finanzminister am 25. Juni 1812 die Einfuhrzölle auf Rohbaumwolle und raffinierten Zucker. Ebenso wurde erlaubt, unter Zugrundelegung des Tarifs von Trianon, eine bestimmte Menge Kolonialwaren einzuführen, wenn dafür französische Manufakturwaren im gleichen Wert ausgeführt würden. Die Lage war so zugespitzt, daß Napoleon in derselben Zeit hinter dem Rücken seiner Zollalliierten mit England zur Beseitigung der Kontinentalsperre unterhandelte, wobei er jedoch für England unannehmbar

Bedingungen stellte. Auch die Verbrennung der englischen Schmuggelobjekte hatte nicht den beabsichtigten Erfolg. Wie der Kölner Tabakindustrieelle *F o b e a u x* im November 1812 der Kölner Handelskammer meldete, waren er und ein von ihm genannter Geschäftsfreund davon unterrichtet, daß sogar Baumwollstoffe aus der Schweiz und aus Sachsen nach Düsseldorf adressiert wurden. Von da ging die Ware nach Duisburg und den verschiedensten Grenzorten, um von dort nach Holland und Frankreich geschmuggelt zu werden. Ganze Warenpartien kamen von der rechten Rheinseite und wurden in St. Lönis, Gräfrath und Lobberich im heutigen Kreise Kempen untergebracht, von wo sie bei Nacht und Nebel weiterbefördert wurden.

Die Arbeiterentlassungen — so schreibt M. Schwann in der genannten trefflichen „Geschichte der Kölner Handelskammer“ — nahmen im Jahre 1813 zu. Die Verbrennung der beschlagnahmten Waren hatte schlecht gewirkt. Die Baumwollwaren waren in Frankreich (durch den unverständigen Zoll auf das Rohmaterial) Luxusgegenstand geworden, und nun lagen die Waren in den Magazinen. Das Kapital ruhte, und die Werkstätten wurden geschlossen. Der Schmuggel aber blühte weiter, den zu hindern auch die Zollbeamten kein Interesse mehr hatten, denn seitdem die Waren verbrannt wurden, empfingen sie keine Belohnungen mehr, während sie vorher ein Fünftel des Verkaufspreises für sich erhielten. Trotzdem hatte die linksrheinische Bourgeoisie unter der französischen Herrschaft nicht allein durch die unter der Kontinentalsperre mit Treibhauswärme geförderte Industrie, sondern auch durch den spottbilligen Erwerb des Vermögens der Toten Sand enorme Reichthümer erworben.

Als die Kontinentalsperre infolge der Besiegung Napoleons fiel und die Franzosen sich nach Frankreich zurückziehen mußten, war für die gesamte rheinische Industrie die gewinnbringende freie Einfuhr nach Frankreich sofort unterbunden; das ganze Rheinland wurde mit englischen Waren überschwemmt, eine Kalamität, aus der man sich durch immer größere Einspannung von Frauen und Kindern in das Industriejoch zu entzählen suchte. Der Durchschnittslohn für erwachsene Männer betrug in französischer Zeit in Köln 2 Franken pro Tag. Er stand in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeitszeit auf 2 Taler 10 bis 2 Taler 20 Silbergroschen pro Woche, wovon in den Webereidistrikten noch oft genug bis zu einem Taler für Webfehler und angeblühte Webfehler einbehalten wurden. Dabei grünte und blühte das in vorprenussischer Zeit mit schweren Strafen bedrohte Trudhsystem in der empörendsten Weise. Wie Weibissen, dessen Eltern ebenfalls ihre Arbeiter teilweise mit Spezereiwaren bezahlten, in der bereits erwähnten Denkschrift an den rheinischen Provinziallandtag mittheilte, verdiente eine Spinnerin, die den ganzen Tag ohne Nebenbeschäftigung fleißig ihrer Arbeit oblag, im Biersener und M.-Glabbacher Industriegebiet in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts höchstens 3½ bis 4 Silbergroschen täglich. In derselben Zeit wurden Kinder im Alter von 7 bis 10 Jahren in den dortigen Fabriken mit 2 Silbergroschen, von 10 bis 12 Jahren mit 3 Silbergroschen, von 12 bis 15 Jahren mit 4 bis 5 Silbergroschen täglich bezahlt. Die in der Kölner Tabakindustrie beschäftigten Kinder wurden noch bis zu Ende der fünfziger Jahre mit 2 und 2½ Silbergroschen bei neunstündiger Arbeitszeit pro Tag abgefertigt.

Unorganisierte und Massenaktionen.

Eine Erwiderung von Joseph Ernst.

Meine „Richtigstellung“ des Artikels der Genossin Luxemburg „Das Offiziösentum der Theorie“ hat den Genossen Feh, Expedient der „Freien Presse“ zu Hagen, auf den Plan gerufen. Derselbe versucht in Nr. 3 der „Neuen Zeit“ den Beweis zu liefern, daß die Genossin Luxemburg durchaus richtig dargestellt habe, respektive daß sie ihre Darstellungen auf meine eigenen Angaben stützen könne.

Diese Behauptungen Fehs zwingen mich, nochmals auf die Aussperrung des Jahres 1910 einzugehen.

Wie liegen die Dinge?

Genossin Luxemburg veröffentlichte aus Anlaß der Massenstreikdebatte in der „Neuen Zeit“ einen Artikel: „Das Offiziösentum der Theorie“, in welchem sie zu beweisen sucht, daß bei politischen Massenaktionen ernstlich mit dem Heer der Unorganisierten zu rechnen sei. Kautsky hatte im Gegensatz zur Genossin Luxemburg den Standpunkt vertreten, daß heute auf die Unorganisierten in keiner Weise Verlaß sei, und um diese Auffassung zu entkräften, schrieb Genossin Luxemburg wörtlich:

„Was weiß uns Kautsky im Gegensatz zur ‚russischen Methode‘ über die ‚deutsche Methode‘ des Massenstreiks zu sagen? Er lehnt vor allem mit Entrüstung jeden Hinweis auf die ausschlaggebende Mitwirkung der Nichtorganisierten ab. Wer bildet denn diese unorganisierte Masse? ruft er. Auf diese Frage der Theorie, die mit der Stange im Nebel herumfährt, antwortet die Praxis des politischen wie des gewerkschaftlichen Kampfes mit einfachen Tatsachen. Jeder größere gewerkschaftliche Kampf ist seit jeher auf die Unterstützung der Unorganisierten angewiesen, und nur aus großen Kämpfen, an denen Unorganisierte mitwirkten, ist seit jeher der Hauptzuwachs der Organisationen hervorgegangen. Ohne die Mitwirkung unorganisierter Massen wären die wichtigsten Kämpfe der Gewerkschaften und ohne diese Kämpfe ihr Wachstum als Organisation einfach undenkbar. Dafür nur ein Beispiel: Im Frühjahr 1910 ist in Hagen in Westfalen jene erste Kraftprobe des Metallarbeiterverbandes mit den Metallindustriellen ausgetobt worden, deren ausgezeichnete Verlauf von großer Bedeutung war, da er dem Industriellenverband als Vorpostengefecht die Lust zu der geplanten Generalaussperrung in hohem Maße benommen hatte. An der Aussperrung waren circa 20 000 Arbeiter beteiligt, darunter 2790 Organisierte und 17 000 Unorganisierte. Und diese Masse hielt unter der Leitung der Organisationen während 17 Wochen tadellos im Kampfe aus.“

Wer vorstehende Ausführungen der Genossin Luxemburg objektiv würdigt, muß zugeben, daß sie behauptet, die 17 000 Unorganisierten hätten 17 Wochen lang nach den Direktiven der Organisationsleiter im Kampfe ausgeharrt, und speziell durch diese Unorganisierten sei die Bewegung gewonnen worden. Das sollte der praktische Beweis sein, daß bei großen Bewegungen auf die Unorganisierten zu rechnen sei.

Um berichtigen zu können, beizt sich Feh anfangs seiner Ausführungen an Nebenächlichkeiten fest. Er gibt die Zahlen wieder, die von seiten des Arbeitgeberverbandes und von seiten der Organisationen als mutmaßlich unorganisierte Ausgesperrte angegeben wurden. Daß die damals veröffentlichten Zahlen nicht hoch und nicht fest waren, ist klar und ist auch von keiner Seite behauptet worden; stets wurde das Wörtchen „circa“ vor jede Zahl gesetzt. Die Abschätzung der Zahl der Unorganisierten war keine Unterlage gestützt. Es war ein flüchtiges Überschlagen der möglich Ausgesperrten; die Unternehmer gaben recht hohe Zahlen an, um die Durchführung der Beschlüsse des Arbeitgebervereins in recht gutem Lichte erscheinen zu lassen, und wir mußten auf Grund dieser Angaben die Zahl der Ausgesperrten mutmaßen. Jeder denkende Mensch muß zugeben, daß aber derartige Zahlen nicht zu Unterlagen von wissen-

schaftlichen Artikeln gebraucht werden können. Erst später, nach der Bewegung, nach Kontrollierung der Mitgliederzahlen der Krankenkassen, nach Feststellung der Unternehmer, die überhaupt nicht ausgesperrt hatten, nach Feststellung der Unternehmer, die dem Beschluß des Arbeitgebervereins nur teilweise nachgekommen waren, kam man den wirklichen Zahlen nahe, und nur derartige Zahlen hätten für eine wissenschaftliche Arbeit benutzt werden können. Aber wie gesagt, diese Zahlen spielen bei der Beurteilung der ganzen Frage keine entscheidende Rolle. Die wichtigste Frage ist: Haben die großen Massen der Unorganisierten wirklich, wie die Genossin Luxemburg schreibt, 17 Wochen im Kampfe ausgehalten?

Wer die Verhältnisse kennt, muß zugeben, daß eine derartige Angabe in keiner Beziehung stimmt. Nur ganz oberflächliche Menschen können aus den Bekanntmachungen der Organisationen etwas Derartiges herauslesen. Der Kampf begann bei Dykerhoff in Gevelsberg, und es kamen in den ersten 5 Wochen des Kampfes nur organisierte Arbeiter in Frage. Die Dykerhoff'schen Former waren zu 100 Prozent organisiert. Bei Beginn der Aussperrung kamen nur die Gießereiarbeiter in Frage, und auch dort verfügten wir über eine sehr gute Organisation. 80 Prozent der Former waren organisiert. Erst als die Unternehmer sahen, daß sie mit den gut organisierten Gießereiarbeitern nicht fertig wurden, sperrten sie 50 Prozent der übrigen Arbeiter aus. Aber auch bei diesen ersten 50 Prozent kam wieder eine große Anzahl organisierter Arbeiter in Frage, da diese naturgemäß bei den ersten 50 Prozent sein mußten. Die großen Massen der Unorganisierten sind in Wirklichkeit nur drei bis vier Wochen ausgesperrt gewesen. Jeder, der das gesamte Material der Bewegung objektiv studiert und nicht für seine besonderen Zwecke etwas herausfischen will, muß das finden. Ich scheint aber die ganze Frage für ziemlich nebensächlich zu halten. Genau wie bei der Aussperrung scheint er auch heute noch die ganze Bewegung schlecht verstanden zu haben.

Ein Vorgang während der Aussperrung und sein jetziger Artikel werden das lehren.

Am 16. Juni 1910 machte in der „Sagener Zeitung“ ein Arbeiterfreund den Vorschlag, die gesamten Arbeiter geheim über den Zwangsarbeitsnachweis abstimmen zu lassen, um einwandfrei feststellen zu können, ob wirklich die Mehrheit der Arbeiter den Nachweis verwerfe. Ich bezeichnete damals diesen Arbeiterfreund in der „Freien Presse“ als einen Menschen, der von der Gewerkschaftsbewegung so viel verstände wie die Kuh vom Sonntag. Am selben Tage beschloßen aber die Gewerkschaftsführer einstimmig, den Vorschlag dieses Arbeiterfreundes aufzugreifen und ihn zu ihrem eigenen zu machen. Die Arbeitgeber sollten dadurch in eine Sackgasse getrieben werden. Die Arbeitgeber winkten auch sofort ab, da sie merkten, wie gefährlich eine derartige Abstimmung für sie werden mußte. Ich bringt es jetzt noch fertig, in der „Neuen Zeit“ den damaligen Vorschlag als absurd zu bezeichnen, ein Beweis, mit wie wenig Verständnis er damals und auch heute noch der Bewegung gegenübersteht.

Nun zu der Frage, ob die Unorganisierten im Kampfe ausgehalten haben. Wenn man die Ausführungen Ichs liest, muß man unwillkürlich denken: die braven Unorganisierten. Wenn es darauf ankommt, stehen diese Kerle doch wie ein Mann. Es ist eigentlich Unsinn, daß man sie organisiert, auch als Unorganisierte halten sie bei den Kämpfen famos stand.

In Wirklichkeit war es doch ganz anders. Durchweg sind doch diese Unorganisierten aus den Betrieben von ihren Arbeitgebern hinausgeworfen worden. Nur weil sie auf die Straße gesetzt wurden, machten sie die Aussperrung mit. Die Unorganisierten, die nicht von der Aussperrung betroffen wurden, haben sich gehütet, freiwillig aufzuhören, zwanzigmal lieber ließen sie sich „Wär“ schimpfen.

Aber Ich bringt — „Beweise“.

Am 22. Juni erließ der Arbeitgeberverein eine Bekanntmachung, in der er die Arbeiter aufforderte, sich am 23. und 24. Juni wieder zur Arbeit zu melden. Laut Feh haben die braven Unorganisierten es einmütig abgelehnt, die Arbeit wieder aufzunehmen, obschon der Arbeitsnachweis nicht mehr für sie in Frage kam. Das ist eine glatte — Unrichtigkeit. Alle Arbeiter, die an dem Termin die Arbeit aufnahmen, mußten den Arbeitsnachweis anerkennen, nur ihre erste Einstellung erfolgte nicht durch diesen. Wie aber trotzdem die Unorganisierten dieser Aufforderung der Unternehmer nachkamen, können Beispiele lehren. In einer großen Anzahl von Betrieben meldeten sich die Unorganisierten wieder zur Arbeitsaufnahme. Trotzdem konnten die Firmen die Arbeit nicht aufnehmen, weil ihnen die organisierten Spezialarbeiter fehlten. Jeder über die besondere Industrie des Kreises Hagen-Schwelm informierte Arbeiter weiß, daß die Betriebsmöglichkeit in vielen Spezialbetrieben von einer geringen Anzahl Spezialarbeiter abhängt. Ich will nur an die Former, Federrichter-, Gesenk- und Hammerschmiede erinnern. Ohne diese gut organisierten Gruppen von Arbeitern konnten die Unternehmer nichts machen und öffneten die Betriebe nicht. Nun aber kommt Feh her und sagt: „Bei der Aussperrung haben die Gewerkschaftsführer und auch Ernst gesagt und in Flugblättern geschrieben, die Unorganisierten hätten brav standgehalten, seien nicht in die Betriebe gelaufen.“ Das stimmt. Aber kann man in einer derartigen Bewegung, in einem derartigen Kampfe, wo es sich um Sein oder Nichtsein der gewerkschaftlichen Organisationen handelt, genaue Angaben über den Stand der Bewegung machen, ohne den Erfolg in Frage zu stellen? Durfte man in öffentlichen Versammlungen zu den Unorganisierten sagen: „Ihr taugt nichts, eine große Anzahl von euch hat sich zur Arbeitsaufnahme gemeldet?“ Man hätte nichts erreicht, als daß der Rest der Unorganisierten schleunigst ihren Kollegen nachlief, um ja seinen alten Platz wieder zu bekommen. Der Erfolg wäre der gewesen, daß der Kampfesmut der Organisierten erlahmte und daß der Arbeitgeberverein wirklich über unsere schlechte Position im Kampfe aufgeklärt wurde. Ein derartiges Vorgehen wäre eine große Dummheit oder Arbeiterverrat in der schlimmsten Form gewesen. Es muß eigentümlich in den Köpfen von Parteigenossen aussehen, wenn sie derartiges von einem Gewerkschaftsführer erwarten.

Aber ist dieser Vorgang etwas so Unerhörtes? Man soll mir ein Beispiel in der ganzen Weltgeschichte nennen, wo in einem Kriege, in einem erbitterten Kampfe ein Heerführer offen die schwachen Stellen seiner Position verrät, offen dem Gegner im erbittertesten Kampfe merken ließ, an welchen Stellen er verwundbar sei. Daß er nicht vielmehr alles tat, um seinen Gegner über sein wirkliches Tun und Treiben, über seine wirkliche Stärke im unklaren zu halten. Wenn man mir das nachweist, will ich ob meines Tuns während der Aussperrung in Sad und Asche Buße tun.

Um die Taten der Unorganisierten in möglichst glänzendem Lichte erscheinen zu lassen, läßt sich Feh weitere grobe — Unrichtigkeiten zuschulden kommen. Er schreibt, die Unorganisierten hätten von keiner Seite Unterstützung zu gewärtigen gehabt, und trotzdem hätten diese braven Kerle ausgehalten. Es scheint, daß Feh während der ganzen Bewegung geschlafen hat, sonst könnte er doch solche — Unrichtigkeiten nicht schreiben. Sofort bei Beginn der Aussperrung erklärten die Unternehmer, daß sie den Unorganisierten Unterstützung zahlen würden, und es ist eine Tatsache, daß auch von den Unternehmern Tausende von Mark ausgezahlt wurden. Ferner wurde von seiten der Organisationen sofort bei Entlassung größerer Massen von Unorganisierten mit Sammlungen begonnen, und schon in der zweiten Woche der Aussperrung wurden an die Unorganisierten Unterstüt-

lungen gezählt. Leider gab es unter diesen Burschen Leute, die sich von den Unternehmern und auch von den Organisierten Unterstützungen auszahlen ließen.

Feh will auch durch seinen Artikel beweisen, daß ich 1910 anders über diese Frage gedacht habe. Demgegenüber stelle ich fest, daß ich bereits in der Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes im Juli 1910, in der zum Abbruch des Kampfes Stellung genommen werden sollte, Wort für Wort denselben Standpunkt eingenommen habe wie in meiner Richtigstellung. Und daß es nur auf Grund dieser klaren Stellungnahme in unserer geschlossenen Mitgliederversammlung zu einer Abstimmung kam, die den Abbruch des Kampfes ermöglichte. Von einer Meinungsänderung kann also keine Rede sein.

Die damalige Versammlung war eine geschlossene Mitgliederversammlung, in der eine genaue Kontrolle geübt wurde, damit keine Unberufenen Zutritt bekamen. Nicht die Kampfmüdigkeit der Mitglieder des Metallarbeiterverbandes (wie es Feh durchblicken läßt), sondern die Rücksicht auf die Wankelmütigkeit der Unorganisierten ließ uns die Bewegung mit einem Teilerfolg beenden. Einer, der mit offenen Augen den Kampf betrachtete, konnte ohne große Geistesgaben zu diesem Resultat kommen.

Dann führt Feh auch unseren Jahresbericht an, um meine Richtigstellung zu entkräften. Der Jahresbericht ist nur ein Abdruck der Bekanntmachungen und ein Auszug aus den Flugblättern, die während der Aussperrung erschienen sind. Auf den Bericht trifft also das bisher Gesagte auch zu.

Dann noch einiges über die Akkumulatorenfabrik. Feh gibt hier auch eine schiefe Darstellung der wirklichen Verhältnisse. Dieser Betrieb hatte auch mit ausgesperrt, und nachdem diese Aussperrung perfekt war, versuchten die Organisationen alles, um die Leute aus dem Betrieb zu halten. Leider ohne Erfolg. Die Betriebsleitung verstand es, sich das Mäntelchen der Arbeiterfreundlichkeit umzuhängen, und gegen den Willen der Organisation nahmen die Leute die Arbeit auf. Erst als feststand, daß der Betrieb für den Kampf rettungslos verloren war, gaben die Organisationen ihren Mitgliedern den Rat, die Arbeit auch aufzunehmen, damit sie nicht als Opfer der Bewegung auf der Strecke blieben.

Wenn die Genossin Luxemburg schreibt, sie habe das Material zu dem Artikel im Jahre 1910 von mir bekommen, so ist das nur bedingt richtig. Auf Beschluß der Ortsverwaltung des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Verwaltung Hagen, forderte ich im Herbst 1910 die Genossin Luxemburg auf, in Hagen über das Thema „Der politische Massenstreik und die Gewerkschaften“ zu reden. Da sie in dieser Versammlung auch die Aussperrung streifen mußte, übergab ich ihr die während der Aussperrung erschienenen Flugblätter. Das ist das Material, wovon die Genossin Luxemburg in ihrer Richtigstellung in Nr. 3 der „Neuen Zeit“ spricht. Mündliche Informationen hat sie von mir nicht bekommen. Ihre Ausführungen stützten sich also nur auf die während der Aussperrung erschienenen Flugblätter. Die Genossin Luxemburg hätte unter keinen Umständen diese Flugblätter drei Jahre später zur Unterlage eines wissenschaftlichen Artikels benutzen dürfen. Ich habe das für unmöglich gehalten, da ich annahm, daß sich Genossin Luxemburg über die Tendenz der Flugblätter im klaren war. Es steht ferner aber auch fest, daß die Genossin Luxemburg aus den Flugblättern etwas herauslas, was niemals in denselben enthalten war. Meine Richtigstellung in Nr. 52 der „Neuen Zeit“ muß ich daher vollständig aufrechterhalten.

Die Lebenshaltung der Arbeiterklasse in England.

Von August Mai.

Ist die herrschende Forderung allein imstande, viele Errungenschaften der Arbeiterklasse im wirtschaftlichen Kampfe zunichte zu machen und ihre Lebensverhältnisse auf lange Zeit hinaus zu verschlechtern, so müssen die Zustände ganz unerträglich werden, wenn zu dem Druck einer schweren Forderung noch andere mächtige Triebkräfte hinzukommen, die in der gleichen Richtung wirken. Die Stellung der Arbeiter im wirtschaftlichen Kampfe hängt bekanntlich nicht von der absoluten Größe des Kapitals und der Nachfrage nach Arbeitskräften ab, sondern von deren rascherem oder langsamerem Wachstum; das Tempo der ökonomischen Entwicklung ist dabei ausschlaggebend. Wenn nun nach der Periode einer beispiellosen Prosperität, eines nie dagewesenen Aufstiegs der Rückschlag kommt, dann zahlt die Arbeiterklasse mit Gut und Blut die Beche für die rosigen Hoffnungen der schönen Jahre.

So liegen die Dinge im heutigen England. Von einer Stagnation ist gewiß keine Rede: das Leben pulsiert recht lebhaft, und es geht auf allen Gebieten energisch vorwärts. Das Tempo der Entwicklung ist aber viel langsamer geworden, und Zustände gar wie in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren kehren nimmer wieder. Für die Arbeiterklasse aber ist dieses Abflauen gleich einer ökonomischen Stagnation, und auch die am straffsten organisierten und höchst qualifizierten Arbeiterschichten vermögen trotz aller Anstrengungen keinen Schritt vorwärts zu tun.

Daher bedeutende Arbeitslosigkeit in den Trade Unions und eine noch größere unter den Nichtorganisierten. Daher enormer Pauperismus und eine kolossale Armee von Lumpenproletariern. Daher die riesigen Streiks, die in den letzten Jahren die Welt erschütterten, und daher schließlich auch die schwachen Erfolge des wirtschaftlichen Kampfes und ein Geist steter Unzufriedenheit in und mit den Trade Unions.

Es ist überraschend, wie rasch es bergab geht von den ehemaligen Höhen, und kein „Dogmatiker“ und „Berelendungstheoretiker“ hätte vor ein paar Jahrzehnten gewagt, vorauszusagen, was jetzt Tatsache geworden ist. Ein Rückschlag — nicht etwa in den letzten paar Jahren, sondern seit Ende der neunziger Jahre — ist kein Zufall und noch weniger eine vorübergehende Erscheinung. Nach den Berechnungen des Board of Trade waren die Verhältniszahlen für Löhne und Preise (der Zustand im Jahre 1900 gleich 100):

Jahr	Löhne der					Preise der ¹	
	Bauarbeiter	Maschinenbauer	Bergarbeiter	Textilarbeiter	Eisenbahner	Lebensmittel	Kleidung
1880 . . .	85,6	88,0	61,5	89,8	—	159	130
1884 . . .	84,5	90,0	65,7	93,6	—	130	115
1888 . . .	84,5	91,3	64,8	89,3	—	116	101
1892 . . .	88,9	93,3	78,9	93,2	—	118	96
1896 . . .	93,4	96,8	71,9	92,7	—	93	93
1900 . . .	100	100	100	100	100 ²	100	100
1904 . . .	100	99,9	82,3	100	100	102	113
1907 . . .	100	102,0	96,7	108,9	103,2	105	127
1910 . . .	100	102,0	89,7	107,1	102,8	109	136
1911 . . .	100	103,2	88,8	107,1	—	109	129
1912 . . .	102—102½	104—105	—	—	—	115	120

¹ Für Lebensmittel 1880 bis 1900 Engrospreise, für 1900 bis 1912 Detailpreise in London. Für Kleidung Engrospreise der Textilindustrie. ² Im Jahre 1901.

Die achtziger Jahre sind die Periode sinkender Preise, die dann um die Mitte der neunziger Jahre ihren tiefsten Punkt erreichen. Ist es in diesen Jahrzehnten mit Englands Monopolherrschaft auf dem Weltmarkt bereits vorbei, so können doch die Arbeiter ihre frühere Lebenshaltung wenigstens aufrechterhalten trotz der ungünstigen Stellung auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosigkeit greift aber um sich und nimmt bei den ungelernten, schlecht bezahlten Arbeiterschichten enorme Dimensionen an. In diese Zeit fällt die Geburtsstunde der Gewerkschaften dieser untersten Schichten, während der alte Trade Unionismus der qualifizierten Arbeiterschaft von den neuen Verhältnissen beinahe unberührt bleibt.

Ende der neunziger Jahre kommt dann der Umschwung. Die Preise steigen immer rascher, die Löhne bleiben immer weiter zurück. Seit der Krise von 1901 kann von einer Lohnsteigerung im allgemeinen kaum mehr die Rede sein.

Die gesamte Zu- respektive Abnahme der Wochenlöhne¹ gestaltet sich folgendermaßen: die Jahre 1897 bis 1900 ergeben eine Zunahme von etwa 440 000 Pfund, die allerdings mit einer Preissteigerung Hand in Hand geht. Dann folgen:

	Gesamtzu- resp. -abnahme
1901 bis 1905	— 229 000 Pfund
1906 " 1907	+ 259 000 "
1908 " 1909	— 128 000 "
1910 " 1911	+ 40 000 "

Das Jahr 1912 mag noch manches gebessert haben, im allgemeinen stehen aber die Löhne heutzutage kaum um eine Spur höher als um die Wende des Jahrhunderts. In unseren Teuerungszeiten bedeutet dies einen kolossalen Rückgang des Reallohns. Seit 1900 sind die Preise dermaßen in die Höhe gegangen, daß ein stabiler Geldlohn mit einer tatsächlichen Abnahme des Reallohns um 15 bis 20 Prozent gleichbedeutend ist.

Dies wird auch durch eine kürzlich veröffentlichte amtliche Arbeit bestätigt. Eine Untersuchung des Board of Trade, die sich auf 88 der größten Städte erstreckt, hat ergeben, daß in den sieben Jahren 1905 bis 1912 die Preise der meisten Artikel des Arbeiterbedarfs im Durchschnitt um 13,7 Prozent, die Wohnungspreise um 1,8 Prozent gestiegen sind, was im allgemeinen eine Steigerung um 11,3 Prozent ergibt. Während derselben Zeit sind die Löhne in vielen Fällen auf demselben Niveau stehen geblieben wie 1905, und auch im Durchschnitt ist nur eine mäßige Steigerung zu beobachten, nämlich:

bei den gelernten Bauarbeitern	1,9 Prozent
" " ungelerten "	2,6 "
" " gelernten Maschinenbauern	5,5 "
" " ungelerten "	3,9 "
" " Schriftgebern	4,1 "

Nach allgemeiner Auffassung ist die Lohnsteigerung über 4 bis 5 Prozent kaum irgendwo hinausgegangen. Ganz falsch wäre es aber, zu glauben, daß der Rückgang erst seit 1905 datiert. Das Jahr 1905 war für die Arbeiter sehr günstig im Vergleich mit den vier vorausgegangenen Jahren: von 1900 bis 1905 hat ein wesentlicher absoluter Lohnrückgang stattgefunden. Seit Anfang des neuen Jahrhunderts hat Englands Industrie je zweimal einen Aufschwung und eine Depression erlebt,

¹ Der gesamten Industrie mit Ausnahme der Seeleute und Eisenbahner.

und das allgemeine Ergebnis dieser Periode ist kurz gefaßt: die Besserung auf dem Arbeitsmarkt und die Steigerung der Schlagkraft der Gewerkschaften in günstigen Jahren reicht nicht mehr aus, die Verluste der Stagnationsperiode auszugleichen.

Es gibt Leute, die da glauben, eine stete Steigerung der Lebenshaltung, eine stete Besserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterklasse sei etwas wie ein Naturgesetz der jüngsten Entwicklung, eine notwendige Folge der Gewerkschaftsbewegung. Und jeder, der an diesem Glauben zweifelt, erscheint entweder als „Dogmatiker“ oder als Verräter. Nun liegt mir nichts ferner, als die Bedeutung der englischen Gewerkschaften verkleinern zu wollen. Läßt auch die innere Organisation und Politik der Trade Unions noch manches zu wünschen übrig, so hat es trotzdem die Arbeiterschaft Englands einzig und allein den Trade Unions zu verdanken, daß ihre Lebenshaltung nicht noch wesentlich tiefer herabgedrückt worden ist. Die Trade Unions allein konnten es verhindern, daß Arbeitslosigkeit und Massenelend nicht in noch stärkerem Maße vom Kapital ausgebeutet wurden, daß Englands Proletariat nicht noch um viele Jahrzehnte weiter zurückgeworfen worden ist. Aller ökonomische Kampf bleibt unter diesen Umständen ein Abwehrkampf, mag er auch die ausgeprägteste Angriffsform tragen: nicht um Erhöhung der Lebenshaltung, sondern um Beibehaltung des alten Standards handelt es sich dabei in allen Fällen. Die Einführung der Arbeiterversicherung ist sicherlich ein großer Erfolg der modernen Trade-Unions-Politik. Die Tatsache steht aber fest, daß es trotz der größten Anstrengungen den Gewerkschaften nicht gelungen ist, eine bedeutende Verschlechterung der Lohnverhältnisse zu verhindern.

In einem scheinbaren Widerspruch damit stehen die guten Erfolge der englischen Arbeiterbewegung auf dem Gebiet der Arbeitszeit. Ein ununterbrochener Fortschritt findet hier statt, und seltenen Verlängerungen der Arbeitszeit in wenigen Betrieben steht eine viel größere Kürzung in vielen anderen gegenüber. Der Reingewinn der Arbeiter an Arbeitszeit in der Industrie war pro Woche :

1901 bis 1903	. 1099000 Stunden	1908 bis 1909	. 2430000 Stunden
1904 „ 1907	. 268000 „	1910 „ 1911	. 608000 „

Eine Kürzung der Arbeitszeit findet also fortwährend statt, und die Fortschritte der einen Periode werden in der anderen nicht rückgängig gemacht, wie es bei den Löhnen der Fall ist. Der Widerspruch ist aber eben nur ein scheinbarer.

Für den Unternehmer kommt es nicht auf die absolute Länge des Arbeitstags an, sondern allein auf die Masse der Arbeitsleistung. Je länger aber die Arbeitszeit, desto geringer — in gewissen Grenzen — die Aufmerksamkeit und Anstrengung des Arbeiters, desto geringer sein Energieaufwand pro Arbeitsstunde, desto geringer auch seine Arbeitsleistung. Eine Kürzung der Arbeitszeit kann daher imstande sein, nicht nur die Gesamtproduktion nicht zu verringern, sondern sogar eine Steigerung der Arbeitsleistung herbeizuführen. Die größere Intensität kann die Einschränkung der Arbeitszeit überkompensieren.

Das trifft nur in bestimmten Grenzen zu. Bei ganz kurzen Arbeitszeiten ist dies nicht der Fall, da die Steigerung der Arbeitsintensität zu gering ist, um die Verringerung der Produktion wettzumachen. Zwischen den Extremen

liegt ein Punkt, wo die Arbeitsleistung die größte ist. In einer Wirtschaftsordnung, die bestrebt ist, aus jedem Arbeiter so viel herauszuholen, wie überhaupt zu holen ist, die die raffiniertesten Lohn- und Ausbeutungsmethoden zur Steigerung des Energieaufwandes des Arbeiters einführt, ist der Punkt der Maximalproduktion die Norm, der die Arbeitszeiten zustreben; er bestimmt den normalen Arbeitstag. Ich will damit nicht behaupten, der Kampf um noch kürzere Arbeitszeiten wäre aussichtslos. Doch solche Fälle von so starker Reduzierung der Arbeitszeit sind seltene Ausnahmen. In der Tat dehnt sich die Arbeitszeit in den meisten Fällen weit über dies Normalmaß hinaus: denn die Steigerung der Produktivität tritt nicht unmittelbar mit der Einschränkung der Arbeitszeit ein, sondern bedarf einer längeren Zeit, um in Erscheinung zu treten. Der Verlust in dieser Zwischenzeit widerspricht aber dem durch Konkurrenz angespornten Streben des Kapitals nach höchstem Gewinn.

Es kommt aber noch eines hinzu. Der Punkt der höchsten Produktivität variiert selbst je nach dem Kulturstand der Arbeiterklasse. Die für das Kapital günstigste Arbeitszeit wird kürzer, je höher sich die geistigen Fähigkeiten, die Intelligenz der Arbeiter entwickeln. Kürzere Arbeitszeit geht hier Hand in Hand mit erhöhtem Arbeitsaufwand, größeren Profiten und stärkerer Ausbeutung der Arbeitskraft. Bis zu einem gewissen Grade liegt daher die Verkürzung der Arbeitszeit im Wesen der kapitalistischen Produktion, insbesondere ihre moderne Periode, die sich durch einen rapiden geistigen Aufstieg der Arbeiterklasse auszeichnet. Bedarf auch der Kampf um kürzere Arbeitszeiten eines kräftigen Vorstoßes der Arbeiterschaft, so hängt sein Verlauf und Erfolg von ganz anderen Umständen ab als bei Lohnkämpfen, und er hat auch in vielen Fällen mehr Aussicht auf Erfolg.

So stehen die Dinge in England am Ende einer Prosperitätsperiode, die den Kämpfen der Arbeiterklasse noch am günstigsten ist. Schon ziehen aber dunkle Wolken herauf, und eine heftige Krise wirft ihre düsteren Schatten voraus. In der Metallindustrie und im Baugewerbe beginnt es abzuflauen, der Außenhandel weist einen Rückgang auf, und die Arbeitslosigkeit in den Trade Unions wird schon wieder bedeutender. Die Arbeiterschaft Englands geht tiefem Leiden und schweren Kämpfen entgegen.

Literarische Rundschau.

H. W e n d e l, **August Bebel**. Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 103 Seiten.¹

Im Vorwort zu seiner Schrift entschuldigt sich der Verfasser wegen seiner „Vermessenheit“, „in wenigen Tagen ein so großes und reiches Leben auf wenige Seiten zusammenzupressen“. Er wolle nicht mehr geben als „eine flüchtige Skizze“, die mit dem Herzen geschrieben sei und nicht mit dem Kopfe.

Das Vorwort ist datiert vom 7. September. Es war in der Tat ein kurzer Zeitraum, den Verlag oder Verfasser bestimmt hatten, das Lebensbild eines Bebel zu entwerfen. Um so mehr ist anzuerkennen, daß das verwegene Beginnen gelungen ist. Sicher hat zu dem Gelingen viel die Tatsache beigetragen, daß die

¹ Vorliegende Besprechung war schon vor 14 Tagen, mit Ausnahme einer später hinzugefügten Fußnote, gesetzt und wurde nur wegen Raummangels zurückgestellt.

Schrift mit dem Herzen geschrieben wurde; nicht mit jener nervösen Ekstase, die mancher in Rhetorikern für Herz ausgibt, sondern mit wirklichem warmem Empfinden, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Aber der Kopf ist dabei nicht zu kurz gekommen. Die „flüchtige Skizze“, die uns Wendel gibt, ist nicht nur in warmen Tönen gehalten, sie ist auch äußerst plastisch und in allen Grundzügen richtig. Nicht allein Bebel selbst ist gut erfasst, auch die Situationen, in denen er wirkte, die Menschen, mit denen er freundlich oder feindlich zu tun hatte, sind richtig charakterisiert.

Wir wünschen nur, daß eine zweite Auflage Wendel bald Gelegenheit gibt, sein Bild etwas zu vertiefen, einzelne Züge eingehender auszuarbeiten. So erschiene es mir zum Beispiel wünschenswert, Bebels Anteil an der Gestaltung unserer Organisation und Taktik mehr hervorzuheben, als geschehen ist.

Direkte Irrtümer, Flüchtigkeitsfehler, sind mir nur wenige aufgefallen. Auf Seite 70 ist das Urteil im Freiburger Geheimbundsprozeß falsch wiedergegeben, wenn es heißt:

„Mit Bebel in der gleichen Verdamnis befanden sich Muer, Frohme, Ulrich und Viered, drei andere Teilnehmer kamen mit drei Monaten davon.“

Die „drei anderen Teilnehmer“, darunter Dieb, erhielten nicht drei, sondern sechs Monate.

Auf Seite 90 ist vom Essener Parteitag die Rede, wo es sich um den ersten Jenaer Parteitag handelt.

Solche Lapsus calami sind natürlich in einer neuen Auflage leicht mit einem Federstrich zu beseitigen.

Die Darstellung auf Seite 62 und 63 könnte zu der falschen Auffassung Veranlassung geben, als hätten Marx und Engels Bebel erst 1880 schätzen gelernt, als er nach London kam. Tatsächlich genügten, wie mir Engels oft erzählte, schon die ersten Briefe, die ihnen Bebel schrieb (Ende der sechziger Jahre), um die beiden Allen in England mit größter Hochschätzung für den jungen Parteiführer zu erfüllen.

Übertrieben ist die Bezeichnung der „Internationale“ als „über alle Länder verbreiteter Kommunistenbund“, dem Marx und Engels „das scharfe Gepräge des wissenschaftlichen Sozialismus gaben“. So gut stand es mit der Internationale leider nicht. Weit entfernt davon, ein Kommunistenbund mit dem Gepräge des wissenschaftlichen Sozialismus zu sein, enthielt sie nicht wenige unkommunistische Elemente, Proudhonisten und englische Trade Unionisten. Marx war froh, daß er diese Elemente dahin brachte, anzuerkennen, die Befreiung der Arbeiterklasse müsse das Werk dieser Klasse selbst sein, und jede politische Bewegung sei diesem Zweck als Mittel unterzuordnen. Aber selbst die letztere Anschauung war vielen Mitgliedern der Internationale zuwider, sie wollten von Politik überhaupt nichts wissen, und an dem Streit darüber ging sie schließlich zugrunde.

Das weiß natürlich Wendel ganz gut. Er wollte vielleicht nur sagen, daß die Internationale der vergrößerte Nachfolger des alten Bundes der Kommunisten war, und daß Marx und Engels trachteten, ihr das Gepräge des wissenschaftlichen Sozialismus zu geben. Es ist offenbar nur ein Flüchtigkeitsfehler, wenn als Tatsache bezeichnet wird, was nur in der Tendenz bestand.

Einen erheblichen Einwand hätte ich gegen Wendel nur vorzubringen in der Sache Schweizer. Er drückt sich ja sehr vorsichtig aus, läßt aber doch erkennen, daß er die Politik Schweizers als sachlich gerechtfertigt anerkennt und Bebels Gegnerchaft gegen ihn als einen Irrtum, wenn auch einen achtenswerten, betrachtet. Hier ist nicht der Ort, eine Diskussion über Schweizer zu entfesseln, aber ich möchte doch nicht durch mein Schweigen den Eindruck erwecken, als werde dieser Standpunkt heute allseitig anerkannt. Ich hege die schwersten Bedenken dagegen.

Was Bebel in Schweizer bekämpfte, das war dessen Opportunismus. Von seinen Anfängen an war Bebel jeglicher Opportunismus, der Augenblickserfolge ohne Rücksicht auf die Konsequenzen sucht, ebenso ein Greuel wie ein

leichtfertiger Radikalismus, der seine Wünsche für Tatsachen hält und Abenteuer ohne Rücksicht auf die Konsequenzen sucht. Sein Leben lang hat Webel den Krieg gegen diese zwei Fronten geführt. Unter den Opportunisten, mit denen er es zu tun bekam, war aber keiner gefährlicher, wegen seiner Begabung und wegen der geringen Erfahrung der Arbeiterschaft seiner Zeit, als Schweitzer. Ihn zu bekämpfen, war eine dringende Notwendigkeit.

Das erklärt freilich noch nicht Webels grimmigen Haß gegen Schweitzer über dessen Tod hinaus, bis an sein eigenes Ende. Webel konnte leidenschaftlich kämpfen, dabei auch, wie jeder leidenschaftliche Kämpfer, gelegentlich über die Schnur hauen, mehr sagen, als er bei ruhiger Überlegung gesagt hätte. Aber er war weder eigensinnig noch nachtragend, was auch Wendel selbst gut hervorhebt. Warum dann die Unversöhnlichkeit gegen Schweitzer?

Webel konnte jede Gegnerschaft verzeihen, die auf ehrlicher Überzeugung basierte. Was er aus tiefste Verabscheute, war Unehrlichkeit. Und weil ihm Schweitzer als das Prototyp der Unehrlichkeit erschien, darum kämpfte er auch noch gegen sein Andenken. Wendel sagt Webel falsch auf, wenn er meint, der Gegensatz zwischen beiden sei der zwischen Puritanismus und Lebensfreude gewesen. Wie hätte Webel da mit Engels auskommen können, der alles andere war, nur kein Puritaner!¹

Der Opportunismus Schweitzers war die tiefste Ursache des Kampfes, den Webel gegen ihn führte. Seine Unehrlichkeit die Ursache, daß er ihm den Haß noch lange nachtrag. Diese Unehrlichkeit läßt sich nicht hinwegdisputieren, mag Schweitzer von Bismarck gekauft gewesen sein oder nicht, worüber man allerdings noch lange streiten kann.

Nun belebt wurde Webels Haß indes erst wieder durch Versuche in letzter Zeit, Schweitzer nicht nur von dem Verdacht reinzuwaschen, er sei ein Söldling Bismarcks gewesen, sondern auch seine Taktik als eine überlegene gegenüber der Webels darzustellen.

Es war ein großer Schmerz für ihn, als er im letzten Jahre seines Lebens sehen mußte, daß diese Versuche bei einzelnen Genossen zu einem wahren Schweitzerkultus führten. Ist und oft sprach er zu mir darüber, und es wäre darob wohl noch zu manchem Zusammenstoß gekommen, wenn ihn nicht der Wunsch, seine Erinnerungen fertigzustellen, vor allen vermeidbaren Ablenkungen zurückzudrängen ließ.

Wendel ist von solchem Schweitzerkultus fern, er drückt sich auch, wie schon erwähnt, sehr reserviert aus, aber ich glaube doch, es dem Andenken des toten Freundes schuldig zu sein, hier dessen Standpunkt zur Geltung zu bringen — und auch meinen in allen wesentlichen Punkten, bis auf Schweitzers Käuflichkeit, die mir wohl wahrscheinlich ist, nicht aber erwiesen.

¹ In unserem Feuilleton der Nr. 4 heißt es: „Wendel meint, daß ein Parteimitglied, das kein „Muster katonischer Sittenstrenge“ sei, schon den Verdacht rechtfertige, ein Verräter zu sein.“

Das scheint unvereinbar zu sein mit unseren obigen Ausführungen. Es sei daher der hier in Frage kommende Passus ausführlich zitiert. Nachdem Wendel die Gegensätze sachlicher und persönlicher Natur dargestellt hat, die zwischen Schweitzer und Webel und Liebknecht bestanden, fährt er fort:

„Und da nun Schweitzers Persönlichkeit wirklich alles andere war als ein Muster katonischer Sittenstrenge, so mußte sich in beiden (Webel und Liebknecht) leicht die Überzeugung festsetzen, daß Schweitzer von Bismarck mit barem Gelde gedungen sei, um die Arbeiter ins Lager der Regierung zu führen. Ein Verräter an der Arbeiter Sache aber konnte der ganzen Verachtung und des ganzen Hasses Webels sicher sein, und zu Unrecht mit dieser Verachtung und diesem Haß behaftet, ist Schweitzer ins Grab gesunken.“ (S. 34.)

Das ist wohl alles andere als eine „Rechtfertigung des Verdachteten, ein Verräter zu sein“.

Natürlich hatte Wendel, wenn er zu einer anderen Ansicht kam, nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sie zum Ausdruck zu bringen. Seine Biographie gewinnt dadurch nur an Wert, daß sie ihrem Object wohl sympathisch, nicht aber unkritisch gegenübersteht. Sicher kann man ohne persönliche Sympathie keine gute Biographie schreiben. Man kann einen Menschen nicht verstehen, wenn man es nicht vermag, mit ihm zu empfinden. Aber die Sympathie darf nicht zu blinder, kritikloser Bewunderung ausarten, wenn sie Wertvolles liefern soll. Wendel läßt es an kritischem Blick ebensowenig fehlen wie an Sympathie; so sehr das Herz engagiert ist, es dominiert nicht den Kopf, und so ist das Ergebnis ein erfreuliches und nützlichcs.

Trotz der Enge des Raumes hat es Wendel verstanden, alle die wesentlichsten Punkte vorzuführen, auf die es ankam. Eine erschöpfende Darstellung konnte auf hundert Seiten natürlich nicht geliefert werden. Bei einer zweiten Auflage wäre es aber doch vielleicht möglich, noch ein oder das andere Vorkommnis aus Bebels Leben zu erwähnen.

Vor allem wäre des Elberfelder Geheimbundsprozesses zu gedenken, der am 18. November 1889 gegen 91 Angeklagte seinen Anfang nahm und über Weihnachten hinaus bis Ende Dezember dauerte. Bebel war ursprünglich als Zeuge vorgeladen, die Staatsanwaltschaft dachte aber bessere Geschäfte zu machen, wenn sie ihn auf die Anklagebank setzte. Jahrelang war der Prozeß von der Polizei vorbereitet worden, jedoch erst wenige Wochen vor der Verhandlung erhielt Bebel die Anklage. Der Staatsanwalt Pinoff hatte sich aber dabei verrechnet, wenn er meinte, er komme besser fort, wenn er dem Zeugen Bebel den Mund schließe. Als Angeklagter erhielt dieser das Recht, die Zeugen der Polizei und des Staatsanwalts unter das Kreuzfeuer seiner eigenen Fragen zu nehmen, und er besorgte das so gründlich und glänzend, daß sie fast alle versagten und ein Schandbild polizeilicher Infamie enthüllten. Wesentlich dem Eingreifen Bebels war es zu danken, daß nicht nur die Hälfte der Angeklagten völlig freigesprochen wurde, darunter Bebel selbst, gegen den Herr Pinoff die höchste Strafe, 15 Monate Gefängnis, beantragt hatte, sondern daß der Prozeß auch zu einer niedererschmetternden Verurteilung und Brandmarkung der Polizei und ihrer Hintermänner sogar in der Bourgeoisie führte. Selbst in nationalliberalen und konservativen Blättern gestand man damals zu, das Sozialistengesetz sei unhaltbar geworden. Dem schon wankenden Schandgesetz hat der Elberfelder Prozeß einen Schlag versetzt, den es nicht mehr vermand. Die bald darauf folgenden Wahlen vom 20. Februar 1890 gaben ihm dann den Rest.

Bebels Anteil an diesem gewaltigen Prozeß scheint heute ziemlich vergessen zu sein, und doch kommt er an historischer Bedeutung unter den Prozessen, in die Bebel verwickelt war, gleich hinter dem Leipziger Hochverratsprozeß. Diese Verschollenheit mag zum Teil daran liegen, daß der historische Teil von Auer's Schrift „Nach zehn Jahren“, die die wichtigste Materialsammlung zur Geschichte des Sozialistengesetzes bietet, schon im August 1889, also vor dem Elberfelder Prozeß erschien.¹ Mehrings Parteigeschichte erwähnt natürlich den Prozeß, nennt aber keinen der Angeklagten.

Hier wäre in Wendels Schrift eine Lücke auszufüllen.

Indes sind alle diese Ausstellungen nur Kleinigkeiten, die gegenüber der Gesamtheit der Leistung nicht in Betracht kommen.

Entscheidend ist, ob die vielen Einzelheiten, die Wendel vorbringt, richtig ausgewählt, bewertet und verwendet sind, so daß der Gesamteindruck, den sie ergeben, anschaulich, richtig und fesselnd ist. Und diese Frage dürfen wir mit Vergnügen bejahen.

R. Kautsky.

¹ Eine Neuauflage ist jetzt von unserem Nürnberger Verlag herausgegeben worden.

Jean Longuet, **Le mouvement socialiste international** (Die internationale sozialistische Bewegung). Paris 1913, Aristide Quillet, V und 648 Seiten. „Encyclopédie Socialiste“, 5. Band.

Die Arbeit Longuets ist ein gutes, nütliches Buch und macht der Sozialistischen Enzyklopädie, von der verschiedene frühere Bände viel zu wünschen übrig ließen, Ehre. Der Verfasser ist wie wenig andere über die internationale sozialistische Bewegung unterrichtet und hat uns ein interessantes Werk gegeben, das reich an Tatsachen und Zahlenbelegen über die neue Internationale ist.

Das Buch enthält Schilderungen von großer Ausführlichkeit und lieft sich zugleich sehr leicht und angenehm.

Nach einer kurzen und klaren geschichtlichen Darstellung der verschiedenen internationalen Kongresse und einer Schilderung der Entstehung und Verfassung der neuen Internationale und ihrer Organe (Internationales Sozialistisches Bureau, Interparlamentarische Kommission, Kongreß) gibt Longuet uns eine Darstellung sämtlicher nationaler Sektionen: die Geschichte ihrer Bildung, ihrer Entwicklung und Organisation sowie der erreichten Resultate und der Zukunftsaussichten.

Natürlich sind nicht alle Teile dieser Beschreibung gleichwertig. Hier und da fehlt es dem Verfasser an genauen Informationen und er muß sich auf unbestimmte Angaben beschränken; das ist zum Beispiel der Fall bei den außereuropäischen Ländern, in denen die sozialistische Bewegung erst kürzlich eingesetzt hat oder sogar noch Sache der Zukunft ist wie in China, den verschiedenen Ländern Amerikas mit Ausnahme der Vereinigten Staaten usw. Verschiedene Irrtümer haben sich in den Bericht des Verfassers eingeschlichen: wir halten uns dabei nicht auf, denn sie sind in einem Werke, das so verschiedenartige Materien behandelt, beinahe unvermeidlich. Dafür aber sind einige Kapitel des Longuetschen Buches, wie zum Beispiel diejenigen, die sich mit Deutschland, Rußland (leider ist dies Kapitel reich an Ungenauigkeiten, obwohl die allgemeine Physiognomie der Bewegung vortrefflich und richtig geschildert worden ist), Belgien und England beschäftigen, geradezu mit Meisterhand geschrieben und bilden wirkliche kleine Monographien, deren Lektüre selbst für Spezialkenner nützbringend ist.

Einen Vorwurf freilich können wir dem Verfasser nicht ersparen: voll Sorge für die Einheit der Partei, weil erschreckt durch die früheren Feindseligkeiten unter den französischen Sozialisten, vermeidet Longuet es sorgfältig, auf die bestehenden Meinungsunterschiede und Abweichungen mancher Sozialisten in verschiedenen Ländern einzugehen. Das gereicht der Genauigkeit des Bildes, das er uns von der internationalen Bewegung gibt, zum Nachteil. Da der Verfasser zum rechten Flügel der französischen sozialistischen Partei gehört (er war ein Anhänger der ehemaligen Jaurès'schen Partei), ist er andererseits den Revisionisten und Gemäßigten (englischen, holländischen, belgischen usw.) gegenüber bisweilen zu nachsichtig, wenngleich er sich — es sei im Interesse der Wahrheit gesagt — stets bemüht, auf dem Boden der allgemeinen sozialistischen Tradition, die von den internationalen Kongressen und ihren Beschlüssen geschaffen worden ist, zu bleiben. Vielleicht hat Longuet in mancher Beziehung recht, wenn er sich davor hütet, in einem Werke, das wie das seinige als Nachschlagewerk und Popularisation dienen soll, streng über Fehler zu urteilen, die hier und da auswärtige Genossen gemacht haben.

In jedem Falle gewinnt man durch sein Buch die Überzeugung von dem ununterbrochenen Anwachsen der proletarischen Emanzipationsbewegung und der wichtigen Übereinstimmung der hauptsächlichsten Ideen und allgemeinen Tendenzen dieser Millionen Menschen von allen Farben, Rassen, Nationalitäten und der verschiedenartigsten intellektuellen Entwicklung, die sich zu gemeinsamem Wirken vereinigt haben. Dies Wachstum und diese Übereinstimmung sind die Gewähr für unseren endlichen Sieg.

G. Stieffoff.



1. Band Nr. 6

Ausgegeben am 7. November 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Ausfall der badischen Landtagswahlen.

Von **G. A. Lehmann** (Mannheim).

Baden steht wieder einmal im Mittelpunkt der Parteidiskussion, denn der Ausfall der Landtagswahlen hat keine Richtung in unserer Partei befriedigt. Wir sind von 20 auf 13 Mandate herabgefunken und haben — was das Schlimmere ist — 11 400 Stimmen eingebüßt.

Nach den amtlichen Feststellungen ergibt sich über die Stärke der Parteien das folgende Bild. Es erhielten im ersten Wahlgang Stimmen:

	1909		1913
Nationalliberale	75094 = 24,5 Proz.	die Nationalliberalen	79994 = 23,9 Proz.
Zentrum	91176 = 29,8 „	das Zentrum	116153 = 34,7 „
Sozialdemokratie	86076 = 28,1 „	die Sozialdemokraten	74638 = 22,3 „
Demokratie	14776 = 4,8 „	„ Fortschrittler	30301 = 9,1 „
Freisinn	6217 = 2,1 „	„ Konservativen, ...	
Konservative	17943 = 5,9 „	„ Bund d. Landwirte	
Bund d. Landwirte	8961 = 2,9 „	„ und Reichspartei	30343 = 9,01 „
Mittelständler	4241 = 1,4 „	Sonstige Stimmen	2568
National-Soziale	1117 = 0,4 „		
Christlich-Soziale	68 = 0,0 „		

Um ein richtiges Bild zu gewinnen, muß man aber die Parteien, die sich schon im ersten Wahlgang gegenseitig unterstützt haben, zusammennehmen. Dann ergeben sich folgende Zahlen:

	1909	1913
Liberaler Block	96087	110295 + 14208
Zentrum und Konservative	122321	146496 + 24175
Sozialdemokraten	86076	74638 — 11438

An den 20 Stichwahlen waren beteiligt: die Nationalliberalen 14mal, das Zentrum 10mal, die Fortschrittliche Volkspartei 6mal, die Rechtsparteien respektive Konservativen 9mal und die Sozialdemokraten 15mal.

In Baden werden alle Kandidaten, die mindestens 15 Prozent der abgegebenen Stimmen erhielten, zum zweiten Wahlgang zugelassen. Da derjenige, der an dritter Stelle steht, unter gewöhnlichen Verhältnissen keine Aussicht hat, gewählt zu werden, so ist die Folge davon, daß, um den gemein-

iamen Gegner zu schlagen, durch eine Einigung (unter dem Namen Großblock bekannt) meist die weniger begünstigte Kandidatur zurückgezogen wird. Wir standen in den 15 Stichwahlen, an welchen wir beteiligt waren, in 6 Fällen an erster, in 3 Fällen an zweiter und in 6 Fällen an dritter Stelle. In 8 Fällen zogen wir unsere Kandidaturen zurück. In 5 Kreisen erhielten wir die Unterstützung der Nationalliberalen und Fortschrittler gegen rechts, während wir zwei Kreise mit den Nationalliberalen ausföchten. Die Kreise, in denen wir von den Liberalen unterstützt wurden, waren sämtlich in unserem Besitz gewesen, vier davon vermochten wir zu behaupten, während der fünfte an das Zentrum verloren ging. Die zwei Kreise, die wir mit den Nationalliberalen auskämpften, verblieben in deren Besitz.

Insgesamt haben wir 8 Mandate verloren und eines von den Nationalliberalen gewonnen. Von unseren verlorenen Mandaten fielen zu: den Nationalliberalen 4, den Fortschrittlern 2 und dem Zentrum 2.

Wir verloren im ersten Wahlgang die Kreise Heidelberg-Gerbach, Heidelberg-Wiesloch, Lörrach-Land und Ettlingen-Karlsruhe. Im zweiten Wahlgang verloren wir Freiburg II. Zurückgezogen hatten wir auf Grund des Großblockabkommens unsere Kandidaturen in den Kreisen Karlsruhe IV, Lahr-Stadt und Schopfheim-Schönau, die während der letzten Legislaturperiode in unserem Besitz, jetzt aber, vielleicht mit Ausnahme von Lahr, für uns aussichtslos geworden waren.

Die Mandate sind jetzt wie folgt auf die einzelnen Parteien verteilt:

Zentrum	30	bisher 26
Konservative	5	3
Rechtsblock zusammen		35 bisher 29
Sozialdemokraten	13	20
Nationalliberale	20	17
Fortschrittler	5	7
Linksblock zusammen		38 bisher 44

Da aber drei Nationalliberale mit Zentrumshilfe gewählt sind, die sich als Gegner des Großblocks bekannt haben, so steht zu befürchten, daß diese bei manchen wichtigen Fragen abswenken und mit dem Rechtsblock stimmen. Dann aber würde das Verhältnis umgekehrt sein, die Schwarzblauen würden 38 und die Großblockler nur 35 Stimmen haben. Man kann also nur sehr bedingt behaupten, daß es gelungen sei, eine schwarzblaue Mehrheit abzuwehren.

Bei Beurteilung der Wahlergebnisse drängt sich einem mit geradezu elementarer Gewalt die Frage auf, welche Umstände unseren Stimmenrückgang verschuldet haben. Für gewöhnlich erhält man von jenen, die alles vorhergesehen haben, zur Antwort, der Rückgang sei durchaus natürlich, denn unser Aufschwung vom Jahre 1909 sei unnatürlich groß gewesen. Jeder vernünftige Mensch hätte das voraussehen müssen. Nichtsdestoweniger haben wir in unserer Parteigeschichte — abgesehen vom Jahre 1878 — einen absoluten Stimmenrückgang bisher nicht zu verzeichnen gehabt. Und speziell in Baden hatten wir einen regelmäßigen Aufstieg. Unsere Stimmengahlen bei den Reichstagswahlen wuchsen seit 1884 von 11 000 auf 13 000, 30 000, 37 000, 50 000, 72 000, 93 000 und 1912 auf 117 000. Wie sollte nun jemand vorausgesehen haben, daß wir jetzt nicht nur relativ, sondern auch absolut zurück-

gehen würden? Wenn wir — wie Zentrum und Konservative behaupten — die Wirkungen der Finanzreform im Jahre 1909 zu schwarz geschildert und dadurch zahlreiche Wähler veranlaßt hätten, uns ihre Stimmen zu geben, so müßte der Rückschlag sich doch auch schon im Jahre 1912 bei der Reichstagswahl bemerkbar gemacht haben. Aber da haben wir unseren Anteil an den abgegebenen Stimmen von 23,9 auf 28,3 Prozent zu steigern vermocht. Für die Annahme, daß der hier in Betracht kommende Teil der sozialdemokratischen Wählerschaft sich von der Unschädlichkeit der 1909 beschlossenen Steuern erst seit 1912 überzeugt und infolgedessen „umgelernt“ habe, ist absolut kein triftiger Grund zu finden. Würde die Zustimmung oder die Gegnerschaft zu der Steuermacherei für die Wertschätzung der Parteien bei den Wählern das Entscheidende sein, so müßte man folgern, daß auch die Fortschrittler und Nationalliberalen, die mit uns gegen die neuen Steuern gestimmt und sich das ebenso wie wir im Wahlkampf 1909 als ein Verdienst angerechnet hatten, jetzt hätten an Stimmen einbüßen müssen. Das ist aber, wie die obige Tabelle lehrt, nicht nur nicht der Fall, sondern diese Parteien haben, und zwar auf unsere Kosten, einen nennenswerten Gewinn zu buchen.

Unser Stimmenrückgang ist allgemein und verteilt sich, sobald man größere Gebiete statistisch erfaßt, so ziemlich auf das ganze Land. Meist haben wir dort, wo wir einen absoluten Gewinn zu verzeichnen haben, von einigen Ausnahmen natürlich abgesehen, relativ keinen Fortschritt gemacht. So gehört zu den wenigen Kreisen, in denen wir unsere Stimmenziffern nennenswert zu steigern vermochten, der Kreis *Mannheim*; von 1660 gingen wir auf 2114 in die Höhe. Sobald wir aber die 8 Landtagswahlkreise, die der 11. Reichstagswahlkreis umfaßt, bei der Gewinn- und Verlustrechnung zusammenfassen, so erhalten wir ein anderes Bild. Bei der Wahl 1909 erhielten wir in den 8 Kreisen 17 161 und die bürgerlichen Parteien 18 123 Stimmen. Wir steigerten 1913 unsere Stimmenzahl auf 18 036, also um 875, während Nationalliberale und Fortschrittler 3307, Zentrum und Konservative 1582 Stimmen gewannen. Zu ähnlichen Ergebnissen würde man gelangen, wenn man die mit Karlsruhe und Pforzheim wirtschaftlich eng verbundenen Landkreise den Städten zuzählen würde, was aber, da die Grenzen zwischen Landtags- und Reichstagswahlkreisen hier durcheinanderlaufen, seine Schwierigkeiten hat.

Die Tatsache, daß wir selbst im industriell hochentwickelten Mannheimer Kreis, wo das Zentrum keinen nennenswerten Einfluß hat, einen relativen Rückgang zu verzeichnen haben, gibt zu denken. Jedenfalls kann dieser ungenügende Erfolg nicht mit der Formel abgetan werden, die wegen der Steuermacherei verärgerten Mitläufer seien wieder zu den Parteien, denen sie früher angehört hätten, zurückgekehrt. Zu dem Aufschwung der liberalen Parteien dürfte wesentlich beigetragen haben, daß sie durch das Großblockabkommen mit uns, vor allem aber durch die mit uns im Parlament betätigte Arbeitsgemeinschaft in bürgerlichen wirklich liberal gesinnten Kreisen an Ansehen gewonnen haben. Mancher, der uns unseres demokratischen Programms wegen wählte, obgleich er mit unserem sozialen Programm nicht einverstanden war, hat jetzt gleich nationalliberal oder fortschrittlich gewählt. Manche politisch wenig geschulte Wähler mögen aber liberal gewählt haben, weil sie glaubten, daß das in der Praxis auf eins herauskomme. Das ist offenkundig vielfach in den Kreisen der Fall gewesen, in denen wir beim

zweiten Wahlgang mit den Liberalen zusammengingen. In den 18 Kreisen, in denen wir 1909 die Nationalliberalen und Fortschrittler im zweiten Wahlgang unterstützten, hatten wir im ersten Wahlgang 13 874 Stimmen erhalten. Bei der diesjährigen Wahl ging diese Ziffer auf 10 967, also um 2907, das sind 22 Prozent, zurück. Darunter sind Kreise, wo wir von 1249 auf 800, von 1087 auf 665 und von 1439 auf 880 Stimmen heruntergingen. Von diesen 18 Kreisen hatten wir in 3 den minimalen Gewinn von insgesamt 233 Stimmen. Viele Wähler haben sich gesagt, die sozialdemokratische Kandidatur wird beim zweiten Wahlgang ja doch zurückgezogen, deshalb ist es besser, wir wählen gleich liberal, damit die Entscheidung schon im ersten Wahlgang fällt. Das erklärt es, weshalb die Nationalliberalen ihren Prozentanteil an den abgegebenen Stimmen von 31,4 auf 33,2 und die Fortschrittler den ihren sogar von 6,9 auf 9,1 zu steigern vermochten.

Der Stimmengewinn des Zentrums und der Konservativen beruht zum Teil auch auf unseren Verlusten. Das Zusammengehen mit den Liberalen hat es uns neben anderen Umständen erschwert, die katholische Arbeiterschaft zu gewinnen. Die Hauptursache aber war, daß wir durch unsere Arbeitsgemeinschaft mit den Liberalen auch für die Gesetze verantwortlich gemacht werden konnten, gegen die das Zentrum gestimmt hatte.

Bei der Reform des Einkommensteuergesetzes hatte das Zentrum entgegen einem in der Kommission getroffenen Abkommen beantragt, daß bei der Einschätzung die Staffelung bei einem Einkommen bis 3000 Mark wie bisher von 100 zu 100 Mark erfolgen und der entstehende Ausfall auf die Einkommen von mehr als 10 000 Mark geschlagen werde. Dadurch, daß diese aus agitatorischen Gründen gestellten Anträge von uns mit abgelehnt wurden, hatten wir dem Zentrum eine sehr gefährliche Waffe in die Hand gegeben. Wir hätten 150 000 armen Steuerpflichtigen die Entlastung nicht gönnen, ja die Sozialdemokratie hätte nur Spott und Hohn gehabt, als es galt, den kleinen Geldbeutel zu entlasten, so las man in den gegen uns herausgegebenen Wahlflugschriften und in der Zentrumspresse. Und dann wurde gefolgert, daß wir nicht die Besserstellung der kleinen Handwerker und Landwirte wünschten, sondern daß wir ihre Proletarisierung anstrebten, um sie dann für uns zu gewinnen.

Vielfach wird von unseren Genossen behauptet, daß das Zentrum noch nie eine so mühe Geze gegen uns getrieben habe, wie bei diesem Wahlkampf. Das ist insofern richtig, als das Zentrum 1909 wegen seiner Steuerbewilligung in die Verteidigungsstellung gedrängt war, während es jetzt zum Angriff überging und wir uns wegen unserer Zustimmung zum Einkommensteuer- und Schulgesetz sowie zum Landwirtschaftskammergesetz zu verteidigen hatten. Das letztere Gesetz war allerdings schon in der vorhergegangenen Legislaturperiode von den Liberalen und uns gegen die Stimmen des Zentrums und der Konservativen beschlossen worden. Aber beim Wahlkampf 1909 hatten die Schwarzblauen sonst alle Hände voll zu tun, so daß sie damals wenig Zeit fanden, uns auch noch diese angebliche Sünde gegen den Bauernstand besonders anzukreiden. Zum Vorwurf wird uns gemacht, daß wir dem Landwirtschaftskammergesetz unsere Zustimmung gegeben haben, obgleich darin der Regierung das Recht zuerkannt wird, eine Anzahl Vertreter (für die Domänenärare) zu ernennen.

Dann hatte das Zentrum die Kirchendotationsfrage mit in den Mittelpunkt des Kampfes zu stellen vermocht. Unter dem Vorsitz unseres früheren Parteigenossen Dr. Maurenbrecher hatte vorigen Herbst eine Konferenz von Vertretern verschiedener Freidenkervereine stattgefunden, die sich dahin ausgesprochen hatte, nach den Wahlen auf die Nationalliberalen einzuwirken, daß die Dotation nicht mehr von neuem bewilligt würde. In Baden haben die Kirchengemeinden eigene Verwaltung über die von ihnen erhobenen Kirchensteuern. Um die Kirchensteuern nicht erhöhen zu müssen und den Pfarrern doch eine Gehaltsaufbesserung gewähren zu können, wird den anerkannten Religionsgemeinschaften ein Staatszuschuß von insgesamt 674 000 Mark gewährt. Das Gesetz ist nur auf Zeit geschaffen, es soll erlöschen, sobald die Religionsgemeinschaften die Zuschüsse nicht mehr bedürfen. Auf Vorhaltung haben die Nationalliberalen erklärt, daß sie im nächsten Landtag für die Verlängerung stimmen werden, während wir und die Fortschrittler das selbstverständlich abgelehnt haben.

Das Zentrum hat in Baden eine mustergültige Organisation, die bei der Wahl außerordentlich gut funktioniert hat. Aber das ist keine Entschuldigung für unseren Stimmenverlust, denn diese Organisation des Zentrums war auch früher da und hat auch früher gut funktioniert. Die Zahl der politisch tätigen Geistlichen (es kommt immer ein katholischer Geistlicher auf 211 katholische Wähler) ist dieselbe, und auch die Art ihres Kampfes ist dieselbe geblieben. Unser Mangel an Erfolgen muß in der Hauptsache auf die Arbeitsgemeinschaft zurückgeführt werden, auf die wir uns mit den Nationalliberalen und den Fortschrittler eingelassen haben. Die enge Fühlung mit diesen kapitalistischen Parteien hat unsere Agitationswaffen abgestumpft, hat — selbstverständlich wider den Willen der dieser Taktik huldigenden Genossen — dazu geführt, daß in der Agitation, in der mündlichen wie in der schriftlichen, das, was uns von jenen bürgerlichen Parteien trennt, nicht immer mit der erforderlichen Schärfe hervorgehoben worden ist und auch nicht immer hervorgehoben werden konnte. Die badischen Nationalliberalen haben sich vielfach der Hoffnung hingegeben, die badische Sozialdemokratie zu einer reinen Reformpartei erziehen zu können, die sich mit allen, auch den überlebtesten bürgerlichen Einrichtungen und mit dem Militarismus abfinden werde. Als unsere Genossen 1910 für das Budget stimmten, jubelte der Führer der badischen Nationalliberalen, Geheimer Hofrat Dr. Rebmann in einem Artikel über die vernünftige Haltung unserer Genossen zu verschiedenen Fragen. Es hieß da:

„Sie (die Sozialdemokratie) hat für ein Einkommensteuergesetz gestimmt, das in der Entlastung der niedersten Einkommensstufen und der weiteren Belastung der höheren und höchsten Einkommen weniger weit ging, als die von der Regierung als unannehmbar bezeichneten Zentrumsanträge verlangten; für ein Schulgesetz, das von Unentgeltlichkeit des Unterrichtes und seiner Lehrmittel, von der Entfernung des Religionsunterrichtes aus dem Lehrplan unter anderem nichts enthielt, für ein Gemeindegesetz, das die Klassenwahl enthielt.“

Nach dem Ausfall der Landtagswahl wird zweifellos auch in Baden der Klassencharakter unserer Partei schärfer betont und damit die Möglichkeit,

das verlorene Terrain wieder zurückzuerobern, geschaffen werden. Daß das geschieht, dafür werden schon die auch in Baden sich immer mehr ausprägenden Klassengegensätze und wird die ökonomische Entwicklung sorgen. Der Wahlausfall wird zweifellos zur Selbstkritik und zur energischeren Agitations- und Organisationsarbeit führen. Die nächste in vier Jahren stattfindende Landtagswahl muß uns einen Riesenaufstieg bringen; das muß und wird jetzt die Parole unserer badischen Genossen sein.

Religion.

Von **R. Kautsky.**

I.

Wenn einzelne Klassen oder Schichten eines Volkes anfangen, der Religion, die sie vorfinden, kritisch gegenüberzustehen, so finden sie meist, daß die Priester dieser Religion zum großen Teil deren Glaubenssätze selbst nicht für richtig halten und ihren Glauben nur heucheln, um Vorteile daraus zu ziehen. Daraus schließen die Kritiker leicht, daß dem von Anfang an so gewesen und die Religion eine kunstreiche Erfindung schlauer Betrüger zur Unterjochung und Ausbeutung der unwissenden Volksmassen sei.

So betrachteten die Christen die Religionen der „Heiden“, so später den Islam. Als aber im achtzehnten Jahrhundert Kritiker des Christentums selbst entstanden, dehnten sie die christliche Auffassung des Ursprunges der anderen Religionen auch auf dieses aus. Vor der Person Jesu machten sie wohl meist halt. Aber was dieser wollte, sei dann durch Pfaffentrug und Pfaffenlüge in sein Gegenteil verwandelt worden.

Diese Auffassung schwebte nicht in der Luft. Sie ging von der Beobachtung tatsächlich bestehender Zustände aus. Aber sie fehlte darin, daß sie das, was ein Resultat einer langen Entwicklung war, als ihren Ausgangspunkt auffaßte; das, was ein Ergebnis unbewußter Vorgänge war, als ein von Anfang an planmäßig angestrebtes Ziel betrachtete.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts verlor diese Auffassung in dem Maße an Boden, als die Zustände und Anschauungen der Naturvölker durch die Entwicklung des Verkehrs und der Kolonialpolitik besser bekannt wurden und für die geschichtliche Erforschung der Anfänge Ägyptens, Mesopotamiens, Indiens sowie der Völker Europas immer weitere Gebiete erschlossen wurden.

Ein massenhafter Stoff sammelte sich an, der es ermöglichte, immer mehr eine bestimmte Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der Völker nachzuweisen und auch die Religion als ein notwendiges Produkt dieser Entwicklung zu erkennen, die unter gleichen Verhältnissen immer gleiche Denkweisen zutage fördert. Als Anfang aller Religion erschien dabei die Verehrung der Naturgewalten, die man sich als übermenschliche Persönlichkeiten vorstellte.

Noch weniger als die Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts war diese eine phantastische. Sie stützte sich auf bestimmte Tatsachen, auf bestimmte religiöse Vorstellungen unzivilisierter Völker, aber sie beachtete nicht, daß diese, so roh und rückständig sie im Vergleich mit modernen Na-

tionen sein mochten, doch schon eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hatten und daher nicht die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens darstellten.

Je mehr der ethnologische Stoff wuchs, desto besser lernte man unter den ungebildeten Völkern, den sogenannten Naturvölkern, die rückständigeren von den vorgeschrittenen unterscheiden.

Damit gelang es denn auch schließlich, die wirklichen Ursprünge des religiösen Denkens aufzudecken. Der englische Forscher Tylor war der erste, der anfangs der sechziger Jahre den Anfang der Religion im sogenannten „Animismus“, dem Seelenkult, fand. Aber daneben hat sich bis heute die Annahme erhalten, daß die Verehrung der Naturgötter den Anfang der Religion bilde, und auch jenen Forschern, die den Naturkult aus dem Animismus ableiteten, gelang es nicht, eine lückenlose Entwicklungsreihe darzustellen und sie in organische Verbindung mit der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung zu bringen. Meines Wissens ist Heinrich Cunow der erste, dem es gelungen ist, einwandfrei in systematischer Darstellung im Anschluß an die Arbeiten von Tylor, Spencer, Rippert und anderen, namentlich durch die Erforschung der Zustände der Australier, nicht bloß zu zeigen, wie die Urreligion entstanden ist, sondern auch, wie sie mit dem Gange der gesellschaftlichen Entwicklung und durch ihn weitergebildet wurde, bis sie schließlich ihren Gottheiten den Charakter personifizierter Naturkräfte verlieh. Damit bekommen wir die erste materialistische Geschichte der Anfänge der Religion.

Unseren Lesern ist Cunows Gedankengang nichts Neues. Er hat ihn bei uns schon vor zwei Jahren in einer Artikelserie entwickelt, die er „Religionsgeschichtliche Streifzüge“ betitelte. Jetzt sind diese Artikel gesammelt und erheblich erweitert erschienen, durch wichtiges Material bereichert, das die Auffassungen des Verfassers noch klarer hervortreten läßt und ihre Beweisraft erheblich verstärkt.¹

Die Darstellung ist allgemein verständlich, im besten Sinne des Wortes populär, und doch ist das Werk ein streng wissenschaftliches, eine wertvolle Bereicherung der marxistischen Literatur. Hatten doch Marx und Engels noch die Auffassung geteilt, daß der Naturkult der Anfang der Religion sei, eine Auffassung, die durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte unhaltbar geworden ist. Gerade diese Forschungen hatten aber gleichzeitig die materialistische Methode, die von den beiden angewandt wurde, immer mehr gerechtfertigt. Schon im „Kapital“ hatte Marx geschrieben:

Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen. Selbst alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahiert, ist — unkritisch. Es ist in der Tat viel leichter, durch Analyse den irdischen Kern der religiösen Nebelbildungen zu finden, als umgekehrt aus den jedesmaligen wirklichen Lebensverhältnissen ihre verhimmelten Formen zu entwickeln. Die letztere ist die einzig materialistische und daher wissenschaftliche Methode. (Kapital I, 2. Auflage, S. 386, Note 89.)

Den Stoff und die Ansätze zu einer derartigen Entwicklung der „verhimmelten Formen“ aus den „wirklichen Lebensverhältnissen“ hat die moderne Ethnologie massenhaft gegeben. Was fehlte, war eine von diesem

¹ H. Cunow, Der Ursprung der Religion und des Gottesglaubens. Berlin, Vorwärts. 164 Seiten. 1,20 Mark.

Standpunkt aus zusammenfassende, konsequente Darstellung des gesamten Entwicklungsganges der Religion von ihren Anfängen bis zu höheren Formen. Gerade für eine materialistische Erklärung der Religion ist jedoch eine derartige umfassende Darstellung unerlässlich. Denn die Denkformen der Religion sind die allerkonservativsten und zähesten. Ihre ursprünglichsten Formen haben sich, wie wir noch sehen werden, bis heute erhalten. Dies rührt vielleicht daher, daß sie, weil sie eben „verhimmelte Formen“ und „Nebelbildungen“ darstellen, weniger fassbar sind als konkretere Vorstellungen, so daß sie mit Veränderungen der „wirklichen Lebensverhältnisse“ langsamer und weniger drastisch in Konflikt kommen als andere Ergebnisse des gesellschaftlichen Denkens, zum Beispiel politische und juristische. Die Veränderungen der Lebensverhältnisse äußern sich auf religiösem Gebiet viel schwerer als auf anderen Gebieten durch völlige Beseitigung der überlieferten Formen, viel mehr durch bloße Wandlung solcher Formen, durch Eingießen neuen Weins in die alten Schläuche.

Es ist auf allen Gebieten geistigen Lebens unmöglich, dessen jeweilige Vorstellungen aus den „jeweiligen Lebensverhältnissen“ allein zu erklären ohne Rücksicht auf die vorhergegangenen Vorstellungen, die anderen Verhältnissen entsprangen. Durch die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse lassen sich wohl die Wandlungen der Ideen erklären, die sie vorfinden, nicht die Gesamtheit der Ideen ihrer Zeit.

Nirgends gilt das aber mehr als auf religiösem Gebiet, nirgends reicht zum Verständnis der Denkformen einer Zeit die bloße Darstellung der Lebensverhältnisse dieser Zeit allein weniger aus, nirgends ist die Erkenntnis des gesellschaftlichen Gesamtprozesses zur Erkenntnis einer geistigen Teilerscheinung wichtiger als hier.

Bisher hatten wir nur Stückwerk in der materialistischen Geschichte der Religion. Cunow gibt uns den Gesamtprozeß, und das in einer Weise, die nicht nur den von Marx und Engels noch nicht gekannten Forschungsergebnissen gerecht wird, sondern die sich auch in die materialistische Geschichtsauffassung noch besser einfügt als die ehemals von Marx und Engels vertretene Auffassung der Religionsentwicklung.

Ich gestehe gern, daß auch ich jetzt manche früher von mir geäußerten Anschauungen über religiöse Anfänge zu revidieren habe. Aber den Revisionismus, zu dem uns Cunow veranlaßt, kann man sich wohl gefallen lassen. Es ist ein Revisionismus, der die Einheitlichkeit und Geschlossenheit unserer theoretischen Grundlage verstärkt. Von vornherein vertwerflich ist nur theoretischer Revisionismus im Sinne des Eklektizismus.

Engels schrieb in seinem Autidürring:

Alle Religion ist nichts als die phantastische Widerspiegelung in den Köpfen der Menschen, derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen. . . . In den Anfängen der Geschichte sind es zuerst die Mächte der Natur, die diese Widerspiegelung erfahren. . . . Aber bald treten neben den Naturmächten auch gesellschaftliche Mächte in Wirksamkeit. Die Phantasiegestalten, in denen sich anfangs nur die geheimnisvollen Kräfte der Natur widerspiegeln, erhalten damit gesellschaftliche Attribute.

Hier wird in der menschlichen Entwicklung also eine Zweiteilung vorgenommen: zuerst sind jene äußeren Mächte, die das alltägliche Dasein der Menschen bestimmen, Naturmächte, dann gesellschaftliche Mächte.

Eine ähnliche Zerteilung vollzog Engels im Vorwort zu seinem „Ursprung der Familie“. Er sagt dort:

Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln..., andererseits die Erzeugung von Menschen selbst.... Die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen die Menschen einer bestimmten Geschichtsepoche und eines bestimmten Landes leben, werden bedingt durch beide Arten der Produktion: durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, andererseits der Familie. Je weniger die Arbeit noch entwickelt ist, je beschränkter die Menge ihrer Erzeugnisse, desto überwiegender erscheint die Gesellschaftsordnung beherrscht durch Geschlechtsbände.

Danach wäre also anfangs das bestimmende Moment der Geschichte die Produktion von Menschen, später die von Lebensmitteln. Das ist eine Zerreißung der materialistischen Geschichtsauffassung, fast ebenso bedenklich wie jene von einigen ihrer Kritiker vertretene, die da meint, die Bedingtheit der geschichtlichen Entwicklung durch die Produktionsverhältnisse gelte wohl für das Zeitalter des Kapitalismus, nicht aber für frühere Epochen.

Faßt man den Ausdruck „Produktion von Menschen“ wörtlich, dann kann sie niemals ein bestimmendes Moment der Geschichte sein, weil bisher zu allen Zeiten die Art der Produktion von Menschen, die Art ihrer Fortpflanzung dieselbe war. Sie weist keinerlei Änderungen in der Geschichte auf. Engels muß daher auch, um zu solchen Veränderungen zu kommen, unversehens an Stelle der Fortpflanzung der Menschen einen anderen Begriff unterchieben, die Familie. Deren Formen ändern sich allerdings im geschichtlichen Verlauf. Wodurch unterscheiden sich aber die verschiedenen Arten der Familie untereinander? Doch nicht durch den Akt der Fortpflanzung, sondern durch die Art, wie die verschiedenen Mitglieder der Familie zu ihrer Erhaltung zusammenwirken, also durch ihre gesellschaftliche Arbeit. Die Familie und die Geschlechtsbände sind nichts als besondere Arten der Gesellschaftsordnung, und es geht doch nicht an, zu sagen, die Gesellschaftsordnung werde erst später durch die Arbeit bestimmt, in ihren Anfängen aber durch Geschlechtsbände, also durch besondere Arten der Gesellschaftsordnung. Es ist auch nicht abzusehen, warum die Arbeit für die Gestaltung der Verhältnisse der Menschen untereinander im Anfang, weil sie da weniger Produkt liefert, geringere Bedeutung haben soll als später. Es ist in der Tat möglich, die Entwicklung der Familienformen in engsten Zusammenhang mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit zu bringen und damit die gesellschaftliche Entwicklung und die Geschichte von Anfang einheitlich durch die Entwicklung der Arbeit zu erklären.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung geht aber auch die Entwicklung der Religion.

Der Fehler, den Engels hier beging, lag, wie schon bemerkt, vor allem darin, daß er die gesellschaftliche Entwicklungsreihe zu kurz ansah.

Noch kürzer als in dem 1877 geschriebenen Antidühring erschien diese Entwicklungsreihe im Kommunistischen Manifest, das dreißig Jahre früher verfaßt wurde. Es beginnt mit den Worten: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Die ganze ungeheure Zeit gesellschaftlicher Entwicklung vor der Bildung der Klassen war

Marx und Engels damals noch unbekannt. Bald danach lernten sie die Zustände des bäuerlichen Gemeineigentums (namentlich in Rußland, Indien, im alten Deutschland) kennen, die an der Schwelle der geschriebenen Geschichte stehen und aus vorgeschichtlichen Gesellschaftsformen stammen.

Später, nach dem Antidühring, gingen Marx und Engels noch weiter, und namentlich an der Hand Morgans bis zu den wirklichen Anfängen der Menschheit zurück. Es war ihnen jedoch nicht mehr vergönnt, die neue Erkenntnis der Urzeit restlos ihrer Geschichtsauffassung einzuverleiben. Das war eine Aufgabe, die sie ihren Nachfolgern überlassen mußten. Unter ihnen hat bisher am meisten in dieser Richtung S. Cunow geleistet.

Die Auffassung des Ursprunges der Religion, wie sie noch im Antidühring zutage tritt, setzt beim Urmenschen eine höhere Art des Denkens voraus, als ihm eigen war. Die Religion soll daher stammen, daß der Mensch die Mächte der Natur personifizierte, die ihn beherrschten. Um das zu tun, mußte er aber vorher erkannt haben, daß es Mächte in der Natur gibt, die ihn beherrschen, und er mußte den Drang empfunden haben, sie zu erkennen und zu erklären. Das setzt ein entwickeltes Abstraktionsvermögen und Kausalitätsbedürfnis voraus, das dem kaum über die Tierwelt emporgehobenen Urmenschen gänzlich fehlt.

Wie das Tier sieht er in den Erscheinungen der Natur etwas Selbstverständliches, über die er nur insofern nachdenkt, als sie ihn praktisch angehen. Er beobachtet genau die Symptome, die ein aufsteigendes Gewitter anzeigen, damit er sich rechtzeitig in einem Schutzdickicht bergen kann; durch welche Mächte aber Blitz und Donner und Regen hervorgerufen werden, verursacht ihm kein Kopfzerbrechen. So beobachtet er auch sorgfältig die Wirkungen, die die Windrichtung bei dem Anschleichen an das Wild mit sich bringt, wodurch aber der Wind oder die Witterung des Wildes hervorgerufen wird, ist ihm sehr gleichgültig. Der Wilde ist ein ungemein scharfer Beobachter, aber kein Denker über das Nächstliegende hinaus. Auch die Anfänge seiner religiösen Anschauungen entspringen nicht philosophischem Drang nach Erkenntnis der Ursachen der Dinge, sind nicht eine phantastische Naturphilosophie, sondern sie entspringen der Beobachtung, der Erfahrung, und gerade darin beruht ihre Kraft, die bloße Phantasiegebilde nie erlangt hätten.

Es sind allerdings Erlebnisse besonderer Art, die im Wilden zuerst das Bild göttlicher Wesen erwecken, nämlich die Erlebnisse des Traumes. Diese gelten dem Wilden ebenso als wirklich, als Erfahrungen, wie die des wachen Menschen. Er fügt die einen ebenso wie die des anderen seinem Weltbild ein. Dabei zeigen ihm jedoch seine Beobachtungen, daß die Welt des Traumes eine andere ist als die des Wachens. Aus der ersteren wird allmählich eine Welt des Jenseits.

Vor allem befremdet den Wilden, daß er im Traume mit Menschen verkehrt, von denen er weiß, daß sie meilenweit von ihm entfernt sind; daß er selbst im Traume in Gegenden kommt, die von seinem Schlafplatz weit abliegen oder die er gar nie gesehen hat. Endlich verkehrt er im Traume mit Menschen, die schon gestorben, vielleicht schon längst verwest sind.

Da dem Wilden die Erscheinungen des Traumes als pure Wirklichkeit erscheinen, so ist die Folgerung aus alledem klar: das Ich des Menschen ist ein doppeltes. Neben dem Körper des einzelnen gibt es etwas, das ganz genau seine Gestalt, selbst seine Tracht hat, aber diesen Körper während des Schlafes

oder nach dem Tode verlassen und auf der Erde umherschweifen kann, um sich so zu benehmen, wie Traumbilder sich zu benehmen pflegen.

Dieses Etwas ist die Seele, der Geist des Menschen. Die Vorstellungen des Urmenschen davon sind nicht ganz klar, sehr schattenhaft, aber das entspricht der Natur der Sache und hat sich trotz aller Fortschritte unseres Denkvermögens und unserer Denkmethoden bis heute nicht geändert. Wer heute noch an eine unsterbliche Seele glaubt, stellt sich dabei entweder gar nichts vor oder ein traumhaftes Abbild der Leiblichkeit des Verstorbenen samt seiner Tracht und Frisur.

Nur um wenigens naiver, aber logischer ist die Vorstellung des Wilden. Da er aus seinen Träumen weiß, daß die Seelen ebenso wie die lebenden Menschen sich freuen und ärgern, lieben und kämpfen, hungern und sich am Schmause erfreuen, trägt er dieser Erfahrung auch Rechnung. Wie seine Pflichten gegenüber den lebenden Hordengenossen, muß er auch die gegenüber den Seelen der verstorbenen erfüllen. Er muß es um so mehr, als sie ja, wie er aus seinen Träumen weiß, kluge oder verderbliche Ratsschlüsse geben, mit ihm oder gegen ihn kämpfen können. Die Seelen der verstorbenen Stammesgenossen bei guter Laune und kampffähig zu erhalten, wird eine Pflicht und ein Interesse ihrer Hinterbliebenen. Man muß also gut von ihnen reden, sie loben und auch ausreichend mit Speise und Trank versehen.

Damit sind bereits alle Elemente des Gottesglaubens und der Religion gegeben. Um zu eigentlichem Gottesglauben zu kommen, war es nur noch notwendig, daß einzelne der Seelen größeres Ansehen und längere Dauer in der Erinnerung erhielten als die Masse der anderen. Die Bedingungen dafür wurden durch die soziale Entwicklung geschaffen, vor allem durch die wachsende Geschlossenheit der Horden- oder Stammesorganisation. Einzelne Individuen wurden jetzt zu Häuptlingen und als solche dauernd über ihre Genossen erhoben, gleichzeitig erhielten aber auch die Blutbande zunehmende Bedeutung. Die Stellung des einzelnen in der Gesellschaft hing immer mehr von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen ab; diese jederzeit genau zu überblicken, wurde von der äußersten Wichtigkeit für jedermann. Die genaue Kenntnis des Stammbaums war damals nicht wie bei modernen Aristokraten eine lächerliche Schrulle, sondern eine Lebensfrage. Der Name des Ahnherrn erhielt sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Diese irdischen Dinge beeinflussten auch das Bild vom Jenseits.

Die Seelen waren anfangs vergänglich gewesen. Sie lebten wohl noch nach dem Tode fort, das bewiesen die Träume, aber sie lebten nicht ewig. In den Träumen traten nicht Leute auf, die schon vor Menschengedenken gestorben waren, die der Träumende nie gesehen hatte. So nahmen denn die Wilden auch an, daß die Seelen nach einigen Generationen an Kraft abnahmen, einschrumpften und dahinschwanden.

Mit dem Aufkommen der Gentilverfassung erhob sich jedoch aus der Masse der Seelen der Ahnherr zu dauernder Erinnerung. Sein Kult wurde zu einem dauernden. Freilich, mit der persönlichen Erinnerung an ihn schwand auch seine Bedeutung für das Traumleben. Doch brauchte sie nicht völlig aufzuhören. Künstler mochten mehr oder weniger geschickt Bilder von ihm entwerfen, die das Phantasieleben so mächtig anregten, daß der Ahnherr auch Nachkommen, die ihn nie gekannt, im Traume erschien und dadurch für sie seine Existenz von neuem dartat.

Je weiter dieser Ahnherr für die Erinnerung zurücklag, desto geringere Schranken setzte er der Phantasie. Die Ruhmredigkeit des Wilben sowie sein Wunsch, sich die Seelen der Vorfahren günstig zu stimmen, mußte von Anfang an einen Antrieb bilden, ihre Taten übertrieben zu erzählen. Dabei war jedoch der Erzähler an gewisse Grenzen gebunden, solange es sich um Vorfahren handelte, die noch viele Genossen des Stammes persönlich gekannt hatten. Diese Schranke fiel hinweg beim Kultus des Urahnen. Von einer Generation zur anderen mehrten sich die Geschichten seiner unerhörten Leistungen, die immer fabelhafter wurden, so daß für ihn schließlich nichts unmöglich, er allmächtig erschien. Natürlich wurde sein Ursprung auch in die entfernteste Vorzeit verlegt, an den Anfang aller Dinge. So nahm der Ahnherr immer mehr göttliche Züge an.

Eine neue Wandlung macht er durch, wenn sein Stamm zu bauerlicher Seßhaftigkeit übergeht. Hatte der Seelenkult von Anfang an dem Zweck gedient, in den stammverwandten Seelen Bundesgenossen und Helfer zu erhalten, so war auch der Ahnenkult darauf gerichtet. Die Hilfe des Einen, Gewaltigen erschien jetzt mehr wert als die der vielen relativ schwachen Seelen der Väter und Großväter. Als solche Hilfe betrachtete man vor allem die gegen Feinde. Der Stammgott war ein Kriegsgott. Aber bei seiner Allgewalt konnte er auch gelegentlich in das Walten der Natur eingreifen. Das wurde jetzt zu seiner Hauptfunktion, wenn der kriegerische, nomadische Mensch zu einem friedlichen Bauern wurde, dessen Existenz von Sonne und Regen abhing. Das Eingreifen in die Natur wurde jetzt zur wichtigsten Aufgabe des Gottes. Aber auch da finden wir noch kein philosophisches Bedürfnis, das Walten der Naturmächte durch eine phantastische Vorstellung zu erklären, sondern nur das ökonomische Bedürfnis, die Natur dem Produktionsprozeß dienlich zu machen. Und nur soweit die Götter dazu helfen sollen, werden sie zunächst Naturgötter.

Bei dieser Phase der Religion schließt das Buch Cunows. Und doch ist es weit mehr als eine bloß antiquarische Untersuchung. Denn so viele Wandlungen auch die Religionen seit jener Phase durchgemacht haben mögen, der primitive Seelenglaube ist die Grundlage aller, auch der höchstentwickelten geblieben. Selbst durch die erhabenste Gottesvorstellung — soweit sie eine wirkliche Vorstellung ist und nicht ein bloßes Wort für ein x — blickt immer noch das Traumbild des Wilben hindurch. Wenn Aristoteles sagt, der Mensch forme die Götter nach seinem Bilde, und wenn man seitdem den Spruch der Bibel dahin umgekehrt hat, daß man sagte, der Mensch habe Gott nach seinem Ebenbild geschaffen, so wird man besser sagen können: er habe Gott nach seinem Traumbild geformt, ebenso unkörperlich, ebenso schattenhaft, ebenso unfassbar und dabei ebensowenig an Zeit, Raum und Logik gebunden. Aber freilich auch ebenso wie das Traumbild bedingt durch die Verhältnisse, das Wissen, Bedürfnis und Sehnen des wachen, des tätigen Menschen. Ein Traumbild, an dessen Fortbildung viele der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten weitergearbeitet haben, ohne zu vermögen, es auch nur um ein Zota fassbarer zu machen. Denn alle Erkenntnis stammt nur aus der Erfahrung, und alle Erkenntnis Gottes in letzter Linie aus den Erfahrungen der Träumenden.

(Schluß folgt.)

Die Aufgabe der Parteipresse.

Von **Gustav Hoch**.

Unsere Parteipresse hat sich in einer Weise entwickelt, die noch vor zwanzig Jahren wohl die meisten Parteigenossen kaum für möglich gehalten haben. Das muß jeder anerkennen, der sich erinnert, wie die Genossen nach dem Fall des Sozialistengesetzes mit ihren Blättern begonnen haben: ohne Geld, ohne Erfahrung, ohne Hilfe von kundiger Seite. Dennoch sahen sie es als ihre selbstverständliche Pflicht an, den Kampf gegen die gegnerische, besonders gegen die angeblich unparteiische Presse aufzunehmen, gegen die Generalanzeiger mit ihren vielen Tausenden von Abonnenten, mit ihrer Unmasse von Lesestoff, der in geschickter, wenn auch gewissenloser Weise darauf zugeschnitten ist, das große Meer gedankenloser Leser anzulocken.

Was hat unseren Genossen den Mut gegeben, mit ihren damals so dürftigen Blättchen gegen die Generalanzeiger aufzutreten? Die Überzeugung, daß immer mehr Arbeiter denken lernen und dann ein Blatt verschmähen, das nur für gedankenlose Leser berechnet ist; und daß diese Arbeiter für das Parteiblatt und für die Partei zu gewinnen sind. Die Genossen zogen zur Werbearbeit für ihr Parteiblatt hinaus, indem sie ihre Mitarbeiter und Nachbarn darüber aufzuklären suchten, daß es eines Arbeiters unwürdig ist, seine Unterhaltung und Belehrung bei einer Allertweltsklatzbase zu suchen. Diese Werbearbeit ebnete in der Tat unseren Parteiblättern die Bahn, wenn auch anfangs recht langsam.

Die Voraussetzung für diese Werbearbeit der Genossen war, daß auch das kleinste und dürtigste unserer Blätter auf eine grundsätzliche Aufklärung seiner Leser bedacht war, und daß der Leiter des Blattes hierfür seine ganze Kraft einsetzte.

Damals lag auch die Versuchung, es anders zu machen, sehr fern. Unsere Presse konnte gar nicht durch möglichst viel Neuigkeiten die Neugierde ihrer Leser befriedigen, weil sie nicht die Mittel hatte, schnell genug die Neuigkeiten zu sammeln und sie den gedankenlosen Lesern schmackhaft zu machen. Außerdem war der Umfang unserer Blätter viel zu klein, als daß sie auf diesem Gebiet den Wettbewerb mit den Generalanzeigern hätten aufnehmen können.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse sehr geändert. Wir haben jetzt Parteiblätter, denen beträchtliche Mittel zur Verfügung stehen. Für diese Blätter kann die Frage aufgeworfen werden — und Genosse Arno Franke hat sie wieder in der „Neuen Zeit“, 32. Jahrgang, S. 22 ff., aufgeworfen —, ob sie nicht ebenfalls die Bahn betreten sollen, auf der die Generalanzeiger so groß geworden sind.

Selbstverständlich denkt kein Genosse daran, daß unsere Presse aufhören könnte, die Leser über die Grundsätze unserer Partei aufzuklären. Nein, was in Frage kommt, ist nur, ob unsere Parteipresse in der grundsätzlichen Aufklärung nicht des Guten zuviel tut.

Genosse Franke scheint in der Pflicht zur grundsätzlichen Aufklärung ein — notwendiges Übel für unsere Presse zu sehen. Er schreibt:

Die sozialdemokratische Presse hat der bürgerlichen Presse gegenüber einen schweren Stand. Sie kann zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe der Erörte-

rungen schwieriger theoretischer Probleme nicht entraten, sie muß die Dinge tiefer fassen, sie muß viele volkswirtschaftliche und sozialpolitische Fragen behandeln, deren Lektüre selbst bei glänzender Meisterung des Stoffes für den Durchschnittsleser nicht die Kurzweil bietet wie die feuilletonistisch schillernden Schwärmereien, mit denen die mittlere bürgerliche Presse, besonders die Generalanzeigerpresse, auch ihren politischen Teil füllt. Im Gegenteil, für die Leser mit Volksschulbildung bedeutet das Hineinlesen in den Ideengehalt der sozialdemokratischen Presse Arbeit, vielfach harte, anstrengende Arbeit.

Das, was Genosse Franke als einen „schweren Stand“ unserer Presse gegenüber der bürgerlichen Presse betrachtet, ist in Wahrheit die Kraft und die Stärke unserer Parteipresse. Was ist es denn, wodurch sich selbst das letzte unserer Parteiblätter an innerem Wert so weit über alle bürgerlichen Blätter erhebt? Einzig und allein die grundsätzliche Aufklärung der Leser.

Daher müssen wir in unserem Bestreben, die Parteipresse mehr und mehr zu verbessern, vor allem hier einsetzen. Für die Artikel, von denen Genosse Franke spricht, müssen wir Kräfte heranziehen, die — jeder auf seinem Gebiet — die wichtigeren Fragen gründlich behandeln auf Grund genauer Kenntnisse aller in Betracht kommenden Tatsachen — einer Kenntnis, die nur der sich erwerben kann, der ständig die Vorgänge auf diesem Gebiet gewissenhaft beobachtet. Und diese Artikel müssen so sorgfältig ausgearbeitet werden, so klar abgefaßt sein, daß auch der einfachste Arbeiter sie leicht verstehen kann. Dann werden die Leser darin eine Fülle von Aufklärungen und Anregungen finden, sie werden sie gerne lesen, sie werden gerade durch diese Artikel überzeugte Anhänger unserer Partei und damit nicht nur treue Freunde unserer Presse, sondern auch unermüdliche Werber für die weitere Verbreitung unserer Presse.

Diese Werbearbeit ist am Anfang stets schwer; aber sie ist niemals ohne Erfolg. Die Erkenntnis, daß das, was der denkende Arbeiter braucht, ihm allein in diesen Artikeln geboten wird, und daß er sie nur in unserer Presse findet: diese Erkenntnis breitet sich immer mehr aus, und damit dringt unsere Presse in immer weitere Kreise.

Je mehr unsere Blätter sich entwickeln, desto besser bauen sie selbstverständlich ihren ganzen Inhalt aus. Dies bildet dann eine immer wertvollere Ergänzung jener Artikel. Ein größerer Stab von Redakteuren kann mit Hilfe einer angemessenen Zahl zuverlässiger Berichterstatter dafür sorgen, daß das Blatt seinen Lesern ein möglichst vollständiges Bild der Vorgänge in unserem öffentlichen Leben gibt und ihre richtige Würdigung den Lesern erleichtert. Dies wirkt befruchtend auch auf jene Artikel. Die einzelnen Redakteure werden es sich angelegen sein lassen, daß alle wichtigeren Fragen, auf die sie in ihrem besonderen Teile des Blattes stoßen, in jenen Artikeln behandelt werden: bald wird es eine Frage der Reichspolitik sein, bald ein Streit im einzelnen Bundesstaat; bald eine Angelegenheit der Provinz, bald eine solche einer Stadt; bald wird es eine rein politische Frage sein, bald eine sozialpolitische, bald eine gewerkschaftliche, bald eine wirtschaftliche; bald ein Vorgang aus der öffentlichen Verwaltung, bald ein solcher aus den Gerichten usw.

Wenn in manchen Blättern mehrere solcher Artikel hintereinander stehen, dann ist das durchaus nicht immer — wie Genosse Franke es hinstellt — ein Schaden für das Blatt. Sind die Artikel gut und behandeln sie wirklich wich-

tige Fragen, so werden sie auch gerne gelesen. Selbstverständlich ist hier wie überall die Güte entscheidend.

Hätte Genosse Franke sich damit begnügt, für eine immer bessere Gestaltung des politischen Teils des Blattes einzutreten, wäre das sicher sehr verdienstvoll gewesen. Er vertritt aber eine ganz andere Forderung. Er ist der Meinung:

Dem politischen Teil wird ein zu breiter Raum zugeteilt. Mit einem solchen Blatte ist bei der Werbung in den Kreisen der Indifferenten schlechterdings nichts anzufangen. Abgesehen von Ausnahmefällen wird man, wenn man unserer Presse die ihr zukommende Leserschaft zuführen will, den politischen Teil in den Grenzen halten müssen, die eine gedeihliche Pflege jener Teile ermöglichen, die geeignet sind, die breiten Schichten der Bevölkerung mit unserer Presse zu befreunden: Lokales, Provinzielles, Unterhaltungsteil, Nachrichtendienst usw.

Daß alle Teile des Blattes möglichst gut sein sollen: darüber besteht doch wohl nirgends Streit. Ganz falsch aber ist es, den politischen Teil in einen solchen Gegensatz zu den übrigen Teilen des Blattes zu bringen und sich bis zu der Behauptung zu versteigen: mit dem politischen Teil gewinnen wir keine Leser des Blattes; nur die anderen Teile des Blattes führen uns neue Leser zu.

Dabei hebt Genosse Franke selbst in seinen weiteren Ausführungen einen guten Teil dieses Gegensatzes wieder auf. Er schildert uns den großen Wert der anderen Teile des Blattes:

Ein guter Lokalredakteur kann für die Partei unendlich viel tun, wenn er die Gäden bloßzulegen weiß, die alle Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens mit dem Sozialismus verknüpfen; ein guter Bearbeiter des Gerichtsteils kann mehr Leser für das Blatt werben als der beste Leitartikler; der Provinzialredakteur kann für die Ausbreitung des Sozialismus Erhebliches leisten.

Bei einem richtigen Parteiblatt wird alles Politik.

Also ist es nicht die leidige Politik, die den politischen Teil so unendlich macht. Nur die Politik im politischen Teil ist so bedenklich; die Politik im Lokalen aber ist ganz unbedenklich, ja sehr nützlich.

Weshalb aber? Ich sehe nur den einen Grund: Weil es Zeitungsleser gibt, die nur die Vorgänge in i h r e r Stadt, in i h r e m Dorfe für wichtig halten, aber nichts danach fragen, was sich dahinten in Berlin, Hamburg oder gar im Ausland ereignet.

Und vor dieser Kurzsichtigkeit sollen wir haltmachen? Wir sollen unserer Überzeugung nicht die Kraft zutrauen, die Arbeiter über die Bedeutung der Vorgänge auch in anderen Gegenden des Reiches und im Ausland aufzuklären?

Nein; das, was Genosse Franke gegen den politischen Teil sagt, ist nicht berechtigt. So notwendig es ist, daß unsere Presse alle wichtigen Vorgänge in der eigenen Stadt und der Umgebung sachgemäß behandelt, ebenso notwendig, ja unbedingt unentbehrlich ist es, daß der politische Teil den Blick des Lesers auf die Zusammenhänge der politischen Vorgänge richtet und ihre Bedeutung mit der nötigen Ausführlichkeit und Gründlichkeit darlegt. Genosse Franke hat ganz recht, daß er die Wichtigkeit betont, die die anderen Teile des Blattes bei guter Bearbeitung haben können; sie werden aber nur dann den Wert haben, wenn der politische Teil die Grundlage für die Aufklärung des

Lesers bietet, wenn der politische Teil möglichst gut ausgebaut ist. Nimmt der Leser unser Parteiblatt in die Hand, dann soll er in jedem Teil erkennen, daß er etwas anderes vor sich hat als in einem Generalanzeiger. Den Gegensatz zum Generalanzeiger sollen wir nicht abzuschwächen, sondern im Gegenteil zu verschärfen streben, indem wir im Gegensatz zu den „feuilletonistisch schillernden Schwägereien“ des Generalanzeigers für eine immer gründlichere und klarere Behandlung aller Fragen unseres öffentlichen Lebens sorgen.

Das ist die Aufgabe unserer Parteipresse. Hierdurch kann und wird sie sich die Leser erwerben, die sie allein befriedigen und auf die Dauer erhalten kann: denkende Leser. Ihre Zahl wächst immer mehr an. Immer mehr Arbeiter lernen denken dank der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung und dank der unermüdblichen Aufklärungsarbeit unserer Genossen. Ihnen soll unsere Parteipresse ein zuverlässiger Berater und ein gewissenhafter Lehrer sein. Wahrlich eine herrliche Aufgabe!

Kongreß der ungarländischen sozialdemokratischen Partei.

Von E. Nagy (Budapest).

Zum zwanzigsten Kongreß versammelte sich am 19. Oktober die ungarländische sozialdemokratische Partei. Überblicken wir mit Hilfe des kleinen Heftes, welches dieser Tage erschienen ist und auf sechs Bogen den Abriß der Geschichte der ungarischen Arbeiterbewegung gibt, die Entwicklung der ungarischen Partei, so darf uns ein gewisses Gefühl des Stolzes nicht verargt werden. In einem ökonomisch und kulturell rückständigen Lande, inmitten brutalster Verfolgungen durch eine ungebildete, rohe Herrscherklasse, durch den tief wurzelnden magyarischen Chauvinismus und durch nationale Erbitterung in der Agitation gehemmt, durch eine allmächtige Kirche mit dem Bann belegt, gelang es der unermüdblichen Agitations- und Organisationsarbeit, einen großen Teil der Arbeiterschaft unter die Fahne der Sozialdemokratie zu sammeln. Besonders die letzten zehn Jahre zeigen eine rasche Entwicklung. Wir wollen einige Zahlen aus dem Bericht der Parteileitung hier wiedergeben:

Jahr	Einnahmen des Partei- sekretariats Kronen	Zahl der politisch Organi- sierten	Einnahmen der zentralen Parteiblätter Kronen	Zahl der gewerkschaftlich Organisierten	Umsatz der Genossen- schaften Kronen
1903 bis 1904 . . .	28886,56	—	67073	41138	—
1904 „ 1905 . . .	31344,53	—	119238	53139	—
1905 „ 1906 . . .	108954,47	—	198967	71173	133909
1906 „ 1907 . . .	84120,52	—	274013	129332	139662
1907 „ 1908 . . .	79689,24	—	363172	130120	183455
1908 „ 1909 . . .	91492,76	—	362795	102054	304702
1909 „ 1910 . . .	74169,60	—	374122	85266	529704
1910 „ 1911 . . .	97993,08	—	435942	96478	987840
1911 „ 1912 . . .	77044,33	52983	531789	95180	2245400
1912 „ 1913 . . .	98778,33	59628	714836	111966	3031350

Besonders groß ist das Wachstum der Presse; die Einnahmen der „Nepszava“ und der „Volksstimme“ — nur auf diese zwei Zentralorgane be-

zieht sich der Ausweis — haben sich in zehn Jahren verzehnfacht. Auch in dem letzten Berichtsjahr wurde an dem Ausbau der Presse tüchtig gearbeitet. Seit einigen Wochen erscheint in ungarischer und deutscher Sprache ein Wochenblatt, „Der Bergarbeiter“, welches versucht, die beiläufig 100 000 Bergarbeiter Ungarns, denen hier jede Möglichkeit der Organisation genommen ist, als „freie Organisation“ zusammenzufassen. Auch andere Parteiorgane zeigen eine nennenswerte Weiterentwicklung. Die Entwicklung der Genossenschaften in den letzten fünf Jahren ist glänzend. Ihr Umsatz hat sich in fünf Jahren verzehnfacht. Besondere Erwähnung verdient hier der Versuch, nach italienischem Muster landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften ins Leben zu rufen. Die ersten Versuche sind jetzt im Zuge. Leider besteht der große Unterschied, daß in Italien die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften den Schutz und die Unterstützung der Regierung genießen, während bei uns jeder Versuch, die Landarbeiter zu organisieren, auf den heftigsten Widerstand der herrschenden Klasse und ihres Klassenstaats stößt.

Betrachtet man die ungarländische Arbeiterbewegung derart von historischem Standpunkt, so ist kein Grund vorhanden, über deren Entwicklung zu klagen. Betrachtet man aber die momentane Lage der Bewegung, so ist das Bild ein anderes. Eine schwere wirtschaftliche Krise lastet auf dem Lande schon seit Beginn des Balkankriegs. Die seit einem Jahre fast ununterbrochen drohende Kriegsgefahr hat die Industrie und den Handel des Landes lahmgelegt. Die Arbeitslosigkeit ist ungeheuer groß. Obwohl wir keine regelrechte Arbeitsstatistik haben, können wir auf Grund der Berichte der Genossenschaften, der Ausweise der Krankenkassen und der staatlichen Arbeitsvermittlungsbüroer ruhig behaupten, daß 15 bis 20 Prozent der Arbeiter gegenwärtig arbeitslos sind. Die Bautätigkeit ruht seit einem Jahre fast vollständig. Nicht nur, daß die Banken Baukredite unbedingt verweigern: die schlechten Geldverhältnisse nötigten auch die Kommunen, die Bahnen und den Staat, alle Investitionen aufs notwendigste einzuschränken. Die kolossalen militärischen Rüstungen, die seit einem Jahre permanenten Kriegsvorbereitungen haben alles Geld des Staates verschlungen. Unglaublich ist die Not, das Elend der Arbeiterklasse.

Da gibt es nur eine Hilfe: der Auswandererstab! Aber der Staat sucht mit allen Mitteln die Auswanderung zu verhindern. Leute im militärpflichtigen Alter dürfen die Grenze seit dem Beginn der Balkanwirren überhaupt nicht passieren. Doch die ökonomische Notwendigkeit, die Furcht vor dem Hungertod überlistet die unzählige Schar der bewaffneten Grenzhüter. Auf den unmöglichsten Umwegen passieren die Auswanderer die Grenze, um an das Ziel zu gelangen. Als Pilger verkleidet, um nach einer heiligen Stätte zu wallfahren, überschreiten sie die Grenze. In Nacht und Nebel klettern sie über große Gebirge. In leichten Rähnen retten sie sich nach Dalmatien hinüber. Es gibt Leute, die eine Waggonladung Schweine einkaufen, als Begleiter des Schweinetransports nach Wien fahren, dort die Schweine verkaufen und dann ihren Weg fortsetzen. Andere lassen sich zu bekannten Ärzten nach Wien zur Untersuchung bestellen. Ein Buch könnte man mit der Beschreibung all der spitzfindigen Mittel füllen, mit deren Hilfe die unglücklichen Bewohner Ungarns jetzt den heimischen Staub von den Füßen schütteln. So arg sind die Verhältnisse, daß ein Oberstuhlrichter — Kreisvorsteher —

dieser Tage an den Minister des Innern eine Eingabe richtete, in welcher er ausführte, in seinem Kreise allein gebe es 10 000 Arbeitslose, die mit ihren 40 000 Familienmitgliedern dem Hungertod entgegensehen. Er bat den Minister, die Beschränkungen der Auswanderung aufzuheben, ja die Auswanderung der Arbeitslosen mit staatlicher Hilfe zu bewerkstelligen, da sonst der Kreis einer Hungersnot entgegensehe.

Es besteht eben ein unlösbarer Konflikt zwischen der unentwickelten Volkswirtschaft und dem überentwickelten Militarismus der Monarchie. Die Militärverwaltung fordert von Jahr zu Jahr mehr Soldaten und mehr materielle Opfer. Aber die unentwickelte Volkswirtschaft kann die Bevölkerung des Landes nicht ernähren: bei den Gestellungen fehlen oft 50 Prozent der Gestellungspflichtigen. Da nützt kein Sammern und keine Grenzpolizei: auch die jetzt im Werden begriffene Neuerung, daß die Auswanderer an der österreichischen Grenze einer eben solchen hochnotpeinlichen Untersuchung unterworfen werden wie an der ungarischen Grenze, wird nichts nützen. Die Leute haben kein Brot und müssen es suchen, wo es eben gibt.

Es ist nur natürlich, daß diese trostlosen wirtschaftlichen Zustände die Aktionsfähigkeit der Arbeiterschaft sowohl auf gewerkschaftlichem als auf politischem Gebiet nachhaltig beeinflussen. Dies ist wahrscheinlich ein Hauptgrund, weswegen die Arbeiterschaft, ja die ganze Bevölkerung Ungarns dem Absolutismus der Tisza-Rotte so wenig Widerstand leistet. Die politischen Zustände Ungarns haben sich seit unserem letzten Bericht¹ fast gar nicht verändert. Nach dem Unterbleiben des Generalstreiks und der Annahme der Tiszaschen Wahlreform bemächtigte sich eine gewisse Lethargie aller kämpfenden Geister. Die Arbeiterschaft konnte sich zu einer ersten Aktion nicht wieder aufraffen. In der Opposition gewinnt die konservative Richtung langsam das Übergewicht. Die ganze Opposition boykottierte das Parlament. Die Parteirahmen haben sich insofern verschoben, daß der Führer der Feudalen, Großgrundbesitzer Graf Andrássy, der berüchtigte Verfolger der Arbeiterorganisation als früherer Minister, eine neue konservativ-oppositionelle Partei gegründet hat, welche „regierungsfähig“ sein will, das heißt die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft mit Österreich und die Entwicklung des Militarismus in ihr Programm aufgenommen hat. Es kennzeichnet den Radikalismus der Unabhängigkeitspartei, daß mehrere ihrer Abgeordneten in die neue Partei übergingen. Was die Wahlreformfrage anbelangt, wünscht die neue Partei zwar ein ausgedehnteres Wahlrecht als Tisza, dagegen ein beschränkteres als das zwischen unserer Partei und der Opposition vereinbarte. Diese sogenannte Oppositionspartei trennt also fast gar nichts von dem gegenwärtig herrschenden Flügel der Großgrundbesitzer: Andrássy will dasselbe wie Tisza, nur will er es mit friedlichen, diplomatischen Mitteln, nicht durch Gewaltakte wie dieser erreichen.

Die Aktion der Opposition war den Sommer über fast Null. Einige Volksversammlungen wurden abgehalten, bei welchen die Arbeiterschaft die Masse der Zuhörer stellte. Außerdem befaßte sich die Opposition hauptsächlich mit der Ausnutzung jener Enthüllungen, welche die oppositionelle Presse über die unsauberen Geschäfte der Regierung mitteilte.

¹ Absolutismus in Ungarn. „Neue Zeit“ vom 27. Juni 1913.

Solche Skandale gab es in letzter Zeit in Fülle und Fülle. Neben der 4½ Millionen betragenden Bestechungsaffäre einer hiesigen Bank, über welche wir in dem bereits erwähnten Artikel berichteten, erregten die Erlegung von 1,4 Millionen Kronen für die Erlaubnis, in Budapest ein Kasino nach dem Muster von Monte Carlo zu gründen, sowie ein Gutskauf des Kriegsärars, wobei ein Abgeordneter der Regierungspartei den Vermittler abgab und eine große Summe Geld dafür einstrich, das größte Aufsehen. Die Ausschlichtung dieser Skandale war die Haupttätigkeit der Opposition. Zwar versicherten die Führer zu wiederholten Malen, daß sie an dem Wahlrechtsabkommen festhalten, ließen es aber ruhig zu, daß die Regierung durch Gesetze und Verordnungen die letzten spärlichen Überreste der öffentlichen Rechte raubte. Das Versammlungsrecht wurde verschlechtert, indem die Funktionäre und Redner persönlich für die Aufrechterhaltung der Ordnung haften. Der Wirkungsbereich der Schwurgerichte wurde eingeengt, die politischen Verbrechen wurden Berufsrichtern zugewiesen. Die Pressegesetze wurden verschärft. Durch ein neues Gesetz, welches arbeitscheue Arbeitslose ins Zwangsarbeitshaus verweist, wird es möglich, gegen Streikende vorzugehen, wenn es dem ungarischen Stuhlrichter-Pascha gerade so beliebt.

Es ist nur natürlich, daß diese Vorgänge auch auf dem Parteitag einen starken Widerhall fanden. Es gab manche Redner, die da der Meinung Ausdruck gaben, das Bündnis mit der Opposition bringe der Partei mehr Schaden als Nutzen, da es das Klassengefühl der Arbeiter schädigt, wenn sie ihre Führer mit so allbekannten Reaktionären zusammen sprechen hören, wie es manche Mitglieder der Opposition sind. Andere meinten, gerade diese gemeinsamen Volksversammlungen gäben der Partei die Möglichkeit, zu solchen Massen zu sprechen, die sonst der Agitation unzugänglich sind. Viele gaben der Meinung Ausdruck, die Opposition werde das Wahlrecht verraten, sobald die erste Gelegenheit sich bietet. Nach einer eingehenden Debatte wurde eine Resolution angenommen, welche die bisherige Taktik gutheißt und die Unterstützung der Partei allen jenen oppositionellen Gruppen verspricht, welche das Tiszasche Wahlrecht nicht als Erledigung der Wahlrechtsfrage betrachten, sondern eine mindestens so weitgehende Reform fordern, wie es in dem vorjährigen Abkommen unserer Partei mit den oppositionellen Parteien festgelegt ist. Durch diese Fassung wurde die Andrássy-Partei ausgeschlossen. Zugleich wurde die Notwendigkeit betont, für das eigentliche Wahlrechtsprogramm der Partei, für das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht ohne Unterschied des Geschlechts eine intensive Agitation zu entfalten.

Wir selbst können nur die Selbstverständlichkeit wiederholen, welche wir an dieser Stelle schon zweimal ausführten: die Opposition wird das Abkommen, welches unter dem Druck der revoltierenden Volksmasse entstanden ist, nur dann und nur so weit einhalten, als sie durch dieselbe Kraft dazu gezwungen wird. Das gesprochene Wort, ja die heiligsten, vor Zehntausenden gemachten Versprechungen sind in der ungarischen Politik wertlos. Nur auf die organisierte Kraft der Masse können wir in dieser Frage bauen.

Es wurde ein Antrag eingereicht, welcher besagte, der Parteitag möge den Beschluß des außerordentlichen Parteitags außer Kraft setzen, wonach die Partei in dem Falle, daß das Tschechoslowakische Wahlrecht ins Leben tritt, die Wahlen boykottiert. Der Antrag wurde mit dem Hinweis darauf, daß bis dahin noch ein Parteitag stattfinden werde, verworfen.

Es ist nämlich ganz gut möglich, daß das Tschechoslowakische Wahlgesetz gar nicht in Kraft treten wird. Es kann nur ein Jahr später in Kraft treten, nachdem ein neues Gesetz über die Neueinteilung der Wahlbezirke vom Parlament angenommen worden ist. Nun ist noch nicht einmal der Entwurf dieses Gesetzes fertiggestellt. Das Mandat dieses Reichstags aber läuft im Frühjahr 1915 ab. Wird daher der Entwurf nicht in den nächsten Monaten fertiggestellt und votiert, so müssen die nächsten Wahlen noch auf Grundlage des alten Wahlrechtes durchgeführt werden, eine Lösung, welche — wie wir glauben — allen parlamentarischen Parteien angenehm wäre. Denn im Jahre 1915/16 kommen die Ausgleichsverhandlungen mit Österreich und bieten die beste Gelegenheit, die Wahlreform auf weitere fünf Jahre zu verschieben.

Es mag hier noch erwähnt werden, daß das erste Mal seit dem Bestehen der ungarländischen sozialdemokratischen Partei ein Referat über die auswärtige Politik auf dem Parteitag stattfand. Es wurde eine Resolution angenommen, welche sich gegen die Gewaltpolitik der Monarchie verwahrt und fordert, daß die Monarchie nicht durch fortwährende Rüstungen und Kriegsdrohungen, sondern durch die friedlichen Mittel der Wirtschaftspolitik ihren Machtbereich schützen soll.

Endlich wurde beschlossen, daß der nächste Kongreß so wie früher, zu Östern stattfinden solle.

Die Fleischereien und die Revision des Nahrungsmittelgesetzes.

Von Konrad Krause.

Als im Jahre 1906 das Buch des amerikanischen Genossen Upton Sinclair „The Jungle“ (Der Sumpf) erschien, erregte dasselbe durch seine Schilderungen über die ekelhaften Vorgänge bei der Herstellung des „Cornedbeef“ (Wüstenfleisch) ungeheures Aufsehen. Daß solche Zustände in der Nahrungsmittelproduktion in Deutschland unmöglich seien, galt aber als selbstverständlich. Und doch hat kurz vor Erscheinen des Sinclair'schen Buches sich in einer deutschen Großstadt ein Prozeß abgespielt, der ähnliche Zustände wie in der Chicagoer Schlächtereizutage förderte. Es war dies der Prozeß gegen den Wurstfabrikanten Herter in München. In diesem Prozeß wurde festgestellt, daß die weiblichen und männlichen Geschlechtsteile der Tiere zu Wurst verarbeitet worden sind, die Scheiden und Afterenden einfach rasiert, etwas gereinigt und dann in die Wurst geschnitten, die gleiche Verwendung fanden auch die Hoden der Tiere — und das wichtigste —: in der Verhandlung wurde festgestellt, daß es in München allgemein üblich sei, diese zum menschlichen Genuß vollständig ungeeigneten Teile zu Wurst zu verarbeiten, wie die beiden Sachverständigen Obermeister Kläiber und Wurstfabrikant Malisch in ihrem Gutachten ausdrücklich betonten. Trotzdem schritten die Behörden nicht ein. Erst drei Jahre später, als inzwischen die Gehilfen sich organisiert hatten, wurde die unsaubere Fabrikationsmethode im Münchener Metzgergewerbe der Öffentlichkeit übergeben und mit einem erdrückenden Beweismaterial belegt.

Die Staatsanwaltschaft erhob Anklage gegen die beschuldigten Metzgermeister, und wieder wurden all die ekelerregenden Dinge wie beim Herterprozeß 1905 festgestellt, nur mit dem Unterschied, daß diesmal die beiden oben erwähnten Sachverständigen aus dem Herterprozeß auf der Anklagebank saßen. Sie wurden zu Geldstrafen von 500 bis 1500 Mark verurteilt. Erwiesen wurde, daß sie alte, schmierige und in Fäulnis übergegangene Würst mit samt der Haut wieder verarbeitet hatten, daß Stierhöden, Rind- und Schweinaugen, die äußeren Geschlechtsteile der weiblichen Schweine und After ins Würstbrät (Würstmasse) kamen.

Nach diesen Prozessen endlich hat dann die Behörde Veranlassung genommen, dafür zu sorgen, daß Tragsäde und Geschlechtsteile aus dem Münchener Schlachthof nicht mehr hinauskommen, sondern gleich vernichtet werden. Leider bedurfte es zu diesem für jeden so selbstverständlichen Verbot erst zwei solcher umfangreicher Prozesse, und auch diese kamen erst zustande, als die Hilfsorganisation ihre Mitglieder aufforderte, solche Schmutzereien nicht mitzumachen. Genau so war es ja im Wädergewerbe, nur mit dem Unterschied, daß es dort viel früher geschah, weil die Organisation älter ist. Als im Frühjahr 1906 zum erstenmal die Fachzeitung der organisierten Fleischergehilfen die „Würstkeßelgeheimnisse“ einer scharfen Kritik unterzog und feststellte, daß wir keine Ursache hätten, uns über Chicagos Fleischereien zu entrüsten, da zogen Presse und Organisation der Fleischermeister voll Empörung gegen uns los und empfahlen allen Ernstes, die Fleischermeister sollten nunmehr sich ihrer organisierten Gesellen entledigen und sie nicht wieder einstellen, weil diese sich nicht schämten, das „ehrfame“ Fleischergewerbe in den Schmutz zu ziehen. Die Ausführungen des Fachblattes „Der Fleischer“ wurden als Verleumdung bezeichnet. Demgegenüber brachte „Der Fleischer“ eine Aufstellung, wonach vom Januar 1904 bis September 1906 Fleischermeister in 695 Fällen wegen Nahrungsmittelverfälschung und Verarbeitens von verdorbenem Fleisch gerichtlich abgeurteilt wurden. Diese Vergehen brachten ihnen insgesamt eine Gefängnisstrafe von 80 Jahren 2 Monaten und 20 Tagen ein sowie eine Geldstrafe von 37 679 Mark. Dabei konnten nur solche Fälle festgestellt werden, welche durch die Fachpresse gegangen waren, so daß sehr viele Verurteilungen in dieser Aufstellung nicht enthalten waren. Der Fleischermeisterpresse aber war nun die Sprache plötzlich verloren gegangen.

In allerjüngster Zeit sind nun vom Straßburger Schlachthaus skandalöse, die Volksgesundheit geradezu gefährdende Dinge gerichtlich festgestellt worden, so daß es uns zur Pflicht wird, zu untersuchen, ob die heutige Nahrungsmittelkontrolle auch wirklich ausreichend ist.

In Straßburg i. E. handelt es sich um nichts weniger, man höre und staune, als daß dort mit den vom Tierarzt verworfenen, das heißt mit den zum menschlichen Genuß ungenießbaren Fleischteilen, insbesondere mit den Eingeweiden von kranken, tuberkulösen Tieren, wie Leber, Magen, Milz, Därme, die für die Grube bestimmt waren, seit Jahren ein schwunghafter Handel betrieben wurde, und daß diese ungenießbaren Teile wieder als gutes Fleisch an die Bevölkerung abgegeben wurden.

In der Gerichtsverhandlung wurde festgestellt, daß die Ruttlermeister (das sind Fleischermeister, die lediglich auf dem Schlachthof die Eingeweide der Tiere gebrauchsfertig herrichten) ihre Gesellen angehalten hatten, für sie verdorbenes und verworfenes Fleisch zu stehlen; konnte ein Geselle nicht genug dieser kranken Eingeweide herbeischaffen, wofür es Trinkgelber gab, so hatte er seine Entlassung zu erwarten. Ein mitangeklagter Metzgermeister hat auf diese Weise wöchentlich 100 bis 150 Kilogramm solcher Eingeweide erhalten. Auch Fett von kranken, tuberkulösen Tieren wurde wöchentlich zentnerweise beiseite geschafft.

Daß dies möglich war, lag daran, daß im Straßburger Schlachthaus keine Einrichtungen getroffen waren, das beanstandete Fleisch gleich der Vernichtung zu übergeben. In Straßburg wurden die verworfenen Fleischteile einfach auf die Erde geworfen, nachher von den Schlachthofarbeitern zusammengelegt und in offenen Wagen, sogenannten Karren zur Grube gefahren. Wohl hatten die Schlachthofarbeiter den Auftrag, die Fleischteile durch Begießen mit Petroleum gänzlich unbrauchbar zu machen. Aber die Kontrolle und die Einrichtungen waren so mangelhaft, daß der Unfug jahrelang bestehen konnte.

Unmittelbar nach den obigen Feststellungen verurteilte das Straßburger Schöffengericht neun Metzgermeister vom Schlachthaus, weil sie zum Salzen von Fleisch, das zur Wurst Verwendung findet, denaturiertes Industriefalz verwendet hatten, welches nur zum Salzen von Därmen freigegeben ist. Dieses Salz ist mit 2 Prozent Seifenpulver denaturiert und ist steuerfrei. Ein Metzgermeister hat laut Ausweis der Saline im Jahre 1911 gegen 200 Zentner dieses Salzes bezogen. Durch Zeugen wurde bestätigt, daß Schweinsmagen und Fettenden im Sommer in solchem Salz eingepökelt wurden, um im Winter zur Wurst verarbeitet zu werden, und daß der Seifenschaum von der Pökellate zeitweise abgeschöpft werden mußte.

Aber auch in Groß-Berlin gibt es ekelhafte Fleischereien. In einem Prozeß gegen einen Charlottenburger Schlächter bekundete der Kreisarzt Dr. Rastan, er habe in seiner amtlichen Eigenschaft schon viel Schmutz, tote Ratten und Mäuse usw. in den Fleischwannen gesehen, aber etwas Derartiges, was man nur mit dem einzig passenden Worte „Dreck“ bezeichnen könne, noch nicht. In dem Arbeitsraum habe alles vor Schmutz gestarrt, die Wurstspritze, die offenbar seit Wochen nicht gereinigt war, sei mit fauligem Fleisch verkleistert gewesen und habe diese Schimmelpilze aufgewiesen. Das zur Wurstfabrikation bestimmte Fleisch, welches auf dem ebenfalls schmutzharrenden Block gelegen habe, habe nur noch als „Jauche“ bezeichnet werden können. Außerdem habe in unmittelbarer Nähe ein schmutziges Bett gestanden, in welchem die mit offenen Fußgeschwüren behaftete Wirtschaftlerin lag, die bald darauf verstorben ist. Die Beweisaufnahme ergab, daß der Angeklagte, um diese Schmutzereien zu verdecken, die Fenster mit alten Lumpen verstopfte, um Einblide in den Raum zu verhindern.

Daß solche ekelhafte Schmutzereien möglich sind, von denen hier nur ein paar Fälle charakterisiert wurden, liegt zum wesentlichen Teil daran, daß wir leider in Deutschland für das Fleischergewerbe nur eine polizeiliche Kontrolle für den Handel mit Fleisch- und Wurstwaren haben, nicht aber für die Produktion. Die Regierung ist zurzeit mit der Revision des Nahrungsmittelgesetzes beschäftigt. Aber noch ist nicht an die Öffentlichkeit gedrungen, welche Absichten die Regierung in bezug auf die Fleischkontrolle hat. Vernehmungen mit den interessierten Kreisen haben stattgefunden, und die Fleischmeister beginnen in ihrer Presse und in Versammlungen eine Protestaktion gegen jegliche Verschärfung des bestehenden Nahrungsmittelgesetzes.

Wohl haben wir heute schon eine lobenswerte Kontrolle für den Handel mit Fleisch- und Wurstwaren. Es finden Kontrollen der Verkaufsräume statt sowie die Entnahme von Proben, um die Beschaffenheit des Produktes festzustellen und um zu untersuchen, ob Farbstoffe und Mehl der Wurst beigelegt sind. Aber die Kontrolle und Überwachung der Nahrungsmittelproduktion ist nur in Ausnahmefällen zulässig, und dadurch wird den Schmutzereien bei der Produktion geradezu Tür und Tor geöffnet. Die Fleischwaren haben einen so vielseitigen und langwierigen Produktionsprozeß durchzumachen, ehe sie Verwendung finden, daß bei der leichten Verderblichkeit der Ware außerordentliche Aufmerksamkeit und

Sauberkeit erforderlich ist, um sie einwandfrei in den Handel zu bringen. Deshalb muß eindringlichst die Ausdehnung der Kontrolle auch auf die Fabrikation der Nahrungsmittel verlangt werden.

Im Bäckergewerbe gibt die Bäckereiverordnung den Behörden das Recht und macht es ihnen zur Pflicht, die Backstube auf ihre Reinlichkeit zu untersuchen. Für das Fleischergewerbe fordern wir regelmäßige unangemeldete Kontrolle der Arbeitsräume und Wurstküchen, ferner die Einsetzung einer besonderen Gesundheitspolizei, die ihre besondere Organisation und eigene Beamte haben muß, deren Aufgabe es wäre, die Kontrollen in der gesamten Nahrungsmittelbranche vorzunehmen. Verneint muß aber entschieden werden, daß die zuständigen Polizeirevierwachen die Kontrollen ausüben könnten, denn ihnen fehlt jede Sachkenntnis. Jetzt kommt es nur, wenn zufällig entdeckt wird, daß im Handel schlechte Ware umgesetzt wird oder eine direkte Anzeige erfolgt, zu einer Kontrolle der Arbeitsräume.

Solche Gesundheitsämter können bei kleineren Gemeinden für einen ganzen Bezirk errichtet werden; in einigen Großstädten bestehen bereits Gesundheitsämter, die dann nur des Ausbaus bedürfen. Eine Berliner Vorortsgemeinde hat ähnliche Einrichtungen getroffen und damit auf die Fleischermeister einen außerordentlich erzieherischen Einfluß ausgeübt.

Das Mißtrauen gegen die Fleischermeister wird dadurch verstärkt, daß sie gegen jede Kontrolle über ihre Wurstküchen Sturm laufen. Vor ein paar Monaten hat der Deutsche Fleischermeisterverband, der 46 000 Mitglieder zählt, eine Eingabe an die Regierungspräsidenten und gleichgestellte Organe der Bundesstaaten gerichtet, in welcher er sich gegen die behördliche Kontrolle der Wurstküchen wendet. Die Ursache ihrer Aufregung ist folgende: Das preußische Kammergericht hat durch Urteil vom 6. Juli 1911 verfügt, daß die Rechtsbeständigkeit von Regierungspolizeiverordnungen, die über den Rahmen des § 2 des Nahrungsmittelgesetzes hinausgehen, anerkannt wird. Es handelte sich um eine Verordnung, die das Recht auf Kontrollen nicht allein über die Verkaufsstände aussprach, sondern auch über die *Arbeitsräume*. In dem Urteil des Kammergerichtes heißt es, daß besondere Gefahren vorhanden sein müssen, um den Erlaß solcher Verordnungen zu rechtfertigen. Gefahren in diesem Sinne sind Schädigungen von Leib, Leben und Gesundheit. Das *Gericht* kommt dann zum Schluß, daß diese Gefahren für die Wurstküchen *allgemein* bestehen.

Die Eingabe des Fleischermeisterverbandes wendet sich nun gegen die sehr richtige Auffassung des Kammergerichtes wie folgt:

„Der hier in Betracht kommende Urteilspassus überschreitet durch diese *allgemeine Verdächtigung der Wurstküchen* den Rahmen der Sachlichkeit. Nachdem durch Reichsgesetz die obligatorische Fleischschau eingeführt ist, besteht für die Grundstoffe der Wurstfabrikation eine sichere Kontrolle, daß nur gesundes Fleisch zur Verarbeitung gelangt. Nachträglich verdorbenes Fleisch zu Wurst zu verarbeiten, hätte nur den Erfolg, gutes Fleisch durch schlechte Zusätze zu verderben, und widerspricht den einfachsten Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit. Es kann deshalb unter gar keinen Umständen zugegeben werden, daß im Bereich der Wurstfabrikation allgemein eine besondere Gefahr für das Publikum liege, die den Erlaß von Regierungspolizeiverordnungen rechtfertigt, die über den § 2 des Nahrungsmittelgesetzes hinausgehen. Noch viel weniger ist eine solche Gefahr für die anderen Räume einer Fleischerei anzuerkennen, und der Vorstand des Deutschen Fleischerverbandes spricht deshalb die Hoffnung aus, daß die in Betracht kommenden Regierungsinstanzen in objektiver Anerkennung dieser Tatsache sich auf den Standpunkt stellen werden, daß derartige Polizeiverordnungen nicht notwendig sind.“

Aber gerade diejenigen Fleischermeister, die auf Sauberkeit bei der Verarbeitung Wert legen, sollten nicht der *allgemeinen* Kontrolle der Arbeitsräume und Wurstküchen den Weg versperren, weil ja gerade von der gewissenlosen

Minderheit, die solche Kontrollen zu fürchten hat, das gesamte Fleischergewerbe in den Schmutz gezogen wird. Diese gewissenlose Minderheit kann man nicht dadurch bekämpfen, daß man die Türen zum Arbeitsraum und zur Wurstküche noch mehr verrammelt, damit ja nicht etwa ein unberufenes Auge hineinspäht, sondern nur dadurch, daß man die gesamte Produktion der Kontrolle durch die Öffentlichkeit unterstellt. Auch die Gastwirtschaften und Spezereihandlungen, welche die Herstellung von Wurstwaren gewerbsmäßig betreiben, müßten solcher Kontrolle unterworfen werden.

Das ist eine dringende Notwendigkeit, für die wir in aller Öffentlichkeit wie besonders auch im Reichstag, in den Landtagen und Gemeindevertretungen rührig agitieren müssen, damit endlich die widerlichen Zustände ein Ende finden, mit deren Schilderung auf Grund gerichtlicher Verurteilungen ich ein dieses Buch füllen könnte.

Wo es uns fehlt!

Von **Otto Eggerstedt** (Stiel).

Unsere großen Organisationen, die in so beispielloser Weise innerhalb kurzer Zeit zu ihrer jetzigen Stärke emporgewachsen sind, zeigen seit den letzten Reichstagswahlen Stagnation, ja Rückschritt in der Mitgliederbewegung. Über die Ursachen dieser Erscheinung gehen die Meinungen weit auseinander, mitunter in recht heftigem Tone. Auch auf dem Parteitag in Jena hat man sich nicht damit begnügt (erfreulicherweise, kann man hinzusetzen), in schön klingenden Redensarten an der sonnigen Oberfläche der allgemeinen Popularität herumzuplättschern, sondern man ist in gewohnter offener Weise den Dingen auf den Grund gegangen und hat rücksichtslos nach den Ursachen der Stagnation gesucht. Es handelt sich eben, wie der „Vorwärts“ treffend schrieb, nicht um Katholikentage, nicht um raffiniert in Szene gesetzte Augenblenden, sondern um Tage kritischer Selbstbetrachtungen. „Größter wissenschaftlicher Ernst und heißes Interesse für die Sache, hinter der alles Persönliche zurückstehen muß, das ist die Vorbedingung jeder Polemik, die mehr sein soll als schädliche Kraftvergeudung,“ so Kaufsch, und wenn alle kritisierenden Genossen sich von diesen Beweggründen leiten lassen, aber auch bei anderen dieses voraussetzen, dann können uns derartige Polemiken nur angenehm sein.

Um zu finden, wo es in unserem Organisationsleben fehlt, müssen wir zuerst untersuchen, ob das, was unsere Organisationen groß gemacht hat, noch vorhanden ist. Ihre Lebensbedingungen finden unsere Organisationen bekanntlich in der wirtschaftlichen Entwicklung, den gegenwärtigen Verhältnissen mit ihren verschiedenen Klassen, die sich je nach dem Besitz, der politischen Macht und der Stellung der Klassenangehörigen im Produktionsprozeß unterscheiden. Was aber unsere Organisationen so stark, unsere Bewegung so lebendig macht und daher unüberwindlich, das ist die wirkliche, innerliche Anteilnahme der Genossen an der Entwicklung der Organisation, geboren aus dem Bewußtsein heraus, daß es ihr eigenes, selbst geschaffenes, aber auch selbst geleitetes Werk ist, das sie hier fördern. Das Bewußtsein, hier in der Organisation, als gleichberechtigter Mensch, nach seinem wirklichen Wert ohne Unterschied der sonstigen Stellung im Arbeitsprozeß zu gelten, der Gedanke, mitzuarbeiten an einer großen, gewaltigen Bewegung, und nicht zuletzt der Trieb, nun gerade der sich abschließenden, oft verachtend auf das Proletariat blickenden herrschenden Klasse etwas abzutrotzen — das sind die Quellen unserer Kraft, daraus schöpft der Arbeiter Lust und Mut, nach seiner langen, schweren Arbeitszeit noch die so dringend nötige Kleinarbeit zu verrichten, das sind die Ursachen, die ihm diese lieb und wert machen. Die wirtschaftliche Entwicklung kommt uns dabei zu Hilfe; der Kapitalismus schafft Riesenbetriebe mit Arbeits-

teilung, das individuelle Interesse an der Arbeit geht verloren, da der Arbeiter das Produkt nicht in seiner Herstellung verfolgen kann, das fertige Produkt oft überhaupt nicht zu sehen bekommt. Die wirtschaftliche Entwicklung vollzieht sich eben so, wie es vor 65 Jahren das Kommunistische Manifest voraus sagte: „Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für die Arbeiter verloren.“ Die Arbeit wird rein mechanisch, mechanische Arbeit vermag aber den Geist nicht zu fesseln, der sich anderweitig Befriedigung sucht und natürlicherweise auf dem ihm nächstliegenden Gebiet: der Arbeiterbewegung. Die Arbeit in der Partei nicht auch mechanisch oder schematisch werden zu lassen, wie die Genossin Luxemburg nicht ganz unberechtigt es befürchtete, muß unser Bestreben sein. Denn nur dann ist frisches, pulsierendes Leben, gegenseitiges Vertrauen und Gleichberechtigungsgefühl in den Ortsvereinen verbürgt — die Grundlagen für gesundes Wachstum.

Aber in diesen müssen die Arbeiter dann nicht nur als Staffage, nicht nur als Zuhörer für rhetorische Glanzleistungen geübter Genossen dienen, sondern es muß ihnen die Gelegenheit geboten sein, auch selber mit ihren Gedanken, Empfindungen aus sich herauskommen zu können. Nun wird aber ein Arbeiter es nur sehr schwer wagen, in einer großen Versammlung vor einem größeren Zuhörerkreis aus sich herauszugehen, haftet ihm doch durch Erziehung in Haus und Schule eine Befangenheit und Unsicherheit an, die er nur schwer bekämpfen kann, selbst wenn er über genug Wissen verfügt, um in kleinerem Kreise seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Während also auf der einen Seite das Wachstum unserer Partei, die fortschreitende Zentralisation große Versammlungen bedingt, sind andererseits große Versammlungen allein nicht genügend, um den Arbeitern das Versammlungsleben interessant zu machen, das Zusammengehörigkeitsgefühl aufzufrischen. Vielmehr werden in kleineren Versammlungen die Teilnehmer viel eher aus sich herausgehen und durch Meinungsaustausch jenen lebendigen Geist erzeugen, der für den Aufbau unserer Organisation förderlich ist. Empfehlenswert erscheint da der Vorschlag eines Genossen, daß für Aufklärung, Behandlung einzelner Fragen möglichst Dezentralisation, für Willensstundgebungen, Demonstrationen größte Zentralisation eingeführt wird. Denkende Arbeiter lassen sich nicht einfangen durch hurrapatriotische Redensarten, aber sie folgen auch nicht blindlings ihren Führern, wenn sie nicht innerlich überzeugt sind. Sie verlangen Anteilnahme an allen Arbeiten, sie wollen mitberaten und ausführen; der Gedanke, daß sie es sind, die die Bewegung groß und mächtig machen durch ihre Kleinarbeit, daß sie auch in erster Linie die Kosten aller Kämpfe tragen müssen, stärkt ihr Verlangen nach Selbstregierung, Selbstbestimmung.

Andererseits liegt aber die Gefahr nahe, daß wir selber durch starke Betonung der Unzufriedenheit mit den Erfolgen, geringes Einschätzen des Erreichten die Masse zum Pessimismus und Fatalismus erziehen. Hört man doch oft bei der Agitation von Tür zu Tür von den Unaufgeklärten, als wenn alle Arbeit und Mühe vergebens sei; hier eingreifen in Flugblatt und Presse, Vergleiche von einst und jetzt aufstellen und den Fernstehenden vor Augen führen, welche Verschlechterungen durch unsere Kämpfe verhindert worden sind, das ist eine unserer wichtigsten Aufgaben.

In der Kleinarbeit der Aufklärung muß noch weit mehr gearbeitet werden, als es bisher der Fall war; wir dürfen nicht vergessen, daß die erst neu Eintretenden uns noch recht wenig Verständnis entgegenbringen, vornehmlich die Frauen; kommen diese Unaufgeklärten dann in unsere großen Versammlungen, dann hören sie über politische und wirtschaftliche Geschehnisse sprechen, die sie nicht verstehen, weil ihnen das Wissen fehlt — und allmählich bleiben sie dann ganz weg. Diese Neuaufgenommenen müßten in besonderen Zusammenkünften mit aufgeklärten Genossen mit dem Sozialismus vertraut gemacht werden, ebenso die Jugendlichen, die über das achtzehnte Jahr hinaus sind. Sie brauchen keine Sonderorganisation, vielmehr ist für sie wie für die erwachsenen Aufgenommenen gründliche Aufklärung nötig.

Also: es muß neues Leben in die Ortsvereine zurückkehren, weit mehr Aufklärungsarbeit ist zu verrichten, das Bewußtsein muß herrschen, daß es unser ureigenstes Werk ist, an dem wir arbeiten, und wenn das alte vertrauensvolle Zusammengehörigkeitsgefühl wiederkehrt, wird es vorwärtsgehen, allen Gegnern zum Trotz.

Literarische Rundschau.

Encyclopédie du Mouvement Syndicaliste (Enzyklopädie der Syndikalistischen Bewegung). Erscheint jeden Monat unter der Leitung von Viktor Griffuelhes und Leon Jouhaux. Paris, Verlag von Marcel Rivière & Co. Jahresabonnement 10 Franken. 5 Lieferungen. VIII und 168 und 60 Seiten.

Die Syndikalistische Bewegung, die während der letzten 15 Jahre eine so wichtige Rolle im sozialen Leben Frankreichs gespielt hat, hat ein Anrecht auf Veröffentlichung eines Werkes, das sich mit der Darlegung und Beleuchtung ihrer Entwicklung, ihrer verschiedenen Elemente, ihrer Kraft, ihrer Absichten und Methoden beschäftigt. Dieser Aufgabe soll die Enzyklopädie der Syndikalistischen Bewegung entsprechen; es ist ein Werk der Propaganda, das auf Anregung einer Gruppe Syndikalistischer Genossen, welche allein die Kosten der Veröffentlichung tragen, entstanden ist. Die Verlagsbuchhandlung Rivière hat, um den Genossen der Verwaltung zu erleichtern, die Enzyklopädie in Kommission genommen und besorgt auch den Postverkehr; die Ausgabe ist aber rein Syndikalistisch.

Die Enzyklopädie besteht aus zwei verschiedenartigen Teilen. Der erste Teil enthält einen allgemeinen Überblick über die grundlegenden Ideen und die ganze Bewegung; wir finden darin eine alphabetisch geordnete Sammlung von Monographien über die Geschichte der einzelnen Verbände (Agriculteurs, Alimentation, Allumettiers usw.) und über die Geschichte der Arbeitsbörsen in verschiedenen Städten (Abbeville, Agde, Agen, Albi, Alais usw.); Studien über die direkte Aktion, den Alkoholismus, den Agrarsozialismus, den Anarchismus, Betriebsunfälle; Artikel über die verschiedenen Länder (Deutschland, England) usw. usw. Den zweiten Teil bilden Hefte mit monatlichen Berichten über alle nationalen und internationalen Ereignisse, die das Syndikalistische Publikum interessieren (die fünf erschienenen Lieferungen bringen Artikel über die Feuerungstreikten, über die Kundgebungen gegen den Krieg, über die wichtigsten Streiks, über den französischen Sozialistenkongress, über den Bauarbeiterkongress, die Nationalisierung und Monopole, die Verfolgung der tätigen Genossen usw.).

Der wichtigste Teil ist ohne Zweifel der allgemeine Überblick oder das enzyklopädische Dictionär der Syndikalistischen Bewegung; es ist auch der umfangreichste Teil, denn er beansprucht in den fünf erschienenen Lieferungen 168 Seiten gegenüber 60 Seiten, die für die Monatschau bleiben. Sehr interessant sind die Artikel über verschiedene Städte; sie geben uns die historische Entwicklung der Arbeiterbewegung und der von dem Proletariat der betreffenden Gegenden durchgeführten Streiks, ferner Statistiken der Berufsorganisationen, geographische Karten, Abbildungen der hauptsächlichsten tätigen Genossen, der Genossenschaftsgebäude, der Arbeitsbörsen usw. Einige Artikel über bestimmte Berufe sind vortreffliche Monographien, wie der Artikel über die Ernährungsgewerbe (Alimentation). In dieser Hinsicht ist also die Enzyklopädie ein wirklicher Schatz, aus welchem der Leser zahlreiche und bisweilen sehr lehrreiche Tatsachen und Zahlen schöpfen kann.

Selbstverständlich lassen die Mitarbeiter ihren Syndikalistischen Vorurteilen freien Lauf, besonders wenn sie heikle Fragen, wie die der direkten Aktion, des Parlamentarismus usw. erörtern. Im allgemeinen aber ist der Ton der Artikel nicht so streitsüchtig und verleumderisch, wie er gewöhnlich in der anarcho-syndikalistischen Presse zu sein pflegt. Einer der Mitarbeiter zum Beispiel, A. Dunois

(der sich seitdem von dem Anarcho-Syndikalismus losgesagt hat und der Sozialistischen Partei beigetreten ist), erlaubt sich eine ziemlich strenge Kritik über den Amsterdamer Anarchistenkongreß vom Jahre 1907. Die meisten der anderen tischen den Lesern oft törichte Klauen auf; so erzählen sie zum Beispiel, daß die syndikalistischen Vereine in Deutschland „große Fortschritte aufweisen infolge der schlechten Resultate und Mißerfolge der zentralistischen reformistischen Gewerkschaftsbewegung“, daß „der Deutsche sich nicht durch schöpferischen Geist, Initiative und Einbildungskraft auszeichnet“, daß die deutsche Sozialdemokratische Partei „es sich zum Ziele setze, die monarchistische Bürokratie durch eine proletarische zu ersetzen“, daß die von der Generalkommission geleitete deutsche Gewerkschaftsbewegung „seit zwanzig Jahren nach und nach jede revolutionäre Aktivität, jeden Klassenkampf aufgegeben habe, um eine möglichst große Zahl von Anhängern zu erwerben“, daß diese Bewegung nicht für den Klassenkampf, sondern einzig der Beiträge halber organisiert worden sei (die Herren Griffuelhes und Pierre Ramus verkündigen diese Ungereimtheiten). Wir könnten noch andere Stellen dieser Art anführen, möchten aber die Geduld unserer Leser nicht zu sehr auf die Probe stellen.

Alles in allem genommen könnte dieses sehr interessante und in gewissem Sinne wertvolle Werk nicht nur für die Syndikalisten, sondern für alle, die der französischen Arbeiterbewegung Interesse entgegenbringen, von Nutzen sein. Leider aber ist die Enzyklopädie der syndikalistischen Bewegung gleich vielen anderen syndikalistischen Unternehmungen nicht beendet worden. Man muß sogar sagen, daß sie nur im Entwurf vorhanden ist, denn es sind nur fünf Lieferungen erschienen, und selbst das Wort Anarchie ist noch nicht zu Ende behandelt. Die fünfte und letzte Lieferung datiert vom Mai 1912. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die Sache damit erledigt ist. Wir bedauern das aufrichtig und sprechen den Wunsch aus, daß die Veröffentlichung wieder aufgenommen und diesmal zu Ende geführt werden möge.

Georg Stieffloff.

Julius Bungel, *Die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung in der Steiermark*. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung. Leipzig 1913, Verlag von E. L. Hirschfeld. 104 Seiten.

Die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich weisen große Ähnlichkeiten auf. Hier wie dort segelte die junge Bewegung zuerst im bürgerlichen Fahrwasser, um erst nach einiger Zeit zur Selbständigkeit zu gelangen. Die Lehren Schulze-Delitzsch' wirkten am Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch auf die österreichischen Arbeiter und veranlaßten die ersten Organisationsgründungen. Mit den ersten ungefährlichen, nicht auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Arbeitervereinigungen sympathisierte das freisinnige Bürgertum. Bunge zeigt, daß die steirischen Arbeiter verhältnismäßig lange Zeit mit dem Bürgertum in guten Beziehungen standen, führte sie doch der gemeinsame Kampf gegen den Merkantilismus immer wieder zusammen. Vergebens bemühten sich die Merkantilen, dieses gute Einvernehmen zu stören; von dieser Seite aus war eine Beeinträchtigung der guten Beziehungen nicht zu erzielen. Anders wurde es, als die ökonomischen Gegensätze schärfer zutage traten und um dieselbe Zeit die Regierung durch tückische Verfolgungsmaßnahmen die Arbeiter zu radikalerem Vorgehen geradezu reizte. Nun spielte sich auch in der Steiermark derselbe Prozeß ab wie in den anderen deutschen Ländern: die Arbeiterchaft wurde gegen das Bürgertum — auf das es sich im Ernstfall nie verlassen konnte — mißtrauisch, wendete sich von ihm ab und begann den Kampf als selbständige Klassenpartei. Julius Bunge ist der Meinung, daß in der Steiermark der Bruch mit der bürgerlichen Demokratie zu früh erfolgt sei. Er schreibt alle Schuld dafür den Arbeiterführern der damaligen Zeit zu, welche nach seiner Ansicht den Klassen-

kampf begannen, „lange bevor die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse dazu drängten, ja lange ehe sich die Klassen gebildet hatten, die ihn führen sollten“. Diese Ansicht ist falsch. Am Ende der sechziger Jahre war die industrielle Entwicklung der Steiermark schon so weit vorgeschritten wie im übrigen Österreich. Und ebenso wie in den anderen Kronländern gab es auch hier bereits mannigfache Lohnkämpfe, in denen die ökonomischen Gegensätze zwischen Bürgertum und Proletariat scharf zutage traten. Daß um diese Zeit noch etliche Teile der bürgerlichen Intelligenz den Bestrebungen der Arbeiter mit Sympathie gegenüberstanden, konnte vielleicht in einigen Köpfen das Vorhandensein der Klassengegensätze verdunkeln, die Masse der Arbeiter ging aber zweifelsohne den richtigen Weg, als sie der eigenen Kraft mehr zu vertrauen begann als dem Bündnis mit einem ziemlich einflußlosen Teil des Bürgertums. Wenn Buzgel meint, daß die sozialdemokratische Partei der Steiermark damals ihren politischen Einfluß der „Eigennützigkeit oder der orthodoxen Verböhrtheit ihrer Führer“ geopfert habe, beweist dies nur, daß er die Bündnisfähigkeit der bürgerlichen Demokratie ebensosehr überschätzt, als er von der Stellung der „Führer“ und ihrer Rolle im Befreiungskampf des Proletariats keine sehr deutliche Vorstellung besitzt. Vielleicht sind seine Ansichten von dem Umstand beeinflusst worden, daß er vorwiegend nach archaischen Quellen gearbeitet hat und so schließlich selbst dahin gelangt ist, die Führer durch die Polizeibrille zu betrachten. Der Wert seiner sonst recht fleißigen und beachtenswerten Studie, die eine Fülle neuen und interessanten Materials enthält, wird durch diese Betrachtungsweise sehr beeinträchtigt. Nichtsdestoweniger soll ausdrücklich anerkannt werden, daß Buzgels Buch trotzdem eine sehr ernst zu nehmende und für das Verständnis des Verdeganges der österreichischen Arbeiterbewegung wertvolle Darstellung ist.

Julius Deutsch.

Werner Sombart, Professor an der Handelshochschule Berlin, **Die gewerbliche Arbeiterfrage**. Zweite, verbesserte Auflage. Sammlung Götschen, 209. Band. Berlin und Leipzig 1912, G. F. Götschensche Buchhandlung, 155 Seiten Oktav. Preis gebunden 90 Pfennig.

In knappem Raum eine wirkliche Übersicht über die gewerbliche Arbeiterfrage in klarer und allgemein verständlicher Form! Dabei kann man dem Buche keinerlei Tendenz vorwerfen. In dem ersten Kapitel wird erörtert, wie eine Arbeiterfrage entstand, es wird vor allem — man merkt hier den Einfluß von Marx sehr genau — das Elend der Industriearbeiterschaft in England in den 1840er Jahren dargestellt, es werden auch die Lebensbedingungen des Proletariats und die Ursachen seiner Ausbeutung im wesentlichen richtig umschrieben. Daß der unerträgliche „Arbeitgeber“ uns hier als „Protherr“ entgegentritt, ist keine besonders angenehme Abwechslung. Warum Sombart von den Liberalisten sprechen muß, bleibt auch unverständlich. Aber nicht nur in diesen gesuchten Geistreicheleien wird man ihm widersprechen müssen, sondern auch wenn er meint, daß „sich auf die Dauer zweifellos ergeben werde, daß die große Mehrzahl der Menschen nur im Dienen ihr wahres Glück finden werde“. Ein Beweis für diese Behauptung wird nicht einmal versucht. Jedenfalls kann man das direkte Gegenteil mit mindestens dem gleichen Rechte behaupten. Widerspruch ruft auch hervor, wenn Sombart von einer „Aufassung der Sozialreformer“ spricht, als ob jemals eine derartige Aufassung als allgemein gültig von denjenigen anerkannt wurde, die sich als Sozialreformer bezeichnen. Es ist bekanntlich niemandem verboten, sich einen Sozialreformer zu nennen, und der Kreis derer, die sich durch diesen Begriff umschreiben finden, ist außerordentlich groß. Es gibt eine Mannigfaltigkeit von Ansichten, die mit Recht, und natürlich noch eine größere Mannigfaltigkeit von Ansichten, die mit Unrecht als sozialreformerisch sich bezeichnen. Hier umgrenzen zu wollen, etwas als die gemeine Anschauung der Sozialreform bezeichnen zu wollen, ist sicherlich ein

höchst vergebliches Bemühen. Was er vom Zusammenfinden der Freunde der sozialen Reform sagt, wird natürlich auch manches Kopfschütteln hervorrufen. Ebenso wird Widerspruch finden die Umgrenzung des Personenkreises, für die es eine gewerbliche Arbeiterfrage nach Sombarts Meinung gibt.

Wenn wir von diesen Einwendungen absehen, müssen wir dieses Buch als ein brauchbares und nütliches, einen großen Stoff geschickt im engen Raum handelndes anerkennen. Sehen wir von der Einleitung ab, so finden wir auf nicht viel mehr wie hundert Seiten eines kleinen Formats gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, Konsumentenorganisation, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung, das Problem der Arbeitslosenfürsorge, die Organe für soziale Statistik, die soziale Rechtspflege und die Vertretung der Arbeiterinteressen, endlich die Wohnungsreform erörtert. Es wäre unrecht, wollte man mäkeln, daß dieses oder jenes nicht ausführlich genug behandelt wurde, daß manche Beispiele noch am Platze gewesen und daß vor allem einige Literaturnachweise mehr nützlich gewesen wären. Man kann sicherlich darüber streiten, wie Sombart das Wesen der Gewerkschaften erklären will, ohne zu einer fest umschriebenen Begriffserklärung zu kommen, aber im großen und ganzen ist das Buch mit vielem Geschick und einer sehr glücklichen Disposition entworfen und durchgeführt. Wer in die Lage kommt, ein kurzes Buch über die gewerbliche Arbeiterfrage zu empfehlen, das gar nichts voraussetzt und doch Klarheit verbreitet, wird heute das Buch von Sombart nennen müssen. ad. br.

Johannes Uhlmann, *Joseph Görres und die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage bis zum Jahre 1824*. Leipziger Historische Abhandlungen. 32. Heft. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer.

Einer wichtigen Entwicklungsspanne in dem Leben von Joseph Görres ist Uhlmann in dieser fleißigen Schrift nachgegangen, die aber immer nur für den Fachmann im engeren Sinne Interesse haben wird, weil ihr der breite zeitgeschichtliche Hintergrund und fast die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge fehlen. Uhlmann dräufelt das Gewebe der Görres'schen Schriften auseinander und weist nun mit philologischer Akribie nach, woher dieser Faden und woher jenes Muster stammt, aber uns einen plastischen Gesamteindruck dieser interessanten Persönlichkeit, wenigstens bis zu dem angegebenen Jahre 1824, zu vermitteln, hat er wohl gar nicht als seine Aufgabe betrachtet.

Und doch fesselt diese Persönlichkeit in mehr als einer Hinsicht. Als der junge Görres in dem kurtrierischen Koblenz zum erstenmal als Publizist zur Feder greift, mit einem Ungeßüm, als griffe er zur Flinte, ist er, erleuchtet von dem Feuersein der großen Revolution, ein blutroter Jakobiner. Den einzigen Zweck, den er sich in seinem „Roten Blatt“ und in seinem „Rübezahl“, zwei periodisch erscheinenden Zeitschriften, setzt, ist „die Beförderung der Sache der Menschheit“. Aufklärung ist ihm das Mittel, aus schlechten Zuständen zu besseren fortzuschreiten, die Republik erscheint ihm als die einzig angemessene Staatsform, Freiheit, gegründet auf die natürliche Gleichheit der Menschen, als das erstrebenswürdigste Ziel. Und als er von einer Sendung nach Paris zurückkehrt, betont er, der später ein verbissener Vorkämpfer der „Pfaffheit“ werden sollte, als besondere Errungenschaft der Revolution: „Losagung des Staates von dem Einfluß der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen“. Der achtzehnte Brumaire allerdings bringt ihm bittere Enttäuschung, und der Zweck der Revolution schien ihm gänzlich verfehlt, aber gleichwohl redet er noch 1800 einem Anschluß der Rheinlande an Frankreich das Wort, schon weil die Eingliederung in einen großen Staat die Entwicklung der rheinischen Industrie fördern werde. Uhlmann verläßt es nun, im einzelnen den Ursachen nachzugehen, weshalb sich Görres im gleichen Jahre angewidert aus dem politischen Treiben zurückzieht in die stille Studierstube des Gelehrten und bald in den Mann der Schellingschen

Naturphilosophie gerät. Vom festen Boden der Wirklichkeit entweicht er in nebelhafte Höhen, in denen er das Streben der Menschen nach Verwirklichung der Ideen als die eigentliche Triebkraft der Staatenbildung ansieht und in denen ihm die Weltgeschichte als „ein ungeheurer, verworrener, wild ineinander gezerrter Knäuel“ erscheint. Noch bekennt er sich zur Republik, aber die Zeitspanne von 1806 bis 1814, die ihn unter den Einfluß der Heidelberger Romantiker bringt, gibt seinem Wesen die letzte romantische Seele, das will sagen: macht ihn zum dämmernden Mystiker und politischen Rektionär. Manchmal erweckt er den Eindruck, als schaue er prophetischen Blickes den Anbruch des Zeitalters, in dem die Bourgeoisie die Welt erobert: „Europa wird die anderen Weltteile zu sich in das Verhältnis setzen, in dem ehemals die Freien zu den Sklotten standen“, aber er verdunkelt und vernebelt auch zugleich wieder klar Erkanntes: mit dem Schießpulver etwa, dessen großer Bedeutung für die Umwälzung der feudalen Gesellschaft er inne wird, tritt ihm eine metaphysische Macht hervor, „weil der freie lebendige Selbengeist in dem Grade schädlich wurde, wie das entgegengesetzte Prinzip, das der Resignation und der unbedingten Hingabe aller Eigentümlichkeit an die Intelligenz des Feldherrn Erfordernis der neuen Taktik wurde“. Durch und durch ist er bereits, wie alle Romantiker, ein Vorkämpfer für den Ständestaat, für die Klerisei und den Adel, für das Mittelalter, das Feudalsystem und die Einheit von Kirche und Staat. Als Leipzig geschlagen war und die Heere der Verbündeten nach Frankreich hineinmarchierten, rief ihn die Begeisterung für die nationale Einheit zu dem machtvollsten Jahrzehnt seiner publizistischen Tätigkeit auf, in dem der „Rheinische Merkur“ schier eine europäische Großmacht wurde. Mochte sich Görres aber über die Verwirklichung des Einheitsgedankens in noch so konfusem Phantasien ergehen und bald Österreich, bald Preußen den Beruf zur Hegemonie zuschreiben, er konnte doch nicht verleugnen, daß einst das revolutionäre Feuer auch in seiner Brust geblüht. Er trat für eine Volksvertretung, freilich in ständischem Rahmen, ein, betonte, daß die Erfolge von 1813 nur dem preussischen Volke in Waffen zu verdanken seien, geißelte den „Kamassendienst“ der stehenden Heere und forderte die allgemeine Einführung der Landwehr, wobei er gleichzeitig dem Volke das Recht auf Revolution zusprach: „Für die innere Freiheit ist es durchaus nötig, daß das Volk mehrheitlich werde, damit, welcher Regierung auch immer diese Länder zufallen mögen, sie nur das Gute mit Leichtigkeit, das Böse mit Widerstand durchsetzen könne.“ Ein solcher Geist konnte, selbst wenn er wollte, nicht mit dem „Altpreurentum in seiner ganzen Herbeheit und widerwärtigen Schärfe“ zusammenkommen, das jetzt als „der Zubeiß aller fiskalischen, kameralistischen, militärisch despotischen Tendenzen“ die Rheinlande heimsuchte. 1816 schon wurde der „Rheinische Merkur“ verboten, und 1819 mußte Görres gar landflüchtig werden. Seine Periode als konfessioneller Schriftsteller begann.

Uhlmanns Schrift kann dankbar als die Vorarbeit betrachtet werden für ein Werk, das, abseits von der katholischen Geschichtslitteratur, tiefgehender und doch konzentrierter diesen ultramontanen Jakobiner aufs Korn nimmt.

G e r m a n n B e n d e l.

Zeitschriftenschau.

Mit dem vorliegenden Septemberheft hört die „Socialist Review“ auf, als Monatschrift zu erscheinen. Sie wird vom Anfang des nächsten Jahres an vierteljährlich herausgegeben werden. Als Ursache dieses Wechsels wird von der Redaktion der Mangel an Lesern angegeben. Die „Socialist Review“ wurde vor 6½ Jahren von der Independent Labour Party ins Leben gerufen. Sie wurde von Ramsay MacDonald redigiert, bis dieser, mit parlamentarischen Arbeiten überhäuft, die Redaktion dem jetzigen Redakteur Bruce Glasier übertragen mußte. Während des

ganzen Bestehens der Zeitschrift haben weder Redakteur noch Mitarbeiter je einen Pfennig Honorar bezogen. Dieser Umstand, der übrigens auch bei anderen sozialistischen Zeitschriften in englischer Sprache anzutreffen ist, zeugt nicht allein von einer anerkennenswerten Opferfreudigkeit unter den englischen Genossen, sondern läßt auch erkennen, wie äußerst gering noch in England die Zahl derer ist, die für die Probleme des Sozialismus ein theoretisches Interesse bekunden. Vielleicht hängt das Schicksal der Zeitschrift damit zusammen, daß sich die theoretischen Ansichten der Redaktion so ganz und gar nicht mit dem Geist des Klassenkampfes vertragen, der sich zurzeit in Großbritannien weniger denn je verleugnen lassen will. Die Redaktion bezeichnet ihren Standpunkt als revisionistisch. Dieses Prädikat trifft jedoch den Nagel nicht auf den Kopf. Die Zeitschrift redet vielmehr dem biologischen Sozialismus das Wort. Mit den wissenschaftlich unhaltbaren Ansichten der Anhänger dieser Art Sozialismus ist der Klassenkampf, für den sie in der Biologie kein Gegenstück finden, nicht zu vereinbaren. Sie können ihn zwar nicht leugnen und suchen ihn — ähnlich wie die mittelalterlichen Christen den Teufel — durch harmlosere, weniger rauh klingende Namen unschädlich zu machen, aber als aktives Prinzip im Umgestaltungsprozeß der Gesellschaft wollen sie ihn nicht gelten lassen. Sie müßten deshalb, wollten sie konsequent bleiben, auf Schritt und Tritt mit den Gewerkschaften in Kollision geraten. Einigen von ihnen passiert dies auch, wie Philipp Snowden, der zwar nicht in der Taktik, so doch in der Theorie mit der „Socialist Review“ übereinstimmt, und der bei jeder Gelegenheit auf die Nutzlosigkeit der Streiks hinweist.

Gleichsam als Abschiedsgruß der monatlichen Ausgabe bringt die „Socialist Review“ einen Artikel aus der Feder C. E. Smiths, betitelt „Der Klassenkampf“. Der Verfasser sucht zwei Thesen zu beweisen: erstens, daß der „Klassenkampf“ auch nur eine optische Täuschung ist; zweitens, daß er nicht den Sozialismus herbeiführen würde, wenn er Wirklichkeit wäre. Er führt zu dem Thema aus: Eine Klasse ist eine Gruppe Personen, denen gewisse charakteristische Eigenschaften gemein sind. Die Trennung in Kapitalisten und Lohnarbeiter ist etwas unbestimmt. Zu welcher von diesen Klassen gehören die Arbeitgeber, Direktoren, Geschäftsführer und die Mitglieder freier Berufe? Gehören sie zu der ersten Klasse, so sind sie für jedes gut geordnete Gemeinwesen von wesentlicher Bedeutung. Steckt man sie in die andere Klasse, so haben sie nicht genug gemein, um eine Klasse zu bilden. Selbst wenn man diejenigen, deren Haupteinkommen aus dem Kapital kommt, von denen trennt, deren Haupteinkommen der Arbeit entspringt, kommt man zu einer künstlichen Scheidung. Unter meinen Bekannten befindet sich ein extremer Apostel des Klassenkampfes, der ein respektables Einkommen durch Spekulation an der Börse bezieht. Derartige Personen sollen die „ausbeutende Klasse“ darstellen, deren Interesse dem des wohlhabenden Pächters, des reichen Verlegers und des Schornsteinfegers, deren Einkommen hauptsächlich das Resultat ihrer Arbeit ist, diametral entgegengesetzt sein soll.

Doch der Besitz von Reichtum soll der beste Beweis für die Wirklichkeit des Klassenkampfes sein. Das kann ich nicht zugeben. Die einfache Ungleichheit des Besitzes rechtfertigt den Kampf nicht. Sollen wir einen geistreichen Erfinder oder vollstümlichen Romanschriftsteller zu den Ausbeutern des Proletariats rechnen, weil sie ein Vermögen angehäuft haben?

Aber, so heißt es weiter, der Klassenkampf ist Wirklichkeit; denn bricht er nicht fortwährend in Streiks, Aussperrungen und finanziellen Nothbehelfen zur Unterstützung der Armen auf Kosten der Reichen aus? Gewiß ist es wahr, daß das existiert, was schönfärbisch „ein Zustand industrieller Unruhe“ genannt wird. Aber dieser Konflikt ist nicht der Klassenkampf der Sozialisten. Es ist ein Konflikt zwischen der arbeitgebenden und der arbeitnehmenden Klasse, was etwas sehr Verschiedenes vom Klassenkampf ist. Der Sozialist braucht unter dem Konkurrenzsystem nicht immer auf der Seite der Lohnarbeiter zu sein. Bei diesen Streitigkeiten tritt

keine der beiden Parteien für den Staat ein, sondern nur für sich selbst. Es ist nur ein Konflikt zwischen individuellen Interessen und in großem Maßstab auch ein Kampf zwischen verschiedenen Arbeiterkategorien. Der Sieg der Kohlenbergarbeiter findet zum Beispiel auf Kosten der Arbeiter statt, die Kohlen konsumieren. Zwischen den Forderungen der Arbeitgeber und denen der Arbeiter muß ein Ausgleich gefunden werden, in dem der bestimmende Faktor die allgemeine Lebenshaltung für ähnliche Beschäftigungen ist.

Auch finanzielle Notbehelfe wie die abgestufte Einkommensteuer kommen nicht als erfolgreiche Geplänkel im Klassenkampf in Betracht. Diese beruhen auf dem alten Axiom der Besteuerung, daß jeder nach Maßgabe seiner Mittel beitragen soll. Alterspensionen, freie Erziehung, Sozialversicherung werden gerechtfertigt durch den Appell an die Warmherzigkeit oder den Hinweis auf das soziale Wohlergehen.

Es kann daher wohl ein wirtschaftlicher Konflikt bestehen ohne den „Klassenkampf“ der orthodoxen Marxisten, der nur eine blutlose Abstraktion ist, zu dem man gelangt, wenn man die menschliche Natur aller Motive außer einem einkleidet, um so diesen unwirklichen Antagonismus zu beweisen.

Selbst wenn es den Sozialisten gelänge, die gesamte Arbeiterschaft zu einer Gruppe zu vereinigen, die sich bewußt wäre, daß ihre Interessen von denen der Besitzenden verschieden sind, würde der Sieg dieser Gruppe nicht notwendigerweise zum Sozialismus führen. In dem wirtschaftlichen Kampfe handelt es sich nicht allein wie in den meisten Kriegen um den Besitz der Beute. Das Beutesystem soll gerade von dem Sozialismus abgeschafft werden. Die Kämpfer für den Sozialismus bedürfen einer höheren Disziplin und Moral als die Soldaten im Beutekrieg. Deshalb ist die militärische Analogie auch irreführend. Der Appell an den Klassenkampf treibt diejenigen fort, deren Hilfe sehr wertvoll sein würde. Haben wir denn so wenig Vertrauen zu unserem Ideal, daß wir glauben, daß es nur auf die Armen und Bedürftigen oder den Handarbeiter Anziehungskraft hat? Ist dies der Fall, so mühten wir an dem Fortschritt verzweifeln. Für die Laune einer lügelsüchtigen Plutokratie würden wir nur die Tyrannei einer gedrückten Demokratie eintauschen.

Gewiß hat sich der Schwerpunkt im Gesellschaftskörper infolge der Anstrengungen der Demokratie verschoben, und dieser Wechsel hat sich nicht ohne Kämpfe vollzogen. Der Wechsel ist nur das Wachstum von der Jugend zur Pubertät und war wie alles Wachstum von Gliederschmerzen begleitet.

Doch besteht nicht die Gefahr, daß ohne die Klassenkampftheorie die Bewegung an Kraft, Eifer und Kampftüchtigkeit verlieren wird? Warum sollte dies eintreffen? Der Klassenkampf ist unserer Propaganda so wenig notwendig wie die Kraftworte, mit denen einige Menschen ihre Rede spicen. Mit Hilfe aller, die an die Ideale des Sozialismus glauben, ob Kapitalisten oder Lohnarbeiter, werden wir die Umgestaltung des privaten in das allgemeine Eigentum durch legale Mittel trotz des Widerstandes bewerkstelligen. Die Opposition wird nicht von einer einzigen Klasse kommen. Es gibt Arbeiter, die den privaten dem öffentlichen Arbeitgeber vorziehen. Das gibt uns den Schlüssel zu dem bevorstehenden Kampfe. Es ist kein Kampf zwischen den Besitzenden und den Arbeitern, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, sondern zwischen denen, die für ein demokratisches Zusammenwirken, und denen, die für die autokratische Konkurrenz eintreten. Alle jene müssen wir in unsere Reihen ziehen, anstatt zu versuchen, nur mit Hilfe der Zahl einer besitzlosen Klasse einen Pyrrhussieg zu erringen.

Diese Ausführungen, die wir absichtlich etwas weitläufig wiedergegeben haben, dürften dem kontinentalen Sozialisten den Schlüssel zu so manchen wunderbaren Erscheinungen in der englischen Arbeiterbewegung liefern.

J. R ö t t g e n.



I. Band Nr. 7

Ausgegeben am 14. November 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Partikularismus und Sozialdemokratie.

Von Fr. Meßring.

Seil dem neudeutschen Reiche borusischer Jasson! Ehe es sich dessen recht versehen hat, ist es zu einem neuen Herzog und einem neuen König gekommen.

Laß man, wie sich seit langen Wochen alle patriotischen Blätter, von der Linken bis zur Rechten, über die bayerische Königs- und die braunschweigische Erbfolgefrage stritten, so konnten verhärtete Reichsfeinde nur schwer der Versuchung widerstehen, eine Satire zu schreiben. In einer Zeit, deren Schoß so gewaltige Probleme des Völkerlebens birgt, floß der Schweiß der Edlen in Strömen um die Frage, ob in Braunschweig ein obotritischer oder ein welfischer Prinz das Szepter führen oder ob in München sich der Prinzregent die Krone aufs Haupt stützen dürfe, die vor hundert Jahren ein fremder Eroberer dem Hause der Wittelsbacher verliehen hat.

So weit staatsrechtliche Gesichtspunkte dabei ins Gefecht geführt wurden, waren sie zwar schweinsledernen Scharfaken entnommen, erinnerten aber dennoch oder eben deswegen an die leicht geschürzte Muse Offenbachs. Soll das Recht gelten, wie es in feierlichen Verträgen niedergelegt worden ist, so gebührte dem Welfenproß unzweifelhaft der braunschweigische Thron, auf den er eben gekommen ist; nach dem Pactum Henrico-Wilhelminum von 1535 und nach der herzoglich braunschweigischen Neuen Landschaftsordnung von 1832 besteht daran kein Zweifel, daß der braunschweigische Herzogshut „in dem fürstlichen Gesamthause Braunschweig-Lüneburg“ vererbt wird. Nach dem Aussterben der älteren braunschweigischen Linie im Jahre 1884 kam also, wenn jenes monarchische Recht gelten soll, wonach Land und Leute wie eine Herde Vieh vererbt werden, die jüngere hannoversche Linie daran. Auch wäre niemals der geringste Zweifel darüber entstanden, wenn nicht diese jüngere Linie im Jahre 1866 mit größtlicher Mißachtung des deutschen Privatfürstenrechts entthront worden wäre und das böse Gewissen des neugeborenen Feldenkaisers eine Erschütterung des neudeutschen Reiches davon befürchtet hätte, daß nach dem Aussterben der älteren

Welfenlinie jene drei größeren und unterschiedlich kleineren Teile niedersächsischen Landes mit ihren paarmalshunderttausend Einwohnern, die man Herzogtum Braunschweig nennt, unter das Szepter der jüngeren Welfenlinie gekommen wären.

Um den braunschweigischen Thron dem rechtmäßigen, will sagen nach deutschem Privatsfürstenrecht rechtmäßigen Erben vorzuenthalten, wurde ein „Kriegszustand“ konstruiert, worin sich die jüngere Welfenlinie, vertreten durch den Herzog von Cumberland, den Sohn des 1866 gewaltsam entthronten Königs von Hannover, mit dem preussischen Staate befinden sollte. Dieser „Kriegszustand“ bestand aber nur darin, daß der Herzog von Cumberland der Gnade Gottes nicht spotten wollte. Er versprach, als Herzog von Braunschweig alle Pflichten zu erfüllen, die die Reichsverfassung einem in Deutschland regierenden Fürsten auferlege, also auch den preussischen Besitzstand in dem ehemaligen Königreich Hannover anzuerkennen. Aber er wollte nicht feierlich vor allem Volke auf das Königreich Hannover verzichten, das ihm die Gnade Gottes verliehen, aber die Ungnade seines preussischen Veters geraubt hatte. Steht man einmal auf dem Gottesgnadenstandpunkt, auf dem alle Monarchen stehen, so handelte der Cumberlander ganz ehrenwert und konsequent, viel ehrenwerter und konsequenter jedenfalls als der Seldenkaiser, der seine Krone ja auch von Gottes Gnaden trug, aber diese Gottesgnade arg mißachtete, indem er einige andere Kronen ohne jedes religiöse Bedenken in seine Tasche steckte.

Indessen die Weigerung des Cumberlanders, seines Gottes zu spotten, wurde von dem Hausmeier Bismarck als „Kriegszustand“ gegen den preussischen Staat ausgelegt, und der allezeit willige Bundesrat zögerte nicht, diese waghalbige Behauptung wiederholt durch feierliche Beschlüsse zu bestätigen. So kam die jüngere Welfenlinie um ihr rechtmäßiges Erbe. Inzwischen hat der einzige Sohn des Herzogs von Cumberland die einzige Tochter des Deutschen Kaisers geheiratet und ist als Rittmeister in ein preussisches Fusarenregiment eingetreten, und nun gewinnt die Sache wieder ein anderes Ansehen. In einer Beziehung freilich bleibt das deutsche Privatsfürstenrecht, das Land und Leute immer nur als eine Herde Vieh betrachtet, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Die Braunschweiger selbst, obgleich sie die Nächsten dazu sind, werden nach wie vor nicht danach gefragt, wen sie zum Herzog haben wollen — eine gewiß kluge Frage, die jedoch von der Mehrheit der braunschweigischen Bevölkerung durch die ebenso einfache wie erschöpfende Erklärung erledigt werden würde, daß sie überhaupt keinen Herzog brauchten. Wenn aber einmal ein Herzog sein soll, so bietet ein Schwiegersohn des Kaisers gewiß alle Bürgschaften einer gerechten und weisen Regierung, und so war der Wunsch des Kaisers, seine Tochter mit einer Herzogskrone geschmückt zu sehen, am Ende begründet. Allein es ergab sich nun doch noch ein kleines Hindernis; es zeigte sich, daß die Welfen als das ältere und legitimere Fürstengeschlecht in Gottesgnadensachen bewanderter und steifnackiger sind als die Hohenzollern.

Der kaiserliche Schwiegersohn ist gegenwärtig das Haupt der jüngeren Welfenlinie, da sein Vater zu seinen Gunsten auf alle Rechte und Würden verzichtet hat. Es war also an ihm, jenen feierlichen und förmlichen Verzicht auf das Königreich Hannover zu leisten, von dem wiederholte Beschlüsse des Bundesrats die Anerkennung seiner Erbansprüche auf den braunschweigischen

Thron abhängig gemacht hatten. Jedoch der Welfensproß sagte: Erst die Ehre und dann die Liebe; um irdischer Vorteile willen spotte ich nicht der Gnade Gottes. Das war eigentlich sehr nett von dem jungen Manne, und man begreift, daß auch sein Schwiegervater daran Gefallen fand und lieber dem Bundesrat zumutete, mutig einen Schritt zurückzuweichen, als daß er diesem dreisten und gottesfürchtigen Eidam ein ungnädiges Gesicht zeigte.

Ehe jedoch der Bundesrat seine Beschlüsse mit derselben erhabenen Würde verzehrte, womit er sie gefaßt hatte, erstand ihm ein Retter. Der deutsche Kronprinz richtete ein Schreiben an den Reichskanzler, worin er in schroffem Widerspruch mit seinem Kaiser und Vater auf der Notwendigkeit bestand, daß sein Schwager, der Welfensproß, erst den Beschlüssen des Bundesrats gerecht werden müsse, ehe er als Herzog in Braunschweig einziehen dürfe, und er ließ durch die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ die Kunde seines tapferen Schrittes verbreiten. Danach große Aufregung unter den Patrioten über diesen „Zwist im Hohenzollernhause“ und bange Sorge, ob die „Grundfesten“ des Reiches nicht zusammenbrächen, wenn der Sohn mit dem Vater also paukte. Inzwischen verlief die Geschichte so harmlos wie alle solche Kronprinzenfronden. Der Rebell wurde durch einen Generaladjutanten eingeholt, erbat und empfing die väterliche Verzeihung, erklärte sich durch die weisen Lehren des Reichskanzlers von seinem Irrtum bekehrt, und die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ erhielten für ihre angebliche „Indiskretion“ ein paar offiziöse Nachpfeifen, eine für sie alltägliche Kost, die ihnen auch keine besonderen Beschwerden gemacht zu haben scheint.

Wenn sich jedoch die Patrioten damit trösten möchten, daß die Kronprinzenfronde ein altes Leiden der Hohenzollernndynastie sei, und im Grunde gar nicht einmal ein Leiden, da sie ein bißchen Leben in das eintönige Einerlei des monarchischen Handwerks bringe, so übersehen sie doch eins. Bisher zogen die frondierenden Kronprinzen die liberale Fahne auf, um das harrende und hoffende Volk zu trösten. Der alte Fritz schalt in seinen jungen Jahren die preußische Uniform mit treffendem Wit einen „Sterbekittel“, und der Kaiser Friedrich denunzierte vor fünfzig Jahren die Prekordonnanzen Bismarcks mit vollem Rechte als schmählische Attentate auf die Verfassung. Der gegenwärtige Kronprinz aber spinnt eine neue Nummer des alten Fadens. Dieses jungen Mannes junger Mann ist Herr Paul Liman, der Leitartikler „des bösestigen aller alldeutschen Heßblätter“, wie der konservative Herr Delbrück eben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ getauft hat, und das läßt denn freilich tief blicken. Als Republikaner von Gesinnung brauchen wir nicht mit banger Sorge in die Zukunft der Monarchie zu blicken, aber wir sind auch nicht mehr naiv genug, mit Freiligrath zu sagen:

Geht mir mit „guten Fürsten“! Ein Despot
Gab Englands Männern ihre große Charte.

Wir sind vielmehr überzeugt, daß unsere bürgerlichen Freiheitskämpfer auch dem Reichskanzler Liman aus der Hand fressen werden, sobald er ihnen nur etwas Buntess ins Knopfloch stiftet.

Der braunschweigischen Herzogsfrage steht die bayerische Königsfrage würdig zur Seite. Ein König von Gottes Gnaden wird abgesetzt, nicht auf einem Wege, den die Gnade Gottes, sondern ein durch wirrenreiche Intrigen eingeleiteter Beschluß eines Parlamentes gebahnt hat, und man kann nicht

leicht etwas Ergößlicheres lesen als die Kopfsprünge, in denen die Monarchisten, vom Minister bis zum Tintenfüß, sich überschlagen, um zu beweisen, daß die Gnade Gottes dabei ganz unberührt dabongekommen ist. Doch werden unsere Leser darüber aus der Tagespresse hinlänglich unterrichtet sein, und wir möchten uns lieber einige Bemerkungen zu einer anderen Frage erlauben, zu der Frage nämlich, ob die ungetriebene Heiterkeit, womit die Parteipresse der braunschweigischen wie der bayerischen Tragikomödie zuschaut, eigentlich genüge, ob es nicht vielmehr, wie ein Parteiblatt vorschlägt, daneben oder auch in erster Reihe geraten sei, diese drastischen Gelegenheiten zu benützen, um eine energische Agitation gegen „die unsägliche Traurigkeit der deutschen Kleinstaaterie“ ins Leben zu rufen. Diese Anregung ist ohne Zweifel sehr beachtenswert und verdient unseres Erachtens eine ernsthafte Erwägung.

Zunächst liegt auf der Hand, daß der braunschweigische wie der bayerische Spektakel auch eine ernsthafte Seite hat. Die dynastische Gnade Gottes hat bei aller himmlischen Erhabenheit immer als irdischen Fischschwanz die hausbackene Forderung Karl Buttervogels, wonach die gute Verköstigung garantiert werden muß. Der neue Herzogshut in Braunschweig und die neue Königskrone in Bayern sollen mit Zivillisten vergolbet werden, die keineswegs aus überirdischen Mittel bestritten werden können, sondern aus den schon hinlänglich ausgepumpten Taschen der Steuerzahler herausgeholt werden sollen. Das ist sehr bitter für diese Steuerzahler, zumal wenn sie ihr Herz nicht dazu treibt, auch nur einen Pfifferling für den neuen Glanz zu opfern, der in ihre Höhlen fällt.

Es ist gewiß auch etwas an dem, was „über die unsägliche Traurigkeit der deutschen Kleinstaaterie“ gesagt worden ist. Sie hängt in der Tat wie ein schweres Gewicht am Leibe der deutschen Nation und hindert ihre Entwicklung. Das deutsche Volk kann nur mit Neid auf die anderen großen Kulturvölker blicken, die von dieser Last verschont sind. Wenn England und Frankreich seit Jahrhunderten sich ein solches Elend vom Leibe geschafft haben, so darf selbst Italien, das so schwer wie Deutschland an der inneren Zerrissenheit gelitten hat, den Ruhm vor Deutschland beanspruchen, damit wenigstens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Ende gemacht zu haben. Vor dem Richterstuhl der Geschichte ist die deutsche Kleinstaaterie ein Flecken auf der deutschen Ehre; würde sie mit eisernen Besen ausgefegt, so würde kein Interesse menschlicher Kultur darunter auch nur im mindesten leiden.

Aber dabei ist eines zu erwägen. Nach Lage der Dinge läuft der Kampf gegen die Kleinstaaterie hinaus auf einen Kampf für die Verpreußung Deutschlands. Will man nicht aus der Szylla in die Charybdis geraten, so muß man den Kampf nicht gegen die deutsche Kleinstaaterie, sondern ebenso gegen die deutsche Großstaaterie führen, mit anderen Worten: gegen den deutschen Partikularismus, der durch die Ereignisse von 1866 und 1870/71 nicht nur nicht beseitigt, sondern vielmehr befestigt worden ist und so lange leben wird, bis die deutsche Arbeiterklasse das Szepter in die Hand bekommt.

Für die grundsätzliche Stellung der deutschen Sozialdemokratie zum Parteikampf darf es keiner langen Auseinandersetzung; Marx, Engels und ihr in den klarsten und unzweideutigsten Erklärungen in Jahren vor 1866 bürgerliche Demokraten die Mittel- und Gegengewicht gegen den preußischen Despotismus

auspielen wollten, schrieb Schweizer — und seine Prophezeiung sollte sich binnen weniger Jahre Wort für Wort erfüllen —, „daß, wenn es ernst würde und irgendwelche Fürsten zum Beispiel endgültig und untiderruflich zu entscheiden hätten, ob sie zugunsten ihres Volkes oder zugunsten eines großen Fürstenhauses auf ihre volle Souveränität verzichten wollten, diese Fürsten sich lieber winselnd ihrem Kollegen zu Füßen würfen, als unter dem Jubel des Volkes durch die Straßen der Hauptstadt zögen“. Nach 1866 sind dann freilich auch innerhalb der noch jungen Arbeiterbewegung in dieser Frage manche Irrungen entstanden, doch gingen sie schnell vorüber; im Jahre 1871 bestand für die Sozialdemokratie kein Zweifel mehr, daß sie ihren Kampf vom Boden der neuerschaffenen Zustände aus führen müsse, wobei sie jedoch nicht im Zweifel darüber war, daß die Lösung der deutschen Frage durch Bismarck keine nationale, sondern nur eine partikularistische Lösung war.

Diesen Gesichtspunkt dürfen wir auch heute nach vierzig Jahren nicht aus den Augen verlieren; er gibt die einzig richtigen Maßstäbe für die Frage, wie die „unsäglich traurigkeit der deutschen Kleinstaaterei“ zu beseitigen ist. Die Erhaltung dieser Kleinstaaterei gehörte unlöslich zu Bismarcks Programm, und sie läßt sich nicht beseitigen, ohne zugleich dies ganze Programm zu revidieren. Bismarck war durchaus Großpreuße, und so sehr er den „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel“ der deutschen Mittel- und Kleinfürsten verachtete, so genau wußte er doch, daß er dem mittel- und kleinstaatlichen Partikularismus nicht an den Kragen dürfe, wenn er nicht auch den großpreußischen Partikularismus aufs Spiel setzen wolle. Um dem preußischen Staate ein erdrückendes Übergewicht über die Mittel- und Kleinstaaten zu verschaffen, mußte er allerdings einige dieser Staaten zertrümmern, aber eben nur für großpreußische Zwecke; zur Sühne dafür machte er dem „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel“ ihrer Masse eine desto tiefere Verbeugung.

Als Großpreuße war Bismarck wenigstens konsequent. Ärger stand es um die deutsche Bourgeoisie, deren unsägliches Feigheit in erster Reihe die Erhaltung der deutschen Kleinstaaterei zu danken ist. Dies ergibt sich klar aus ihrem Vergleich mit der italienischen Bourgeoisie. Wie Bismarck aus Deutschland ein Großpreußen machen wollte, so Cavour aus Italien ein Großpiemont, allein die italienische Bourgeoisie verstand es, ihn über seine eigenen Zwecke hinauszutreiben. Die liberalen Führer in den italienischen Mittel- und Kleinstaaten regten mit glücklichstem Erfolg die Massen auf, ihre Despoten zum Tor hinauszuerwerfen, und so wurde Italien wenigstens seine kleinen Raubstaaten los, mochte seine Einigung sonst auch noch so sehr unter ihrem dynastischen Ursprung leiden.

Die deutsche Bourgeoisie wagte aber nicht einmal, Bismarck zu unterstützen, soweit er wirklich einige Mittel- und Kleinstaaten zertrümmern wollte. Als der preußische Minister Herrn v. Bennigsen, dem Führer der hannoverschen Liberalen und zudem Präsidenten des — dem italienischen Muster nachgebildeten — Nationalvereins, beim Ausbruch des Krieges von 1866 die provisorische Regierung Hannovers anbieten ließ, weigerte sich dieser Geld des deutschen Liberalismus eines so hochverräterischen Beginns. Wußte er doch nicht, wie die eisernen Würfel rollen würden und ob der welfische König am Ende nicht doch nach Hannover zurückkehren könnte! Jawohl, meinte damals ingrimmig Treitschke, der unter seinesgleichen wenigstens Courage hatte,

wenn wir wüßten, daß unsere Kugel trifft, die des Feindes aber vorbeifliegt, so würden auch die sieben herzhaften Schwaben den Geldsinn des Achilles zeigen.

Die deutsche Bourgeoisie hatte damals noch die Massen hinter sich, und so hätte sie wohl eine Bewegung entfesseln können, die die deutschen Mittel- und Kleinstaaten weggeschwemmt hätte, wie ja alle diese Thronlein 1848 beim ersten Anhauch der Pariser Februarrevolution wie wurmstichiges Gerümpel zusammengepurzelt waren. Jedoch da die deutsche Bourgeoisie völlig versagte, so hatte Bismarck gewonnenes Spiel, und man kann es ihm nicht einmal verdenken, wenn er nun auch den Anspruch der Bourgeoisie auf einen Anteil an den Kastanien, die sie sich geweigert hatte, mit ihm gemeinsam aus dem Feuer zu holen, recht verächtlich behandelte. Jedenfalls war er jetzt sicher vor einer nationalen Bewegung, die nicht nur dem mittel- und kleinstaatlichen, sondern auch dem großpreussischen Partikularismus den Garaus gemacht haben würde, und konnte sein partikularistisches Programm ungestört durchführen.

Das neudeutsche Reich, so wie es durch die Versailler Verträge von 1870 geschaffen wurde, beruht auf dem Gleichgewicht zwischen dem großpreussischen und dem kleinstaatlichen Partikularismus, von denen der eine dem anderen und der andere dem einen sein Dasein verbürgt. Von nationalen Fragen ist in jenen Verträgen überhaupt nur die Rede insoweit, als es sich darum handelt, wie die deutschen Dynastien sich in die Herrschaft über die deutsche Nation teilen wollen; an die Rechte des deutschen Volkes, dessen Söhne zu Tausenden und aber Tausenden auf den französischen Schlachtfeldern verblutet waren und verbluteten, dachte man weder hüben noch drüben. Die „nationale“ Brählerei, daß in der Hauptstadt des Erbfeindes die deutsche Einheit gemacht worden sei, stellte die Dinge gerade auf den Kopf. Vielmehr feierte der deutsche Partikularismus an seiner Geburtsstätte seine Orgien; wenn der bayerische, schwäbische, badische usw. Partikularismus der Fremdherrschaft seine moderne Gestalt verdankte, so ist der preussische Partikularismus in seiner Großmannsucht ebenfalls von der französischen Monarchie großgepöppelt worden, um die Fremdherrschaft über Deutschland zu sichern: der „große Kurfürst“ stand im französischen Solde, und ohne die Hilfe Ludwigs XV. hätte der „große König“ niemals Schlesien erobert. Es heißt auch hier: Gleiche Brüder, gleiche Kappen!

Bei allem festen Entschluß, sich gegenüber den Ansprüchen der Nation gegenseitig zu schützen und zu stützen, kam es bei Abwägung des Gleichgewichtes natürlich zu manchem Haber. Es ging dabei so, wie etwa bei den Ragbalgereien zwischen Grundrente und Kapitalprofit um den Mehrwert: die holde Eintracht gegenüber den Ausgebeuteten und Unterdrückten war der prunkende Hintergrund, auf dem sich das kleinlich-pfiffige Geraufe um das Mein und Dein abspielte. Bismarck suchte in Versailles das Reich der Pickelhaube soweit als möglich noch über den Main auszudehnen; er scheute selbst nicht vor einem gelinden Zwange zurück, wenn er zum Beispiel dem bayerischen König den Brief in die Feder diktierte, der dem preussischen König die deutsche Kaiserkrone antrug, aber sein entscheidender Grundsatz war, den großpreussischen Bogen nicht so weit zu überspannen, daß die anderen nicht doch noch gute Miene zum bösen Spiele machten. Auf der anderen Seite vermöbelte man das kümmerliche Nachwerk von Norddeutscher Bundesverfassung

nach Noten, aber doch immer nur so, daß der dynastisch-partikularistische Affe seinen Zucker bekam, was Bismarck zu dem beißenden Spotte veranlaßte, er sei den Süddeutschen noch viel zu liberal, aber niemals so, daß die großpreussischen Machtgelüste angetastet wurden. Die bayerische Dynastie zum Beispiel dachte nicht daran, die Zuständigkeit des Norddeutschen Reichstags zu erweitern, was sie wohl hätte durchsetzen können, aber sie rannte wütend gegen die halbwegs moderne Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes über Niederlassung und Verehelichung an und kämpfte wie ihr Wappentier um die erhebende Bestimmung, daß der bayerische Staatsbürger, der ohne ihre Genehmigung in Preußen eine Ehe schloß, auch fernerhin den Genuß haben sollte, seine ehelichen Kinder von Rechts wegen als Bastarde behandelt zu sehen.

So sah die deutsche Einheit aus, die der dynastische Partikularismus im Jahre 1870 zurechtfabrizierte, und soweit es auf ihn ankam, ist es dabei geblieben. Niemals hat der mittel- und kleinstaatliche Partikularismus gewagt, den despotischen Vorstößen des großpreussischen Partikularismus zu widerstehen; dafür hat Bismarck den „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel“ der deutschen Fürsten als hehrstes Heiligtum der Nation unter den Schutz der preussischen Bajonette gestellt. Gewiß hat es diesem Schutz- und Trugbündnis nicht an kleinen Reibungen gefehlt, aber es waren nur harmlose Streitereien, wie sie den Verkehr zwischen guten Freunden und getreuen Nachbarn eher erfrischen als erschüttern. Bismarck hat einmal einen bayerischen Gesandten, der nicht gleich nach der großpreussischen Pfeife tanzen wollte, derb angehaucht, und ein bayerischer Prinz, eben der jetzt zum König von Sertrums Gnaden avancierte Prinz Ludwig, hat einmal auf die Entgleisung eines unglücklichen Taastredners hin aufgetrumpft, die deutschen Fürsten seien nicht die Vasallen, sondern die Verbündeten des preussischen Königs. Immerhin spiegelte sich auch in solchen kleinen Scherzen der wirkliche Stand der Dinge. Der bayerische Gesandte, den Bismarck angehaucht hatte, verschwand für immer in der Versenkung, während der Prinz Ludwig, kaum daß ihm sein feddes Wort entfahren war und während noch die liberalen Rindsköpfe über seine „mannhafte Tat“ jubelten, schon auf dem Wege zum Kaiser war, um sich zu entschuldigen.

Der Kampf gegen die deutsche Kleinstaaterie liegt also nicht ganz so einfach, wie er scheint. So sehr zwischen dem Partikularismus und der Sozialdemokratie eine unversöhnliche Feindschaft besteht, so kann sie ihn doch nicht auf jedem Punkte gleich wirksam angreifen. Die Kleinstaaterie ist eine so klägliche Erscheinung, sie hat einen so sprichwörtlich schlechten Ruf, daß sie wohl am ehesten geeignet scheint, den Heerbann der Philister auf die Beine zu bringen. Aber mit diesem Heerbann schlägt man keine Schlachten: dazu spielt der einseitige Kampf gegen die Kleinstaaterie nur dem großpreussischen Partikularismus in die Hände, und schließlich ist es nach Lage der Dinge auch ein Irrtum, daß der Gegner in Lippe-Deimold leichter zu besiegen sei als in Berlin. Denn gegenüber einer nationalen Bewegung, zumal wenn sie von der Arbeiterklasse getragen wird, stehen die Dynasten einer für alle und alle für einen.

Wer also der Ansicht ist — und diese Ansicht hat zweifellos ungemein viel für sich —, daß die Vorgänge in Braunschweig und München nicht bloß eine sehr humoristische, sondern auch eine sehr ernste Seite haben, die die deutsche

Arbeiterklasse an eine ihrer dringendsten Pflichten mahnt, der muß sein Augenmerk nicht nach Braunschweig oder München oder Detmold richten, sondern nach Berlin. Hier steht der Feind, und hier hat Lassalle schon vor fünfzig Jahren die nationale Parole der deutschen Sozialdemokratie in den einfachen Worten ausgegeben: Das ganze Deutschland moins les dynasties!

Spionagegesetzentwurf und Spionage.

Von **Max Coßen** (Reuß).

I.

Zu den Aufgaben, die der Reichstag nach seiner Wiedereinberufung zu erledigen haben wird, gehört auch die Beratung des „Entwurfs eines Gesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse“. Dieser vom Bundesrat beschlossene Gesetzentwurf ist dem Reichstag bereits während der Verhandlungen über die letzte Wehrvorlage, am 23. Mai dieses Jahres, zugegangen. Das war gewiß kein Zufall: das Vetrüsten und die Spionage gehören eng zusammen, und es wäre den verbündeten Regierungen sicherlich am liebsten gewesen, wenn die hohen Wogen patriotischen Bewilligungseifers neben der Militärvorlage auch den Spionagegesetzentwurf ans trockene Ufer getragen hätten. Das ist, glücklicherweise, nicht geschehen, und man darf hoffen, daß der Reichstag die Ernüchterung, die nach dem Bewilligungs- und Jubiläumsrausch kommen muß, dazu benutzen wird, recht kritisch an die Prüfung der genannten Vorlage heranzugehen, sie verdient es in allerhöchstem Maße. Jedenfalls wird er sie nicht, wie das 1893 bei der Beratung desselben Gegenstandes geschah, ohne eine Diskussion bei der ersten Lesung im Plenum, an eine Kommission verweisen.

Es ist das zweite Mal, daß der Reichstag über einen Gesetzentwurf gegen den Verrat militärischer Geheimnisse zu beschließen hat; das erste Sondergesetz, das die wesentlichen Bestimmungen dieser Materie zusammenfaßt, stammt aus dem Jahre 1893. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Spionagegesetzgebung geregelt im ersten Abschnitt des zweiten Teiles des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich. Sie erhielt dann später drei Ergänzungsbestimmungen:

1. Die Erweiterung des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874, die den Reichstanzler ermächtigt, in Zeiten der Kriegsgefahr oder des Krieges Veröffentlichungen über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel durch offizielle Bekanntmachung zu verbieten.

2. Am 26. Februar 1876 die Einfügung der sogenannten Lex Arnim (§ 353 a) in das Reichsstrafgesetzbuch, die die Verletzung der Amtsverschwiegenheit der Beamten des Auswärtigen Amtes mit Strafe bedroht.

3. Das Gesetz vom 5. April 1888, das die unter Ausschuß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen festlegt.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, daß in der ersten Session der achten Legislaturperiode, 1890 bis 1892, als Drucksache Nr. 686 ein Spionagegesetzentwurf dem Reichstag am 20. Februar 1892 zuging, der aber später von der Regierung zurückgezogen wurde. Dieser nicht zur Beratung gelangte Entwurf enthielt noch nicht die ominöse Bestimmung, die denjenigen bis zu drei Jahren Gefängnis und daneben noch mit Geldstrafe

bis zu 10 000 Mark bestrafen wollte, der, „abgesehen von den Fällen des Verrats militärischer Geheimnisse, über die Verhältnisse der Kriegsmacht oder die Verteidigungsmittel des Deutschen Reiches Mitteilungen in die Öffentlichkeit bringt, . . . obwohl er weiß, oder den Umständen nach annehmen muß, daß dadurch die Sicherheit des Reiches gefährdet wird“. Diese Bestimmung befand sich erst in dem zweiten Entwurf, der am 12. Dezember 1892 dem Reichstag überreicht wurde. Sie fiel aber der verdienten Ablehnung, wie denn auch sämtliche Milderungen in den Strafbestimmungen sowie die Möglichkeit für die Richter, auf mildernde Umstände zu erkennen, gegen den Willen der Regierung vom Reichstag nachträglich in das Gesetz hineingebracht worden sind.

II.

Die Revision, die der jetzt vorliegende Gesetzentwurf der verbündeten Regierungen an den heute bestehenden Vorschriften vornimmt, sind recht weitgehender und schwerwiegender Natur. Die geplanten Änderungen bestehen erstens in der außerordentlichen Erweiterung des Begriffs des Verrats militärischer Geheimnisse und zweitens in erheblichen Verschärfungen der Strafbestimmungen, die meist sehr hohe Zuchthaus- und Gefängnisstrafen vorsehen, während Festungshaft nur in wenigen besonders leichten Fällen bestehen bleiben soll.

Der wichtigste und gefährlichste Paragraph des ganzen Entwurfes ist der erste. Er formuliert in seinem ersten Absatz den Begriff und Tatbestand dessen, was militärische Geheimnisse sind. Die Stelle lautet: „Militärische Geheimnisse im Sinne dieses Gesetzes sind Schriften, Zeichnungen, andere Gegenstände und Nachrichten, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist.“ Hiermit haben die verbündeten Regierungen auf das zurückgegriffen, was sie bereits 1893 vom Reichstag verlangten, aber trotz aller Mühe und Beredsamkeit der Regierungsvertreter nicht bewilligt erhielten. Die Regierung befindet sich hier in Übereinstimmung mit dem 1909 veröffentlichten „Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch“ sowie mit dem 1911 erschienenen „Gegenentwurf zum Vorentwurf“; diese haben beide den Ausdruck „Nachrichten“ in den Begriff der militärischen Geheimnisse hineingenommen. Die für diese einschneidende Umgestaltung gegebene Begründung sucht an Ähnlichkeit ihresgleichen, sie steht im umgekehrten Verhältnis zu der an Diktatur grenzenden Machterweiterung der obersten Militärbehörde, die in dem genannten Paragraphen erstrebt wird. Die Begründung für das Hauptstück des ganzen Entwurfes lautet:

„Der Schutz, den das geltende Recht militärischen Geheimnissen gewährt, beschränkt sich auf Schriften, Zeichnungen und andere körperliche Gegenstände, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist. Nicht von den Vorschriften des Gesetzes getroffen sind daher der Verrat und die Auspähung von Dingen, die unter den Begriff der ‚Gegenstände‘ nicht gebracht werden können. Dies trifft zum Beispiel für den Verrat der Tatsache zu, daß bestimmte militärische Neuerungen auf dem Gebiet des Bewaffnungswesens eingeführt oder daß im Interesse der Landesverteidigung sonstige Vorkehrungen, wie die Zusammenziehung von Truppen oder die Ausgabe von Karten an Offiziere, in die Wege geleitet sind. Auch in Fällen, in denen die Ergebnisse von Schießversuchen, die Bewährung

neuer technischer Einrichtungen, die Umnumerierung von Kriegsfahrzeugen, die Verwendung gewisser Stoffe für militärische Zwecke, zum Beispiel zum Antrieb maschineller Einrichtungen ausgepöht oder verraten worden sind, haben die Vorschriften des geltenden Gesetzes verlagert. Dieser Zustand ist in hohem Maße bedenklich. Das Bekanntwerden derartiger militärischer Nachrichten gefährdet die Sicherheit des Reiches unter Umständen auf das schwerste; kann es sich dabei doch um Tatsachen handeln, deren Bekanntgabe in Zeiten politischer Spannung für die militärischen und politischen Entschlüsse des Auslandes von entscheidender Bedeutung ist. In der Praxis hat denn auch das Fehlen jeglichen Strafschutzes für große und wichtige Gruppen militärischer Geheimnisse bereits zu erheblichen Schwierigkeiten geführt. Dieser Zustand kann nicht länger aufrechterhalten werden. Es ist vielmehr geboten, auf den bereits bei Aufstellung des Gesetzes von 1893 erörterten, damals aber verworfenen Gedanken zurückzugreifen und den Strafschutz auf Nachrichten auszudehnen, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist."

In diesen Sätzen ist fast alles falsch, denn bereits heute ist das bestehende Gesetz keinesfalls so eng ausgelegt worden. Auch eine „Nachricht“ (mündliche oder schriftliche) über einen geheim zu haltenden beweglichen oder unbeweglichen Gegenstand wurde als strafbar angesehen. Und mit dieser Auslegung der bestehenden Bestimmungen, die von dem Leipziger Reichsgerichtsrat Conrad in Nr. 12 der „Deutschen Juristenzeitung“ bestätigt worden ist, lassen sich sehr wohl „Nachrichten“ über Neuerungen auf dem Gebiet des Bewaffnungswesens, über technische Neueinrichtungen, über Ausgabe von Karten an Offiziere usw. fassen. In den meisten Fällen, jedenfalls in allen militärisch bedeutungsvollen, ohne Zweifel ebenso Mitteilungen über Zusammenziehungen von Truppen, die fast stets auf Grund eines schriftlich fixierten Planes stattfinden, und der nicht weniger als die vorhin angeführten Dinge unter den Begriff des körperlichen Gegenstandes fällt. Dazu kommt noch für Zeiten der Kriegsgefahr der schon erwähnte § 15 des Reichspressgesetzes, mit dem man jedwede Mitteilung über militärische Dinge verhindern kann. Mit alledem ist das Gesetz schon heute so gut wie lückenlos geschlossen, denn was als „Nachricht“ noch durchzuschlüpfen vermag, kann als Verrat eines wirklichen militärischen Geheimnisses ernstlich nicht mehr angesehen werden. Und schließlich gibt es im Geere der allgemeinen Dienstpflicht auch noch einiges, das die Zivilbevölkerung interessiert. Dieses Interesse des Volkes an seinen Söhnen im bunten Rod scheint den maßgebenden militärischen Kreisen freilich nicht besonders angenehm zu sein, sofern es sich nicht in zustimmendem Sinne äußert und die Gottähnlichkeit der Offizierkaste zu bezweifeln wagt.

Darauf deutet wenigstens ein Paragraph hin, der, in Verbindung mit dem ersten Paragraphen, den Entwurf in seiner jetzigen Gestalt geradezu gemeingefährlich macht. Es ist der § 9, der die Neuheit des „fahrlässigen Verrats“ einführt und der bis zur Stunde den meisten Widerspruch in der Presse erfahren hat. Sein Wortlaut ist folgender: „Wer fahrlässig ein militärisches Geheimnis in die Öffentlichkeit gelangen läßt oder ein militärisches Geheimnis, das ihm kraft seines Amtes, Berufs oder Gewerbes oder eines von amtlicher Seite erteilten Auftrags zugänglich

war, an einen anderen gelangen läßt und dadurch die Sicherheit des Reiches gefährdet, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark bestraft."

Mit dieser feinen Bestimmung wird jedermann geradezu für vogelfrei erklärt, der schriftlich oder mündlich militärische Dinge an die Öffentlichkeit bringt, und es wird auf dem Wege der Strafgesetzgebung ein echtes und rechtes Ausnahmegesetz gegen die Presse geschaffen, soweit sie sich mit der Behandlung irgendwelcher militärischer Angelegenheiten befaßt. Man wende nicht ein, daß die Voraussetzung für die Anwendbarkeit dieses Paragraphen die Erfüllung fahrlässigen Handelns sei, also nur der der Strafe verfielen, der sich der Gefährdung der Sicherheit des Reiches und der Notwendigkeit der Geheimhaltung bei der Verbreitung seiner „Nachricht“ bewußt gewesen sei. Für einen Angeklagten ist das ein schwacher Trost. Denn die Merkmale, die die Sicherheit des Staates gefährden oder die Geheimhaltung erforderlich machen, sind für den Zeitungsmann oft absolut unerkennbar. Das wird in jedem einzelnen Falle von den militärischen Sachverständigen abhängen, deren Gutachten auch für die Richter letzten Endes entscheidend sein werden. Jede noch so harmlose Bemerkung oder Berichtserstattung über militärische Dinge: über Festungen und Kriegsschiffe, über Bewaffnung und Manöver, über Disziplin und Leistungen, über Kriegsgeschichte, Offizierkorps und irgendwelche Mißstände usw. kann durch das Raffinement der §§ 1 und 9 unterdrückt werden. Denn unter militärischen Nachrichten kann man jede Äußerung über militärische Sachen schlechthin verstehen, und die Gefährdung der Sicherheit (wenn auch eine noch so nebelhafte) ist gar nicht so schwer zu konstruieren; malt sich doch in den Köpfen der Militärs die Welt so ganz anders als in denen gewöhnlicher Sterblicher. Jede Kritik militärischer Mißstände wird dann nur noch so weit erlaubt sein, als die Militärbehörden sie zugulassen die Gnade haben werden, und ein Kinderspiel wird es nötigenfalls sein, aus der Gefährdung der Disziplin eine Gefährdung der Sicherheit des Staates zu machen. Freilich müssen die Richter nicht unbedingt den Darlegungen der militärischen Sachverständigen folgen, und sie werden es auch gewiß nicht immer tun; aber wir denken an Treitschkes Wort, wonach das Amt des Richters ein politisches Amt ist, und mancherlei Erlebnisse auf dem Gebiet zeitgenössischer Rechtspflege lassen uns glauben, daß Treitschke nicht so unrecht hatte. Und gar, wo es sich nur um militärisch-politische Angelegenheiten handelt! Uns dünkt, daß diese ungeheuerlichen Definitionen die (vielen willkommenen) Gelegenheiten vermehren werden, der schlechten politischen Gesinnung eins auszuwischen. Wem fielen nicht des Reichskanzlers Worte bei der dritten Lesung der Militärvorlage ein, daß die Sozialdemokratie nicht bessern, sondern nur zerstören wolle? Klingt sie nicht geradezu wie eine Anweisung, in jeder sozialdemokratischen Kritik die Neigung zur Zerstörung (also auch zur Gefährdung) des Reiches zu sehen! Und das ist für die Angehörigen der militärischen Kunst, besonders soweit es ihre eigenen Angelegenheiten betrifft, ebenso zweifellos wie ein Glaubenssatz aus der Bibel.

Aber auch die bürgerlichen Blätter, die ein Heer von Offizieren a. D. und z. D. als Mitarbeiter beschäftigen, werden mit ihren mehr oder minder „interessanten“ Aufsätzen über militärische Dinge größere Schwierigkeiten haben.

Dabei werden natürlich solche, die militärische Mängel schildern (und seien es die intimsten), um zu weiteren Seeresvermehrungen zu treiben, von den Militärbehörden ebenso schonend behandelt werden, wie man jene rauch anpfeifen wird, die diese Mängel kritisieren (und seien es die schreiendsten) aus Liebe und Mitgefühl für die Söhne des Volkes in Waffen.

Wenn die §§ 1 und 9 in der vorliegenden Fassung vom Parlament sanktioniert werden, so steht es in dem Belieben der Militärbehörden, eine öffentliche Diskussion in der Presse über militärische Dinge zu gestatten oder zu verhindern. Wahrscheinlich wird ihre Neigung zu letzterem größer sein als zu ersterem, und wir werden dann erleben, daß eine Menge von Dingen die Bezeichnung „geheim“ erhalten, die einmal durchaus harmloser Art sind und ein andermal ihrer Natur nach gar nicht geheim gehalten werden können. Man kann den neuen Bestimmungen nicht ablehnend genug gegenüberstehen, und wenn man an einige Vorkommnisse denkt, die sich in der letzten Zeit unter dem viel weniger weitgehenden bestehenden Gesetz ereignet haben, so muß diese Ablehnung geradezu zur Pflicht werden.

Anfang Juli brachte das „Berliner Tageblatt“ eine Zuschrift aus Rüsttrien, die mitteilte, daß die dortigen Militärbehörden harmlose Ansichtskarten konfiszierten, auf denen ein Stückchen Festungsmauer undeutlich zu sehen war. Die Verkäufer dieser Karten wurden wegen Übertretung des § 360 des Strafgesetzbuchs verklagt, weil sie „ohne besondere Erlaubnis „Risse einer Festung veröffentlicht“ hätten. Es tut hierbei wenig zur Sache, daß die Missetäter vom Schöffengericht freigesprochen wurden, während der Amtsanwalt regelmäßig Verurteilung einlegte. Wichtiger und für den Geist der Militärbehörde bezeichnend ist die Tatsache, daß die Hälfte der Rüsttriner Umwallung bereits heute von der Stadtverwaltung aufgelassen ist und jeden Tag geschleift werden kann. Trotzdem aber soll die restliche Hälfte eine so große Bedeutung für die Landesverteidigung haben, daß sie nicht einmal auf Ansichtskarten verkauft werden darf. Zu alledem aber war noch ein vom Major Noël verfaßter Führer von Rüsttrien im Buchhandel angekündigt, der eine vollständige und genaue Skizze der gesamten Umwallung enthält! Noch ein weiteres Beispiel. Ende Mai wollte die „Breslauer Zeitung“ eine ihr zugegangene Nachricht veröffentlichen, die besagte, daß, nach Annahme der Milliardenabgabe, eine Stadt in Oberschlesien befestigt werden sollte, und daß die Zementindustrie dafür Interesse haben würde. Um die Richtigkeit dieser Nachricht zu kontrollieren, nicht etwa, weil sie ein militärisches Geheimnis dahinter vermutete, wandte sich die Redaktion der Zeitung an die zuständige Militärbehörde und erhielt als Antwort die Bitte, unter keinen Umständen etwas über die Angelegenheit verlauten zu lassen. Als ob ein solcher Festungsbau ein Geheimnis bleiben könnte! Was würde aber geschehen, wenn eine Zeitung eine derartige Mitteilung ohne vorherige Erkundigung bei der Behörde zur öffentlichen Kenntnis brächte, sobald die verschärften Bestimmungen Gesetzeskraft haben?

Und nun noch ein dritter Fall. Ende September brachten sozialdemokratische Blätter die Nachricht von der kriegsmäßigen Übung einer Reserve- und Landwehrbrigade in Thüringen, bei der unerhörte Anforderungen an die Mannschaften gestellt worden sein sollten. Die örtliche militärische Behörde hatte der Presse (auch dem sozialdemokratischen Organ in Gotha) einen Brief gesandt, wonach diese Übung als „geheim“ zu betrachten sei und es

„deshalb unstatthaft wäre, daß irgend eine Erwähnung in der Presse stattfinde“. Und das „Berliner Tageblatt“ berichtete noch über diese Affäre, daß der Kriegsminister diese Geheimhaltung angeordnet habe, „um dem Ausland jede Möglichkeit zu nehmen, irgendwelche Konsequenzen daraus zu ziehen“. Wenn diese letzte Tatsache richtig ist, so hätten wir hier ein typisches Beispiel dafür, daß mit dem vorliegenden Gesetzentwurf in der Tat die Mitteilung über eventuelle Mißstände in der Armee mit schweren Strafen geahndet werden können und sollen. Zugleich sind diese drei Vorfälle, die man nicht als vereinzelte Erscheinungen ansehen kann, eine ernste Mahnung an die deutsche Volksvertretung, diese unmöglichen Bestimmungen abzulehnen. Es sei dabei noch daran erinnert, daß bei den Beratungen der Budgetkommission über die letzte Wehrvorlage die einfachsten und bekanntesten Sachen als geheim zu behandelnde mitgeteilt wurden. In der Reichstagsitzung vom 11. Juni dieses Jahres hat das sogar Herr Müller (Meinungen) den Stoßseufzer erpreßt: „Man hat in der Budgetkommission Dinge für vertraulich erklärt, die geradezu in jedem militärischen Handbuch zu lesen sind.“

Wie sehr der § 9 über das Ziel hinausschießt, zeigt obendrein der § 11 des Entwurfes. Dieser, der an die Stelle des mehrfach erwähnten Paragraphen des Preßgesetzes treten soll, bedroht mit den gleichen Strafen wie der § 9 d e n, der entgegen einem vom Reichskanzler erlassenen Verbot, während eines Krieges oder bei drohender Kriegsgefahr Mitteilungen über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel macht. Wenn also Gefängnis- oder Festungsstrafen bis zu drei Jahren oder Geldstrafen bis zu 5000 Mark im R i e g e genügen, so müssen dieselben Strafen für dieselben Vergehen im Frieden viel zu hoch sein. Auch Arbeiter und Angestellte, die in Betrieben arbeiten, in denen Verteidigungsmittel für das Reich hergestellt werden, können durch bloße Unachtsamkeit oder wegen Bekanntgabe von Kleinigkeiten, deren Gefährlichkeit sie gar nicht zu beurteilen vermögen, mit unverhältnismäßig hohen Strafen belegt werden. Die Einfügung des Begriffs von „Nachrichten“ bedeutet also in Verbindung mit dem „fahrlässigen“ Verrat eine außerordentliche Gefahr für jeden einzelnen. Sie ist viel größer als die Gefahr, die entstehen kann, wenn wirklich einmal ein „Geheimnis“ durch eine „Nachricht“ verraten werden sollte, denn sie ist geeignet, die allgemeine Rechtsicherheit in hohem Maße zu erschüttern. Dieser letztere Gesichtspunkt ist auch im Jahre 1893 mit maßgebend gewesen, die Einfügung des Begriffs „Nachrichten“ abzulehnen, und man darf hoffen, daß der Reichstag diesen Standpunkt beibehalten wird.

Auch der § 12 kann der Presse große und überflüssige Schwierigkeiten bereiten. Er verbietet, ohne Erlaubnis der zuständigen Behörde Mitteilungen zu veröffentlichen über schwebende amtliche Ermittlungen wegen eines Spionagevergehens. Kein Redakteur kann wissen, ob nicht die einfache Bekanntgabe der Verhaftung von Verdächtigen als eine solche Mitteilung angesehen und dementsprechend bestraft wird; er wird stets darauf gefaßt sein müssen, gepakt zu werden, sobald er sich irgendwie mit dem Militarismus abgibt.

Alle Aufmerksamkeit verdient auch der § 8, der mit Gefängnis oder Festung bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark den bedroht, der „vorzüglich in einer Festung, einem Kriegshafen oder einer anderen militärischen Anlage, auf einem Schiffe der kaiserlichen Marine oder innerhalb der deutschen Hoheitsgewässer gegenüber einer Behörde, einem Beamten

oder einer Militärperson eine unrichtige Angabe über seinen Namen, seinen Stand, sein Gewerbe, seinen Wohnort oder seine Staatsangehörigkeit macht, wenn nicht nach den Umständen die Ausnahme ausgeschlossen ist, daß der Aufenthalt an dem Orte oder die unrichtige Angabe mit landesverräterischen Zwecken zusammenhängt". Da aber als Festung usw. angesehen werden auch „Plätze, wo Gegenstände für die Bedürfnisse der inländischen Kriegsmacht hergestellt, ausgebessert oder aufbewahrt werden", so kann man sich leicht vorstellen, wie ein nichts ahnender Spaziergänger, der aus irgend einem gleichgültigen Grunde über seine Person unrichtige Angaben macht, mit nichts dir nichts in eine Untersuchungshaft spazieren muß.

Noch ein weiterer Paragraph gibt zu großen Bedenken Anlaß. Laut § 10 wird mit Gefängnis bestraft, wer die Anzeige an die Behörde unterläßt, wenn er Kenntnis hatte von den in den §§ 2, 4, 6 vorgesehenen Verbrechen, solange die Verhütung noch möglich war. Das bezieht sich auch auf die berühmten „Nachrichten", so daß diese Bestimmung zu einem famosen Fangeisen für den friedlichen Staatsbürger zu werden vermag; es kann zum Beispiel eine nette Situation werden, wenn die übereifrigen Patrioten hafatistischer Färbung mit dem § 10 auf die Jagd nach Spionen gehen.

Hiermit glauben wir die wesentlichen Neuerungen und Strafverschärfungen besprochen zu haben, wenn auch vielleicht noch mancherlei in diesem Entwurf kritisch erwähnt zu werden verdiente. Jedenfalls glauben wir seine außerordentliche Gefährlichkeit nachgewiesen und dargetan zu haben, daß er von dem Geiste des alten und so falschen *Fiat justitia, pereat mundus* getragen ist. Es lebe die militärische Autorität, wenn auch die Rechtssicherheit des Bürgers dabei zum Teufel geht. Dagegen gilt es sich mit aller Macht zu wehren. Unser gesamtes Dasein ist ohnedies hinreichend militarisiert, und wir dürfen es uns nicht gefallen lassen, daß ein übergeschnappter militärischer Geist mitten im Frieden den Belagerungszustand proklamiert.

III.

Nach der Besprechung der Vorlage mögen noch ein paar allgemeine und grundsätzliche Bemerkungen über die Spionage und ihre Zusammenhänge hier Platz finden. Wir wollen zuerst einmal darauf aufmerksam machen, daß auch in Deutschland die Sucht, überall Spione zu wittern, zu einer wahren Krankheit geworden ist, die von alldeutschen Schriftstellern geflissentlich genährt wird. Wo ein Knipsapparat an der Küste, an einem Hafen oder gar in der Nähe von Befestigungen auftaucht, vermutet man sofort Spione, und unsere Chauvinisten sehen sie gleich doppelt. Zu dieser nervösen Gespensterseherei (man denke an die Ansichtskartengeschichte, die in Küstrin passierte und auch in Helgoland vorgekommen sein soll) liegt absolut kein Grund vor, und es muß ernsthaft geraten werden, in diesen Dingen kühles Blut zu bewahren. Dies ist besonders dem friedlich reisenden und photographierenden Publikum gegenüber vonnöten. Man sollte sich mindestens mit den Verbotten des Zeichnens und Photographierens auf jene Stellen beschränken, an denen wirklich etwas zu verraten ist, und bedenken, daß ein Spion sich nicht am helllichten Tage hinstellt, um, für jeden sichtbar, seine Aufnahmen zu machen. Und wenn ein Staat über Dinge wie Hafeneinfahrten, das Aussehen bestimmter Küstenstriche zuverlässig unterrichtet sein will, so stehen ihm genügend Hilfsmittel zu Gebote.

Und nicht allein hierfür. Wir möchten nur daran erinnern, welche genauen und eingehenden Berichte der damalige französische Militärattaché in Berlin, Oberst Stoffel, über Taktik, Bewaffnung, allgemeine Leistungen usw. der preussischen Armee vor dem Kriege von 1870 an seine Regierung sandte. Hier (wir werden weiter unten noch darauf zu sprechen kommen) dürfte man schon etwas aufmerksamer sein. Aber alle Augenblicke mit plumpem Griff in Handel und Verkehr, Vergnügen, Erholung und Publizistik hineingreifen: dagegen muß mit aller Schärfe protestiert werden!

Es braucht hier wahrhaftig nicht des längeren auseinandergelegt zu werden, daß auch die Sozialdemokratie in der Spionage und im Vaterlandsverrat eines der schimpflichsten Verbrechen sieht, zu deren Verhinderung geeignete Mittel ergriffen werden müssen. Dagegen wenden wir uns nicht. Aber abgesehen davon, daß wir über den Nutzen von Strafgesetzen zur Verhinderung von Verbrechen recht skeptisch denken (als ob Abwehr und Sühne die Hauptsache wäre!), ist die alleräußerste Vorsicht geboten, sobald sie sich aufs politische Gebiet erstrecken. Wir wissen, daß man neuerdings in der Strafgesetzgebung ein probateres Mittel, so nebenher die Sozialdemokratie ein wenig totzuschlagen, gefunden zu haben glaubt, als in der Fabrizierung offener Ausnahmegesetze. Und der vorliegende Entwurf ist gewiß unter anderem auch als ein kleiner Versuch zu diesem Zwecke gedacht.

Hat so die Sozialdemokratie zwiefach triftigen Grund, die Öffentlichkeit auf die Gefährlichkeit der geplanten Spionagegesetzgebung hinzuweisen, so hat auch gerade sie nicht minder das Recht, der kapitalistischen Ordnung den Spiegel vorzuhalten, gleichviel, ob es sich um den Sumpf der Spionage oder um eine andere noble Sache handelt. Denn die Sozialdemokratie ist an all den kapitalistischen Zerrungen und Wirrungen unbeteiligt, sie ist die unerbittliche Gegnerin dieser Ordnung, die sie lieber heute als morgen beseitigen möchte.

So sehen wir auch in der Spionage eine notwendige Einzelerrscheinung der kapitalistischen Welt, wenn sie auch eine der schmutzigsten sein mag. In der kapitalistisch-imperialistischen Entwicklung, die immer mit einem Kriege rechnen muß, wird kein Staat irgend etwas unversucht lassen, das ihm über Angriffs- und Verteidigungsmittel des wahrscheinlichen Gegners möglichst genaue Kenntnis gibt. Wenn auch die Entwicklung der Technik die Kenntnis von heute bald überholt und die von morgen notwendig macht: das Spiel beginnt immer von neuem, ohne ein Ende zu finden. Und je weniger Nutzen heutzutage die Kriegsspionage verspricht, desto mehr wirft man sich auf die Friedensspionage, die in Deutschland (vermutlich auch in anderen Ländern) die Arbeit einer ganzen Reihe von Abteilungen des Generalstabs in Anspruch nimmt. Hier werden alle Mitteilungen über fremde Seeere und ihre Verteidigungsmittel in weitestem Maße (Bewaffnung, Intendantur, Aufmarsch, Beförderung, Festungen, Taktik, Disziplin, Pferdmaterial usw.) gesammelt und gesichtet. Derselbe Staat, der daheim drakonische Bestimmungen zur Bestrafung der Spionage schafft, gibt Millionen und aber Millionen aus, um bei den anderen zu spionieren. Ob man im besten Einvernehmen miteinander lebt und sich alle Augenblicke der gegenseitigen Freundschaft versichert, kommt nicht in Betracht, eher vielleicht das Gegenteil. Die Einrichtung der Militär- und Marineattachés dient lediglich der

Spionage. Diese Attachés haben mit ihren Agenten und Unteragenten schlechterdings keine andere Aufgabe, als die Landesverteidigung des Staates auszufundschaften, bei dem sie akkreditiert sind. Das ist offiziell gestattet, denn sie machen es allesamt. Nur wenn es einer gar zu toll treibt und seine Schliche und Kniffe allzu ungenügend verbirgt, muß er sein Mänzlein schnüren. Es ist eigentlich recht sonderbar, daß Angehörige des Offizierkorps, das sich doch einbildet, der Inbegriff höchster Ehrenhaftigkeit zu sein, sich zu einer solchen Beschäftigung bereit finden. Denn mit allen Mitteln (auch verbrecherischen) die militärischen Geheimnisse des Landes auszufundschaften, in dem man als anständiger Mensch und Ehrenmann auftritt und behandelt zu werden verlangt, ist doch eine recht üble Sache. Und es will uns scheinen, daß der dem Offizierkorps innewohnende subtile Ehrbegriff ein sehr fragwürdiges Ding ist. Die künstlich gezüchtete, auf Außerlichkeiten gerichtete „Ehre“ der Offizierkaste hat ihren eigentlichen Inhalt, die im eigenen Gewissen wohnende strenge Prüfung, zu einer Nebensache herabgedrückt. Sonst wäre die Tätigkeit der heutigen Militärattachés eine Unmöglichkeit, denn kein Mensch, der auf innere Sauberkeit hält, könnte sich zu dem Amt hergeben. Mit den Mäuren eines Gentleman in ein fremdes Haus kommen und dann mit aller Heimlichkeit, unter Benutzung von Hintertüren und Hintertreppen, unter Bestechung des Dienstpersonals diesem Hause möglichst großen Schaden zufügen: das ist und bleibt eine anrüchige und unehrenhafte Sache. Auch dann, wenn man damit dem eigenen Hause zu nützen glaubt und die äußere Ehre des Standes, dessen Mitglied man ist, offiziell unberührt bleibt. Freilich, die Hauptschuld trägt auch hier nicht der einzelne Offizier, sondern das ganze System, die kapitalistische Gesellschaftsordnung, die es in der Verwilderung der sittlichen Begriffe wahrlich weit gebracht hat.

Eigentlich müßte der Staat, der Gipfel des organisierten Gemeinschaftslebens, auch in sittlicher Beziehung die höchste Instanz sein. Aber die kapitalistisch-militaristische Entwicklung hat alle natürlichen Zusammenhänge und Begriffe auf den Kopf gestellt, und die Spionage ist nur ein einziger Punkt in dieser Tatsachenreihe. Ist es nicht eine Schändlichkeit ersten Ranges, wenn der Staat die verräterische Gesinnung schwacher oder degenerierter Exemplare der Menschheit nicht nur ausnützt, sondern sie mit seinen geheimen Millionenfonds noch systematisch züchtet? Natürlich betreibt jeder Staat dieses edle Handwerk immer nur außerhalb seiner eigenen Grenzen, bei den „Ausländern“, bei den „Fremden“. Aber merkt man denn nicht, muß man nicht merken, daß man sich da gegenseitig eine Korruption großzieht, die immer weiter frißt und weder Beamte, Soldaten, Unteroffiziere und, wie der schlimme Fall Redl bewiesen hat, auch das Offizierkorps nicht verschont? Und wie jeder Staat den anderen in den Mitteln zu überbieten trachtet, damit das feine Geschäft der Spionage und des Landesverrats blühe und gedeihe, ebenso überbietet jeder den anderen in der Verhängung schwerster Strafen über den, der der staatlich organisierten Verführung erlegen ist. Das alles ist eine echt kapitalistische Blüte unserer „Kultur“ und ein erneuter Beweis dafür, daß in der Welt der kapitalistischen Gegensätze der Zweck auch die verwerflichsten Mittel heiligt. Und derselbe Vater Staat, der erst durch seine Verführungskünste die Menschen mürbe macht, um sie dann mit Haufen roten Goldes zu kaufen, spielt nach-

her den Ankläger und Sittenrichter. Ja, er, der als Anstifter der Spionage die vielen Strafbestimmungen erst nötig macht, hat die Kühnheit, diese derart raffiniert zu gestalten, daß selbst friedliche und anständige Staatsbürger in ihnen hängen bleiben können, die von Spionageversuchen himmelweit entfernt sind. Fürwahr, ein lehrreiches Kapitel kapitalistischer Gegenwartsmoral! Denn in normalen Verhältnissen wäre es das Einfachste und Natürlichste, wenn jeder Staat darauf verzichtete, die Spionage im Gebiet des anderen zu organisieren. Aber das geht nicht, solange der heilige Kapitalismus gebietet. Die Spionage gehört daher zum Militarismus wie dieser zum Kapitalismus, und erst die antikapitalistischen Kräfte der sozialistischen Volksmassen werden die Spionage und manche andere übelduftende Blüte des kapitalistischen Baumes zerstören, sobald sie ihm die Wurzeln ausroden; eher nicht.

Aber einmal abgesehen von dem zuletzt Gesagten, hat die Spionage, neben den vielen schon erwähnten Bedenkllichkeiten, die große Gefahr im Gefolge, das gespannte Verhältnis der Staaten zueinander noch zu verstärken. Wir erinnern nur an den Spionagefall Schnäbele, der in den achtziger Jahren beinahe zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich geführt hätte. Nebenbei bemerkt, ist die ganze Spioniererei ebenso zwecklos wie die Raserei der Rüstungen; es kommt keiner dem anderen sonderlich voraus, da jede Maßnahme des einen die des anderen nach sich zieht und ziehen muß; die Relation bleibt daher so gut wie unverändert.

Die allermindeste Konsequenz aber des vorliegenden erweiterten und verschärften Gesetzentwurfes wäre die Verstaatlichung der gesamten Rüstungsindustrie. Denn durch die Lieferung von Waffen usw. an das Ausland werden jahraus jahrein mehr militärische Geheimnisse verraten, als die gesamte Presse durch Fahrlässigkeit überhaupt zu verraten vermag. Ganz abgesehen von dem, was die Vertreter der deutschen Rüstungsindustrie im Ausland im guten Glauben (und um Geschäfte zu machen und einzuleiten) der fremden Macht mitzuteilen gar nicht umgehen können. Gerade auf dem Gebiet des Bewaffnungswesens und seiner Neuerungen, das der Entwurf besonders schützen will, sind „Verrätereien“ kaum zu umgehen, wenn geschäftliche Erfolge erzielt werden sollen. Mit wirklich patriotischer Gesinnung ist es gewiß nicht vereinbar, dem Gegner von morgen möglichst vollendete Waffen zu liefern, die den eigenen Landeskindern im Kriege unter Umständen schlimmere Wunden zufügen und größere Todesopfer auferlegen, als wenn der Feind diese Waffen nicht besessen hätte. Hier wird Verrat am eigenen Volke begangen, aber man sucht vergebens nach einem Paragraphen im neuen Entwurf, mit dem er zu fassen wäre. In den heiligen Hallen der durch tausend Fäden mit dem Ausland verbundenen Rüstungsindustrie hat nur die Dividende überzeugende Kraft, und vor der hat auch jede Staatsregierung den größten Respekt. Solch tolle Umstülpungen gesunder Menschenbegriffe kann sich nur der Kapitalismus leisten, der seine ganze Sache auf Geld und Gold gestellt hat. Aber auch ihn wird dereinst sein Schicksal ereilen, und dann wird man an die Spionage mit ihren Lieblichkeiten nur noch denken wie an einen unsäglichsten Spuk aus längst verschollener Fastnachtszeit.

Sozialdemokratische Flagge und anarchistische Ware.

Ein Beitrag zur Parteigeschichte.

Von R. Njasanoff.

(Fortsetzung.)

IV.

Wir haben gesehen, daß Marx in seinem Bericht über die Beziehungen zu Bakunin ganz genau jene Tatsachen konstatiert, deren Mitteilung man bis jetzt geneigt war, wenn nicht als „Lüge“, wie die Anarchisten sagen, so doch als *Lapsus memoriae* von Marx zu betrachten.¹ Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Die ganze Konstruktion, die Nettlau mit einem solchen Aufwand von Mühe in seiner großen Biographie aufgebaut und die er unlängst in einer großen Abhandlung über Bakunin in Italien wiederholt hat,² wird mit einem Male über den Haufen geworfen. Wollten wir seinem Beispiel folgen und jedesmal, wo in Bakunins Briefen oder Zirkularen oder vertraulichen Mitteilungen ein Fehler oder Irrtum vorliegt, gleich eine Lüge, Unterschlagung, Verfälschung wittern, so ginge es dem armen Bakunin sehr schlecht. Nur ein Beispiel.

Wir haben schon erwähnt, daß von Bakunin zwei Versionen über seine Begegnung mit Marx in London existieren. Eine, die schon Ende 1871 veröffentlicht wurde. In dieser findet sich aber kein Wort über das, was auf die Begegnung folgte. Man sieht dort nur, daß Bakunin 1871 wieder fest daran glaubte, es seien Marx und des letzteren Freunde gewesen, die ihn im Jahre 1853 als russischen Spizel verleumdeten.³

Viel ausführlicher ist er in seinem Manuskript — „Meine persönlichen Beziehungen mit Marx“ (zirka 1871) —, das von Nettlau angeführt wird.

Im Oktober 1864 kam ich wieder nach London. Damals bekam ich von Marx einen Brief, den ich noch habe und in dem er bei mir anfragt, ob er mich am nächsten Tage besuchen dürfe. Ich antwortete bejahend, und er kam zu mir. Wir haben uns ausgesprochen, er schwor, daß er nichts gegen mich gesagt, nichts getan und im Gegenteil für mich immer aufrichtige Freundschaft und große Achtung bewahrt habe. Ich wußte, daß alles, was er sagte, nicht wahr sei, ich habe es ihm aber wahrlich schon längst vergeben. Ubrigens interessierte mich viel die Erneuerung seiner Bekanntschaft von einem anderen Standpunkt. Ich wußte, daß er in hervorragendem Maße an der Gründung der Internationale beteiligt war. Ich hatte schon das Manifest gelesen, das er im Namen des Generalrats verfaßte, ein Manifest, das, wie alles, was aus seiner Feder stammt, wenn es nicht persönliche Polemik ist, bemerkenswert, ernst und tief war. Wir trennten uns dann äußerlich als beste Freunde, ohne daß ich ihm meinen Besuch erwiderte. ... Ich wechselte mit Marx einige Briefe. Später haben wir einander aus den Augen verloren.⁴

¹ Dazu kam noch die Behauptung in der „Neuen Zeit“, XIX, 1. Band — „Ein Brief Bakunins an Marx“ —, daß dieser Brief (vom 22. Dezember 1868) „unseres Wissens der einzige von Bakunin, der in dem Marxschen Nachlaß zu finden“.

² Nettlau, M. Bakunin und die Internationale in Italien bis zum Herbst 1872. Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, zweiter Jahrgang, 1912.

³ „Im Jahre 1864 aber, als ich wieder nach London kam, besuchte er (Marx) mich und versicherte, daß er nie einen direkten oder indirekten Anteil an allen diesen Verleumdungen, die er als infam bezeichnete, genommen habe. Ich mußte ihm glauben.“ M. Bakunin, La théologie politique de Mazzini et l'Internationale. Neuchâtel 1871. S. 46.

⁴ M. Nettlau, a. a. O., S. 282.

Wollten wir mit Worten der Nettlau, Guillaume oder des vom Genossen Mehring neu entdeckten „Genossen“ Brupbacher Bakunins Haltung nach dem, was uns jetzt bekannt geworden ist, charakterisieren, so könnten wir sehr leicht eine hysterische Rede über die „freschen Lügen“ halten, die Bakunins Aussage enthält, und über die „Persidie“, mit der dieser „Mensch ohne Hintergedanken“ Marx einen Brief zu schreiben imstande ist, wie den vor uns zitierten. Jeder Mensch ist in seinem Leben mitunter gezwungen — auch in Briefen —, nicht die ganze Wahrheit zu sagen, und ist wirklich nicht verpflichtet, jedem brutal seine Meinung vorzutragen. Glaubte aber Bakunin, daß Marx „formell und materiell gelogen hatte“, so wäre sein ganzes Benehmen ein neues „psychologisches Rätsel“... wenn er wirklich im Jahre 1871 nicht den tatsächlichen Hergang vergessen hätte und wenn er wirklich der schlaue Machiavelli gewesen wäre, als den ihn uns auch Nettlau schildert.

„Bakunin mußte ganz gut, daß es zu einem Kampfe der autoritären mit der freiheitlichen Richtung kommen mußte, und er bereitete den künftigen Sieg der freiheitlichen Richtung durch seine jahrelange private Tätigkeit kräftig vor.“ Oder wie es in der neuen Redaktion heißt: „Hierin liegt die Erklärung, warum Bakunin, der sonst die Internationale mit Freuden begrüßt hätte, sie jahrelang beiseite ließ, nicht trotzdem, sondern weil Marx, in dessen Loyalität er nun einmal sein Vertrauen hatte, sie ihm so warm empfohlen hatte.“¹

Nettlau weiß jetzt sehr gut, daß Marx den Bakunin nicht „belog“, obwohl er es nicht für nötig hält, in seiner neuen Darstellung Bakunins Irrtum richtigzustellen. Und er wird jetzt erfahren, daß es umgekehrt Bakunin war, der „log“, wenn er sein Eintreten in die Internationale im Jahre 1864 und sein Versprechen, für sie zu arbeiten, immer hartnäckig „unterschlug“.

Marx erzählte in seiner „konfidentiellen Mitteilung“, 1870:

Der Russe Bakunin... hatte kurz nach der Stiftung der „Internationalen“ eine Zusammenkunft mit Marx in London. Letzterer nahm ihn dort in die Gesellschaft auf, für welche Bakunin mit besten Kräften zu wirken versprach. Bakunin reiste nach Italien, erhielt dort von Marx die provisorischen Statuten und die „Adresse an die arbeitenden Klassen“ zugesandt, antwortete „sehr enthusiastisch“, tat nichts.

Man vergleiche diese lakonische Erzählung von Marx mit den Bakuninschen Erzählungen — und man wird gleich den Vorzug einsehen, den das trockene Denken mit dem Verstand vor dem saftigen Denken mit dem ganzen Organismus unzweifelhaft hat.

Aber auch Marx „verschwieg“ etwas. Vielleicht „schämte“ er sich, seine „Leichtgläubigkeit“ noch schärfer bloßzustellen. Noch im April 1865 hoffte er, „durch Bakunin in Florenz Gegenminen² gegen Mazzini zu legen“. Und als der Streit mit den italienischen Delegierten im Generalrat fort-dauerte, hoffte er noch im Mai 1865, daß Bakunin für einige lebendige Italiener sorgen werde. Es vergingen noch Monate, und die angeblich in Druck gegebene italienische Übersetzung der Inauguraladresse blieb noch immer aus.

Bakunin schwieg. Bestimmt „aus irgendwelchen Gründen“. Wirkte er vielleicht für die „Internationale“ in anderer Weise? Nein. Der General-

¹ M. Nettlau, Bakunin, Kapitel XXXI, S. 199, und im Archiv, S. 284.

² Hört, hört! schreit Guillaume. Der ganze Marx ist in diesem Worte!

rat oder, wenn man will, Marx hat nie etwas davon erfahren. Was er bis zum September 1867 tat, ist für uns jetzt nicht wichtig. Für die Internationale tat er nichts. Zwar wissen wir jetzt, dank dem unermüdlichen Fleiß von Nettlau und verschiedenen Briefen, die das Licht der Öffentlichkeit erblickten, lange nachdem Marx seine Augen geschlossen, was Bakunin in diesen drei Jahren „tat“, wir verstehen jetzt, warum ihn während dieser drei Jahre nicht der Genfer und nicht der Lausanner Kongreß der Internationale aus Italien locken konnten. Aber daß Bakunin, der jenen Kongressen fernblieb, auf die erste Kunde von der Abhaltung eines Kongresses der bürgerlichen Friedens- und Freiheitsliga in Genf zu diesem eilte, das mußte selbst den „leichtgläubigen“ Marx stußig machen, der sich erinnerte, daß Bakunin ihn noch im Jahre 1864 versichert hatte, er werde sich von jetzt an, nach dem Falle des polnischen Aufstandes, nur noch an der sozialistischen Bewegung beteiligen, und daß Bakunin diese Versicherung noch in seinem Briefe vom Februar 1865 wiederholte.

„Nach Jahren, worin man nichts von ihm hört, taucht er wieder in der Schweiz auf,“ schreibt weiter Marx. „Doch schließt er sich nicht an die ‚Internationale‘ an, sondern an die ‚Friedens- und Freiheitsliga‘.“

Marx „verschweigt“ wieder etwas. Er will den deutschen „Praktikern“ seine unverbesserliche Leichtgläubigkeit nicht verraten. War doch Bakunin „einer der wenigen Leute, die ich nach sechzehn Jahren nicht zurück-, sondern weiterentwickelt“ gefunden hatte. Und die Russen sind schon so! Vielleicht kann man ihn noch, trotz alledem, für die „Sache“ gewinnen.

Marx, der soeben das „Kapital“ veröffentlicht hatte, wendete sich — durch seine Frau — an Becker, um Bakunins Adresse zu erfahren.

„Ich bin überzeugt,“ schreibt Frau Marx, „daß Sie sie leicht in Genf vielleicht via Herzen aufreiben können. Er (Marx) will ihm gerne sein Buch schicken und über andere Sachen schreiben.“¹

Wir wissen nicht, ob Marx auch wirklich schrieb. Es steht nur fest, daß er Bakunin das „Kapital“ schickte. Das bestätigt auch Bakunin.

Es vergingen wieder drei Monate. Bakunin schweigt weiter. Auf diese Zeit bezieht sich folgende Stelle aus einem anderen Briefe von Frau Marx an Becker, die schon in der „Neuen Zeit“ veröffentlicht worden ist. Leider nicht ohne Fehler.²

Haben Sie nichts von Bakunin gesehen und gehört? Mein Mann schickte * ihm als altem Hegelianer sein Buch — kein Zeichen nah und fern. Hat er's bekommen? * Man kann all den Russen nicht recht trauen, halten sie's nicht mit „Väterchen“ in Rußland, so halten sie's oder werden gehalten von H e r z e n s väterchen, was am Ende auf eins herauskommt. Gehopft wie gesprungen.

Nettlau ist über diese Stelle empört. Der Ton, der Ton! Er bemerkt sarkastisch, daß dieser Brief „in für eine gebildete Dame wirklich staunenerregendem Stil“ geschrieben ist. Eine „gebildete Dame“, die einen Brief schreibt, ohne sich an alle Anstandsregeln zu halten, und mitunter ein Wort

¹ Aus einem unveröffentlichten Brief an J. P. Becker. Er ist im Oktober 1867 geschrieben.

² H. Rückg. Aus Briefen an J. P. Becker. Neue Zeit, 1888, S. 507.

³ In der Neuen Zeit gedruckt: schenkte.

⁴ In der Neuen Zeit gedruckt: Hat was bekommen!

gebraucht, das eine „gut erzogene“ englische Miß „shocking“ finden kann! Es ist überhaupt in der ganzen historischen Literatur — die Sophistoriographie nicht ausgeschlossen — schwer, Historiker zu finden, die sich an „Anständigkeit“ mit Bakunins Biographen messen können. So will der „Genosse“ Brupbacher in seinem Buche die Schimpfworte, mit denen Utin und Konforten die Zuraßier bewarfen, nicht wiederholen, weil man sie „in einem anständigen Buch nicht wiedergeben kann“. Wir werden noch Gelegenheit haben, einige Stilblüten und Schimpfworte der „Zuraßier“ kennen zu lernen, die ein sehr seltsames Anständigkeitsgefühl verraten und die „Genosse“ Brupbacher verschweigt, um auf diese billige Weise sein Buch „anständiger“ zu machen.

Eins ist aber in dem Briefe von Frau Mary ganz klar. Das seltsame Schweigen Bakunins vermochte sie wie auch Mary sich nur durch Herzens Einfluß zu erklären. Bakunins Haltung konnte wirklich nicht den Glauben in die Zuverlässigkeit der „Russen“ befestigen.

Bakunin schwieg aber weiter. Jetzt lagen indes die Verhältnisse anders als früher. Bakunins Tätigkeit in der Friedens- und Freiheitsliga konnte Mary nicht unbekannt bleiben. Sogar Guillaume, sogar „Genosse“ Brupbacher sehen ein, daß „Bakunins Illusionen in bezug auf die bürgerlichen Demokraten noch nicht geschwunden waren“. Dazu kommt noch der Umstand, daß Bakunin jetzt wieder in ein Milieu kam, wo man noch in vollem Ernst alles glaubte und alles wiederholte, was der „noble“ Vogt über Mary geschrieben, wo man an der Realität der „Schwefelbände“ weniger zweifelte als an der Ehrlichkeit des Prinzen Napoleon.

Bakunins neue Illusionen waren schnell zerstört. Der Versuch — er entsprang seiner Initiative —, aus der Internationale ein Anhängsel der Liga zu machen, wurde auf dem Brüsseler Kongreß der Internationale beinahe einstimmig abgelehnt. Das Fiasko war komplett. Nichts ist für Bakunin charakteristischer als die Art und Weise, in der er sich in einem Brief an Gustav Vogt verteidigt und gleich seine Schlappe durch die Intrigen des unsichtbaren Hauptes der seinem Adressaten so gut bekannten „Schwefelbände“ erklärt. Es half nichts. Auf dem Berner Kongreß der Liga kam es zu einem Bruch mit den „Bourgeois“.

Und was macht jetzt Bakunin? Statt im Rahmen der „Internationale“ zu wirken, gründet er eine neue Gesellschaft, die angeblich dieselben Zwecke verfolgen und trotzdem eine selbständige Organisation mit ihren eigenen Kongressen bleiben will. Die neugegründete Alliance wendete sich an den Generalrat und ersuchte um ihre Aufnahme. Die Antwort war bekanntlich abschlägig.

Wir brauchen hier nicht den Genossen Bernstein und Mehring auseinanderzusetzen, daß schon von da an der Konflikt unvermeidlich war. Sie wissen ganz gut, daß das ganze Gerede des „Genossen“ Brupbacher über die „Harmlosigkeit“ Bakunins und die „desorganisatorische“ Tätigkeit von Mary nur ein „blödes Geschwätz“ ist. Wir werden jetzt auch die Frage nicht erörtern, ob nicht hinter dieser öffentlichen, von Bakunin gestifteten Alliance noch eine geheime Gesellschaft von Anfang an steckte.¹ Für

¹ In seinem Briefe an die Redaktion der „Berliner Volkstribüne“ — anlässlich der Artikel über „Die Zuraßieroperation und M. Bakunin“ — schrieb Engels: „Der Verfasser ist oder tut wie ein unschuldiges Kindlein, das dem armen verleumdeten

uns ist nur wichtig, festzustellen, daß wir bis jetzt bei Marx keine Spur einer „Geneigtheit zu gläubiger Sinnnahme aller möglichen Verdächtigungen von Bakunins politischem Charakter“ gefunden haben.

Zwar haben unsere „exakten“ Historiker und tief sinnigen Psychologen noch eine Tatsache zu ihrer Verfügung, um die „persönliche Animosität“ Margens gegen Bakunin zu erklären. Marx schickte Bakunin ein Dedikationsexemplar des „Kapital“, erhielt aber kein Dankeswort. Und der „rachsüchtige“ Marx konnte das Bakunin nie vergessen!

So absurd dieses Geschwätz ist, noch absurder als das vom Genossen Mehring so stark gerügte Geschwätz des „Genossen“ Brupbacher, so fand doch auch diese „psychologische Erklärung“, die so charakteristisch für das ganze Niveau der probakunistischen Literatur, Gehör ... bei Bernstein und Mehring.

Marx ließ zwar durch den ihm befreundeten Johann Philipp Becker in Genf Bakunin ein Exemplar des „Kapital“ überreichen, verharrete aber um so mehr in seinem Mißtrauen gegen Bakunin, als dieser es — wie er behauptet, aus Vergeßlichkeit — unterließ, Marx eine Zeile über das Werk zukommen zu lassen.¹

Auch für Genossen Mehring unterliegt es keinem Zweifel, daß Marx darüber sehr böse werden mußte: „Bakunin aber erwiderte, wie er selbst angibt“ — was Marx angibt, das vergißt Mehring —, „den Besuch nicht und ließ auch nichts von sich hören, als ihm Marx 1867 ein Dedikationsexemplar des „Kapital“ nach der Schweiz sandte.“

Und Marx war „rachsüchtig wie sein Gott Jahve“, wie Bakunin „selbst angibt“. Aber, aber, schreibt weiter Mehring in seiner Rechtfertigung Bakunins, „wenn dieser den Empfang des Werkes mit keinem Worte des Dankes angezeigt hatte, so schrieb er doch reichlich ein Jahr später, im Dezember 1868 an Marx“. Und was schrieb Bakunin?

Genosse Mehring wird es uns gewiß nicht übelnehmen, wenn wir diesen Brief von Bakunin etwas ausführlicher zitieren werden, als er es tut, denn in seiner Wiedergabe ist er nicht sehr verständlich:

Mein alter Freund! Serno hat mir jenen Teil Deines Briefes mitgeteilt, der mich angeht. Du fragst ihn, ob ich nach wie vor Dein Freund bleibe. Ja, mehr als je, lieber Marx, denn besser als je verstehe ich jetzt, wie sehr Du recht hast, wenn Du die Heerstraße der ökonomischen Revolution verfolgst und uns einlädst, sie zu betreten, und wenn Du jene unter uns herabsetzt, die sich in den Seitenpfaden teils nationaler, teils ausschließlich politischer Unternehmungen verirren. Ich tue jetzt dasselbe, was Du seit mehr als zwanzig Jahren tust. Seit dem feierlichen und öffentlichen Abschied, den ich den Bourgeois des Berner Kongresses gegeben, kenne ich keine andere Gesellschaft mehr, kein anderes Milieu als die Welt der Arbeiter. Mein Vaterland ist von jetzt an die „Internationale“, zu deren hervorragendsten Gründern Du gehörst. Du siehst, lieber Freund, daß ich Dein Schüler bin — und ich bin stolz, es zu sein. Das genügt, Dir meine Stellung und meine persönlichen Gefinnungen zu erklären.²

anarchistischen Schafslämmchen alles aufs Wort glaubt. Von dem, was diese Herren nicht zu sagen für gut fanden, weiß unser Gewährsmann kein Wort, also auch nichts davon, was dem ganzen Streite zum Hintergrund diente.“ Guillaume und Rettlau leugnen das.

¹ Siehe Bernstein, Marx und Bakunin. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 30. Band, S. 15.

² Neue Zeit, 19. Band, S. 6.

Das Weitere mag der Leſer in der „Neuen Zeit“ nachleſen. Baſunin ſchreibt noch über die von Marx bemängelte „Gleichmachung der Klaſſen“, und als ob er auf den Verdacht, der in dem Briefe von Frau Marx an Beder ausgeſprochen worden war — nämlich, daß er wieder mit Herzen ſolidariſch ſei —, antworten wollte, verſichert er Marx, daß jezt ſelbſt die privaten Beziehungen zwiſchen Herzen und ihm abgebrochen ſeien.¹

Auf dieſen Brief bekam Baſunin keine Antwort. Warum? Wir wollen keine Psychologie treiben. Man vergleiche aber den Brief vom Februar 1865 mit dem Briefe vom Dezember 1868; man bedenke, daß Marx ſchon vor dieſem letzteren Briefe das Programm der Alliance in ſeinen Händen hatte, das denſelben Grundsatz der Gleichmachung der Klaſſen enthielt, deſſen Formulierung, wie Baſunin in jenem Briefe ſchreibt, ihm und ſeinen Freunden in der Reſolution, die ſie der Liga vorgelegt hatten, durch die Dummheit des Bourgeoispublikums aufgezwungen worden war. Das ſagte derſelbe Baſunin, der erklärte, daß er von nun an keine andere Geſellſchaft kennen werde als die Welt der Arbeiter! Und dieſer Welt der Arbeiter wollte er jezt in den Statuten der Alliance als neue Wahrheit denſelben Grundsatz empfehlen, den ihm eben, wie er ſagte, die Dummheit des Bourgeoispublikums aufgezwungen hatte.

Ermägt man das alles, dann wird man Marx ſehr wohl begreifen, ohne ihn zu einem raſchſüchtigen Scheuſal zu machen.

Mehring zieht dieſer Erklärung die Zuſucht zu einem „ſozioologiſchen Faktor vor, der zwar nicht die Geſchichte der Völker und Klaſſen erklärt, aber in ſo manchen „Geſchichten“ von Individuen eine Rolle ſpielt. Es iſt die Ohrenbläſerei. Eines aber unterſcheidet Mehring von Guillaume und Nettlau. Haben dieſe bis jezt in Marx den „Ohrenbläſer“ geſehen, der Geß, Borchheim, Liebknecht, Bebel alle die Verleumdungen in die Ohren blies, die ſie auf das Haupt des armen Baſunin ausſchütteten, ſo entdeckt jezt Genoffe Mehring den diabolischen „Ohrenbläſer“, der Marx ſo ſtark gegen Baſunin bearbeitete, daß er ſchon im Jahre 1868, im Monat Dezember, dem aufrichtigen, den Geiſt der innigſten Freundschaft atmenden Briefe Baſunins keinen Glauben ſchenkte. Und wer war dieſer Genius in Verleumdung, der den „ſchlauen und kalten“ — Stieber handhabte ſeine psychologiſche Sonde ebenſo gut wie „Genoffe“ Brupbacher — Marx wie einen alten, ſchwachſinnig gewordenen Polonius mit „ollen Kamellen“ bearbeitete? Das ſoll uns Genoffe Mehring erzählen.

„Es liegt nicht der geringſte Grund vor, anzunehmen,“ ſagt Mehring, „daß es Baſunin mit dieſem Briefe unehelich gemeint und Marx zu täuſchen verſucht habe; wenn er jemand täuſchte, ſo nur ſich ſelbſt. Marx aber empfing den Brief nicht ohne Mißtrauen. Inwieweit dabei perſönliche Ohrenbläſereien mitgeſpielt haben, kann hier dahingeſtellt bleiben; daß ſie mitgeſpielt haben, iſt leider nicht zu beſtreiten. Hauptſchuldiger war in dieſer Hinſicht ein gewiſſer Utin — Brupbacher nennt ihn den Sohn eines reichen Schnapshändlers —, der aus irgend welchen perſönlichen Gründen Baſunin haßte und mit giftigen Verleumdungen verfolgte.“

Nach den biſher geltenden Geſetzen hiſtoriſcher Kritik zerfällt jede Darſtellung in allen Punkten, wenn ſie etwas behauptet, das ſich nur auf einen

¹ Beder, der damals mit Baſunin befreundet war, teilte ihm gewiß den Inhalt des Briefes der Frau Marx mit, alſo auch ihre Frage, ob er das „Kapital“ bekommen habe.

schreienden Anachronismus stützt oder ein blindes Vertrauen in ein „blödes Geschwätz“ verrät.

Utin mag noch so schlimm sein,¹ Marx möchte ihm ebenso viel Glauben schenken wie Genosse Mehring dem „Genossen“ Brupbacher, und doch beruht die ganze schauerliche Geschichte, die uns das Mißtrauen von Marx schon im Dezember 1868 erklären soll, auf nichts. Und zwar nicht aus „irgendwelchen Gründen“, sondern aus einem sehr einfachen Grunde: Marx hatte damals keine Ahnung von Utin. Und wie wenig Einfluß er auf Marx und Engels noch im Jahre 1870 haben konnte, beweist folgende Stelle aus einem Briefe von Engels an Marx, die Mehring ebenso gut bekannt sein sollte wie alle anderen Stellen im Briefwechsel Marx-Engels, die auch ohne die von mir aufgefundenen Briefe Bakunins an Marx reichlich beweisen, wie vorsichtig man sein muß mit allem dem, was Bakunin „selbst angibt“. Und noch in größerem Maße, wenn man mit einem so „exakten“ Historiker wie dem „Genossen“ Brupbacher zu tun hat. Engels schrieb:

Das heilige Rußland wird jährlich eine gewisse Anzahl dieser „karrierelosen“ Russen ausspeien, und unter dem Vorwand des principe international werden sie sich überall bei den Arbeitern einschleichen, sich Führerrollen erschleichen, ihren bei Russen unvermeidlichen Privatintrigantentafel in die Sektionen tragen, und dann wird der Generalrat Arbeit genug haben. Es ist mir das schon gleich aufgefallen, daß der Utin sich allbereits bei den Genfern in eine Position zu setzen gewußt. Und diese Russen jammern darüber, daß bei ihnen zu Hause alle Stellen mit Deutschen besetzt seien!

So schrieb Engels noch am 29. April 1870, nachdem er von Marx erfahren, daß Utin und seine Freunde — nach dem Bruche mit Bakunin — eine russische Sektion der Internationale gründeten und Marx baten, sie im Generalrat zu vertreten. Der Brief, den Utin damals (12. März 1870) in der Sache schrieb, ist überhaupt der erste Brief, den Utin an Marx richtete.

Bakunin „selbst gibt an“, daß Utin seine Verleumdungskampagne erst nach dem Oktober 1869 angefangen habe. Und was die Differenzen zwischen Bakunin und Utin anbelangt, so schreibt auch Nettlau, daß „diese Sachen mit Marx und der Internationale gar nichts zu tun haben, sondern auf persönlicher ... Antipathie beruhen“.

Das ganze psychologische und chronologische Durcheinander hat Genosse Mehring aus dem „nützlichen und verdienstlichen Werk“ des von ihm entdeckten „Genossen“ Brupbacher geschöpft — obwohl er schon den Briefwechsel Marx-Engels, als einer der Redakteure, gewiß fleißig gelesen hat.

Utin kam ja auch direkt mit der Absicht nach Genf, gegen Bakunin aufzutreten und für Marx Material zu sammeln, das dieser gegen Bakunin verwenden könnte. (Brupbacher, S. 71.)

¹ Brupbacher ist so „anständig“, noch zu unterstreichen, daß Utin ein jüdischer Mentier war. Diesem „Genossen“ ist es ebensowenig mit der Taufe gebient wie den russischen Pogromisten, die jetzt fordern, daß man auch den Söhnen der getauften Juden keine Gleichberechtigung mit den Christen gewährt. So genügt es auch dem „Genossen“ Brupbacher nicht, daß Utin den Segen des Christentums von dem ersten Tage seiner Geburt an genöß.

Woher kam Utin? Aus London? Wann kam er? Im Jahre 1867 oder 1868 oder 1869? Alle diese Fragen bleiben ohne Antwort. Brupbacher weiß nur genau — seine psychologische Sonde kennt keine chronologischen Grenzen, keine geographischen Distanzen —, daß „Marx Utin direkt beauftragte, ihm bei der Materialbeschaffung zur Abmurfung von Wafunin behilflich zu sein“. Und Genosse Mehring, der überzeugt ist, daß der von ihm entdeckte „Genosse“ Brupbacher „im wesentlichen seinen Verweis geführt, wenn man über manche Einzelheit auch noch mit ihm streiten mag“, ergänzt die „Abmurfungs-geschichte“ aus „irgendwelchen“ Quellen, die er leider nicht nennt und die auch allen Historikern bis jetzt unbekannt geblieben sind.

Das Beispiel des „Genossen“ Brupbacher wirkt ansteckend. Hat „Genosse“ Brupbacher entdeckt, daß Marx „aus irgendwelchen Gründen“ einer theoretischen Diskussion mit dem gefürchteten, mit seinem ganzen Organismus denkenden Wafunin aus dem Wege ging, so entdeckt jetzt Genosse Mehring, daß Utin „aus irgendwelchen Gründen“ den harmlosen Wafunin mit Verleumdungen verfolgte.

Im Namen der Wissenschaft, im Namen der historischen Kritik: heraus mit diesen irgendwelchen Gründen!

V.

Genosse Mehring hat aber noch „irgendwelche“ Anklagen gegen Marx. Zwar ist er selbst gezwungen anzuerkennen, daß trotz aller Ohrenbläserien des berüchtigten Utin, der angeblich Wafunin als ein feiles Werkzeug des Barismus denunzierte, Marx „diese Beschuldigungen allerdings niemals übernommen“, aber, aber „nicht widersprochen hat, daß ihm so nahestehende Politiker wie Borkheim und Liebknecht sie kolportierten“.

Wir wollen nicht mit Genosse Mehring darüber streiten, wie „nahe“ Borkheim als Politiker Marx stand und inwieweit man Marx für alle Artikel Borkheims verantwortlich machen kann. Wir mögen auch darüber hinwegsehen, daß es eben Mehrings Verdienst ist, gezeigt zu haben, daß man keineswegs Marx für alles verantwortlich machen kann, was Liebknecht in den Jahren 1866 bis 1870 tat. Wir werden überhaupt nicht die Lächerlichkeit einer Beschuldigung unterstreichen, die von Marx fordert, er sollte gleich nach dem Erscheinen eines jeden der unzähligen Artikel, in denen man ihn mißverstehet oder mit seinem Namen einen „Unfug treibt“, eine Berichtigung an die betreffende Redaktion schreiben. Wir werden gleich sehen, daß Marx auch in dieser Beziehung übermenschliches geleistet hat, obwohl die Lage zur Zeit der Internationale eine ganz andere war als in den fünfziger Jahren, wo, wie es jetzt auch Mehring sagt, der zurzeit nicht an „Marxpafferei“ leidet, Marx in der englischen Presse ritterlich Wafunin gegen den Verdacht verteidigte, ein Werkzeug des Zaren zu sein. Wafunin schmachtete jetzt nicht mehr in russischen Kerker, er war frei, und daß er kein Lamm war, sieht man aus seiner Antwort an den berüchtigten Marx — Francis Marx, nicht Karl Marx —, als dieser gleich nach seiner Rückkehr aus Sibirien die alte Anklage erhob: er erklärte sofort in einer anderen englischen „kleinen Zeitung“, daß man auf solche Beschuldigungen nicht „mit der Feder in der Hand, sondern mit der Hand ohne Feder“ antworte. Noch mehr. Wafunin hatte viel intimere Freunde als Marx, und trotzdem, als Borkheim im Sommer 1865 Wafunin

angeblich in einer bürgerlichen Zeitung als russischen Agenten denunzierte, hielt es keiner von ihnen für nötig, für ihn eine Lanze zu brechen. Warum sie so „gemein“ handelten, werden wir später sehen.

Trotz alledem können wir uns auf den rigoristischen Standpunkt der Anarchisten und des Genossen Mehring stellen. Nehmen wir an, daß, wenn man Bakunin wirklich auch in den sechziger Jahren als ein feiles Werkzeug des russischen Zarisismus denunzierte, Marx sittlich verpflichtet war, ohne weiteres das zu tun, was die intimsten Freunde des russischen Revolutionärs zu tun unterließen. Aber — den Rigorismus der Anarchisten, des „Genossen“ Brupbacher und des Genossen Mehring in allen Ehren — vergessen wir nicht, daß es außer den „Gesetzen der Ethik“ noch „bisher geltende Gesetze der historischen Kritik“ gibt. Man braucht wirklich nicht an einer „Marxpfafferei“ zu leiden — wir bekennen offen, daß wir gegen diese Pest nicht so immun sind, wie es Mehring jüngst geworden ist —, um erst zu fragen: ist es aber wahr, daß Vorkheim und Liebknecht überall kolportierten, Bakunin sei ein russischer Agent, und daß Marx das unwidersprochen ließ? Wer behauptet das? Auf welche Tatsachen, Äußerungen, Artikel stützt sich diese ganze Anklage? Hat man wirklich das gemacht, was die „bisher geltenden Gesetze der historischen Kritik“ fordern, hat man alle diese Aussagen mit den Tatsachen konfrontiert?

Die Sache wird jetzt für Marx wirklich schlimm. Handelt es sich doch um Tatsachen, die Liebknecht, Bebel und die deutsche Sozialdemokratie angehen. Die Sache wird um so schlimmer, wenn man bedenkt, daß Genosse Eisner, der talentvollste Biograph der „Soldaten der Revolution“, daß der Genosse Mehring, der Verfasser der klassischen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, die auf einer unvergleichlichen Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur beruht, daß der Genosse Bernstein, Verfasser der so ausführlichen „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ und einer Biographie von Ignaz Auer — daß alle diese Genossen nicht nur die ganze grausame, das feine sittliche Gefühl nicht allein des „Genossen“ Brupbacher peinlich verletzende Geschichte unwidersprochen ließen, sondern sie auch noch bestätigten. Das könnte auch einen blinden Verehrer von Marx zum Schluß führen, daß — wie es uns der Verfasser des „verdienstlichen und nützlichen Werkes“ über „Bakunin und Marx“ sagt — „es außer ein paar Fanatikern auf der ganzen Erde niemanden geben wird“, dem diese Haltung „von Marx nicht als ein Schandfleck im Charakter von Marx erscheinen wird, der sich nie wird auswaschen, höchstens psychologisch erklären lassen“.

Zwar giebt Genosse Mehring als alter Mentor ein wenig Öl auf die entzündeten Wogen des ernst-sittlichen Gemüts des neuen Schweizer Rigoristen:

Es ist nun einmal so in dieser unvollkommenen Welt, daß Revolutionen niemals mit Rosenöl gemacht werden. Meinen Sie nur nicht, daß jeder, der kein „Muster latonischer Sittenstrenge“ ist, schon den Verdacht rechtfertige, ein ausgemachter Schurke zu sein. Na, na, Genosse Brupbacher!

Vielleicht wird auch „Genosse“ Brupbacher mit den Jahren aufhören, so streng gegen den armen Marx zu sein. Jetzt aber kann er sich mit Zug und Recht darauf berufen, daß nicht nur der „angesehenste Vertreter der deutschen Sozialdemokratie“ wie Genosse Bernstein, sondern auch ihr hervorragendster, geistreichster und glänzendster Historiker alle von ihm „fleißig und sorgfältig“ aus der „eraktesten“ Geschichte der Internationale abgeschriebenen Tatsachen als richtig anerkannten!

Es tut mir leid, daß ich auch dieſe Freude ein wenig ſtören muß. Trotz Mehring, trotz Bernſtein, trotz Eisner werde ich gleich beweifen, daß auch dieſe Geſchichten bei der erſten Konfrontierung mit realen Tatſachen wie Schall und Rauch in alle Winde zerſtreut werden, daß man ſie höchſtens psychiatriſch erklären kann als Produkt einer Unzurechnungsfähigkeit aus Verfolgungswahn, einer totalen Unfähigkeit, die einfachſte Tatſache nicht „objektiv“ — das iſt unmöglich —, ſondern annähernd richtig wiederzugeben. Wir müſſen aber den Leſer um ein wenig Geduld bitten. Wir haben gegen uns jetzt die Autorität nicht eines unwiſſenden Kompilators, ſondern die Autorität eines Mehring, und wir müſſen unſeren Beweis mit „deutſcher Gründlichkeit“ führen. Auch Genoffe Mehring wird uns zugeben, daß die „Reinwaſchung“ eines Webel, Liebknecht, Marx oder Engels ebenſo die Mühe lohnt wie die „Reinwaſchung“ eines Schweizer. Dieſe Episode verdient aber eine ausführliche Analyſe noch aus einem anderen Grunde: ſie bildet den eigentlichen Ausgangspunkt des „persönlichen“ Kampfes zwiſchen dem Lamm Baſunin und ſeiner Schafherde und dem Beelzebub Marx und ſeiner Schwefelbunde. Eben deſhalb ſpricht der gewiſſenhaftſte Biograph Baſunins, Nettlau, nur im Zusammenhang mit dieſer Geſchichte von „den Anfängen der Marxiſchen Intrige“.

VI.

Was haben Liebknecht und Webel eigentlich verbrochen und was ließ Marx unwiderſprochen?

Hören wir den erſten Zeugen, den „Genoffen“ Brupbacher:

Übrigens waren kurz vor dem (Baſeler) Kongreß wieder Gerüchte verbreitet worden, daß Baſunin ein Polizeiſpitzel ſei. Man ſcheint eben in dieſer Zeit ſchon in gewiſſen Kreiſen mit Baſunin nicht recht zufrieden gemefen zu ſein. Es war Baſunin zu Ohren gekommen, daß man ihn als Polizeiſpitzel verdächtigte. Liebknecht hatte unter Freunden in einer halböffentlihen Verſammlung geſagt, daß Baſunin augenſcheinlich ein ſehr gefährlicher Agent der ruſſiſchen Regierung ſei und daß er alle Beweiſe dafür in den Händen habe; Baſunin habe die Internationale durch die Gründung der Alliance zerſtören wollen; er ſei verſchlagen und diplomatiſch wie alle Ruſſen, und ſo ſei es ihm gelungen, den alten Philipp Weder zu täuſchen. Liebknecht behauptete außerdem, die Flucht Baſunins aus Sibirien ſei durch die ruſſiſche Regierung begünſtigt worden. Ebenſo hatte Webel einen Brief an Weder geſchrieben, daß wahrſcheinlich Baſunin ein Polizeiſpitzel ſei und wahrſcheinlich mit Schweizer, dem Agenten Biſmarcks, im Einvernehmen ſtehe. Da Baſunin Liebknecht für den Urheber der Verleumdung betrachtete, ließ er Liebknecht auffordern, die Beweiſe auf den Kongreß nach Baſel mitzubringen. Es wurde in Baſel ein Ehrengericht über den Fall konſtituiert, das erklärte: Liebknecht habe mit verdammenſwerthem Leichtſinn gehandelt, daß er auf den Artikel einer bürgerlichen Zeitung hin ſolche Verleumdungen ausgeſtreut habe. Dieſe Erklärung wurde Baſunin ſchriftlich gegeben. Liebknecht reichte Baſunin die Hand. Baſunin verbrannte die Erklärung in der Gegenwart des ganzen Gerichtes. Kurz nach dieſer Geſchichte publizierte Liebknecht in ſeinem Blatte die gleichen Verleumdungen.

So der Verfaſſer des „nützlichen und verdienſtlichen Werkes“, das „der Münchener Parteiverlag herausgegeben hat: dankenswerterweiſe, wie gleich hinzugefügt werden mag“.¹

¹ In dieſem Punkte ſind wir mit Genoffe Mehring ganz einverſtanden. Der Münchener Parteiverlag hat ein für allemal die anarchiſtiſche Legende gerſtört, daß

Wir wissen, daß Liebknecht und Bebel für Genossen Mehring schwer verdächtig sind. Gaben sie doch Schweitzer als „Polizeispizel“ hingestellt, warum nicht einen Ruffen, Bakunin? Es mag sein, daß er es daher für überflüssig hielt, auch diese Anklage mit den Tatsachen zu konfrontieren. Um so mehr, als Genosse Bernstein schon die ganze Geschichte bestätigt hatte, der sie in dem Buche las, auf das der „Genosse“ Brupbacher sich „in der ersten Linie stützt“.

Genosse Bernstein erzählte diese Geschichte noch im Jahre 1908 respektive 1910 einmal den Russen, das andere Mal den deutschen Lesern.

Das gegenseitige Mißtrauen nahm immer mehr zu. Wilhelm Liebknecht in Leipzig, der damals als das Mundstück von Marx galt, hatte um jene Zeit verschiedenen zu hören gegeben, er habe die Beweise in der Hand, daß Bakunin Agent der russischen Regierung sei. Ein Ehrengericht des Baseler Kongresses, das Bakunin verlangt hatte und vor dem Bakunin und Liebknecht erschienen, erklärte, wie Bakunin schreibt, einstimmig, daß die Tatsachen, auf welche Liebknecht sich berief, keinerlei Verdacht begründeten, und Liebknecht zog in Basel den Vorwurf auch zurück. Da (!) er aber nach wie vor (!!) von der Richtigkeit seiner Anklage überzeugt blieb, unterließ er es, Bakunin eine öffentliche Ehrenerklärung zu geben. Ebenso führte S. R. Borkheim in der demokratischen „Zukunft“ und im „Volksstaat“, dem von Liebknecht redigierten Organ der neugegründeten sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, einen Verdächtigungsselfzug gegen Bakunin.¹

Man braucht kein Rigorist zu sein, man braucht kein Anhänger der Kantischen Ethik zu sein, um angesichts dieser von Alibischen Seelenruhe etwas stuhig zu werden, die uns diese empörende Tatsache mitteilt, ohne ein Enttäuschungswort hinzuzufügen. Liebknecht erklärt Bakunin für einen Spizel, zieht unter Bakunins Drohung in Basel seine Anklage zurück, reist nach Leipzig, „da er aber nach wie vor von der Richtigkeit seiner Anklage überzeugt blieb“, beginnt er das Spiel von neuem!

Nein. Was uns anbelangt, müssen wir über ein derartiges Verhalten das selbe wiederholen, was Bernstein in demselben Artikel über Marx und Bakunin sagt: „Unter dem rein menschlichen Gesichtspunkt erscheint in diesem Kampfe Bakunin in wesentlich günstigerem Lichte als sein Widersacher!“

Wir verstehen einen Guillaume, der diese Geschichte von Verfidie und Feigheit schon 1873 erzählte und folgende Worte schrieb, aus denen die tiefste moralische Enttäuschung über diesen unerhörten moralischen Stumpfsinn wie Jehovas Donner auf den feigen „Soldaten der Revolution“ herabsaust:

Glaubt man, daß, wenn Liebknecht der Herr seines Willens und seiner Gefühle gewesen wäre, er auch mit solcher Treulosigkeit gehandelt hätte? Das ist unmöglich. Die einzige mögliche Sache, die einzige wirkliche Erklärung dieser unglaublichen Verirrung des Moralgefühles ist, daß der Diktator dem Liebknecht, nachdem er nach Leipzig zurückgekehrt war, seine Haltung in Basel und sein Versprechen an Bakunin als eine sentimentale Schuld und Schwäche vorgehalten und ihm verboten hat, sein Versprechen zu halten.

Wenn man in Betracht zieht, daß alle diese Donnerschläge von einem Manne herrühren, der — so sagt „Genosse“ Brupbacher — ein „sonderbar

die deutsche Sozialdemokratie intolerant sei. Man nenne uns einen anarchistischen Verlag in der ganzen Welt, der so bereitwillig ein Buch herausgibt, in dem die besten Köpfe des Anarchismus in der niederträchtigsten Weise verleumdet werden!

¹ Bernstein, a. a. O., S. 20 bis 21.

reiner Mensch ist, der sich in die Politik hinein verirrt“, der „bei allen, zu denen er sprach, auch nicht eine Spur von niederen Instinkten voraussetzte“, wird es uns wirklich um Marx, Engels, Liebknecht und Bebel bange.

Überwinden wir aber für ein Moment unsere moralische Entrüstung. Guillaume mag gewiß „ein sonderbar reiner Mensch“ sein, Bakunin auch „ein Mensch ohne Hintergedanken“, und wir setzen wie immer voraus, daß beide subjektiv die reinste Wahrheit erzählen. Aber auch das unschuldvollste Lamm, es kann noch so entrüstet schreien, gibt nicht immer viel und nicht immer die beste Wolle.

Genosse Mehring stützt sich in erster Linie auf „Genossen“ Brupbacher, der sich seinerseits in erster Linie auf Guillaume stützt und in zweiter Linie auf Genossen Bernstein, der sich seinerseits in erster Linie auf Guillaume und in zweiter Linie auf Nettlau stützt. In letzter Linie stützen sie sich aber alle auf Bakunin. Obwohl Guillaume Delegierter auf dem Baseler Kongreß war, stützt auch er sich in erster und letzter Linie auf Bakunin. Was er selbst hinzufügt, bezieht sich auf Ereignisse, die nach dem Kongreß vorfielen. Leider haben wir kein Wort von Liebknecht, Bebel und Beder, das uns eine Erklärung über jene Dinge geben könnte. Wir sind daher gezwungen, die ganze Geschichte an der Hand der Aussagen bloß einer Partei zu analysieren.

Hören wir also Bakunin. Schon Nettlau hat in seiner großen Biographie Bakunins Brief an Beder veröffentlicht, in dem die Anklage gegen Liebknecht und Bebel erhoben wird. Es ist derselbe Brief, den Guillaume später in seiner Geschichte der Internationale in französischer Übersetzung mitteilte und der augenscheinlich auf Bernstein einen großen Eindruck machte. Nettlau hatte eine Kopie zu seiner Verfügung. Wir geben den Brief nach dem Original wieder, das wir in Beders Papieren fanden:

Den 4. August 1869. Genf, 123 Montbrillant.

Mein lieber Beder! Unser Freund Wertheim hat mir gesagt und noch gestern abend in Deiner Gegenwart bestätigt, daß es dem Herrn Liebknecht, dem deutschen Sozialisten und Ehrenmann, gefällt, mich auf die niederträchtigste Weise zu verleumden. Er habe öffentlich in der Gegenwart Wertheims behauptet:

1. ich sei ein russischer Agent; er habe unwiderlegbare Beweise dafür;
2. meine Flucht aus Sibirien sei von der russischen Regierung begünstigt worden;
3. durch die Gründung der Alliance habe ich böswilligerweise einen Keil in den Internationalen Arbeiterverein hineingetrieben;
4. der zu alte Beder hat sich durch den schlaunen Russen Bakunin täuschen lassen.

Ich unterlasse andere Kleinigkeiten, deren eigentlich jede eine Ohrfeige verdient hätte.

Andererseits hat derselbe Freund Wertheim mir einen an Dich gerichteten Brief von Herrn Bebel gezeigt, in welchem Herr Bebel die Vermutung klar ausspricht, daß ich, wahrscheinlicher Agent Rußlands, wahrscheinlicherweise mit Herrn v. Schweitzer, als Agenten Bismarcks, unter einer Decke stehe.

Ich hätte wohl das Recht, auch Herrn Bebel zur Rechenschaft zu ziehen, da kein ehrlicher Mensch es sich erlauben darf, in leichtsinniger Weise, auf bloßes Hörensagen hin, Insanien gegen einen anderen, ihm gänzlich Unbekannten in die Welt zu schicken. Da ich aber Grund habe anzunehmen, daß der geistige Urheber aller dieser Niederträchtigkeiten der mir gleichfalls völlig unbekannte Herr Liebknecht ist, so will ich mich für heute an ihn halten.

Als Freund und Parteigenosse bitte ich Dich, lieber Beder, und als Bruder unserer Alliance, an deren Gründung Du so lebhaften Anteil genommen hast,

fordere ich Dich auf, dem Herrn Liebknecht in meinem Namen zu erklären, daß ich ihm doch so viel Ernst zumuten darf, um zu wissen, daß, wenn man ein Vergnügen daran findet, einen Menschen zu verleumben, man auch den Mut haben muß, dafür einzustehen, und daß man vor allem verpflichtet ist, seine Worte mit stichhaltigen Beweisen zu belegen.

Nun lasse ich ihm einen Monat Frist, um alle möglichen Beweise gegen mich zu sammeln. Auf dem Baseler Kongreß wird er entweder meine Niederträchtigkeit öffentlich beweisen müssen oder von mir, in Gegenwart aller, für eine infame Canaille, auf deutsch: für einen niederträchtigen Schurken erklärt werden.

Dein Freund

M. Bakunin.

NB. Ich bestehe darauf, lieber Freund, daß dieser Brief nicht nur den Herren Liebknecht und Weber allein, sondern auch allen Kongreßmitgliedern in Eisenach mitgeteilt und womöglich in einer öffentlichen Kongreßsitzung verlesen werde.

Die von Nettlau veröffentlichte Kopie stimmt bis auf das letzte Tüpfelchen, die von Guillaume besorgte französische Übersetzung ist mit der nur einem alten Professor der Philologie eigenen wortgetreuen Genauigkeit gemacht. In dieser Beziehung kann unseren beiden Historikern auf Grund „aller bisher geltenden Gesetze der historischen Kritik“ nur höchstes Lob gespendet werden.

Aber jedes Dokument, es mag noch so echt sein, hat noch außer seiner philologischen Gültigkeit einen Inhalt, und die Genauigkeit seiner Wiedergabe garantiert noch gar nicht die Richtigkeit der von ihm mitgeteilten Tatsachen.

Wir wollen keine Psychologie treiben. Daß Bakunin ein sehr „schwaches Gedächtnis“ hatte, daß er die schreiendsten Widersprüche in einem Briefe nicht merkte, haben wir schon früher gesehen. So ist er auch in diesem Briefe darüber empört, daß Liebknecht „auf bloßes Hörensagen hin“ ihn verleumbet, und bemerkt nicht, daß er selbst auf „bloßes Hörensagen hin“ Liebknecht als einen „niederträchtigen Schurken“ zu bezeichnen bereit ist. Seine einzige Quelle ist die Erzählung Wertheims. Und wie unzuverlässig Wertheim war,¹ hat er schon an demselben Tage erfahren.

Wir wissen nicht, was vorgekommen ist, welche Rücksprache Bakunin mit dem alten Weder hielt, dem „zu alten Weder“, wie Bakunin gewiß ohne Hintergedanken mit einer sonderbaren Delikatesse auf „bloßes Hörensagen hin“ ihm mitzuteilen beflissen war. Der alte Bürstenbinder Weder, obwohl ein echter Deutscher,² hatte mit Bakunin nicht nur das gemein, daß auch bei ihm „sein Propagandaeifer zuweilen mit seinem Kopfe durchbrannte“. Ebenso wie Bakunin führte er „in seinem Leibe den Satan“ und hatte obendrein noch viel reichlicher als jener bewiesen, daß er ebenso bereit sei, mit der Hand ohne Feder wie mit der Feder in der Hand zu manipulieren. Es ist wahrscheinlich, daß die beiden Alten — physisch waren sie einander ebenbürtig — lange gestritten und gepölkelt haben. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß „Papa Weder“ — vielleicht weil er nur mit seinem gesunden Verstand dachte — schon damals

¹ Bakunins Brief an Weder ist von einem Briefe Wertheims begleitet, der ebenfalls vom 4. August 1869 datiert ist.

² „Maz war der große Psychologe der Westeuropäer; vor allem kannte er den deutschen Menschen seiner Zeit, und der hatte nichts Ermutigendes für einen Revolutionär.“ Eine der feinen psychologischen Beobachtungen des „Genossen“ Drupbacher. Wir wissen leider nicht, ob sie ebenso „anregend“ auf Mehring wirkte wie andere, ebenso tiefe und feine „Sondierungen“ des neuen Völkerpsychologen.

Vakunin auf den sonderbaren Widerspruch in seinem Briefe hinwies, den Bernstein im Jahre 1908 nicht merkte: Liebknecht bezeichnete angeblich so kategorisch Vakunin als einen *notorischen* Agenten Rußlands, wofür er alle Beweise in seiner Hand hatte. Wie konnte derselbe Liebknecht der „geistige Urheber“ der Bebel'schen „Verleumdung“ sein, die doch nur von einem „wahrscheinlichen“ Agenten spricht.¹

Wie dem auch sei, Vakunin war gezwungen, einen neuen Brief zu schreiben. Dieser ist datiert „Le 5 Août 1869“, also einen Tag später.

Es erübrigt sich aber, ihn hier abzudrucken. Er ist fast in allen Teilen mit dem ersten identisch. Mit einem Unterschied. Alles, was Bebel anbelangt, ist weggelassen.² Wie die erste Version ist er für die eventuelle Öffentlichkeit geschrieben, nicht in dem Sinne, in dem Vakunin in seinem Briefe das Wort gebraucht. Schon „in der Gegenwart Wertheims“ ist für Vakunin gleichbedeutend mit der „Öffentlichkeit“. Sogar „Genosse“ Brupbacher ahnt es und sagt vorsichtig: „Liebknecht hatte unter Freunden in einer halböffentlichen Versammlung“, die gewiß „irgendwo und irgendwann“ stattfand, Vakunin angeklagt. Leider hat bis jetzt sogar Nettlau das Protokoll, gleichweige den Ort und die Zeit dieser Versammlung nicht „eruiert“. Genosse Bernstein verwandelt die Freunde in „verschiedene“, und Genosse Mehring schreibt getrost: Liebknecht *kolportiert*! Diesmal ist „Genosse“ Brupbacher mit seiner psychologischen Sonde glücklicher davongekommen.

Hat Weder Vakunins Wunsch erfüllt? Wir wissen es nicht, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er Liebknecht den Brief nicht zeigte. Öffentlich ist er in Eisenach nicht vorgelesen worden. Einen besseren Dienst konnte man Vakunin nicht erweisen. Liebknecht wurde zum Delegierten beim Baseler Kongreß gewählt, und in ein paar Wochen sollte er Vakunin in Basel persönlich treffen.

Bebel „als Verleumder“ wird also von Vakunin selbst ausgeschaltet. Von ihm ist auch weiter keine Rede mehr. Wir hoffen, daß Nettlau in der neuen Ausgabe seines großen Werkes alle liebenswürdigen Bemerkungen, die er in diesem Zusammenhang über Bebel sagte, zurücknehmen wird. Von Guillaume und vom „Genossen Brupbacher“ können wir derartiges schwerlich erwarten.

Und jetzt gehen wir an die „Reinwaschung“ Liebknechts. (Schluß folgt.)

Der erste Wahlkampf mit erweitertem Wahlrecht.

Von Oda Olberg (Rom).

Von vielen Seiten hat man die italienische Wahlrechtserweiterung als einen Sprung ins Dunkle bezeichnet. Die Voraussetzungen über den Ausgang waren schwächern und spärlich: man ahnte, daß die Urnen große Überraschungen bringen könnten. Nur das Ministerium glaubte sich seiner Sache

¹ Auf andere Wahrscheinlichkeiten komme ich später zurück. Vorläufig sei bemerkt, daß ich bis jetzt nur einen Brief von Bebel an Weder aus den sechziger Jahren gefunden habe.

² Von „Andererseits“ hat derselbe Freund“ bis „an ihn halten“ inklusive. Andere Unterschiede sind belanglose stilistische Änderungen. Auch dieser Brief wird von mir zusammen mit anderen Briefen Vakunins an Weder in kurzer Zeit veröffentlicht werden.

sicher: dem schien es, daß es recht genau in dem Dunkel sähe, und daß die Schar der neu ins politische Leben tretenden Wähler in erster Linie das Material vermehren würde, aus dem durch Korruption und Bedrohung die Regierung ihre Mehrheit schafft. Die große Überraschung, die die Wahlen gebracht haben, ist nun aber gerade die Tatsache, daß der Einflußbereich der Regierung, das Gebiet ihrer allmächtigen Wahlmacht, eine wesentliche Einschränkung erfahren hat.

Nicht daß das Kabinett seine Mehrheit eingebüßt hätte: davon ist nicht die Rede. Wenn zur Schande der alten Kammer gesagt werden muß, daß sie zu guter Letzt dem Ministerium Giolitti mit rund neun Zehntel ihrer Abgeordneten untertänig war, so wird das Kabinett in der neuen, auch nachdem die Verstärkung der Opposition ihre Anziehungskraft auf die unentschlossenen Elemente geltend gemacht haben wird, immer noch mit einer Zweidrittelmajorität rechnen können. Aber es ist doch schon eine erhebliche Verschiebung des Machtverhältnisses, die in diesen Zahlen zum Ausdruck kommt. Noch größer ist jedoch die andere, die sich aus der verschiedenen politischen Regsamkeit der ministeriellen und der oppositionellen Elemente ergibt. Immerhin hat freilich das Ministerium eine Mehrheit. Es geht nicht zahlenmäßig besiegt aus dem Kampfe hervor: aber es hat eine moralische Schlappe erlitten, wie sie seit Jahren keinem italienischen Kabinett geworden ist.

Diese Niederlage der Regierung kommt in zwei Tatsachen zum Ausdruck: in dem gewaltigen Vorstoß unserer Partei, die die Zahl ihrer Mandate von 25 auf 52 erhöht, und in der Auflehnung eines Teils von Süditalien und Sizilien gegen die Regierung, welche Auflehnung sich als eine machtvolle, die stolze Erwartungen übertreffende Reaktion gegen die Mißwirtschaft des Ministeriums, gegen die Mißwirtschaft aller bisherigen Ministerien in diesen Teilen Italiens kennzeichnet. Beide Erscheinungen, der sozialistische Machtzuwachs und die jähe Geberde, mit der Süditalien an seinem politischen Soche rüttelt, sind nicht durch scharfe Linien voneinander abgegrenzt: auch Süditalien hat sich hier und da dem Ministerium abgewendet, indem es sich der sozialistischen Partei zuwendete. Immerhin scheint es mir aber, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene Erscheinungen handelt, verschieden in ihren Voraussetzungen und Ursachen und verschieden in ihrer symptomatischen Bedeutung.

Was die Siege unserer Partei betrifft, die in so erfreulicher Weise unsere wenig optimistischen Voraussichten Lügen strafen, so bedeuten sie nur zum geringen Teil einen „Sprung“ vorwärts, vielmehr einen Schritt, der mit Wucht und Gleichmaß anderen Schritten folgt. Vielfach sind es recht lange Schritte gewesen, aber nie ist auf einmal eine von der Partei nicht geahnte Macht aus dem Boden gestampft worden, immer sind unter ihrem Angriff nur feindliche Stellungen gefallen, die man seit langem bedroht wußte, die die systematische Kleinarbeit langer Jahre untergraben hatte.

Dies geht unter anderem aus der Tatsache hervor, daß die geographische Verteilung der sozialistischen Mandate keinerlei Verschiebung erfährt. Überall, wo auf der Karte Italiens rote Flecken waren, haben sie sich ausgebreitet und um sich gefressen: wo sich unter dem früheren Wahlrecht nichts gezeigt hat, ist auch unter dem erweiterten nichts hervorgetreten. Einzig Neapel macht hier eine Ausnahme, auf die wir in der Folge zurückkommen werden.

In die frühere Kammer schickte der Piemont 8 Sozialisten, in der neuen verfügt er über 11 Mandate; seine Stimmengahl¹ erhöht sich von rund 86 000 auf 150 000. Die Lombardei steigt von 3 Mandaten auf 7 (von 65 000 auf 160 000 Stimmen), Venetien von 0 auf 4, worunter sich zwei früher schon uns gehörende Mandate befinden (von 30 000 auf 88 000 Stimmen); Ligurien von 1 auf 2 (von 19 000 auf 36 000 Stimmen), die Emilia und Romagna von 8 auf 16 (von 62 000 auf 155 000 Stimmen). Wenn also Oberitalien bisher 20 sozialistische Deputierte zählte, so hat es deren jetzt 40, hat sich also fast genau in demselben Verhältnis verstärkt als unsere Fraktion überhaupt. Gehen wir nun auf Mittelitalien über, so sehen wir Toskana den größten Vorstoß machen, indem es von 2 auf 7 Mandate kommt (von 34 000 auf 99 000 Stimmen), die Marken behaupten ihr einziges Mandat (von 14 000 auf 30 000 Stimmen); Latium büßt sein einziges ein (von 7500 auf 36 000). Wenn schließlich Süditalien und die Inseln bisher über kein Mandat verfügten, so entsenden sie in die neue Kammer 4 Parteigenossen. Erobert wurden Mandate in Neapel, in Gallipoli (Apulien), in Torre Annunziata, dem industriellen Vorort Neapels, und in Iglesias, dem Zentrum der Bleibergwerke Sardinien. (Die Stimmengahl Süditaliens erhöht sich von 22 000 auf 74 000.) In den drei letztgenannten Wahlkreisen hatte unsere Partei schon bei früheren Wahlen beachtenswerte Abstimmungen erzielt.

Wenn man von den 4 Mandaten Süditaliens und Sardinien absieht, so dürften die Eroberungen unserer Partei weniger als Früchte des allgemeinen Wahlrechts denn als die uns langsam zureisende Ernte sozialistischer Propaganda anzusehen sein. Voraussichtlich hätte Oberitalien dieselben Resultate ergeben, wenn diese Wahlen unter dem früheren Wahlrecht stattgefunden hätten: der Zustrom neuer Wähler dürfte im großen ganzen die Reaktion etwa in gleichem Maße gestärkt haben wie unsere Partei. Sonst wären wohl ruß- und sprungweise Fortschritte erzielt worden, und diese Fortschritte wären da am stärksten, wo der Wählerzuwachs am bedeutendsten war. Statt dessen sehen wir die sozialistische seit Jahren gründlich bearbeitete Emilia den größten Fortschritt machen, obwohl sie viel weniger Wählerzuwachs erhielt als zum Beispiel Latium und die Marken. Daneben sehen wir die bedeutenden Vorstöße der Großstädte, die heute 13 sozialistische Abgeordnete zählen. Mehr als die Vermehrung der Wähler dürfte die neue Wahlhandlung es unserer Partei erleichtert haben, ihre Kräfte zur Geltung zu bringen. Die neue Wahlprozedur, der man so großes Mißtrauen entgegengebracht hatte, leistet tatsächlich besser als die frühere Gewähr für die Geheimhaltung des Votums.

Auch in dieser Beziehung hat die Regierung die Wählerschaft nicht mehr so fest im Griff wie früher. Natürlich ist es vorgekommen — und sogar in recht ausgiebiger Weise —, daß die von Amts wegen ernannten Mitglieder der Wahlbureaus, die sich vorwiegend aus dem Richterstand rekrutierten,²

¹ Die Angaben über die Stimmengahl sind dem „Avanti“ entnommen und sind noch unvollständig. Der Prozentsatz der sozialistischen Stimmen ist noch nicht bekannt.

² Man macht hier mit Recht geltend, daß das neue Wahlgesetz rund 18 000 Angehörige des Richterstandes praktisch an der Ausübung ihres Wahlrechtes verhindert, indem es ihnen zur Pflicht macht, in Wahlkreisen, wo sie nicht wahlberechtigt sind, die Wahlbureaus zu bilden.

parteiisch auftraten, aber doch nicht in dem Maße wie die Wahlbureaus, die von den im Kampfe stehenden Kandidaten gebildet waren. Die Bestimmung, daß jeder Kandidat, der seine Kandidatur der Präfektur angemeldet hat, den Wahlbureaus zwei Vertrauensmänner beordnen kann, hat sich im großen ganzen durchaus bewährt. Auch scheint die Verwendung gedruckter Stimmzettel nicht nur eine Kontrolle des Votums, sondern auch das Androhen dieser Kontrolle und die dadurch erzielte einschüchternde Wirkung eingeschränkt zu haben. Sonst wäre es kaum zu verstehen, daß in einigen Wahlkreisen, wo die Regierung ihre äußersten Anstrengungen gemacht hat, um ihren Kandidaten zu retten, wie in Cento, wo der Chefredakteur der ministeriellen Tribuna kandidierte, in Mortara, dem Wahlkreis des Unterstaatssekretärs Vergamasco, der Sozialist das Mandat erobern konnte. Daß trotzdem, namentlich in Süditalien, Orgien der Korruption und der Einschüchterung gefeiert worden sind, sei ausdrücklich hervorgehoben.

Was unsere Partei gewonnen hat, dankt sie mehr der Wucht und Energie ihrer Propaganda und der durch den Krieg gezeitigten günstigen politischen Situation als der Wahlrechtserweiterung, womit ich wahrlich nicht sagen will, daß das neue Wahlrecht die Bedeutung des Wahlkampfes für den italienischen Sozialismus nicht erhöhte und vertiefte. Es tat das in gewaltigem Maße, indem es die Partei zu einem noch nie gesehenen Kraftaufwand aufstachelte, der in wochenlanger intensiver Agitation in Tausenden und aber Tausenden von Versammlungen das Wort des Sozialismus bis in das kleinste und am meisten vergessene Nest Italiens trug. Aber diese Folge des neuen Wahlrechts wird erst bei kommenden Wahlen in die Münze des Erfolges ausgeprägt werden.

Wenn so einerseits das politische Leben Italiens durch den Vormarsch der Sozialisten gesünderen Verhältnissen entgegengeführt wird, ohne daß hierbei vielleicht der Wahlrechtserweiterung eine entscheidende Rolle zukommt, so erleben wir gleichzeitig einen erlösenden Zustrom frischer Luft, der ausschließlich durch die Pforten eindringt, die das neue Recht aufgetan hat: nämlich die Auflehnung der süditalienischen Wählerschaft gegen die Regierung.

Auch hier handelt es sich um eine Erscheinung von großer politischer Tragweite für das ganze Land.

Man bedenke, daß im Süden und auf den Inseln das geeinigte Reich die bourbonische Mißwirtschaft fortgeführt und die Massen durch politische Rechtlosigkeit stumm gemacht hat. Diese Teile des Staates haben von der Einigung kaum etwas anderes gehabt als die Lasten. Steuerlasten, die das noch schwache Wirtschaftsleben niederbrückten, und deren Ertrag im Norden Eisenbahnen und Straßen entstehen, Flußregulierungen ausführen und Sümpfe austrocknen ließ. An Stelle der bescheidenen und geordneten Finanzpolitik der Bourbonen trat die Großstaatspolitik mit ihren die Leistungsfähigkeit des Landes weiter zurückslassenden Ansprüchen. Von den Bourbonen blieb die Malaria, das Latifundium und die politische Knete; in freilich gemilderter und abgeschwächter Form erhielt sich der Mangel an öffentlicher Sicherheit mit Überresten des Banditentums und der Analphabetismus, während die Billigkeit der Lebensmittel verschwand und ein Teil des süditalienischen Kapitals nach dem Norden wanderte. Außerdem wurde der Süden zu einer Art Strafkolonie für schlechte Beamte, für gewalttätige

Polizisten, für wurmstichige Existenzen der öffentlichen Verwaltungen: das Schlechteste war für ihn gerade gut genug.

Und wenn Süditalien bis jetzt das Messusgewand der politischen Einigung getragen hat ohne gewaltsame Versuche, es sich vom Leibe zu reißen, so ist daran ein weiteres bitteres Unrecht schuld, das man dem Süden getan hat. Ja, das eigentliche Unrecht gegen diese unglücklichen Gegenden liegt gerade hier: der bei der Einigung vorgefundene kulturelle Tiefstand, die geographische Lage, die Besitzverhältnisse usw. bedingten einen Teil der heutigen Notlage, so daß die Regierung hier nur der Vorwurf treffen kann, dem Süden für die unvermeidlichen Nachteile der Einigung nicht Ausgleich und gerechte Gegenleistung geboten zu haben; die Schuld der Regierung des geeinigten Staates begann, als sie die süditalienischen Lokalverwaltungen den herrschenden Cliquen auslieferte zum Lohne für parlamentarische Gefolgschaft. Die Tragödie der besitzlosen Klassen Süditaliens liegt hier, und hier liegt auch die Lösung des Geheimnisses, daß ein unter der Mißwirtschaft und Vernachlässigung der Zentralregierung fast erliegender Landesteil Jahrzehnte hindurch im Parlament die Leibgarde jeder Regierung gestellt hat. Man hat das Land aufgeteilt wie Feudalbesitz, hat die Bevölkerung recht- und wehrlos einigen Cliquen ausgeliefert, die die lokalen Verwaltungen, die Wohltätigkeitsanstalten, die öffentlichen Arbeiten dem eigenen Vorteil dienstbar machten, die Gemeindeämter mit ihren Leuten besetzten, die Steuern auf die Schultern der Armen legten, die Eröffnung von Schulen vereitelten, um den Besitzlosen mit der Elementarschulbildung das Wahlrecht vorzuenthalten. Diesen Cliquen wurde von der Regierung systematisch alles nachgesehen; es gab kaum eine Beugung oder Übertretung des Gesetzes, die ihnen nicht freigestanden hätte: als Gegenleistung forderte man nur, daß sie bei jedem Wahlkampf einen Abgeordneten nach dem Herzen des Ministeriums in die Kammer sandten. So schleppte die süditalienische Bevölkerung die erdrückende Last der lokalen Mißwirtschaft, um das System der zentralen Mißwirtschaft zu stützen und zu erhalten, das gerade am allerschwersten den Süden bedrückte, ihn wirtschaftlich verarmte und politisch und moralisch entwürdigte.

Den ersten erfolgreichen Versuch, dieses Doppelschloß zu zerbrechen, haben wir in den letzten Wahlen. In Sizilien, in Kalabrien, in Neapel haben auf einmal jene, die man politisch stumm erhalten hatte, ein Machtwort gesprochen. Früher hatte der Süden kein anderes Mittel, sich Gehör zu verschaffen, als die Massenkundgebung, bei der es dann oft nicht allzu friedlich zuging, bei der die Menge das Rathaus zu stürmen suchte, das für sie die Festung der Gegner, das Bollwerk der Ausbeutung bedeutete. Man stellte dann mit Blei die „Ordnung“ wieder her, und die bürgerliche Presse schrieb rührsame Sachen über die geringe politische Erziehung in Süditalien und über die Pflichten der herrschenden Klasse. Das Volk hörte man allein, wenn es die Sturmglocke läutete, und antwortete ihm nur allzu oft mit dem Knattern der Gewehre. Jetzt hat dieses selbe Volk im Wahlrecht eine Waffe und hat sich ihrer wirksam gegen seine Bedrücker bedient. Was niemand erwartet hatte, ist geschehen: die treuesten und anrühmigsten Parteigänger der Regierung hat der Sturmwind des erweiterten Wahlrechtes weggeblasen. Guarracino, eine der geborstenen Säulen des Justizpalastes, den noch in diesem Sommer sein Wahlkreis in seinem Mandat bestätigt hatte, ist in Torre Annunziata von der neuen Wählerschaft verworfen und durch einen Sozialisten

erlebt worden. Fulci, Fusco, Montagna, Romano, fast alle Abgeordnete Neapels und Palermos, lauter Leute, die zur Leibgarde Giolittis gehörten, sind fortgesetzt worden von der Wucht des Massenwillens. Viele von den jetzt Gefallenen, so Alberty in Neapel, Romano in Aversa, Montagna in Accerra, hatte man früher vergebens versucht der öffentlichen Verachtung preiszugeben, auf die ihnen ihre periodischen Ausflüge jenseits der Grenzen der Rechtsschaffenheit ein gutes Anrecht gaben: ihre Klientel rettete sie. Heute hat sich die neue Wählerschaft stärker erwiesen als die Klientel. Das ist eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung für ganz Süditalien. So sendet Neapel in die neue Kammer einen Parteigenossen, Lucci, zwei wilde Sozialisten, Cicotti und Altobelli, und mehrere bürgerliche Oppositionsmänner, darunter den früheren Parteigenossen Arturo Labriola. In einem kalabresischen Wahlkreis ist ein Syndikalist gewählt, in Sizilien 7 Reformisten, die die Regierung mit unsagbarer Heftigkeit bekämpft hatte. Auch die Tatsache der dreifachen Wahl des Exministers Nasi ist als ein Symptom der erstarkenden Opposition gegen Giolitti anzusehen und durchaus nicht als ein Zeichen moralischer Versumpfung. Nasi gilt in Sizilien als ein Opfer Giolittis, als ein unschuldig Verfolgter, der dieses Schicksal deshalb erleidet, weil er Sizilianer ist.

So ist der Regierung eine Opposition entstanden, wo sie sie am wenigsten gefürchtet hatte: die Bedeutung dieser Erscheinung reicht weit über ihre parlamentarischen Wirkungen hinaus. Die Wahlergebnisse in Süditalien zeigen uns, daß das erweiterte Wahlrecht neue Energien in das politische Leben des Landes bringen läßt, Energien, die man im Süden vermutete, aber vorderhand noch nicht für fähig hielt, sich zur Geltung zu bringen. Sie schließen die Verheißung ein, daß der Süden sich selbst sanieren kann, von unten herauf, durch seine bisher entrechteten Massen. Diese heutige Auflehnung gegen die Regierung hat als Gesamterscheinung noch nichts mit Sozialismus zu tun: aber sie legt einem System die Art an die Wurzel, unter dem es keine Arbeiterorganisation, keine Volksschulbildung, keine unbeeinflusste Rechtssprechung, keine ehrliche Verwaltung geben konnte. Sie schafft die Vorbedingungen für eine sozialistische Bewegung im Süden.

Was nun das mutmaßliche Verhalten der neuen Kammer betrifft, so bricht sich immer mehr die Auffassung Bahn, daß das Ministerium Giolitti nicht mehr lange am Ruder bleiben dürfte. Nicht daß ihm, numerisch gesprochen, die Mehrheit fehlte. Die Zahl der sogenannten Liberalen ist von 372 auf 305 zusammengeschmolzen: zahlenmäßig ist also die Mehrheit noch groß genug, um so mehr, wenn man im Auge hat, daß die 68 Radikalen (früher 51) ja auch ministeriell sind. Aber man darf nicht die Anziehungskraft vergessen, die die neue erstarkte sozialistische Opposition auf der einen, die klerikal konservative auf der anderen Seite auf die unentschiedenen und unsicheren Elemente der ministeriellen Mehrheit ausüben werden. Wenn in der früheren Kammer 40 Sozialisten und Reformisten saßen, so sind in der neuen deren 80, die Klerikalen und Klerikal-Konservativen sind von 21 auf 34 gestiegen. Zum Überfluß haben sich viele der „Liberalen“ schriftlich verpflichtet, gewisse klerikale Forderungen in der Kammer zu vertreten. Im Grunde sind also die Ministeriellen nur bedingt ministeriell: will Giolitti sich nach rechts wenden, was übrigens bei dem hohen Wert, den er auf die demokratische Pose legt, sehr unwahrscheinlich ist, so verdirbt er es mit den Radikalen, die schon wiederholt angedeutet haben, daß sie seiner Diktatur und der Nichtachtung

müde sind, die er für sie, die doch vier Vertreter im Kabinett haben, an den Tag zu legen pflegt. Will er nach links, so wird er mit Schrecken gewahr werden, wieviel Mitglieder seiner Mehrheit den Klerikalen verpflichtet sind. Eine Konzentration der reaktionären Elemente: der Konservativen, Klerikalen und den Klerikalen verpflichteten Liberalen dürfte ungefähr dem antiklerikalen Teil der Ministeriellen, den Radikalen und der äußersten Linken die Waagschale halten. Mit einer solchen Kammer ist schwer zu regieren, besonders solange sie noch frisch gewählt ist. Daher dürfte Giolitti bald einen Nachfolger berufen, dem er den angenehmen Sitz zwischen den zwei Stühlen anbietet.

Der Ministerpräsident kann sich nicht einmal auf die Zeit verlassen, mit deren Fähigkeit, Rat zu bringen, er so oft und so erfolgreich gerechnet hat. Er muß sich gleich mit der Kammer auseinandersetzen, und zwar in einer Frage, in der sich die ganze Opposition automatisch gegen ihn zusammenschließt: in der der Wahlbeeinflussung. In vielen Orten sind die Wahlen mit skandalösen Methoden vorgenommen worden. Wiederholt, sogar in Rom selbst, hat sich die Polizei geweigert, bei zweifellos festgestellter Wahlbestechung die Verfechter des Regierungskandidaten zu verhaften. In Süditalien hat man Roheitsverbrecher aus den Gefängnissen entlassen, damit sie ihre „Überzeugungskraft“ zugunsten der Kandidaten des Ministeriums in die Waagschale werfen. Auch hat man durch systematische Verschleppung der Formalitäten die Wahlhandlung gelegentlich so verzögert, daß ein Teil der Wahlberechtigten überhaupt nicht wählen konnte. Mit einem Wort: Giolittis bekannte und berücksichtigte Wahlmethoden haben sich nach Kräften den Bestimmungen des neuen Gesetzes angepaßt. Daß dieses ihnen nicht die breite Angriffsfläche bietet wie das frühere, ist sicher nicht Giolittis Verdienst.

Eine zweite Frage, die vor dem Ende des Jahres vor die Kammer kommen muß, ist die der Ausgaben für Libyen. Bis zum 31. Dezember sind die Ausgaben für die neue Kolonie der parlamentarischen Kontrolle entzogen: das Parlament hat sich durch ein Gesetz des Rechtes der vorherigen Bewilligung begeben. Mit dem neuen Jahre muß sich aber die Regierung die Gelder, die sie für Libyen braucht, bewilligen lassen, und sie hat da einen zweiten Zusammenstoß mit der Opposition auszuhalten, falls sie den ersten und schlimmeren, den wegen der Wahlmache, überstehen sollte. Alles in allem: Zahlenverhältnis und Kampflust der Parteien, Wahlskandale, Finanzsorgen, Geldbedarf für die Kolonie usw.: das bedeutet eine so ungemütliche Situation, wie sie Giolitti mit Vorliebe seinen Nachfolgern gönnt.

Daß schon jetzt von verschiedenen Seiten, nicht nur von dem Reformisten Bissolati, sondern auch von dem Sozialisten Graziadei die Möglichkeit vorausgesehen wird, ein radikales Ministerium mit sozialistischer Unterstützung entstehen zu sehen, daß einem Anschlag der vereinigten Reaktion auf das Wahlrecht vorbeugen sollte, sei nur der Merkwürdigkeit halber erwähnt. Sicher stellen sich die Zahlenverhältnisse in der neuen Kammer so dar, daß man mit der vereinigten Opposition der Sozialisten und der Klerikalen nicht regieren kann, daß, wenn Reformisten und Republikaner sich auf sich selbst besinnen, der demokratisch-liberale Ruddelmuddel, dem die Sozialisten zu rot und die Klerikalen zu schwarz sind, keine Lebensmöglichkeit besitzt. Daher taucht schon jetzt der Gedanke auf, daß man, um ein künftiges Kabinett nicht den Klerikalen in die Arme zu treiben (den Klerikalen und ihren liberalen „Halb-

partnern“), ihm sozialistische Unterstützung sichern müßte. Man vergißt dabei, daß die italienische Partei nach den mit dem sozialistischen Ministerialismus gemachten Erfahrungen diesen mehr fürchten gelernt hat als ein klerikales Experiment.

Die Nachwirkungen der Wahlen lassen sich natürlich heute noch nicht annähernd ermessen. Von Bedeutung sind die Rückschläge auf die kommunalen Verwaltungen, namentlich in der Hauptstadt. Hier hat wieder alles Erwarten der antiklerikale Block, dem bis zum Parteitag von Reggio auch die Sozialisten angehörten, von seinen fünf Kandidaten nur drei durchgebracht. Die beiden übrigen Wahlkreise sind zwei klerikalen Nationalisten zugefallen, deren Wahlen zwar wegen ausgedehnter Wahlbestechung¹ beanstandet sind, die man aber zweifellos bestätigen wird. Unterlegen ist in Rom I ein Parteigenosse, Campanozzi, der erst in der Stichwahl Kandidat des Blocks wurde; beim ersten Wahlgang war der Blockkandidat der Radikale Borghese. Die Demissionen des vom Bürgermeister Nathan geleiteten Stadtrats machen die Übernahme der Verwaltung durch einen königlichen Kommissär nötig, auf welche Periode des Ausnahmezustandes dann die Neuwahlen nach erweitertem Wahlrecht folgen. Bei dieser Gelegenheit werden die Klerikalen in Rom ihren höchsten Kraftaufwand machen. Trotz der Aufrechterhaltung des „non expedit“ haben bei den Stichwahlen Duzende von Priestern in geistlichem Gewand gestimmt. Sieben Automobile voller Mönche wollten den Nationalisten mit ihren Stimmen beglücken, kamen aber erst in dem Augenblick an, wo unsere Genossen die Abstimmung schließen ließen.

Während in Rom der Sieg der Klerikalen die Krise der Stadtverwaltung herbeiführt, hat in Mailand, Turin, Bologna und in vielen anderen Städten der Sieg unserer Genossen dieselbe Folge für die konservativen Gemeinderäte. In Südtalien kann man sich auf schwere Kämpfe um die Stadtverwaltungen gefaßt machen: diese stellen gerade den Mittelpunkt und das Werkzeug dar für die Bedrückung und Vergewaltigung der Mittellofen. Wer sie in Händen hat, wird sie mit allen Mitteln verteidigen, mit der Energie, mit der man vorteilhafte Positionen verteidigt.

So haben die neuen Massen, denen Giolitti in zuversichtlicher Nichtachtung das Wahlrecht verliehen hat, die Regierung gerade da erschüttert, wo sie sich am sichersten wähnte: im Süden. Und gleichzeitig setzt im Norden, in den Großstädten, in den industriellen Zentren, auf dem flachen Lande der Sozialismus seinen Vormarsch fort, den weder die Ränke der Gegner noch unsere eigenen Irrtümer je aufzuhalten vermocht haben. Die bürgerlichen Parteien suchen sich und anderen einzureden, daß die sozialistischen Fortschritte der Unwissenheit der Massen zu danken sind. Das ist viel tröstlicher, als sich zu sagen, daß die Kolonialpolitik und ihre unheilvollen Folgen, der verlogene Opportunismus der Regierung, die Unfruchtbarkeit ihrer Sozial-

¹ In einer der römischen Wahlsektionen stellte sich ein armer Teufel vor, der, ganz verwirrt durch die vielen fremden und forschenden Gesichter im Wahllokal, ängstlich einen Zünflirechein aus der Tasche holte und sagte: Den habe ich bekommen, was muß ich tun? In einer anderen Sektion desselben ersten Wahlkreises hat man in Karren ein ganzes Mhl von Krüppeln und Blinden an die Urnen geschleppt (öffentliche Unterstützung beraubt nach dem neuen Gesetz nicht des Wahlrechtes), bis sich das Publikum gegen diese unmenschliche Verwertung Unglücklicher und Abhängiger als Stimmvieh in energischer Weise auflehnte.

politik, die stets steigende Last der Militärausgaben das Maß des Unwillens voll gemacht und die Köpfe für die Aufnahme der sozialistischen Propaganda vorbereitet haben. Uns kann es recht sein, wenn die Bourgeoisie glaubt, der Analphabetismus gereiche unserer Partei zum Vorteil. Dann wird sie ihn in der Folge ebenso energisch bekämpfen, wie sie ihn bisher im Süden erhalten hat, als man das Alphabet zur Vorbedingung politischer Rechte machte. Der Kampf, den die Bourgeoisie im Zeichen der Volksschule gegen unsere Propaganda aufnimmt, soll den Sozialisten willkommen sein. In erster Linie muß die Volksschule die Grenze verwischen, die Oberitalien von dem übrigen Teil des Landes trennt: heute kommen von 52 Sozialisten allein 40 auf Oberitalien. Will die Bourgeoisie trachten, durch Ausbau der Volksschule diese Ungleichheit aufzuheben, so wird unsere Partei durch Propaganda und Organisation dem gleichen Ziele zustreben.

Leider ist es der italienischen Bourgeoisie nicht ernst mit ihrem Glauben an die sozialistenbekämpfende Wirkung des Alphabets. Es beunruhigt sie gar nicht, daß die Massen unwissend, es beunruhigt sie vielmehr, daß sie nicht rechtlos sind. Nicht der Unwissenheit des Volkes, sondern den Rechten des Volkes gilt der Kampf. Die Reaktion hat diese Rechte gering angeschlagen, weil sie sie in den Händen der Analphabeten für unschädlich hielt, ja für ein Mittel, die Massen nur um so besser zu gängeln. Die Hoffnung hat getrogen, und der herrschenden Klasse bangt vor dem Recht, das sie leichten Sinnes verliehen hat. Weil es aber gar so reaktionär klingt, zu sagen, daß eine Bedrohung ihrer Machtstellung in den politischen Rechten der Massen liegt, schiebt sie der Unwissenheit der Massen die Schuld zu. Ungeachtet dieser journalistischen Formel wird aber die italienische Bourgeoisie nach der Erfahrung vom 26. Oktober ihren Kampf gegen das Recht der Massen und nicht gegen ihre Unwissenheit richten. Und unsere Partei wird fortfahren, in der Schule und in allem, was den Geist der Massen befreit, die Vorbedingungen zu verteidigen für eine den Zwecken des Sozialismus und den Zwecken der Kultur entsprechende Ausübung der Massenrechte. Der sozialistische Sieg des italienischen Proletariats war freilich kein Sieg des Analphabetismus: er wird vielmehr ein wesentlicher Schritt sein, diesen mit allem, was drum und dran hängt, mit Aberglauben und Knechtsinn, mit Stumpfheit und Käuflichkeit, endlich zu überwinden. In diesem Sinne stellt er den Anfang zur Eroberung des allgemeinen Wahlrechts dar: dies kann nicht durch ein Gesetz geschenkt, es muß von den Massen in Arbeit und Kampf errungen werden.

Zeitschriftenchau.

Im Oktoberheft des „Kampf“ bezeichnet in einem „Der Grundsatz der Individualisierung im österreichischen Strafgesetzentwurf“ betitelten Artikel Otto Lang (Zürich) als die beiden wichtigsten Forderungen, die wir an das neue Strafrecht stellen: die individualisierende Behandlung jedes Straffalles und größtmögliche Ökonomie in den Strafandrohungen und bei der Strafzumessung, um die Empfindlichkeit gegen die Strafe zu erhöhen. Hierauf untersucht er einige wichtigere Abschnitte des österreichischen Strafgesetzentwurfes daraufhin, ob sie dem Grundsatz der Individualisierung gerecht werden. Er zeigt in eingehender Besprechung und in häufiger Vergleichung mit dem schweizerischen Entwurf, daß der neue Entwurf wohl manche Fortschritte anbahnt, aber in sehr vielen Punkten noch eine Ver-

besserung erheischt, und legt dar, in welcher Richtung diese Verbesserungen vorzunehmen wären.

Je mehr aber die Forderung nach Individualisierung im Strafrecht erfüllt wird, desto mehr hängt es vom Verständnis und dem guten Willen des Richters ab, in welchem Umfang die guten Absichten des Gesetzes verwirklicht werden. Die Strafrechtsreform bleibt darum nur Stückwerk, wenn nicht die Gerichtsverfassung und der Strafprozeß, namentlich aber die Wahl der Richter Garantien dafür bieten, daß die im Gesetz niedergelegten guten Gedanken und Absichten in der Praxis wirksam werden.

Wilhelm Ellenbogen wendet sich in einem Artikel „**Geschworenengerichte und Parteiprogramm**“ gegen die von Friedrich Adler im Septemberheft des „Kampf“ erhobene Forderung nach der Wahl aller Richter durch das Volk. Schon bei der Redaktion des Parteiprogrammes auf dem Parteitag 1901 habe er sich für die Streichung der Forderung nach der Wahl der Geschworenen auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes eingesetzt, ohne damit durchzudringen. Seither habe es sich aber noch deutlicher gezeigt, daß die Wahl der Geschworenen wenigstens für Österreich nur schädlich wirken würde. Die Geschworenen in einen Wahlkampf hineinzuziehen, heißt sie zwingen, sich zu einer bestimmten politischen Partei zu bekennen. In den national gemischten Ländern würde die ganze Institution der Geschworenengerichte nationalistisch verseucht werden. In Wien würden die Schlagworte von der Rettung des kleinen Mannes, von der Vaterlandslösigkeit der Sozialdemokratie, dem Judentum, den blutigen Arbeitergroßden, der freien Liebe usw. entscheidend sein. Das Resultat des Wahlkampfes wären deutsch-radikale, deutschgelbe, jungtschechische, sozialdemokratische usw. Geschworenengerichte. Die Leidenschaft des Wahlkampfes würde den gewählten Richtern die einseitigste Parteauffassung aufdrängen, das schlechte Niveau der Geschworenenlisten würde noch tiefer herabgedrückt werden.

Aber um die Unabhängigkeit der Geschworenen zu erreichen, ist die Wahl nicht notwendig. Es genügt die Bestimmung, daß alle eigenberechtigten rechtlichen Personen, mindestens aber zunächst die männlichen, die Geschworenenliste zu bilden haben, aus der für eine bestimmte Schwurgerichtssession die Auslosung von zwölf Geschworenen nach bestimmten Normen zu erfolgen hat. Die Wählerliste des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes für das Parlament, eventuell mit einer höheren Altersgrenze, hätte zugleich die Geschworenenliste zu bilden.

Die in Österreich übliche Fälschung der Wählerlisten durch Aufnahme Toter, Fernverzogener, Nichtregistrierender und durch Weglassung von Wahlberechtigten könnte durch Einführung permanenter Wählerlisten, die alle Jahre zu bestimmter Frist öffentlich aufzulegen sind, wesentlich erschwert werden. Ob die Auslosung direkt aus der Urliste erfolgen soll oder ob die Urliste in vier Kurien zu teilen ist: 1. Akademiker, 2. Großbesitzer, 3. Kleinbürger und Bauern, 4. Arbeiter, aus deren jeder für jedes Geschworenengericht je drei Mitglieder auszulosen wären, ist eine Frage zweiter Ordnung.

Der obengenannte Punkt unseres Parteiprogrammes sollte darum geändert werden und folgende Fassung erhalten: Auslosung der Geschworenen aus einer alle eigenberechtigten, nicht wegen ehrlosen Deliktes vorbestraften Personen umfassenden, nach bestimmten gesetzlichen Normen unparteiisch festzusetzenden, ständig zu führenden und alljährlich einmal öffentlich aufzulegenden Liste.

Außerdem enthält diese Nummer noch drei Artikel, in denen die Frage der Obstruktion diskutiert wird, mit der sich seitdem der Wiener Parteitag in ausgiebiger Weise beschäftigt hat.

a. s.



1. Band Nr. 8

Ausgegeben am 21. November 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Gefahren des Reformismus.

Von **Otto Bauer** (Wien).

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Österreich, der in den ersten Novembertagen in Wien tagte, verdient auch außerhalb der österreichischen Reichsgrenze die Beachtung unserer Parteigenossen. Denn so eigenartig sich auch der Klassenkampf des Proletariats unter den besonderen Bedingungen des österreichischen Staatswesens gestaltet, so verschieden auch sein Verlauf sein mag von dem einfachen, geradelinigen Entwicklungsgang in anderen, national einheitlichen Ländern, so war doch auch dieser Parteitag beherrscht von derselben großen Frage, die seit vielen Jahren die Grundfrage aller internationalen Kongresse und aller nationalen Parteitage der internationalen Sozialdemokratie ist: von dem Kampfe zwischen dem reformistischen und dem revolutionären Sozialismus. Und das Auftauchen dieser Frage in der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie ist um so bemerkenswerter, da hier kein Streit über die Theorie des Sozialismus, sondern bittere Erfahrung politischer Praxis das große allgemeine Problem des Sozialismus auf die Tagesordnung gestellt hat.

Bis zum Jahre 1904 war die österreichische Sozialdemokratie eine kleine Partei. In den Jahren 1904 bis 1907 ist sie sprunghaft gewachsen. Die Prosperitätsperiode ermöglichte damals ein gewaltiges Wachstum der Gewerkschaften; sie konnten ihren Mitgliederstand in drei Jahren von 189 000 auf 501 000 erhöhen. In überaus vielen Lohnkämpfen wurden Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, vorteilhafte Tarifverträge errungen. Und mit diesen großen Erfolgen im wirtschaftlichen Kampfe paarte sich der große politische Sieg. Der ungarische Militärkonflikt, der die Krone zwang, das Adelsparlament mit dem allgemeinen Stimmrecht zu bedrohen, gab der österreichischen Arbeiterklasse den Anlaß, den Wahlrechtskampf auch in Österreich zu entfesseln. Die russische Revolution gab diesem Kampfe Wucht und Gewalt. Im Bunde mit der Krone und der Bürokratie zertrümmerte das Proletariat die Wahlrechtsprivilegien des Feudaladels und der Bourgeoisie.

Diese großen Siege führten neue Massen in das Lager der Sozialdemokratie. Die Denkweise dieser Massen aber war durchaus reformistisch.

Sie waren für die Partei gewonnen worden durch die werbende Kraft unserer Siege in den Jahren 1904 bis 1907. Sie erwarteten eine endlose Kette solcher Siege. Sie begrüßten vor allem das neue Parlament des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes mit den überschwenglichsten Hoffnungen. Das alte Privilegienparlament war der Arbeiterklasse alles schuldig geblieben; mußte es jetzt nicht anders werden, da das Proletariat sich in kühnem Ansturm das „Volksparlament“ erstritten hatte? So hofften die Arbeitermassen, der Eroberung des allgemeinen Wahlrechtes werde eine große Ära sozialer Reformen, ein friedlicher und schneller Aufstieg des Proletariats, die allmähliche „Aushöhlung“ des Kapitalismus folgen. Diese reformistische Denkweise der Massen war in Österreich nicht das Produkt bewußter revisionistischer Propaganda, sondern das unvermeidliche Ergebnis der großen Siege in der Epoche 1904 bis 1907. Aber die reformistischen Hoffnungen mußten auch hier zu bitterer Enttäuschung führen.

Zunächst wurde die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse empfindlich verschlechtert. Die Teuerung brach herein. Ihr folgte die industrielle Depression. Wir hatten im Jahre 1908 eine schwere Wirtschaftskrise. Die Erholung wurde erschwert im Jahre 1909 durch die Kriegsgefahr, die der Annexion Bosniens folgte, in den Jahren 1910 und 1911 durch die Wirkung zweier schlechter Ernten. Im Herbst 1912 aber brach infolge der Balkanwirren eine Krise von solcher Schwere herein, wie sie Österreich seit den siebziger Jahren nicht erlebt hat. Die Unternehmerverbände, infolge der großen Erfolge der Gewerkschaften in der vergangenen Periode erstarrt, nutzten die für die Arbeiterklasse ungünstige Konjunktur aus. Seit 1907 sind auch die Löhne der vollbeschäftigten Arbeiter viel langsamer gestiegen als die Preise der Lebensmittel und der Wohnungen. Einem großen Teile der Arbeiterklasse aber wurde durch Feierschichten das Lohn Einkommen empfindlich gekürzt. Und Zehntausende sind seit vielen Monaten ohne Arbeit.

In diese Zeit einer furchtbaren Verelendung der Arbeiterklasse fiel die folgenschwere Wendung der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns. Die Balkanpolitik der Monarchie, friedlich und still in der Zeit des Münzsteiger Abkommens (1903 bis 1908), wurde gewalttätig und gefährlich, seitdem Graf Threnthal durch die Ankündigung des Baues der Sandshafbahn das Abkommen mit Rußland zerriß. Die Annexion Bosniens und die serbenfeindliche Politik des letzten Jahres brachten Österreich-Ungarn zweimal binnen vier Jahren in ernste Kriegsgefahr. Zweimal binnen vier Jahren wurden große Teile des Heeres auf Kriegstand gesetzt. Im letzten Jahre standen Zehntausende Reservisten, Zehntausende Familienväter volle acht Monate an der serbischen Grenze. Der Militarismus verdoppelte seine Anstrengungen. Im Jahre 1911 ging Österreich-Ungarn, das bis dahin keine beträchtliche Kriegsflotte besaß, zum Bau eines Dreadnoughtgeschwaders über. Im Jahre 1912 wurde der jährliche Rekrutenstand auf einen Schlag um die Hälfte vermehrt. Mit alledem veränderte sich die Stellung der herrschenden Klassen zur Sozialdemokratie. War die Arbeiterklasse der Krone in den Jahren 1905 und 1906 ein willkommenes Bundesgenosse gegen das Privilegienparlament gewesen, so galt ihr jetzt die Sozialdemokratie, der einzige ernsthafte Gegner des Imperialismus und des Militarismus, als der Feind. Die Verwaltungsbehörden und die Gerichte traten der Arbeiterschaft feindseliger denn je entgegen.

Das Parlament stand dieser Entwicklung ohnmächtig, einflußlos gegenüber. Die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes hat den Kampf der österreichischen Nationen um die Macht verbreitert, kompliziert, verschärft. Nationen, die der Zensus nicht hatte zu Worte kommen lassen, traten erst nach der Demokratisierung des Wahlrechtes in ihrer vollen Kraft auf die geschichtliche Bühne: so die Ruthenen und die Slowenen. Die Entwicklung der letzten Jahre hat beider Selbstbewußtsein gestärkt: die russische Revolution das der Ruthenen, die Siege der Südslawen auf der Balkanhalbinsel das der Slowenen. Jung, unbefriedigt, sozial noch ganz undifferenziert, setzten sie ihre ganze Volkskraft in ihren Kämpfen für eine Universalität, für eine Landtagswahlreform, für eine stärkere Vertretung in der Bureaucratie ein. Und da die kleinen Völker nicht hoffen können, die Mehrheit im Parlament für ihre Forderungen zu gewinnen, bedienten sie sich, um die Erfüllung ihrer Wünsche zu erpressen, der Waffe der Obstruktion. Die großen Nationen aber — Deutsche, Tschechen, Polen — wagten es nicht, ihnen diese Waffe zu entreißen. Denn auch von ihnen verfügt keine über die Mehrheit im Parlament. Auch von ihnen fürchtet jede die Möglichkeit, von einer ihr feindlichen Koalition majorisiert zu werden. Auch von ihnen will sich daher jede die Möglichkeit der Obstruktion erhalten. Da jede Nation das Recht auf Obstruktion als eine unentbehrliche Schutzwehr betrachtet, mußte das Parlament es ertragen, daß zwei Duzend Ruthenen oder Slowenen immer wieder jede parlamentarische Arbeit unmöglich machten. Da die Volksvertretung entscheidungsunfähig wurde, riß die Bureaucratie die Entscheidung an sich. Auf Grund des berücktigten § 14 des Staatsgrundgesetzes obstruierte sie dem Reiche Gesetze ohne Zustimmung des Reichsrats.

Aber auch zu Zeiten, in denen das Parlament nicht durch Obstruktion gelähmt war, sah es ganz anders aus, als die proletarische Masse gehofft hatte. Auch in Österreich hat sich überaus schnell die Verschärfung der Klassengegensätze vollzogen. Die Erfolge der Gewerkschaften haben die Handwerksmeister in die Gefolgschaft der Großindustrie getrieben. Das Wachstum der Konsumvereine hat die Kleinhändler mit wildem Haß gegen die Arbeiterklasse erfüllt. Die Kämpfe um die Getreidezölle und die Vieheinfuhrverbote und die Steigerung der Arbeitslöhne in der Landwirtschaft infolge der Deutenot haben Bauern und Grundherren gegen die Sozialdemokratie mobilisiert. Die Tendenz zur Vereinigung aller besitzenden Klassen gegen das Proletariat wurde durch die Wahlreform gestärkt. Denn hatten früher die bürgerlichen Parteien in den Zensuskurien gegeneinander ungestört kämpfen können, so sahen sie sich nun allesamt von der Sozialdemokratie bedroht. Von einem Häuflein Freisinniger in Wien abgesehen, vereinigten sich im deutschen Sprachgebiet alle bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie. Im Parlament stieß jeder Versuch, Arbeiterchutzgesetze durchzusetzen, auf den Widerstand aller bürgerlichen Parteien. Die „eine reaktionäre Masse“ ist hier zur Tatsache geworden.

So war es ganz anders gekommen, als die Masse gehofft hatte. Statt der erwarteten Ära der „positiven Erfolge“, der sozialen Reformen, der „Aushöhlung des Kapitalismus“ kam eine Epoche der Teuerung und der Wirtschaftskrise, der Kriegsrüstungen und der Mobilisierungen, der nationalistischen Obstruktion und des absolutistischen Diktats, der Koalierung der bürgerlichen Parteien gegen uns und des Stillstandes der sozialpolitischen Gesetzgebung.

Die Masse hoffte zunächst, durch taktische Kunstgriffe dieser Entwicklung entgegenwirken zu können.

Wir hatten in den Jahren 1905 bis 1907 im Bunde mit der Krone den Widerstand des Adels und der Bourgeoisie gegen das gleiche Wahlrecht gebrochen. Auch nach der Wahlreform glaubten viele noch an die Möglichkeit einer Kooperation der internationalen Sozialdemokratie mit der Regierung des internationalen Staates gegen den bourgeois Nationalismus. Die Anwesenheit einiger Sozialdemokraten bei der Thronrede im Jahre 1907 und der Hofgang Bernerstorffers waren Symptome dieser Stimmung. Seitdem sich aber die Krone von der Demokratie abgewendet; seitdem sie in Ungarn mit dem Feudaladel wieder Frieden geschlossen, das allgemeine und gleiche Wahlrecht fallen gelassen, die Diktatur Tiszas eingesetzt hat; seitdem Imperialismus und Militarismus die Arbeiterklasse zum Kampfe wider die Politik der herrschenden Klassen zwingen, ist die Hoffnung auf ein Zusammenwirken, wie es in den Jahren 1905 und 1906 möglich war, dahin. Unmittelbar nach der Annexionskrise erklärte der Parteitag in Reichenberg (1909), daß taktische Experimente von der Art des Hofgangs Bernerstorffers nicht wiederholt werden dürften.

War es unmöglich, die erhofften sozialen Reformen im Bunde mit der Regierung zu erlangen, so suchte man sie nun im Kampfe gegen die Regierung zu erzwingen. In den Jahren 1905 bis 1907 war die Straßendemonstration unser wichtigstes Kampfmittel gewesen. Und weil unter den besonders günstigen Umständen jener Zeit — der Zeit des ungarischen Militärkonfliktes und der russischen Revolution — die Straßendemonstration zum Siege geführt hatte, glaubte die Masse, daß die Straßendemonstration unter allen Umständen, in jeder Zeit ein unfehlbares Kampfmittel sei. Im Kampfe gegen die Lebensmittelteuerung wurde diese Waffe wiederholt gehandhabt. Und da die friedlichen Straßendemonstrationen erfolglos blieben, steigerte die Masse — trotz aller Mahnungen und Warnungen besonnener Vertrauensmänner — am 17. September 1911 die Straßendemonstration zur Revolte. Sie erreichte damit nichts anderes als die blutige Rache der Staatsgewalt.

Ohnmächtig, selbst den Gang der Entwicklung zu ändern, setzte die Masse ihre Hoffnung wieder auf ihre Vertreter im Parlament. Immer noch glaubte sie, die erhofften Erfolge könnten gar nicht ausbleiben, wenn sich nur unsere Abgeordneten aller zweckdienlichen Mittel bedienten. Zuweilen trat dieser Wahn der Masse ganz naiv hervor; so hat zum Beispiel einmal eine aus Arbeitern einer Staatsbahnwerkstätte zusammengesetzte Organisation gedroht, sie werde die Parteisteuer nicht mehr abführen, wenn die Fraktion nicht endlich eine Lohnerhöhung für die Staatsbahnarbeiter durchsetze! Immer fester setzte sich in den Köpfen vieler Parteigenossen der Glaube fest, nur eine falsche Taktik der Fraktion könne schuld sein, wenn die erhofften „Erfolge“ nicht kommen. Allmählich verdichtete sich dieser Glaube zum Verlangen nach der Obstruktion. Die Masse hörte, daß zwei Duzend Ruthenen jede Arbeit im Parlament unmöglich machen. Warum tun unsere Abgeordneten nicht dergleichen? Warum begnügen sie sich damit, gegen die Regierung zu reden und zu stimmen, statt durch Obstruktion Zugeständnisse an die Arbeiterklasse zu erzwingen?

So legten denn die Bezirksorganisationen Wien-Meidling und Graz dem Parteitag Anträge vor, in denen gefordert wurde, daß die Fraktion sich mit

der bloßen Opposition nicht begnüge, sondern die Regierungsvorlagen, insbesondere die Forderungen der Seeresverwaltung so lange obstruiere, bis die Alters- und Invalidenversicherung und die Erfüllung einiger aktuellen sozialpolitischen Forderungen durchgeführt werde. Daß die Denkreise, aus der diese Anträge hervorgingen, sehr weit verbreitet ist, hat die Debatte auf dem Parteitag unzweifelhaft gezeigt. Ein Teil der Wiener Delegierten, die Delegierten der Steiermark, Salzburgs und Vorarlbergs traten für diese Anträge ein.

Der Parteivorstand und die Fraktion bekämpften sie. Sie hielten ihnen entgegen, in welcher Lage sich Österreich heute befindet: Schon hat die jahrelange Obstruktion im böhmischen Landtag dazu geführt, daß an die Stelle der durch die Obstruktion zerstörten autonomen Landesverwaltung der bureaukratische Absolutismus getreten ist. Ähnliches bereitet sich auch in Galizien vor. Bald werden in allen national gemischten Ländern die Landtage ausgeschaltet sein und an ihre Stelle von der Regierung ernannte „Verwaltungskommissionen“ treten. Und wie die Obstruktion in den Ländern dem Absolutismus den Weg gebahnt hat, so auch im Reiche. Kein Parlament kann bestehen, wenn heute die, morgen jene Partei durch Obstruktion jede Arbeit verhindert. Wird das Parlament durch fortwährende Obstruktion entscheidungsunfähig, dann bleibt nur noch die Alternative: entweder eine Geschäftsordnungsreform, die jede Obstruktion unmöglich macht und alle Minderheiten der schrankenlosen Herrschaft der jeweiligen Mehrheit unterwirft, oder die vollständige Ausschaltung des Parlaments, der Absolutismus.

Bisher ist die Obstruktion eine Waffe im nationalen Kampfe gewesen. Griffen die Sozialdemokraten zur Obstruktion, dann würde sie zur Waffe im Klassenkampf. Jede Klasse würde sich dann dieser Waffe bedienen: heute die Arbeiter, morgen die Bünztler; heute die Agrarier, morgen die Industriellen. Schon die nationale Obstruktion hat das Parlament erschüttert, dem § 14 den Weg gebahnt. Die sozialpolitische Obstruktion würde das Parlament gänzlich zerstören, den Absolutismus in den Sattel setzen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Parlament zu zerstören; es wird vielmehr auch in Zukunft unsere Pflicht sein, an den Bemühungen um eine Geschäftsordnungsreform mitzuwirken, die die Möglichkeiten der Obstruktion einschränkt, das Entscheidungsrecht der Mehrheit, ohne das der Parlamentarismus nicht sein kann, wiederherstellt und dadurch das Parlament gegen die wachsende Gefahr des Absolutismus schützt.

Der Parteitag konnte sich der Kraft dieser Argumente nicht verschließen. Er nahm nach langer Debatte einen Antrag der Delegierten Deutschböhmens an, der die Obstruktion als eine normale parlamentarische Waffe ablehnt, sie nur als letztes, äußerstes Mittel parlamentarischer Abwehr für anwendbar erklärt.

Aber so wichtig diese Entscheidung auch ist, bildet sie doch nicht die große Leistung dieses Parteitags. Viel wichtiger ist, daß die Debatte über die Obstruktion zu einer Auseinandersetzung über unser ganzes Verhältnis zum Parlamentarismus, zum bürgerlichen Staate überhaupt geführt hat. Die ganze Debatte wurde behandelt von der Erkenntnis, daß es für die Partei keine größere Gefahr gibt als den Wahn, es bedürfe nur taktischer Geschicklichkeit, um uns eine Ära positiver Erfolge, sozialer Reformen, eine Ära der „Aushöhlung“ des Kapitalismus zu beschaffen. Die ganze Debatte wurde be-

handelt von der Erkenntnis, daß es ein Lebensinteresse der Partei ist, die durch die großen Erfolge von 1904 bis 1907 betörte Masse zu der alten marxistischen Lehre zurückzuführen, daß die kapitalistische Entwicklung nicht zu friedlich fortschreitendem Aufstieg führt, sondern zur Verelendung des Proletariats, zur Steigerung der Ausbeutung, zur Verschärfung der Klassengegensätze so lange, bis wir stark genug werden, die ganze kapitalistische Welt zu zertrümmern! Mit schlichter Anschaulichkeit hat es vor allem Viktor Adler unseren Genossen gesagt: Es wird immer schlimmer um uns stehen, wenn wir leben wollen von der Zufriedenheit mit den Erfolgen, die wir innerhalb des kapitalistischen Staates erreichen; unsere Kraft wächst nur aus der Unzufriedenheit mit dieser ganzen kapitalistischen Welt! Nicht auf eine Arazozialer Reformen dürfen wir hoffen, sondern nur auf die große Epoche der sozialen Revolution!

Und mit dieser Wendung in unserem Verhältnis zum Kapitalismus überhaupt verändert sich zugleich auch unser Verhältnis zum österreichischen Staate im besonderen. Im Taumel des Wahlrechtssieges hatte sich in unseren Reihen der Wahn eingenistet, dieses Österreich könne ein demokratischer Musterstaat, eine andere Schweiz werden, der der Welt beweisen werde, daß acht Nationen in Freiheit und Frieden zusammenleben können unter gemeinsamem Dache. Die verheerenden inneren Wirren der letzten Jahre und die katastrophale Verschlechterung der europäischen Stellung des Reiches durch die Umwälzungen auf dem Balkan haben diesen Wahn zerstört. Auf diesem Parteitag ist es zum erstenmal sichtbar geworden, wie schwer der Glaube an die Lebensfähigkeit Österreichs erschüttert ist.

Die Epoche der bürgerlichen Revolution der Vergangenheit hat Nationalstaaten auf den Trümmern der alten feudalen und absolutistischen Staatsgebilde geschaffen. Sie hat Österreich bestehen lassen als eine bloße Summe von Volksplittern, die vom Prozeß der Nationalstaatsbildung übrig geblieben waren. Es ist eine offene Frage, ob unter dem Druck der Revolutionen der Zukunft dieses Österreich sich einigermaßen wird umbilden können zu einem lebensfähigen Bundesstaat autonomer Nationen, oder ob es wird zerfallen müssen und seine Völker fallen lassen an die nationalen Gemeinwesen um uns. In anderen Ländern mag es noch denkbar sein, daß das Proletariat allmählich in friedlichem Aufstieg sich der Staatsmaschine bemächtigt; auf unserem Boden ist es offenbar, daß eine Staatsmaschine, die wir in Besitz nehmen könnten, erst geschmiedet werden muß in großen Stürmen der europäischen Geschichte.

Das sind nun freilich keine neuen Erkenntnisse. Auch in Österreich hat es immer Genossen gegeben, die vor reformistischen Anschauungen warnten und die Masse zu revolutionärem Denken zu erziehen sich bemühten. Aber früher fanden sie selten und nur bei wenigen Gehör. Auf diesem Parteitag ist es zum erstenmal offenbar geworden, daß die ganze Parteiöffentlichkeit die Gefahren des Reformismus zu ahnen beginnt; daß unsere verantwortlichsten Vertrauensmänner, durch bittere Erfahrung belehrt, einsehen, daß reformistische Illusionen nur zu Enttäuschungen führen, die sich gegen die Partei kehren; daß, wenn die Masse zu überschwenglicher Hoffnung auf „positive Erfolge“ erzogen wird, solche Hoffnung nur dazu führen kann, daß sie, da die Erfolge ausbleiben, für ihr Elend nicht mehr den Kapitalismus verantwort-

lich macht, sondern die Sozialdemokratie; nicht mehr die herrschenden Klassen, sondern ihre Abgeordneten.

Freilich, so leicht wird es nicht sein, die breite proletarische Masse umdenken zu lehren. Dazu bedarf es jahrelanger Erziehungsarbeit: der Erziehungsarbeit unseres Wortes nicht minder als der Erziehungsarbeit der Erfahrung. Aber daß der Wiener Parteitag zu dieser Erziehungsarbeit den ersten Schritt getan hat, gibt ihm seine besondere Bedeutung in unserer Parteigeschichte.

Darum verdient dieser Parteitag auch außerhalb der Grenzen Österreichs die Aufmerksamkeit unserer Genossen. Österreich ist ja so oft als das Musterland des internationalen Reformismus hingestellt worden, die österreichische Sozialdemokratie als Vorbild von Revisionisten aller Länder gerühmt. Nun, Österreich hat jetzt die Gefahren des Nichts-als-Reformismus der ganzen Internationale demonstriert. Unsere Erfahrung kann auch unseren Bruderparteien im Ausland Lehre und Warnung sein.

Der gegenwärtige Stand der Darwinschen Lehre.

Von Dr. C. Tsching.

Am 24. November 1859 erschien in London Darwins grundlegendes Werk über „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“. Es will den meisten fast überflüssig erscheinen, über den Wert oder Unwert der Darwinschen Theorie noch Untersuchungen anzustellen. Haben doch seine Ansichten ihren Siegeszug durch die ganze Welt angetreten, so daß heute das große Publikum sich gar nicht mehr des hypothetischen Charakters der Darwinschen Lehre bewußt ist, sondern sie als unanfechtbare Grundlage unserer modernen Naturerkenntnis einfach hinnimmt. Und doch herrscht wohl auf keinem Gebiet der theoretischen Biologie ein solcher Widerstreit der Meinungen wie gerade hier. Die Popularität, deren sich der Darwinismus heute erfreut, steht in keinem Verhältnis zu seiner wirklichen Wertschätzung. Es sind erst wenige Jahre verflossen, als einer unserer namhaftesten theoretischen Biologen, *D r i e j*ch, den Darwinismus und die Hegelsche Philosophie als die beiden größten Irrtümer des verflossenen Jahrhunderts bezeichnete. Ein anderer Forscher, *G. W o l f f*, schreibt in einer Arbeit über die Begründung der Abstammungslehre: „Noch nie war eine Theorie so völlig frei von aller aus Erfahrung geschöpfter Begründung. Alle Voraussetzungen der Theorie werden als selbstverständlich vorgetragen und entbehren so sehr einer empirischen Grundlage, daß selbst die erste Voraussetzung der Theorie, das Überleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein, eine Annahme ist, die sich auf keine Beobachtung stützen kann und gegen deren Berechtigung gerade alles spricht, was die Erfahrung festzustellen vermag.“ Ich habe gerade diese beiden negativen Urteile an den Anfang gestellt, um zu zeigen, daß wir es beim Darwinismus nicht mit einer allseitig angenommenen Lehre zu tun haben, sondern mit einer Theorie, einer Hypothese, über deren Grundlage und Berechtigung es sich wohl lohnt, eine genaue kritische Untersuchung anzustellen.

Unter der Bezeichnung Darwinismus werden gewöhnlich zwei wohl zu unterscheidende Probleme zusammengefaßt: die *A b s t a m m u n g s l e h r e* oder die *E n t w i c k l u n g s t h e o r i e*, das heißt die Annahme, daß die tie-

rischen Arten keine unveränderlichen, zusammenhangslosen Gebilde sind, sondern in verwandtschaftlicher Beziehung zueinander stehen, und daß sich die höheren oder richtiger die komplizierteren Lebensformen aus einfacheren Organismen im Laufe der Erdgeschichte entwickelt haben, und die Selektionstheorie. Diese behauptet, daß diese Höherentwicklung ein Resultat des Daseinskampfes, der natürlichen Zuchtwahl sei, durch die immer die am besten angepassten Individuen ausgewählt und in ihrem Fortbestand gesichert werden. Gegen dieses Zusammenwerfen der Selektionstheorie mit der Abstammungslehre kann gar nicht scharf genug Verwahrung eingelegt werden. Es sind durchaus getrennte Gebiete, auf die sich diese beiden Theorien beziehen, und die Selektionshypothese Charles Darwins setzt die Abstammung der komplizierten Lebewesen von einfacheren Vorfahren bereits als erwiesen voraus. Sie beansprucht lediglich eine Erklärung zu geben, wie sich diese Umwandlung vollzogen hat und welche Kräfte dabei tätig waren. Die Entwicklungstheorie wurde in ihren Grundzügen bereits lange vor Darwin von verschiedenen Forschern, zum Beispiel Lamarck, vertreten. Darwins eigentliches und unbestreitbares Verdienst war es, durch Zusammentragen zahlloser Tatsachen und durch das Aufzeigen eines möglichen Weges, auf dem sich diese Umwandlung vollzogen haben mag, der Abstammungslehre zu endgültigem Siege und zur Anerkennung verholfen zu haben. Die Abstammungslehre darf denn auch heute als wohlbegründet gelten, als ein unerschütterliches Fundament unserer Naturauffassung. Die Tatsachen der Paläontologie, der Entwicklungsgeschichte, der vergleichenden Anatomie und endlich auch der modernen Blutforschung schließen sich zu einer fast lückenlosen Beweiskette zusammen. So sehen wir denn auch, daß selbst Biologen wie der bekannte Jesuitenpater Wahmann die Entwicklungstheorie ihrem Prinzip nach als berechnigte Hypothese anerkennen und nur ihrer Ausdehnung auf den Menschen aus ihrer christlichen Weltanschauung heraus widerstreben.

Ganz unabhängig von der Anerkennung der Abstammungslehre ist aber die Beurteilung der Darwinschen Selektionshypothese als verursachendem Moment der angenommenen Stammesgeschichtlichen Entwicklung. Selbst den Fall gesetzt, diese Lehre würde sich als ein Irrtum erweisen, so könnte dieser Nachweis die Wichtigkeit der Abstammungslehre in keiner Weise erschüttern. Falls wir nicht andere Erklärungsversuche an die Stelle der Zuchtwahllehre setzen könnten, wären wir dann nur zu dem Zugeständnis gezwungen, daß wir bisher noch nicht imstande sind, uns von der Art, wie sich die Entwicklung der Organismenwelt vollzogen haben mag, ein hinreichend klares Bild zu machen. Wir müßten dann, so schmerzlich ein solcher Verzicht auch wäre, vorläufig von einer befriedigenden und einheitlichen Begründung Abstand nehmen. Doch wie wir noch weiter sehen werden, sind wir glücklicherweise zu einer so resignierten Stellungnahme keineswegs gezwungen.

Gehe wir an eine Kritik der Darwinschen Selektionstheorie herantreten, dürfte es zweckmäßig sein, die Darwinschen Anschauungen wenigstens in ihren Grundzügen kurz zu skizzieren.

Es ist eine allbekannte Erscheinung, daß auch nicht zwei Individuen der gleichen Art, ja nicht einmal die Kinder derselben Eltern sich vollständig gleichen, stets finden sich hinsichtlich der Größe, der Proportionen der ein-

zelen Teile, der Färbung, der Ausbildung der Muskulatur, des Knochen-
systems oder anderer Organe größere oder geringere Abweichungen. Diese
stets zu beobachtenden Variationen können nun entweder für das Leben
gleichgültig, nützlich oder auch schädlich sein. Will nun ein Züchter bei seinen
Zuchtieren eine bestimmte Eigenschaft steigern, so nimmt er seinen Aus-
gangspunkt von dieser natürlichen Variabilität und wählt zur Fortzucht nur
diejenigen Individuen aus, welche das bestimmte Merkmal schon am deut-
lichsten ausgeprägt besitzen. Nehmen wir einen ganz einfachen Fall an. Ein
Züchter wünscht einen Stamm rein weißer Tauben zu erzielen, so läßt er zur
Fortzucht nur diejenigen Tauben zu, welche bereits die meisten weißen
Federn besitzen. Unter den Jungen dieser Paare werden sich dann Exemplare
finden, die das gewünschte Merkmal in geringerer, andere, die es in gleicher,
und wieder andere, die es in stärkerer Ausprägung als die Eltern zeigen.
Nur die letzten werden zur Fortzucht verwendet. Wenn man nun dieses Ver-
fahren konsequent durch eine größere Anzahl von Generationen fortsetzt, wird
man allmählich rein weiße Individuen erhalten, die das angezüchtete Merk-
mal in vollkommener Weise auf ihre Nachkommen vererben. In dieser Weise
kann man durch geschickte Auslese nicht nur die Farbe, sondern überhaupt die
meisten körperlichen und zum Teil auch geistigen Eigenschaften seiner Zucht-
tiere verändern und mit der Zeit Tiere erhalten, die sich von den ursprüng-
lichen Stammeltern so weit unterscheiden, daß man sie in der freien Natur
kaum noch zur gleichen Art rechnen würde.

Nach den Untersuchungen Darwins darf es zum Beispiel als feststehend
gelten, daß die so außerordentlich verschiedenen Rassen unserer Haustauben
in der kleinen zierlichen Felsentaube (*Columba livia*) ihre gemeinsame
Stammutter besitzen. Die Heranzüchtung neuer Rassen geschieht also im all-
gemeinen nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, durch Kreuzung
verschiedener tierischer Arten, obwohl auch Kreuzung zur Bildung neuer
Rassen führen kann, sondern durch geduldige, bestimmt gerichtete Züchtung
unbedeutender Variationen. Die Beständigkeit der so erworbenen Merkmale
bleibt aber selbstverständlich nur erhalten, solange die schützenden Be-
dingungen, unter denen die betreffenden Rassen herangezüchtet wurden, ge-
wahrt bleiben. Geht man zum Beispiel die Isolierung auf und läßt die ver-
schiedensten Taubenrassen sich beliebig miteinander vermischen, so vermischen
sich allmählich die Rassenmerkmale, und es treten Rückschläge in die ur-
sprüngliche Stammform auf. Selbstverständlich vermag man der bewußten
Züchtung nur Teile und Eigenschaften zu unterwerfen, die sich äußerlich
kontrollieren lassen, daher findet man auch häufig bei den Haustieren bei
großer äußerer Verschiedenheit eine überraschende Übereinstimmung im
inneren Bau.

Darwins genialer Gedanke war es nun, daß sich in der Natur die Bil-
dung neuer Arten in ganz entsprechender Weise vollzöge wie bei den Haus-
tieren, nur daß dort die Rolle des bewußten menschlichen Züchters von einem
anderen Faktor, dem Daseinskampf, ausgeübt würde. Der harte Kampf um
die Existenzmittel sollte es mit sich bringen, daß auch bereits die kleinen indi-
viduellen Verschiedenheiten für die Existenz der Tiere von ausschlaggebender
Bedeutung werden könnten, und daß im allgemeinen diejenigen Individuen
zum Überleben und zur Fortpflanzung gelangen, die am besten an die je-
weiligen Lebensbedingungen angepaßt wären. Eine nur wenig stärkere Aus-

bildung der Weimuskulatur könnte nach Darwins Ansicht zum Beispiel schon genügen, einen Hasen vor der Verfolgung seiner Feinde zu retten, während die schwächeren Artgenossen dem Räuber zur Beute fallen müßten. Das ist ein etwas grobes Beispiel, aber es zeigt deutlich, wie die Zuchtwahllehre zu verstehen ist. Der Daseinskampf würde danach durch die strenge Auslese der günstigsten Varianten und die Ausmerzung der ungünstigen nicht nur zu einer ständigen Weiterentwicklung, sondern auch zu einer immer größeren Vervollkommenung der Arten führen. So würde also die Selektionstheorie nicht nur die stammesgeschichtliche Entwicklung der Organismenwelt erklären, sondern zugleich auch eine ganz plausible Erklärung dafür bieten, wie ohne die Annahme eines zwecktätigen Prinzips, eines göttlichen Leiters, die Zweckmäßigkeit der organischen Welt, die zahlreichen, oft so erstaunlichen Anpassungen an die vorhandenen Daseinsbedingungen, ich erinnere nur an die Schutzfärbung, die Formanpassung und die Mimikry, entstanden sein mögen. Das sind — natürlich nur in groben Zügen — etwa die Grundgedanken, von denen Darwin ausging. Seine Theorie erscheint auf den ersten Blick so einleuchtend, die Mittel sind so einfach, und die Selektionstheorie gewährt eine solche Einheitlichkeit der Naturbetrachtung, daß man sehr wohl die Begeisterung verstehen kann, mit der diese Lehre, die der Deszendenztheorie mit einem Schläge zum Siege verhalf, in Forscher- und Laienkreisen aufgenommen wurde. Es gab eine Zeit, da die überwiegende Mehrzahl aller namhaften Zoologen überzeugte Darwinisten waren, die Darwinschen Lehren nicht nur annahmen, sondern vielfach sogar ganz einseitig übertrieben und die natürliche Zuchtwahl als den allein wirksamen Faktor bei der Artbildung erklärten. Darwin selbst hingegen stand, so sehr er auch von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugt war, den Tatsachen bis zuletzt kritisch gegenüber und erkannte rückhaltlos an, daß bei der Entwicklung der Lebewesen auch noch andere Kräfte tätig seien. Wir wollen nun in dem Folgenden untersuchen, wie bei unboreingenommener Prüfung aller Tatsachen heute das Urteil über die Wirksamkeit der Zuchtwahllehre lauten muß.

Darf man wirklich von einer Allmacht der Naturzüchtung reden, wie es Weismann tat, oder ist diese Theorie bar aller aus der Erfahrung geschöpften Beweise, wie Wolff und Driesch meinen, oder wirkt endlich die Zuchtwahl als ein Faktor unter zahlreichen anderen an der Umbildung der Arten? Das sind Fragen, über die heute weniger denn je eine Einigung erzielt werden könnte, zu denen man aber wenigstens Stellung nehmen muß. In seinem sehr lesenswerten Werke: „Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung“¹ stellt Plate, ein Anhänger der Darwinschen Lehre, die wichtigsten Einwände, die bisher gegen den Darwinismus erhoben wurden, zusammen und versucht zum großen Teile geschickt, sie zu widerlegen. Wenn ich auch in manchen Punkten nicht mit ihm übereinstimmen kann, so verweise ich den Leser, der sich tiefer unter fachkundiger Führung mit diesen Fragen zu beschäftigen wünscht, auf dieses vortreffliche Werk. Und nun zur Kritik der Zuchtwahllehre selbst.

Man macht es vor allen Dingen der Darwinschen Selektionstheorie, und nicht ganz mit Unrecht, zum Vorwurf, daß sie die Lehre des Zufalls ist. Das Individuum besitzt danach keinerlei bildende Macht über die Ausgestaltung

¹ Leipzig 1908, W. Engelmann, 3. Auflage.

seines Körpers. Durch Zufall empfängt es bei der Geburt irgend eine nützliche Eigenschaft einfach auf Grund der Variabilität. So nützlich aber auch diese neue Errungenschaft für das Tier sein mag, es ist außerstande, sie zu steigern und weiter auszubilden. Erst dadurch, daß sich das Tier mit einem anderen Individuum paart, das zufällig die gleiche nützliche Abänderung besitzt, vermag sich diese neue Eigenschaft in der nächsten Generation zu vervollkommen. Die einzige Beteiligung des lebenden Körpers an der Ausgestaltung seiner zweckmäßigen Organisation liegt demnach in der Fortpflanzung. Hier läßt die Theorie zweifellos eine große Lücke, da sie über die Ursachen, die zur Entstehung der Variationen führen, nichts aussagt. Sie setzt vielmehr die Variabilität einfach als gegeben voraus, und da es sich bei den Abänderungen um Produkte des Zufalls handelt, werden natürlich in etwa gleich großer Zahl indifferente und schädliche Abänderungen entstehen. Die Selektion muß daher, um in Wirksamkeit treten zu können, mit einer ungeheuren Anzahl verschiedenartiger Varianten rechnen, die das Material für die Auslese durch den Existenzkampf nach dem Sinne der Nützlichkeit bieten. Diese notwendige große Zahl verschiedener Abänderungen soll nun durch den Überschuß der Geburten gewährleistet sein, denn jede Tierart bringt mehr Keime hervor, als zur Reife heranwachsen können. Wenn wir bedenken, daß zahlreiche Lebewesen, viele Fische, parasitische Würmer usw. jährlich Hunderttausende, ja Millionen Eier erzeugen, von denen doch durchschnittlich sich nur immer zwei erhalten können, so erscheint uns allerdings diese Vorbedingung erfüllt. Bei einer derart zahlreichen Nachkommenschaft könnte eventuell auch der Zufall genügend nützliche Abänderungen hervorbringen, um die Entstehung all der im Körper vorhandenen Zweckmäßigkeiten durch Naturzüchtung zu begreifen. Doch es gibt auch Tiere, und es sind gerade die höchst entwickelten Arten, die eine verhältnismäßig recht schwache Vermehrungsziffer besitzen. Dann darf man aber auch nicht außer acht lassen, daß doch auch bei den vorhin erwähnten, so ungemein fruchtbaren Arten die meisten Keime bereits als Eier oder im unfertigen Jugendzustand zugrunde gehen, wodurch natürlich das Material gerade für dasjenige Stadium, währenddessen der intensivste Wettbewerb zur Zweckmäßigkeit stattfinden müßte, nämlich für die ausgebildeten Tiere, recht beschränkt erscheint. Die Selektionstheorie arbeitet aber nicht nur mit großen Zahlen, sondern sie setzt auch ungeheure Zeiträume voraus, und es erhebt sich immerhin die Frage, ob die geologischen Perioden wirklich lang genug waren, um uns in ihnen die Entstehung all der tiefgreifenden Veränderungen, die Erwerbung der gesamten organischen Zweckmäßigkeit lediglich auf Grund der Naturzüchtung vorstellen zu können. Wir sehen, schon die beiden Grundvoraussetzungen der Theorie können nicht ohne weiteres als richtig hingenommen werden, sondern geben zu nicht unwesentlichen Bedenken Anlaß. Dazu treten aber noch andere Schwierigkeiten. So überlegen die natürliche Zuchtwahl der künstlichen darin ist, daß sie gleichzeitig an den verschiedensten Punkten ansetzen kann, steht sie ihr in anderer Hinsicht an Wirksamkeit entschieden nach. Der Züchter kann nämlich mit Sicherheit aus einer noch so großen Herde die zwei oder drei ihm nützlich erscheinende Abänderung zeigenden Individuen auswählen, sie isolieren, miteinander paaren und so das betreffende vereinzelte Merkmal erhalten und steigern. Bei der Naturzüchtung entscheidet hier jedoch wieder der Zufall, wenigstens

für den Fall, daß die bestimmte Abänderung nicht gleichzeitig bei sehr zahlreichen Individuen auftritt. Ist es nicht sogar viel wahrscheinlicher, daß Paare zur Kreuzung gelangen, welche nach verschiedener, vielleicht sogar entgegengesetzter Richtung variieren? Dann erfährt die neu aufgetretene Abänderung jedoch nicht nur keine Steigerung, sondern wird sogar häufig wieder aufgehoben werden. Die Mehrzahl der Variationen sind doch viel zu geringfügig, als daß man annehmen könnte, daß alle nicht so abgeänderten Tiere lebensunfähig wären und vorzeitig zugrunde gehen müßten.

Die eben skizzierte Schwierigkeit sucht eine ergänzende Hypothese, die Wagnersche Migrationstheorie, zu beseitigen. Wie bei der Haustierzüchtung, so soll auch bei der Naturzüchtung die wichtigste Vorbedingung, daß vereinzelt auftretende Abänderungen nicht durch wiederholte Kreuzungen mit den von dieser Eigentümlichkeit freien Stammformen verloren gehen, in einer Absonderung, einer geographischen Isolierung der betreffenden Individuen von den übrigen Artgenossen liegen. Wenn zum Beispiel durch aktive Wanderungen oder geologische Ereignisse ein Teil des Individuenbestandes einer Art von den übrigen getrennt und unter abweichende Lebensbedingungen versetzt wird, so können diese abgesonderten Tiere den Ausgangspunkt zur Entstehung einer neuen Art geben. In der Geschichte sind verschiedene schöne Beispiele bekannt, die das zu bestätigen scheinen. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden auf der kleinen bei Madeira gelegenen Insel Porto Santo von portugiesischen Seeleuten Kaninchen ausgeföhrt, die im Laufe der Jahrhunderte unter den veränderten Lebensbedingungen zum Teil ganz neue Artcharaktere erworben haben. Die Tiere sind kleiner und bissiger, besitzen ein rötliches Pelzwerk und haben sich so sehr verändert, daß sie sich jetzt nicht einmal mit ihren europäischen Stammeltern erfolgreich kreuzen lassen.

Aber auch um das zu verstehen, müssen wir annehmen, daß bestimmte selektionswertige Abänderungen nicht vereinzelt, sondern gleichzeitig bei einer größeren Anzahl von Individuen auftreten, und daß veränderte Lebensbedingungen bestimmte Abänderungen verursachen, mit anderen Worten, die Abänderungen entstehen nicht richtungslos, sondern es werden durch die veränderte Lebensweise gleichzeitig bei zahlreichen Individuen übereinstimmende Variationen hervorgerufen. Damit wird natürlich die Bedeutung der Selektion selbst erheblich eingeschränkt und ein Teil der bildenden Macht in den Organismus verlegt. Es ist das Zugeständnis, daß der Organismus aus inneren, uns vorläufig noch unbekannten, darum aber nicht unerforschlichen Gründen zweckmäßig auf äußere Einflüsse zu reagieren vermag. Gerade in den letzten Jahrzehnten sind zahlreiche Experimente durchgeführt worden, die in diesem Sinne sprechen und die direkte umbildende Macht veränderter Daseinsbedingungen erweisen. Der Daseinskampf und die Selektion würden demnach mehr eine sekundäre Rolle spielen, die in erster Linie darauf hinauslief, schlecht angepasste Individuen zu beseitigen und von der Fortpflanzung auszuschließen.

Für den Einfluß der Umgebung spricht übrigens auch die Tatsache, daß unter gleichbleibenden Bedingungen sich auch die Arten über unendlich lange Zeiträume hin unverändert erhalten können. Wir kennen aus der Tiefsee verschiedene Formen, die heute noch fast genau so organisiert sind wie in dem Altertum unserer Erde.

Eine weitere Schwierigkeit für die Selektionstheorie besteht ferner noch darin, daß die fluktuierenden Variationen im allgemeinen viel zu gering sein dürften, um dem betreffenden Individuum wirklich eine solche Überlegenheit zu verleihen, daß die natürliche Auslese daran anknüpfen könnte. Viele Anpassungserscheinungen, zum Beispiel die Blattähnlichkeit verschiedener Schmetterlinge, die die Tiere den Blicken ihrer Verfolger entzieht, sind doch erst in ihrer vollkommenen Ausbildung wirklich wirksam und lassen sich daher nur gezwungen als durch Selektion entstanden erklären. So ließen sich noch zahlreiche Fälle anführen, für die eine Entstehung durch die Zuchtwahl als Erklärung nicht ausreicht. Ganz hoffnungslos stehen wir endlich der Frage nach der Entstehung der sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere, zum Beispiel den Schmuckfarben vieler männlicher Tiere, dem Prachtgefieder der Vogel Männchen usw. gegenüber, denn die von Darwin als Erklärung herangezogene geschlechtliche Zuchtwahl, derzufolge die Weibchen hier als Züchter wirken, indem sie immer die schönsten Männchen auswählen und zur Begattung zulassen, wird heute wohl von keinem mehr ernsthaft in Betracht gezogen.

Das eben geäußerte Bedenken, daß „unbedeutende Abänderungen keine Auslese veranlassen können, da sie keine wesentlichen Vorteile gewähren und dadurch auch nicht durch Selektion gesteigert werden können“, und ferner der Einwand, daß der Darwinismus nicht die Fortbildung der noch nicht nützlichen Anfangsstadien vieler Organe erklärt, wird auch von Plate als erheblich anerkannt. Wie Plate in seinem vorhin schon zitierten Werke schreibt, „kann man Darwin nicht ganz davon freisprechen, daß er zu wenig betont hat, eine Variabilität komme erst dann für die Züchtung in Betracht, wenn sie von vitaler Bedeutung ist, das heißt wenn alle Formen, die sie nicht besitzen, rettungslos über kurz oder lang im Laufe von einer oder vielen Generationen dem Untergang verfallen sind“. Und weiter: „Der Nachweis des Selektionswertes ist häufig besonders schwierig für die Anfangsstufen nützlicher Organe zu erbringen, so daß Darwin selbst eingesteht: diese Schwierigkeit schien mir manchmal ebenso groß zu sein als hinsichtlich der vollkommensten und zusammengesetztesten Organe.“ Wie Plate allerdings mit Recht weiter betont, wird dieser letzte Einwand, daß die Anfangsstadien nützlicher Organe noch keinen Selektionswert haben, dadurch für viele Beispiele hinfällig, „daß eine Beurteilung der Frage, ob eine unbedeutende Variation der Struktur oder der physiologischen Leistung (Drüsensekretion, Reizbarkeit usw.) von vitaler Bedeutung ist oder nicht, erst möglich ist nach genauer Erkenntnis aller biologischen und physiologischen Wechselbeziehungen der betreffenden Art. Die Schilddrüse, die Thymus und die Nebennieren galten früher als rudimentäre und indifferente Organe, während sie nach neueren Forschungen durch innere Sekretion, das heißt durch Erzeugung von Stoffen, welche dem Blute beigemischt werden, eine wichtige Rolle spielen, so daß ihre Erkrankung oder Entfernung sehr bedenkliche Ausfallserscheinungen veranlaßt“. Für die meisten Fälle sucht Plate allerdings die Bedeutung der eben erwähnten Einwände durch die Heranziehung verschiedener Hilfsprinzipien, „nach denen ein anfangs indifferentes Merkmal sich allmählich umgestaltet und schließlich selektionswertig wird oder bei veränderter Lebensweise diese Bedeutung plötzlich erlangen kann“, zu entkräften. Derartige Hilfsprinzipien sind unter anderen die Korrelation, das

heißt die in ihren Gründen noch unerforschten Wechselbeziehungen, die zwischen verschiedenen Organen und den Körperteilen bestehen, so daß die Veränderungen eines Teiles korrelativ die Abänderung eines anderen nach sich zieht, ferner das Prinzip des Funktionswechsels, die Orthogenese, die sprungweise diskontinuierliche Variabilität usw. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Hilfshypothesen in der Tat über manche Schwierigkeiten hinweghelfen, andererseits schränken sie aber auch die Bedeutung der Selektion als alleinig ausschlaggebenden Faktor wesentlich ein.

Unter Orthogenese versteht man eine bestimmte Variationsrichtung, die durch äußere Faktoren hervorgerufen wird und mehrere Generationen hindurch andauern kann. Dadurch kann natürlich eine ursprüngliche unwesentliche und nicht selektionswertige Abänderung mit der Zeit einen Selektionswert erhalten. Daß solche orthogenetische Entwicklungsreihen vorkommen, wird durch zahlreiche Beobachtungen sehr wahrscheinlich gemacht. Wenn jedoch durch äußere Bedingungen den Abänderungen eine bestimmte, und zwar für das Tier nützliche Richtung gegeben werden kann, so liegt wieder der Hauptfaktor für die Fortentwicklung im Individuum selbst, und die Selektion kommt nur unterstützend als konservierende, steigende, das Unzweckmäßige ausmerzende Kraft hinzu. Die orthogenetische Entwicklung läßt es auch bis zu einem gewissen Grade begreiflich erscheinen, daß die Ausgestaltung mancher Organe, ich erinnere zum Beispiel an die Hauer des Hirschebers (Babyrussa alphurus), die unförmlichen Hörner mancher Wildschafe usw., gewissermaßen über das Ziel hinausschießt und direkt zu unzweckmäßigen Bildungen führt, eine Tatsache, für die die Selektionstheorie allein keine Erklärung abzugeben vermag, ja die mit ihr sogar in einem auffallenden Widerspruch steht. In diesen Fällen müssen wir wohl annehmen, daß die durch bestimmte äußere oder innere Bedingungen, die während längerer Zeitperioden einwirkten, hervorgerufene Entwicklungstendenz eine derartige Intensität erhalten hat, daß sie auch nach Erreichung des „Zieles“ noch nicht zum Stillstand gelangte. Erreichen diese so entstandenen Mißbildungen allerdings einen Grad, der die Lebenskraft der betreffenden Art schädigt, so würde die Selektion hier wieder als Gegengewicht in Funktion treten, indem sie die Formen mit den erzeißigsten Abänderungen ausmerzt. Doch der Raum ist zu kurz, als daß wir uns in diese zweifellos interessanten Fragen verlieren könnten.

Die Erkenntnis, daß die fluktuierende Variabilität in vielen Fällen nicht ausreicht, um die Entstehung mancher Anpassungserscheinungen zu erklären, hat schon lange die Aufmerksamkeit auf das Auftreten sogenannter Sprungvariationen oder Mutationen gelenkt. Der wichtigste Unterschied zwischen diesen beiden Formen der Variabilität besteht darin, daß die plötzlich durch Sprungvariation entstandenen Merkmale sofort streng erblich sind. (Natürlich müssen auch die fluktuierenden Abänderungen sich bis zu einem gewissen Grade erblich befestigen können, sonst kommen sie ja für die Selektion überhaupt nicht in Betracht.) Weiterhin wird durch die Sprungvariabilität häufig nicht nur ein oder das andere Merkmal betroffen, sondern plötzlich der ganze Charakter des betreffenden Lebewesens mehr oder weniger stark verändert. Während man in früheren Jahren den Mutationen keine Bedeutung für die Entstehung neuer Arten zuschrieb, wurden sie von de Vries zur Grundlage einer neuen Entwicklungstheorie gemacht. Das klassische

Objekt, an dem dieser geistvolle Forscher seine Untersuchungen anstellte, war die schöne Nachtkerze (*Oenothera Lamarckiana*). Solange man, wie de Bries zugibt, die Bedingungen nicht kennt, unter denen neue Arten entstehen, wird es immer schwierig bleiben, geeignetes Material für eine derartige Untersuchung zu finden, und der Zufall muß den Weg ebnen helfen.

In den achtziger Jahren machte sich de Bries daran, die Flora in der Umgebung von Amsterdam genau zu durchforschen, ob er nicht eine in der Mutationsperiode befindliche Pflanze entdeckte. Endlich war er so glücklich, in der *Oenothera Lamarckiana* die Gesuchte zu finden:

Auf einem verlassenen Kartoffelfeld in der Nähe von Silbersum hatte sich die Pflanze von einer benachbarten Anlage aus angesiedelt und sich im Verlauf von zehn Jahren in vielen Hunderten von Exemplaren über die Hälfte des Feldes ausgebreitet. Unter den zahlreichen Individuen fielen besonders zwei Formen auf, die in so vielen Merkmalen abwichen, daß man sie als neue Arten deuten mußte. Es waren die späterhin als *O. brevistylis* und *laevifolia* bezeichneten Arten, die sich bei der Weiterzucht in der Natur als völlig konstant erwiesen.

Um über die Umwandlungsfähigkeit der *O. Lamarckiana* genaueren Aufschluß zu erlangen, verpflanzte de Bries 1886 eine Anzahl Wurzelrosetten und Samen von dem Standort bei Silbersum in seinen Amsterdamer Versuchsgarten. Im Laufe mehrerer Generationen entstanden nun aus den Samen dieser ersten Exemplare außer den normalen Pflanzen plötzlich durch Sprungvariationen sieben neue Arten, die mit den Namen *O. lata*, *rubrinervis*, *gigas*, *albida*, *oblonga*, *nanella* und *scintillans* belegt wurden. Sie erwiesen sich alle mit Ausnahme von *lata* und *scintillans* bei Selbstbefruchtung in ihren neuen Merkmalen als beständig. Von den übrigen Formen, die sonst noch auftraten, können wir Abstand nehmen, da sie entweder keine Samen trugen oder sich nicht scharf voneinander unterscheiden ließen. Wir wollen wenigstens von einer dieser neuen Arten etwas näher die Geschichte ihrer Entstehung kennen lernen.

Es war im Jahre 1895, in der vierten Generation der Lamarckianischen Familie. Die Ausfaat betrug 14 000 Exemplare, von denen die mutierten Individuen angepflanzt und die meisten als *Lamarckiana* kenntlichen, um dem Nachwuchs hinreichenden Raum zu schaffen, ausgerodet wurden. Im August standen etwa 1000 dieser Pflanzen in Blüte, viele aber waren noch Rosetten geblieben. Von den letzteren wurden die 32 schönsten und kräftigsten auf einem besonderen Beete ausgepflanzt. Im folgenden Jahre schritten sie zur Blüte, und ein Exemplar fiel sofort durch seinen dickeren Stengel, gedrängtere Infloreszenz und bedeutend größere Blüten auf. In einer Pergamenttüte eingeschlossen, wurde sie künstlich mit ihrem eigenen Blütenstaub befruchtet. Sie setzte denn auch reichlich Samen an und bildete den Ursprung der neuen Art *O. gigas*. Mit Sicherheit steht es fest, daß wenigstens in den letzten drei Generationen ihre Vorfahren gewöhnliche *O. Lamarckiana* waren. Die selbstbefruchteten Samen dieser Urpflanze wurden nun im kommenden Jahre getrennt ausgesät und lieferten mehr als 450 Pflanzen, die in vollständiger Reinheit den Typus der *O. gigas* zeigten, nicht eine war in die Lamarckianaform zurückgeschlagen. Auch in den späteren Generationen erwies sich *O. gigas* als vollständig konstant. Es scheint also dadurch bewiesen, daß eine neue elementare Art in einem einzelnen Zu-

dividuum völlig unvermittelt auftreten und von Beginn an ganz konstant sein kann.

Während sich *O. gigas*, wie wir eben hörten, in ihren Merkmalen sofort beständig erweist, gibt es andere Mutanten, bei denen das nicht der Fall ist. Ein Beispiel dafür bietet *O. scintillans*, aus deren Samen trotz Selbstbefruchtung stets drei Formen, nämlich *O. scintillans*, *O. oblonga* und endlich die ursprüngliche Form *O. Lamareckiana* hervorgehen. Außerdem entstehen aus ihrem Samen auch häufig elementare Arten zweiter Ordnung, welche Merkmale zweier Arten in sich vereinen. So beobachtet man, nur ein Fall sei angeführt, nicht selten eine Zwischenform zwischen *O. scintillans* und *O. naupia*.

Über die Ursachen, welche die Mutation bewirken, können wir bisher nur Vermutungen anstellen. Aus manchen Tatsachen aber gewinnt man den Eindruck, als träte die Mutabilität periodisch auf und würde von Zeiten scheinbarer Konstanz abgelöst. In der Regel treten die neuen elementaren Formen sogleich in einer größeren Anzahl von Individuen hervor, eine Ausnahme hiervon bildete *O. gigas*, von der nur ein Exemplar beobachtet wurde. Wie alle Lebewesen, so sind auch *O. Lamareckiana* und ihre Mutanten der fluktuierenden Variabilität unterworfen, und auch bei ihnen kann man durch zielbewusste Auslese neue Rassen erzielen. Es bleiben aber doch stets selektionsbedürftige, vom Typus nicht wesentlich oder doch nur in einem Punkte abweichende Formen, die mit den durch Mutation entstandenen Arten nicht zu vertauseln sind. Auch von den Mutationen gilt es wieder, daß sie teils vorteilhaft, teils gleichgültig, teils nachteilig sein können. Zahlreiche Mutanten wie die fruchtbare *O. lata*, die schwächlichen *nanella* und *albida* und die spröde und leicht zerbrechliche *rubrinervis* vermöchten sich in der Natur wohl kaum zu erhalten. Dagegen scheint *O. laevifolia* der *Lamareckiana* mindestens ebenbürtig zu sein, während *O. gigas* ihr sogar offenbar überlegen wäre. Aus diesen Ergebnissen folgert de Vries: „Die Mutationen sind richtungslos; ein Teil der neuen Typen geht ohne Nachkommenschaft zugrunde. Zwischen den übrigen, den neu entstandenen und sofort völlig ausgebildeten Arten muß später die natürliche Auslese entscheiden.“

Seit man in neuerer Zeit angefangen hat, schärfer auf das Vorkommen von Sprungvariationen zu achten, sind im Laufe der Jahre bereits eine Anzahl Fälle aus dem Pflanzen- und auch aus dem Tierreich bekannt geworden. Auch Darwin war das Vorkommen von „single variations“ natürlich nicht entgangen, wenn er ihnen auch gegenüber den individuellen oder fluktuierenden Abänderungen keinen besonderen Wert für die Artbildung zuschrieb.

Es scheint hiernach in der Tat erwiesen, daß diskontinuierliche, sprunghafte Variabilität zur Bildung neuer elementarer Arten führen kann. Trotzdem leistet die Mutationstheorie unserem Denken als einziger Entwicklungsfaktor nicht Genüge, läßt sie doch vor allen Dingen die Entstehung der zahllosen Anpassungen unerklärt. Da die Mutationen richtungslos sein sollen, heiße es dem Zufall doch zuviel Zutrauen schenken, wollte man sie zum Schöpfer der organischen Zweckmäßigkeit machen.

In dem knappen mir zur Verfügung stehenden Raum wäre es natürlich unmöglich, alle Gründe und Gegengründe, welche für und wider die Selektion sprechen, ins Feld zu führen und eingehend zu begründen. Immerhin hoffe ich ein einigermaßen anschauliches Bild von dem gegenwärtigen Stand

unſerer Kenntnis auf dieſem Gebiet entworfen zu haben. Ebenſo wie man ſich vor einer einſeitigen Überſchätzung der Selektionstheorie hüten muß, ebenſo verkehrt iſt es, wie es von einigen Forſchern geſchieht, ſie ſchlechthin zu verwerfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Selektion bei der Artbildung eine gewiſſe und nicht unweſentliche Rolle zukommt, daneben wirken aber auch noch andere Faktoren, vor allen Dingen der direkte Einfluß veränderter Dafeinsbedingungen, an der Umformung der Lebeweſen mit. Nur unter der Annahme der Zusammenwirkung dieſer verſchiedenen Kräfte vermögen wir uns ein Bild von der Entſtehungsgelchichte der organiſchen Welt zu machen.

Sozialdemokratiſche Flagge und anarchiſtiſche Ware.

Ein Beitrag zur Parteigeſchichte.

Von W. Kjaſanoff.

(Fortſetzung ſtatt Schluß.)

VII.

Der Baſeler Kongreß fand bekanntlich vom 5. bis 11. September 1869 ſtatt. In dieſe Zeit fällt das Ehrengericht in der Angelegenheit Baſunin-Liebſnecht. Wir müſſen aber von Anfang an auf ein neues Mißverſtändnis hinweiſen, deſſen Opfer Genoffe Bernſtein geworden iſt. Das Ehrengericht, von dem er ſpricht, war nicht ein Ehrengericht des Baſeler Kongreſſes, ſondern bloß ein Ehrengericht in Baſel. Das iſt keine Wortklauberei. Ein weltfremder Gelehrter wie Nettlau kann beide Sachen verwechſeln, aber jeder Politiker, der auch in Organisationsfragen ein wenig Beſcheid weiß, wird ganz leicht den weſentlichen Unterſchied herausfinden. Daher ſpricht Guillaume nie über ein Ehrengericht des Baſeler Kongreſſes, und auch „Genoffe“ Brupbacher, der Guillaume abſchreibt, ſagt dieſmal ganz exakt: ein Ehrengericht in Baſel. Dadurch erklärt es ſich, warum wir auch im ausführlichen Protokoll des Kongreſſes kein Wort über die ganze Ehrenaffäre finden.

Die ganze Geſchichte iſt uns ausſchließlich aus der Darſtellung bekannt, die Baſunin ſelbſt gegeben hat. Auf ſeine Schilderung ſtügte ſich Guillaume, als er im Jahre 1873 ſie zum erſtenmal veröffentlichte. Liebſnecht ſaß damals auf der Feſtung. Guillaume konnte ebenſo wie Nettlau nicht genug ſcharfe Worte finden, um das Verhalten Margens im Jahre 1853 zu tadeln, der angeblich ſo ſchamlos war, gegen Baſunin während der Zeit ſeiner Feſtungshaft ſchwere Anklagen zu erheben. Derſelbe Guillaume hätte gewiß nun nicht gegen Liebſnecht ebenſo gehandelt, wenn er nicht alle Beweiſe in ſeiner Hand beſaß.

Im Jahre 1904 erzählt Guillaume die gleiche Geſchichte mit dem gleichen Aufwand von moralischer Entrüſtung. Dieſmal aber mit einer weſentlichen Änderung, die den moralischen Stumpffinn des „Soldaten der Revolution“ noch ſtumpffinniger macht.

Im Jahre 1873 berichtete Guillaume, Liebſnecht habe angeblich einen Artikel von Baſunin nicht veröffentlicht, und zweitens ſtatt deſſen gleich darauf Korreſpondenzen aus Paris von W. Geß gedruckt, in denen dieſelben Verleumdungen wiederholt wurden, die das Ehrengericht als infam bezeichnete. Im Jahre 1904 erzählt Guillaume, daß Liebſnecht ſo perfid war, ſeinen Feiern die Erklärung des Ehrengerichts zu verheimlichen. Gewiß „aus irgendwelchen Gründen“.

Nach den „bisher geltenden Gesetzen der historischen Kritik“ ist von zwei Aussagen desselben Zeugen über denselben Gegenstand diejenige, die vier Jahre nach den Ereignissen gemacht wird, „wahrscheinlicher“, als eine, die 35 Jahre nachher geäußert wird. Selbstverständlich: *ceteris paribus*.¹ Hat der Betreffende seine Anschauung in der Zwischenzeit geändert, so wäre es ein bitteres Unrecht, wollten wir aus den alten Aussagen einen Strich für den Zeugen drehen. Hier ist es nicht der Fall. Guillaume haßt Marx und Liebknecht im Jahre 1904 ebenso leidenschaftlich wie im Jahre 1873. Außerdem ist die Hauptquelle dieselbe geblieben.

Und diese besteht nach wie vor einzig aus Bakunins Aussage. Zum Glück besitzen wir jetzt, dank der unermüdlischen Sammeltätigkeit Nettlauss, die authentische Erzählung Bakunins selbst.

Diese ist sehr ausführlich, sie hat aber einen großen Vorzug schon deshalb, weil sie in der ersten Hälfte des Oktober 1869 geschrieben wurde, also kaum einen Monat nach dem Baseler Kongreß.

Am 2. Oktober 1869 erschien in der französischen Zeitung „Reveil“, redigiert von Delescluze, dem späteren Kommunalarden,² ein Artikel von M. Gex: „Die Kommunisten und die Kollektivisten auf dem Baseler Kongreß“, der gegen Bakunin und Schweizer gerichtet war.

Außer sich vor Wut schrieb Bakunin an die Redaktion einen langen Brief... über alle Mischenschaften der Juden überhaupt und der deutschen Juden insbesondere:

Ich weiß sehr gut, daß, wenn ich offen meine intimen Gedanken über die Juden ausspreche, ich mich ungeheuren Gefahren aussetze. Viele teilen meine Meinung, wenige aber sind kühn genug, sie öffentlich auszusprechen, denn diese jüdische Sekte, viel gefährlicher als die Sekte der katholischen und protestantischen Jesuiten, bildet heutzutage in Europa eine wahre Macht. Despotisch regiert sie im Handel, im Bankwesen, und sie kommandiert auch drei Viertel der deutschen Journalistik sowie einen sehr bedeutenden Teil der Journalistik anderer Länder. Wehe dem, der das Unglück hat, ihr zu mißfallen.

Bakunin ist aber so kühn, daß er auch gegen diese Macht losgeht. Zwar macht er eine Ausnahme für Jesus, den Apostel Paulus und noch für die zwei jüdischen Riesen (Juifs géants) Marx und Lassalle. Um so schlimmer ergeht es den jüdischen Zwergen (Juifs pygmées) Gex und Borkheim. Er erzählt wieder die Geschichte mit den Verleumdungen in den englischen Zeitungen — von der „Neuen Rheinischen Zeitung“ spricht er hier kein Wort³ —

¹ Für „Genossen“ Brupbacher ist es ein Mangel. „Marx isolierte die abstrahierten (!) Bestandteile des Lebens und sagte: *ceteris paribus*.“ Eine der zahlreichen Beobachtungen, die, wie Genosse Mehring versichert, „immer anregen“.

² „Er lebte nur für Gerechtigkeit. Sie war sein Talent, sein Gewissen, der Polarstern seines Lebens. Er rief sie an, er bekannte sie dreißig Jahre lang im Exil, in den Gefängnissen, unter allen Beschimpfungen, die ihm zugefügt wurden, die Verfolgungen mißachtend, die seinen Körper zerbrachen. Als Jakobiner fiel er an der Seite von Männern aus dem Volke, um sie zu verteidigen.“ Lissagaray, Geschichte der Kommune von 1871 S. 332. Stuttgart 1904, Verlag von F. H. B. Diez Nachf.

³ Wir wiederholen es noch einmal. Bakunin hat nie — auch in der größten Erbitterung — diese für ihn längst erlobigte Geschichte ausgebeutet. Das überließ er seinen „stupiden Freunden“.

und versichert die Redaktion, daß an allem die deutschen Juden schuld seien. Er geht noch weiter. Ihnen schreibt er es zu, daß man ihn auch während seines Aufenthaltes in Italien als Spizel und Falschmünzer hinstellte. „Seine Freunde glaubten und glauben noch, daß alle diese Verleumdungen von der russischen Diplomatie gekauft sind. Es ist nicht unmöglich.“ Er ist aber so nachsichtig, nicht das gleiche von Vorheim und von Heß anzunehmen. „Sie werden nur von ihrer Persidie und ihrer Dummheit inspiriert, voilà tout!“

So geht es weiter in diesem „für einen gebildeten Mann wirklich staunen-erregenden Stil“, wie eine zierlich-manierlich erzogene Miß oder sogar ein „bornierter Marxist“ sagen würde, wenn er das Anstandsgefühl des „Genossen“ Brupbacher besäße.¹

Ich fühle aber, daß Genosse Mehring — jetzt mit Recht — ungeduldig wird. „Was hat mit der ganzen Sache Marx zu tun! Wie kann man ihn für einen Artikel von Heß in einer französischen Zeitung verantwortlich machen? Haben denn diese Kerle keine Ahnung von den Beziehungen zwischen beiden? Haben sie nie den ‚Sozialdemokrat‘ gelesen, den in den sechziger Jahren einer der begabtesten deutschen Journalisten, Schweizer, herausgab? Wissen sie nicht, daß Heß diesem Manne noch treu blieb, als alle anderen — nicht nur eine ‚katilinarische Existenz‘ wie Reusche, sondern auch Marx, Engels, Herwegh, Johann Philipp Becker — sich von ihm schon längst losgesagt hatten? Wissen sie nicht, daß Heß in seinen Korrespondenzen aus Paris immer die Internationale und insbesondere Marx angegriffen hatte? Wissen sie nicht, daß Heß erst Ende 1868 mit Schweizer brach? Wie können sie aus Heß einen treuen Schüler von Marx machen, der seine Artikel auf dessen Befehl aus London schreibt oder sie ihm vor der Veröffentlichung vorlegt? Blödes Geschwätz!“

Wir verstehen die Entrüstung des Genossen Mehring, der unzweifelhaft der beste Kenner des Schweizerischen „Sozialdemokrat“ ist. Wir müssen aber für Guillaume, Nettlau und auch den Verfasser der „fleißigen und sorgfältigen Studie, den „Genossen“ Brupbacher auf mildernde Umstände plädieren: wie Kinder oder fromme Lämmer wissen sie nicht, was sie sagen, oder sie sagen nur das, was ihnen bekannt ist. Gewiß aber, „aus irgendwelchen Gründen“!

Wie dem auch sei: Herzen, dem Bakunin seinen Brief schickte, war nicht wenig erstaunt — und er kannte seinen Bakunin —, als er die neueste, mit der besten Tinte geschriebene Produktion Bakunins las. Er lehnte es kategorisch ab, den Brief in dieser Form der Redaktion des „Reveil“ zu übergeben. Erstens konnte er nicht verstehen, was die Rassenfrage, die Judenfrage mit der ganzen Sache zu tun hatte. Vielleicht würde Nettlau sagen, weil er ein vulgärer Philosoph war. Zweitens — er war damals noch fest davon überzeugt, daß Marx der geistige Urheber alles Übels sei und Heß sein williges Werkzeug — schien es ihm befremdend, daß Bakunin den großen Dieb ruhig laufen ließ und nur die kleinen Diebe hängen wollte oder statt des jüdischen Riesen die jüdischen Zwerge attackierte.

¹ Der alte Guillaume ist von dem Briefe entzückt. Bakunin „erzürnte sich — er hatte allen Grund dazu — und ergriff seine gute Feder, um mit seiner besten Tinte eine Antwort zu schreiben“!

Wir bedauern sehr, daß wir hier nicht Bakunins Antwort vollständig abdrucken können und uns auf einige Stellen daraus beschränken müssen. Wir bitten nur den Leser, festzuhalten, daß sie am 28. Oktober 1869 geschrieben ist.

Was Marx anbelangt, ist meine Antwort die: Ich weiß ebenso gut wie Du, daß Marx uns gegenüber ebenso schuldig ist wie alle anderen, und daß er der Urheber und Anführer aller gegen uns gerichteten Injämien war.

Genosse Bernstein kann jetzt sehen, bei wem die Versöhnungen nicht ganz vorbehaltlos waren, bei Marx oder bei Bakunin.

Am 22. Dezember 1868 hatte noch Bakunin an Marx über Herzen geschrieben:

Aber ich bitte Dich, mir zu glauben, daß absolut keine Solidarität zwischen ihm und mir besteht. Namentlich seit 1863 sind alle politischen und jetzt selbst die privaten Beziehungen zwischen uns abgebrochen.

Ja ja! Bakunin war „ein Mensch ohne Hintergedanken“. Und er war gerecht wie Salomo, trotzdem oder gerade weil er kein Jude war.

Warum aber habe ich Marx (in seinem Briefe an die Redaktion) geschont und sogar gelobt, ihn als einen Riesen bezeichnet? Aus zwei Gründen, Herzen. Der erste Grund ist Gerechtigkeit.

Marx dient der Sache des Sozialismus treu, klug und energisch seit fünf- undzwanzig Jahren und ist einer, wenn nicht der Hauptgründer der Internationale — sagt Bakunin. Guillaume, Nettlau, „Genosse“ Brupbacher und auch die Genossen Bernstein und Mehring sehen darin einen Beweis des durch keine persönliche Voreingenommenheit getrübbten Gerechtigkeitssinnes Bakunins. Es ist auch richtig, daß Marx für alle diese „Komplimente“ ein taubes Ohr hatte. Gewiß, wenn nicht aus Bosheit, doch „aus irgendwelchen Gründen“!

Der zweite Grund — schreibt weiter Bakunin — ist die Politik und meiner Ansicht nach eine ganz richtige Taktik. Ich weiß, daß Du mich für einen miserablen Politiker hältst.

Es folgt eine Beweisführung dafür, daß dem nicht so sei. So interessant diese Bekenntnisse für Bakunins Charakteristik auch sind, insbesondere für seine Theorie der doppelten Moral, wir lassen sie weg. Wir schreiben jetzt kein Lebensbild des großen Revolutionslöwen:

Ich habe ihn (Marx) auch aus Gründen der Taktik, aus persönlichen politischen geschont und gelobt. Wie kannst Du blind dafür sein, daß alle diese Herren unsere gemeinsamen Feinde sind, daß sie eine Phalanx bilden, die man zuerst auseinanderreißen, spalten muß, um sie leichter auf den Kopf zu schlagen. Du bist gelehrter als ich und weißt besser als ich, wer zuerst sagte: Divide et impera. Hätte ich jetzt offenen Krieg gegen Marx eröffnet, drei Viertel der internationalen Welt hätten sich gegen mich gewendet, und ich wäre im Nachteil. Wenn ich aber den Krieg mit einem Angriff auf sein Gefindel¹ eröffne, werde ich für mich die Mehrheit haben, und selbst Marx, in dem, wie Du weißt, soviel Schadenfreude² steckt, wird sehr zufrieden sein, daß ich seine Freunde

¹ Im russischen Original sswolotsch = Gefindel, Pack, Lumpengesellschaft.

² Bakunin gibt selbst das Wort deutsch.

so bearbeite. Nun, wenn ich mich verrechne und Marx für sie eintritt, dann wird doch er derjenige sein, der zuerst den offenen Krieg beginnt. Wohlan! Ich bin dann in der Defensive und erscheine in einer schönen Rolle.¹

Wir wissen nicht, ob der so früh verstorbene Zäch diesen Brief gelesen hat. Nahm er Bakunins Worte ernst, konnte er wirklich in ihm eine „monströse politische Verbrechernatur“ entdecken. So schlimm aber steht die Sache nicht. Zwar kann man alles das „höchstens psychologisch erklären lassen“, und es wird „außer ein paar Fanatikern auf der ganzen Erde niemanden geben“ — ausgenommen vielleicht ein paar stupide Freunde —, der nach alledem noch behaupten wird, daß Bakunin „ein Mensch ohne Hintergedanken“ war.

„Wir tun deshalb Marx keineswegs unrecht, wenn wir sagen, daß er bald nach dem Baseler Kongreß auszuholen begann gegen Bakunin. Wir können es aber nur bedauern, daß das nicht offen und nicht auf dem Kampffeld der Ideen geschah.“ (Brupbacher, Marx und Bakunin, S. 71.)

Und wann begann Bakunin gegen Marx „auszuholen“, verehrtester „Genosse“ Brupbacher? Tun wir Bakunin unrecht, wenn wir — ebenfalls mit Bedauern — konstatieren, daß „das nicht offen und nicht auf dem Kampffeld der Ideen geschah“?

„Man wird nur von seinen Freunden verraten,“ sagt einmal höhnisch „Genosse“ Brupbacher. Das ist zu abstrakt. Es kommt zwar vor, aber als Regel kann es nur gelten, wenn man sagen würde: „Man wird nur von stupiden Freunden verraten.“

Wir müssen Bakunin gegen diese seine Bewunderer in Schutz nehmen. War seine Taktik reiner Machiavellismus, so war es ein ganz harmloser Machiavellismus. Schon aus dem Grunde, weil er auf einer völligen Unkenntnis über Raum und Zeit beruhte, die, mit Zwangsvorstellungen verbunden, manchmal sehr gefährliche Folgen haben kann, dem Betreffenden aber nie als moralische Schuld aufgebürdet werden darf.

Leider waren nicht alle Freunde Bakunins so vernünftig wie Herzen, der alles tat, was in seinen Kräften lag, um die Veröffentlichung dieses Briefes zu verhindern. Man kann sich leicht denken, was für einen Eindruck er — Ende 1869 — gemacht hätte.

Zum Glück für Bakunin erschien der Brief damals nicht. Sogar ein kurzer Brief, in dem er sich etwas milder faßte und sich nur begnügte, eine Broschüre über die deutschen Juden anzukündigen,² erschien Herzen zu stark, und er schrieb für Bakunin eine kurze Erklärung, die im „Reveil“ erschien. Freilich mit einer Bemerkung.

Und was jagte die Redaktion? Entschuldigt sie sich? Mit keinem Worte. Aus einem einfachen Grunde. So schwach — von unserem Standpunkt — der Artikel von Heß war, es steht in ihm kein Wort über Bakunin als Agenten oder Spitzel der russischen Regie-

¹ Bakunins Briefe an Herzen und Ogareff, Genf 1896 (russisch). Es ist schwer, die ganze „Schlaueit“ des Passus wiederzugeben. Die französische Ausgabe sagt: „je me mettrai aussi en campagne et j'aurai le beau rôle.“ Die deutsche Ausgabe habe ich jetzt nicht bei der Hand.

² Unter dem Titel, den sogar Guillaume „recht sonderbar“ findet: „Glaubensbekenntnis eines russischen Sozialdemokraten, eingeleitet durch eine Studie über die deutschen Juden.“

run g. Er richtet gegen Bakunin und Schweizer die Anklage, daß der eine im Interesse des Panславismus, der andere im Interesse des Pan-germanismus arbeite. Außerdem einige Kritiken gegen Bakunins Ansichten und Taktik auf dem Kongreß. So unbegründet alle diese Anklagen sein mochten, so unerwartet ist der Schluß, den Bakunin aus ihnen zieht. Sie bedeuten nichts anderes und können nichts anderes bedeuten, sagt er, als: Bakunin ist ein Agent provocateur der russischen Regierung, ein Spiegel.¹ Und doch hatte Heß, der soeben in Basel die Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie empfindlich in diesem Punkte Bakunin war, es noch unterstrichen, daß er nicht im mindesten Bakunins „revolutionäre Ehrlichkeit“ bezweifle, was er von Schweizer nicht behauptet.

Wir verstehen jetzt, warum Delescluze glaubte, er hätte mit franken Leuten zu tun. Als er, um sie los zu werden, endlich Herzogs Brief abdruckte, ließ er die Note hinzufügen, die Redaktion habe ebensowenig wie Heß jemals beabsichtigt, Bakunins politische Ehre zu bezweifeln, obwohl sie seine politischen Ansichten bekämpfe und noch weiter bekämpfen werde. Der Leser glaubt gewiß, daß Bakunin mit dieser Erklärung unzufrieden war. Keineswegs. Er fand sie ganz loyal!

Wo bleibt aber Liebknecht? Hatte er vielleicht ebensoviel mit dem Heßschen Artikel zu tun wie Marx?

Liebknecht wird in dem ganzen Briefe nicht einmal mit seinem Namen genannt. Er figuriert nur als einer der Führer der neuen deutschen sozialdemokratischen Partei. Die ganze Geschichte mit dem sogenannten Ehrengericht wird von Bakunin erzählt, nicht um Liebknecht zu kränken — er hatte sich mit ihm vollständig versöhnt und hielt ihn für einen noblen Gegner —, sondern um der Redaktion des „Reveil“ die ganze moralische Wertverfälschung des „kleinen deutschen Juden“ M. Heß zu erweisen, der angeblich ein Mitglied des Ehrengerichtes gewesen war. Zwar sagt Bakunin selbst: „Ich erinnere mich nicht ganz genau, ob M. Heß einer von ihnen war, es scheint mir aber doch so.“ Und weiter noch einmal: „Ich kann nicht bestimmt sagen, ob M. Heß ein Mitglied des Ehrengerichtes war, ich bin aber fast sicher, jedenfalls, und das weiß ich ganz genau, daß ihm alles, was ich Ihnen erzähle, bekannt geworden ist. Sie können jetzt die Moral dieses Mannes beurteilen.“

Wir wissen jetzt, daß, wenn Heß etwas verbrochen hat, es nicht mehr war als eine Kritik von Bakunins „russischem Kommunismus“. Wir haben hier einen neuen Beweis, wie schwach Bakunins Gedächtnis war. Trotzdem nehmen wir an, daß er im Falle Liebknecht die Tatsachen genau erzählte.

Zwar sagt jetzt Bakunin, daß Liebknecht ihn nicht öffentlich, sondern in einer „halböffentlichen Versammlung seiner Freunde“ beschuldigte. Zwar sagt er, daß Liebknecht alles in Abrede gestellt habe. Er behauptet aber, daß trotz dieser Ablehnung das Ehrengericht, in dem fünf Freunde Liebknechts saßen, in diesem Sinne erklärte, Liebknecht habe leichtfertig gehandelt, als er auf Grund einiger Artikel in einem bürgerlichen Blatt Bakunin beschuldigte, er sei ein Agent der russischen Regierung. So unwahrscheinlich diese Geschichte auch ist, nehmen wir an, daß alles sich so zutrug.

Erklärung — schreibt weiter Bakunin — ist mir schriftlich gegeben worden. Ich sage, daß mein Gegner so nobel war, vor den Richtern

zu erklären, er sei über mich irregeführt worden. Er reichte mir die Hand, und ich verbrannte die von dem Ehrengericht geschriebene und unterzeichnete Erklärung.

Nach dieser Versöhnung gab er Liebknecht einen Abdruck der Rede, die er auf dem Berner Kongreß der Freiheits- und Friedensliga gehalten hatte, sowie seiner italienischen Artikel, die er im Jahre 1867 angeblich gegen den Pan-Islamismus geschrieben. Zwei Tage später kam Liebknecht zu ihm und sagte:

Ich sehe, daß ich mir eine ganz falsche Vorstellung von Ihnen gemacht habe. Sie sind ein Proudhonist, weil Sie die Abschaffung des Staates wollen. Ich werde Sie in meiner Zeitschrift bekämpfen, weil meine Überzeugung ganz das Gegenteil von der Ihren ist. Ich bitte Sie aber, mir Ihre Artikel zu lassen. Ich werde sie publizieren, ich bin Ihnen diese Satisfaktion schuldig.¹

Und Bakunin fügt hinzu: „Ich verließ mich auf dies Versprechen und warte noch bis jetzt.“

Wir wissen jetzt, worin die Schuld Liebknechts besteht. Bakunin forderte nicht, daß sein Gegner die Erklärung in seiner Zeitung abdruckte. So „stupid“ wie manche seiner Freunde war er nicht. Hatte er doch die Erklärung selbst in Gegenwart des Ehrengerichtes verbrannt — seine Freunde bewundern noch bis jetzt die „schöne Geste“ —, und daß er keine Kopie davon vorher machte, beweist der Umstand, daß Nettlau bis jetzt keine gefunden hat. Bei aller Mühe gelang es diesem nur, festzustellen — Krapotkin hörte es von Elisée Reclus, der es von Bakunin selbst hörte —, daß Bakunin diese Erklärung nicht einfach verbrannte, sondern mit ihr eine Zigarette anzündete.² Dieses Autodafé tut uns herzlich leid, weil wir dadurch nie erfahren werden — wenn uns nicht ein glücklicher Zufall hilft —, was eigentlich Liebknecht verbrochen hat und was das Ehrengericht eigentlich feststellte.

Zwar ist es verdächtig, daß sich Guillaume im Jahre 1873 mit keinem Worte über die Nichtveröffentlichung der nicht mehr existierenden Erklärung beikümmert, die Bakunin als Zeichen der vollständigen Versöhnung mit seinem noblen Gegner großherzig vernichtet hatte. Auch Nettlau, der gegen Liebknecht sehr vieles einzuwenden hat, sagt kein Wort über diesen „Wortbruch“.³ Selbst

¹ Guillaume, der noch auf dem Kongreß in La Chaux de Fonds (April 1870) unvorsichtig genug war, Liebknechts Namen zu nennen — er war damals noch sehr jung und ein großer Enthusiast —, zitiert diese Rede in seinem berühmten *Memoire* in folgender Weise: „Ich habe mich geirrt, sagte er, ich habe nicht verstanden, daß Sie ein Proudhonist seien. Ich habe geholfen, verleumderische Anklagen gegen Sie zu verbreiten, ich bin Ihnen eine Genugtuung schuldig.“ Wir werden nicht entzückt schreien, das sei eine freche Fälschung usw. usw. Jeder Mensch irrt sich, es ist nur nicht gut, wenn er in diesem Irrtum beharrt wider besseres Wissen. Vergessen wir nicht, daß Nettlau sagt, Guillaumes *Memoire* sei „der wichtigste historische Beitrag zur Geschichte der Internationale und ein Muster ruhiger, sachlicher Schilderung“! Umgekehrt — erzählt uns derselbe Nettlau — ist die bekannte Broschüre über die bakunistische *Alliance* „in ihrer ganzen Anlage total verlogen und wimmelt von Unrichtigkeiten und Fälschungen im Detail; kein Zitat darin darf man ungeprüft akzeptieren“. Und Nettlau ist gewiß ein ehrenwerter Mann!

² Vergl. sein großes Werk. Anmerkung, Nr. 1882.

³ Als Bakunin das Urteil übergeben wurde, dachte er nicht an eine Veröffentlichung desselben, sondern reichte Liebknecht die Hand und zündete sich mit dem Dokument eine Zigarette an. Wie ihm Liebknecht diese Großmut vergalt, ist bekannt; sie steigerte wohl nur seinen Haß.“ Nachbarin, Guers Gläschen!

Guillaume entdeckte ihn zum erstenmal im Jahre 1904! Gewiß, auf „irgendwelche“ Quellen gestützt, die nur ihm bekannt sind.

Sogar „Genosse“ Brupbacher, bei seinem ganzen Respekt vor Guillaume, ahnt, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung sei, und „verschweigt“ Liebknechts ersten Wortbruch. Nur Genosse Bernstein merkte es nicht und fand es unrecht, daß sein ohnedies schwer beschuldigter alter Kampfgenosse die Veröffentlichung einer für immer vernichteten Ehrenerklärung unterließ.

Bevor wir aber andere Verbrechen des perfiden und feigen „Soldaten der Revolution“ untersuchen, laden wir den Leser ein, mit uns einen Blick in die Welt zu werfen, in der die infamen Verleumdungen gegen Bakunin als bare Münze aufgenommen und veröffentlicht wurden. Hat Liebknecht mit „verdammensthem Leichtsin“ gehandelt, indem er diese Verleumdungen „kolportierte“, wie Genosse Mehring sagt, so haben die Leute, die diese Infamien veröffentlichten, gewiß mit noch verdammenstwerterer Treulosigkeit und Perfidie gehandelt. Wer waren aber alle diese an moralischem Stumpfsinn leidenden Subjekte, alle diese ruchlosen Zagos, die die unschuldsvolle Desdemona Bakunin verleumdeten? Was für ein Revolverblatt war diese „bürgerliche Zeitung“, die so infam und gemein war? (Fortsetzung folgt.)

Gustav Adolf als Vorläufer des Imperialismus.

Von Anna Schlegeler.

Die Legende von dem Glaubenshelden Gustav Adolf, der als Retter des Protestantismus und Schlichter deutscher Einheit übers Meer gekommen, ist schon längst gründlich zerstört.

Die Arbeit eines bürgerlichen Historikers¹ gibt einen neuen Beitrag zur Erkenntnis der wirtschaftlichen Motive, die den Schwedenkönig bei seinem Kriegszug nach Deutschland leiteten, und liefert damit zugleich wieder einmal den Beweis, daß vorurteilslose historische Forschung, auch wenn von bürgerlicher Seite betrieben, nicht umhin kann, Bausteine zum Gebäude des historischen Materialismus herbeizuschaffen. Und niemand wird dieser Arbeit den Vorwurf machen können, sie sei eine Tendenzschrift, denn ihr Autor ist ein guter Protestant und erklärt selbst voll Behmut, daß er ein Ideal seiner Jugend zerstörte, als er bei seinen archivalischen Studien sich davon überzeugen mußte, daß „rücksichtslose, egoistische Wahrung national-schwedischer Interessen der oberste Leitfaden in Gustav Adolfs Politik“ gewesen und daß „nur die Verhältnisse in Deutschland es mit sich brachten, daß der Kampf für die wirtschaftlichen Interessen Schwedens zugleich ein Kampf gegen die Reformationsfeinde in Deutschland wurde“.²

¹ Professor Dr. Friedrich Voigt: „Gustav Adolf und seines Kanzlers wirtschaftspolitische Absichten auf Deutschland“. Heft 4 der Frankfurter historischen Forschungen. Frankfurt a. M. 1910, Joseph Baer & Co. IX und 254 Seiten. Preis 7 Mark.

² Es ist interessant, daß schon der österreichische Schriftsteller Ferdinand Körner die Bedeutung der wirtschaftlichen Motive für den Dreißigjährigen Krieg ahnte. 1873 antwortete er in seinem Aufsatz: „Vom Dreißigjährigen und vom Vörsenkrieg“ auf die Frage, warum der Krieg dreißig Jahre gedauert: „Die politische Geschichte antwortet darauf nicht oder nur verworren. Erst ... jenes Denken, welches das gleiche Gesetz in den verschiedensten Wirkungen findet, gerät auf die

Mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft waren Handel und Gewerbe als die wichtigsten Steuerquellen die Vorbedingungen der Fürstenmacht geworden. Darum war auch Gustav Adolf vom Beginn seiner Regierung an um das wirtschaftliche Aufblühen seines Landes besorgt. Sein Hauptaugenmerk wandte er den Seestädten und dem Bergbau, der wichtigsten Reichumsquelle Schwedens, zu. Doch Schweden war ein kapitalarmes Land. Die Gründung von Handelskompanien hielt der König darum für das beste Mittel, um die für Handel und Bergbau nötigen Kapitalien aufzubringen. So traten mehrere kleinere Handelsgesellschaften in Schweden ins Leben, ohne aber die erhoffte segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Da versuchte im Jahre 1624 ein aus seinem Vaterland vertriebener kalvinistischer Niederländer, Willem Uffeling, den Schwedenkönig für einen hochfliegenden Plan zu gewinnen, der Schweden Reichtum und Macht schaffen sollte.

Uffeling riet dem König, eine Welthandelskompanie zu gründen, die nach Amerika, Asien und Afrika Handel treiben sollte; nur ihr sollte der Handel südlich vom 36. Grad nördlicher Breite gestattet sein. Nicht nur Schweden, sondern Angehörige aller Nationen sollten Teilhaber der Gesellschaft werden können, ihr Kapital sollte auch für den Fall, daß Schweden mit ihren Staaten Krieg führe, sichergestellt werden. Zugleich sollten aber in den fremden Erdteilen, vor allem in Amerika, Kolonien angelegt und Bauern, Handwerker und Seeleute aus Europa als Landwirte angesiedelt werden. Diese sollten vor allem Schweden, dann aber auch die anderen Länder mit Rohstoffen versehen. Andererseits sollten sie Fabrikate aus Europa beziehen und diese zum Teil an die Eingeborenen weiter verhandeln. Viele, die in der Heimat ohne Arbeit und Brot wären, könnten in den neuen Ländern lohnende Beschäftigung finden. So würde beständig der Bedarf nach Manufakturwaren steigen, so daß die schwedischen Gewerbe allein gar nicht genügen könnten, und gleichzeitig würden billige Rohstoffe zur Verfügung stehen. Das gesamte Wirtschaftsleben würde einen ungeahnten Aufschwung nehmen, allen Bevölkerungsschichten würde reichlicher Gewinn zuteil werden. Dadurch sollte sich das Unternehmen wesentlich unterscheiden von allen spanischen und holländischen Handelskompanien, die nur den Zweck hätten, wenigen Kaufleuten durch Ausplünderung der neuentdeckten Länder möglichst rasch große Reichtümer zu verschaffen. Die in den spanischen Kolonien übliche Sklavenarbeit verurteilte Uffeling nicht nur aus religiösen Gründen, sondern vor allem deshalb, weil freie Arbeit wertvoller und ertragreicher als erzwungene sei und weil nur freie Arbeiter kaufkräftige Abnehmer für europäische Fabrikate werden könnten. . . . Aber auch für die politische Machtstellung Gustav Adolfs mußte die geplante Handelskompanie, wie Uffeling darlegte, von großer Bedeutung sein. Denn der spanische Handel würde schwer geschädigt, dem spanischen König die Quellen seiner Macht verstopft werden. Ja, Uffeling war von der Hoffnung erfüllt, Spanien werde dem nicht ruhig zusehen, sondern einen Kampf auf dem Weltmeer beginnen. Die reichen Mittel der Kompanie würden es aber möglich machen, die spanische Seemacht ganz zu vernichten.

richtige Spur. Diese Spur macht erkennen, daß der Dreißigjährige Krieg, der so einseitig als ein politisch-kirchlicher erzählt wird, unter dieser Hülle noch einen anderen birgt, nämlich einen sozial-ökonomischen." F. Kürnbergers Werke, Band I, Seite 258. Georg Müller.

Gerade im selben Jahre hatte sich Spanien angeschickt, auch in den nordischen Gewässern festen Fuß zu fassen. Um so leichter wurde Gustav Adolf von der Vortrefflichkeit der von dem Niederländer dargelegten Ideen überzeugt. Uffeling trat in den Dienst des Schwedenkönigs und begann sofort in Reden und Schriften eine eifrige Agitationstätigkeit; alle eventuellen Einwände suchte er im Vorhinein zu widerlegen. Eigene Agenten wurden nach Deutschland geschickt, um dort Teilnehmer zu werben.

Am 14. Juni 1626 wurde das Privilegium in Druck gegeben, das Gustav Adolf der zu gründenden „Süderkompanie“ erteilte, mit der genauen Bestimmung über Organisation und Verwaltung der Gesellschaft. Die Fremden wurden den Schweden ganz gleich gestellt; sie sollten auch Anteil an der Verwaltung haben. Jede Stadt, die 300 000 Taler aufgebracht, sollte das Recht auf ein eigenes Kontor haben, die einzelnen Kontore oder „Kammern“ sollten sich mit ihren Waren gegenseitig aushelfen. Von Göteborg sollte die gemeinsame Ausfahrt der Schiffe stattfinden, und jedes heimkehrende Schiff sollte zuerst dort anlegen. Alle Waren sollten außer einer einmaligen Abgabe von 4 Prozent des Wertes zollfrei sein. Der König verpflichtete sich, für den militärischen Schutz der Kompanie zu sorgen und auf eigene Kosten Festungen zu bauen und Kriegsvolk zu unterhalten.

Der König trat selbst als Teilhaber bei und zeichnete 400 000 Taler auf Gewinn und Verlust.

Aber Uffeling's Werbearbeit hatte geringen Erfolg. Das Ausland hatte wenig Zutrauen zu dem Plane, und Schweden war nicht finanzkräftig genug, zumal sich seine wirtschaftliche Lage in den letzten Jahren verschlechtert hatte. Ein weiteres Hindernis für die Ausführung des Unternehmens war ferner der Umstand, daß Schweden auf Spanien als Absatzgebiet für Kupfer angewiesen war und darum Feindseligkeiten gegen Spanien vermeiden mußte, solange es nicht neue Märkte für sein Kupfer gefunden. Ein dahin zielender Versuch in England und Holland war aber fehlgeschlagen. Inzwischen waren die Verhältnisse in der westlichen Ostsee immer bedrohlicher für Schweden geworden. Spanien hatte in den Verhandlungen mit Kaiser Ferdinand II. und Bayern die Sperrung aller deutschen Häfen für die Niederländer und die Befestigung eines Ostseehafens durch spanische Truppen verlangt. Um den Handel auf der Nord- und Ostsee ganz den nordischen Reichen zu entziehen, suchte es ein Bündnis mit den Hansestädten, und der Kaiser riet den Städten ein Bündnis mit Spanien unter seinem Schutze an. Um seine finanzielle Macht zu stärken, suchte der Kaiser auch durch Verbesserung der Flußschiffahrt den Zugang von Böhmen und Schlesiens zum Meere zu erleichtern und den Elbehandel zu fördern. Kaiserliches Kupfer sollte die Elbe abwärts über Hamburg nach Spanien geführt werden, und Spanien scheint zweifellos die Absicht gehabt zu haben, sich durch das kaiserliche Kupfer vom schwedischen Markte freizumachen, um so zum Gegenschlag gegen die Süderkompanie auszuholen.¹

Gustav Adolf mußte rasch den spanisch-kaiserlichen Plänen entgegenreten, wenn er verhindern wollte, daß den schwedischen Waren Absatzgebiete

¹ Neben Quecksilber war Kupfer fast der einzige Gegenstand unmittelbar staatlichen Exporthandels in den österreichischen Erblanden. Die wichtigsten kaiserlichen Kupferbergwerke waren Schmölz und Neusohl in Ungarn. Ergiebiger Kupferbergbau wurde auch im Ahrental in Tirol und im Gschnitztal in Kärnten betrieben.

entzogen und seine Zolleinnahmen veringert würden. Schon waren schwedische Schiffe mit Beschlagnahme belegt worden, und der Handel mit Deutschland drohte unterbrochen zu werden.

Gustav Adolf selbst nannte im Oktober 1629 als Grund seines beabsichtigten Eingreifens in Deutschland das Streben des Kaisers, Schweden und die Ostsee zu erobern. War so der König durch die Notwendigkeit, seine Machtstellung und die wirtschaftlichen Interessen seines Reiches in der Ostsee zu verteidigen, zur Einmischung in den deutschen Krieg gezwungen, so hatte er doch viel weitergehende Ziele vor Augen. Durch die Besetzung der südblichen Hafenplätze und dadurch, daß er den protestantischen Fürsten zu Hilfe kommen und sie in einem ganz unter seinem Einfluß stehenden Bunde vereinigen wollte, gedachte er bis nach Süddeutschland hinein den schwedischen Waren Abnehmer zu verschaffen. Die hohen Zölle, die Gustav Adolf in allen besetzten Häfen erhob, sieht Bothe nicht als reine Finanzzölle an, sondern er meint, daß der König dadurch zugleich die Erzeugnisse seines Landes mit denen des Auslandes konkurrenzfähig machen wollte. Das wichtigste Produkt Schwedens, das Kupfer, sollte durch Einführung schwedischer Kupferkreuzer in Deutschland im Preise steigen, und endlich spielte der Gedanke, in Deutschland das notwendige Geld für die geplante Süderkompanie zu finden, unzweifelhaft eine große Rolle bei den Entschlüssen des Königs. Daß er die Gelegenheit zur Förderung der Kompanie benutzen wollte, geht schon daraus hervor, daß er gleich nach seiner Landung in Deutschland mit Usseling eine Unterredung hatte und diesen zur eifrigen Verarbeitung in Pommern aufforderte. Die Durchführung des Kolonisations- und Handelsplans durch Schweden und das protestantische Deutschland mußte auch zugleich deren politische Stellung festigen und die katholischen Mächte Spanien und Österreich in empfindlichster Weise schwächen. Diesem Ziele strebte nun der König energisch zu. Sobald er Pommern besetzt hatte, führte er dort die schwedische Kupfermünze ein und erhob auf allen Flüssen und in allen Häfen hohe Zölle. Später ging er ebenso in Mecklenburg vor.

Gleich nach dem Siege bei Breitenfeld begann er Unterhandlungen mit den Fürsten, um sie zu veranlassen, ihre Länder von Schweden zu Lehen zu nehmen. Aus allen evangelischen Ständen wollte er ein *Corpus bellicum* (einen Kriegskörper) zum Kampfe wider Österreich und Spanien bilden. Bothe hält es aber für zweifellos, daß Gustav Adolf zugleich ein dauerndes Bündnis schaffen und die evangelischen Länder mit Schweden zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet zusammenschließen wollte. Jetzt, da ganz Norddeutschland in der Macht des Königs war, schien die Zeit für den regen Austausch schwedischer und deutscher Produkte gekommen.

Diese wirtschaftspolitischen Pläne dürften nach Bothes Ansicht Gustav Adolf auch veranlaßt haben, sich nach der Schlacht bei Breitenfeld nicht, wie Orenstierna wünschte, gegen Wien zu wenden, sondern nach Süddeutschland zu ziehen.

Bei den süddeutschen Städten hoffte er reichliche Mittel für seine Absichten zu finden.

Die wichtigste Aufgabe des Königs war zunächst, dem schwedischen Kupferhandel aufzuhelfen, an dem der Staat direkt interessiert war. Denn der Kupferhandel war Staatsmonopol, und 1625 war Kupfer Münzmetall

geworden. 1631 war Schweden mit Kupfergeld überhäuft. Es fehlte an Silbergeld, und die Entwertung der Kupfermünze rief große Leuerung hervor. Nur durch reichliche Sendung von Reichstalern aus Deutschland konnte man hoffen, der Not zu steuern, aber die traurigen Finanzen des Königs machten diese Abhilfe vorerst unmöglich.

Eine Denkschrift vom Januar 1632 zeigt jedoch, daß der König darauf ausging, mit deutschem Silbergeld den schwedischen Finanzen aufzuhelfen. In dieser Schrift wurde folgendes vorgeschlagen: Der König solle die protestantischen Stände in Deutschland veranlassen, eine bestimmte Menge schwedischen Kupfers zu Münzzwecken mit Silbertalern zu kaufen. Jeder Stand solle seine eigene Münze zum Metallwert prägen, die nur in seinem Gebiet gelten solle. Dadurch würde der König in Besitz von Silbergeld kommen und zugleich das Kupfer im Preise steigen. Nach vier Jahren solle der König aber das Kupfer wieder zurückkaufen, und zwar zu dem Preise, den die Stände dafür bezahlt hatten. Wäre der Preis des Kupfers nach vier Jahren höher, so hätte der König den Gewinn davon, wäre er aber niedriger, so hätte der König doch immerhin während der vier Jahre zinsfrei Geld zur Verfügung gehabt.

Der König trat auch an die Stände mit dem Verlangen heran, in dieses Geschäft einzuwilligen. Aber vor allem die Städte widersetzten sich energisch der Überschwemmung mit Kupfermünzen, die sie sicher voraussahen, und das Ansuchen des Königs wurde allgemein abgelehnt.

Außer durch den Kupferüberfluß in Schweden war Gustav Adolf auch durch den für Anfang 1632 in Aussicht stehenden Krieg mit Spanien zur Befürwortung dieses Planes bewogen worden. Aus demselben Grunde trachtete er nun um so eifriger nach der vollständigen Beherrschung der Elbe. Wenn mit Hamburg und Frankfurt a. M. die beiden wichtigsten Märkte für das kaiserliche Kupfer in seiner Hand waren, dann mußte Spanien auch trotz des Krieges das nötige Kupfer aus Schweden beziehen.

Mit Bremen und Hamburg schloß Gustav Adolf ein Abkommen ab, so daß das schwedische Kupfer nun den Hamburger Markt beherrschen konnte, auch Lübeck wurde Anfang 1632 zum Anschluß an Schweden bewogen. Von Frankfurt aus versuchte der König auch Brandenburg zum Bündnis zu bewegen und wegen Pommern eine Einigung zu erzielen. Glaubte er doch, wenn ihm das gelungen, dann werde er auch seinen Welthandelsplan bald verwirklichen können. In Pommern hatte Usseling 1630 bis 1631 freilich wenig Erfolg gehabt. Nach dem Siege bei Breitenfeld war er jedoch voll neuer Hoffnung dem König an den Main gefolgt und hatte mit Empfehlungen vom Kanzler Oxenstierna versehen seinen Plan dem Räte von Frankfurt vorgelegt. Der Rat hatte wohl eine Beteiligung von Stadt wegen abgelehnt, denn die Stadt hatte durch den Krieg besonders schwer gelitten, hatte aber die Teilnahme den einzelnen Kaufleuten freigestellt.

Im Oktober 1632 erneuerte Gustav Adolf das der Kompanie erteilte Privileg und machte zugleich den deutschen Ständen große Konzessionen. Unter anderem wurde die Bestimmung, daß alle Schiffe von Göteborg auslaufen müßten, aufgehoben. Der Wertzoll von 4 Prozent sollte erst nach vier Jahren erhoben werden. Dann sollten zwei Drittel dieses Zolles dem Schwedenkönig gezahlt werden, der Rest aber den Ständen im Verhältnis zu ihrem Anteil zufallen.

Zwar hatten alle deutschen Handelsstädte durch den Krieg große Verluste erlitten. Dennoch zweifelt Bothe nicht, daß es Gustav Adolf gelungen wäre, die nötigen Kapitalien zur Verwirklichung seines großen Planes aufzubringen. Besonders durch Verraubung der katholischen Geistlichkeit und der Juden hätten sich noch reiche Geldmittel aufbringen lassen. Wurde doch alles Vermögen geflohener Kleriker konfisziert, und die Juden waren in den unterworfenen Ländern des Schwedenkönigs Kammerknechte geworden. Auch fehlte es den deutschen Kaufleuten noch nicht so sehr an Kapital als an der Möglichkeit, es sicher und gewinnbringend anzulegen.

Schon schien alles zur Inangriffnahme des Werkes bereit. Erst sollte noch Wallenstein niedergezwungen, Sachsen und Brandenburg gefügig gemacht werden, dann konnte die Welthandelskompanie ins Leben treten. Da ereilte den Schwedenkönig auf dem Schlachtfeld von Lützen im November 1632 der Tod.

Wie jedoch der Krieg jetzt noch nicht zu Ende war, so setzte der Kanzler Orenstierna auch die Wirtschaftspolitik seines toten Königs fort.

Im Frühjahr 1633 ließ Orenstierna auf dem Heilbronner Konvent in jenem Namen den Ständen der vier oberen Kreise die Einrichtung einer schwedisch-deutschen Sünderkompanie vorschlagen. Alle Obrigkeiten sollten das Privilegium und die neuen Bestimmungen für Deutschland publizieren und durch tüchtige Personen die Einzeichnungen vornehmen lassen. Aber man konnte in Deutschland kein Vertrauen zu dem schwedischen Plane fassen.

Als jedoch im Jahre 1634 die konföderierten Stände in Frankfurt zusammentraten, machte Uffeling dennoch einen neuerlichen Versuch, die Stände für seinen Plan zu gewinnen. Und diesmal fand er mehr Gehör als je zuvor. Trotz der bittersten Klagen über Not und Verarmung erklärten sich die Stände der vier oberdeutschen Kreise auf den Vortrag des schwedischen Vizekanzlers und die Relation ihrer Deputierten hin mit Uffeling's Plänen einverstanden. Es wurden zwei Unterhändler bestimmt, die mit Uffeling weiter beraten und die Bedingungen aufstellen sollten, unter denen sich die Stände an dem Unternehmen beteiligen wollten. Die endgültige Entscheidung sollte bei der nächsten Zusammenkunft der Stände getroffen werden. Aber eben, da die Stände für das große Werk gewonnen waren, wendete sich das Kriegsglück. Nach dem Siege der Kaiserlichen bei Nördlingen fiel ein Teil des Gebiets der konföderierten Stände in Feindeshand. Als Orenstierna neue Geldmittel von Frankfurt forderte, erklärten Rat und Kaufmannschaft sich außerstande, Geld aufzubringen. Es wäre kaum so viel Bargeld vorhanden, um die Geschäfte weiterführen zu können. Insolvenzen und Bankrott zahlreicher Kaufleute ständen bevor. Nun mußte Orenstierna den Plan einer schwedisch-deutschen Welthandelskompanie als endgültig gescheitert ansehen.

Die Darstellung Bothes erweckt vielleicht etwas zu sehr den Eindruck, als wären alle Ideen Uffeling etwas für seine Zeit völlig Neues. Daß kühne Kolonialpläne damals häufig geschmiedet wurden und daß man auch an ihre Ausführung ging, zeigt zum Beispiel die Gründung des Jesuitenstaats in Paraguay 1610 bis 1768, deren Zweck freilich nicht die Schaffung eines Abjaggebiets für europäische Waren war, denn die einzelnen Missionen erzeugten alles, was die Bewohner bedurften, selbst, sondern die Ve-

reicherung des Ordens. Allen nicht dem Orden angehörigen Kolonisten wurde der Zutritt zu diesen Niederlassungen verwehrt. Aber schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verlangten die beiden auf Veranlassung des Las Casas, der sich eifrig um Reformen in den Kolonien und um den Schutz der Indianer bemühte, in die spanischen Kolonien entsendeten Hieronimistenmönche, daß auch anderen Europäern die Ansiedlung in den spanischen Kolonien gestattet werde und daß tüchtige andalusische Bauern zur Einwanderung veranlaßt werden sollten.

Freilich scheint Uffeling der erste gewesen zu sein, der einen so umfassenden, die Interessen aller europäischen Länder in Betracht ziehenden und in allen Einzelheiten ausgearbeiteten Kolonialplan gefaßt hat.

Daß dieser Plan aber gar nicht hatte in Angriff genommen werden können, sieht Bothe als ein Glück für Deutschland an. Bei günstigem Verlauf des Unternehmens hätte freilich die deutsche Volkswirtschaft zweifellos einen großen Aufschwung nehmen können. Vor allem wäre mit den Binnenzöllen aufgeräumt worden. Die Welthandelspolitik hätte den freien Wettbewerb und die Beseitigung des verknöcherten Zunftwesens mit sich bringen müssen, die Entwicklung der Technik wäre beschleunigt worden.

Aber diese segensreiche Wirkung hatte zur Voraussetzung die glückliche Durchführung des Kolonisations- wie des Handelsplanes. Doch die Aussichten hierfür waren sehr gering. Deutschland war durch den Krieg sehr verarmt, seine Bevölkerung hatte sich stark vermindert. Es war daher kein Markt für Kolonialprodukte vorhanden. Zu einer schnellen Entwicklung des Gewerbes fehlte es an Kapital wie an geschulten Hilfskräften. Jedenfalls hätte es Jahre gedauert, ehe sich der Gewinn aus dem Unternehmen eingestellt hätte, und für diese lange Wartezeit war Deutschland nicht finanzkräftig genug. Auch ist nicht anzunehmen, daß die anderen Nationen die Schließung des deutschen Marktes für ihre Waren hätten friedlich geschehen lassen.

Da aber Schwedens Flotte hauptsächlich aus den Erträgen der Süderkompanie erhalten werden sollte, so hätte die schwedische Regierung zur Aufrechterhaltung ihrer Machtstellung die Kompanie nicht aufgelöst, auch wenn die Geschäfte keinen Gewinn abgeworfen hätten, sondern hätte immer von neuem Silber aus Deutschland herausgepreßt, und dieses wäre durch die Verkupferung seiner Münze ganz von Schweden abhängig und von jedem Handelsverkehr mit anderen Völkern ausgeschlossen worden. Deutschland hätte das Hauptrisiko bei dem Welthandelsplan gehabt, und ein Fehlschlagen hätte die verheerenden Wirkungen des langen Krieges noch furchtbar verstärkt.

Für Deutschland ist darum nach Bothes Ansicht Gustav Adolf zur rechten Zeit gestorben.

Mögen die Darlegungen Bothes manchen begeisterten Verehrer Gustav Adolfs schmerzlich berühren, in unseren Augen, die wir das Märchen von dem einzig von religiösen Idealen erfüllten Glaubensretter nie für wahr gehalten, kann der Schwedenkönig nur an Interesse gewinnen, wenn wir sehen, daß zu den wichtigsten Motiven, die ihn zum Zuge nach Deutschland trieben, weit umfassende, seiner Zeit vorausseilende wirtschaftspolitische Pläne gehörten, die uns fast anmuten wie Ideen des modernen Imperialismus.

Erwägungen statt Brot!

Von Eustav Hoch.

Die Reichsverwaltung will sich — das steht jetzt fest — in der Beantwortung der sozialdemokratischen Interpellation über die **Arbeitslosenfürsorge** damit begnügen, die Gründe, die für und gegen die verschiedenen Arten der Arbeitslosenversicherung vorgebracht werden können, mehr oder weniger wissenschaftlich zu erörtern und dann die Durchführung der Arbeitslosenversicherung auf die lange Bank schieben mit der Versicherung: die Reichsverwaltung werde auch fernerhin die Sache — erwägen. Diese Antwort entspricht nicht nur den Wünschen des Zentralverbandes deutscher Industrieller, sondern auch dem Verhalten, das die herrschende Klasse noch stets gegen die Forderungen der Arbeiter versucht hat. Alle Arbeiterforderungen und insbesondere die Forderung nach der Arbeitslosenversicherung ziehen mittelbar oder unmittelbar der herrschenden Ausbeutungswirtschaft gewisse Schranken. Das empfinden die Nutznießer der heutigen Ausbeutungswirtschaft als neue „Opfer“, die ihnen die Rücksicht auf die Arbeiter auferlegt. Gegen diese Opfer sträuben sich naturgemäß die, denen sie zugemutet werden, solange sie es irgend können.

Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß sich die Arbeiter mit jener Antwort der Reichsverwaltung weniger als je zufrieden geben können. Denn es ist der bittere Hunger, der die arbeitslosen Arbeiter dazu drängt, die Hilfe der Gesamtheit in Anspruch zu nehmen. Und das sieht schließlich auch der letzte Arbeiter ein, daß die wissenschaftliche Erörterung der Arbeitslosenversicherung, wenn es nur dabei bleibt, kein Mittel gegen den Hunger ist.

Dies muß maßgebend sein auch für die Stellung unserer Partei gegen die Verschleppungsversuche der herrschenden Klasse in dieser Sache.

Allerdings brauchen wir nicht eine wissenschaftliche Aussprache über die Schwierigkeiten der Arbeitslosenversicherung zu scheuen. Wir haben nie bestritten, daß die Durchführung der Arbeitslosenversicherung ebenso schwierig wie dringend ist. Aber diese Schwierigkeiten können sehr schnell überwunden werden, sobald die herrschende Klasse erkannt hat, daß sie überwunden werden müssen.

An Vorschlägen zur Durchführung der Arbeitslosenversicherung fehlt es wahrlich nicht, und unsere Genossen im Reichstag werden mit der nötigen Deutlichkeit auf den Weg hinweisen, auf dem wir zu einer unseren Forderungen entsprechenden Arbeitslosenversicherung gelangen können. Wir mögen aber noch so gute Vorschläge machen und sie noch so gründlich rechtfertigen: stets werden die Gegner der Arbeitslosenversicherung vieles finden, bei dem sie mit ihren vorgeschützten oder wirklichen Bedenken einlegen können.

Bei welchem Werke unserer Gesetzgebung ist jedoch nicht ganz dasselbe der Fall? Wann hat insbesondere jemals die Gesetzgebung einen neuen Weg eingeschlagen, ohne daß unter den Beteiligten ein lebhafter Streit darüber bestanden hätte, ob sich die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes bewähren werden oder nicht? Wie war es mit den ersten Arbeiterversicherungsgesetzen? Wie sehr gingen die Meinungen namentlich über die Grundzüge des Unfallversicherungsgesetzes auseinander! Keine einzige Partei stimmte dem Gesetz mit ungemischter Freude zu. In jeder Partei der Mehrheit und ebenso bei den

Regierungen gab es lebhaftes Auseinandergehen über die Zweckmäßigkeit selbst der wichtigsten Bestimmungen. Trotzdem brachte Bismarck schließlich das Gesetz durch mit der Begründung: Wir müssen die Unfallversicherung schaffen; daher endlich Schluß mit den ewigen Bann und Aber; die Erfahrung soll uns zeigen, was an dem Gesetz zu verbessern ist.

Jetzt, unter Bethmann Hollweg, ist das Verhalten der Reichsverwaltung ganz anders. Jetzt kommen die Regierungsräte nicht aus den Zweifeln über die Arbeitslosenversicherung heraus, weil sie noch nicht die — unbedingte Notwendigkeit der Arbeitslosenversicherung erkannt haben. Das ist der Grund, weshalb alles, was wir und die bürgerlichen Befürworter der Arbeitslosenversicherung für die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit einer solchen Maßnahme geltend machen, ungehört verhallt. Daher gilt es, den bürgerlichen Parteien und den Regierungen die Erkenntnis beizubringen, daß es jetzt höchste Zeit zur Durchführung der Arbeitslosenversicherung ist.

Das können nur die arbeitslosen Arbeiter selbst erreichen. Solange sie widerstandslos das Elend der Arbeitslosigkeit über sich ergehen lassen und jeder verzweifelt sich und sein Unglück daheim hinter seinen vier Wänden verbirgt: so lange kann und wird die herrschende Klasse ohne Arbeitslosenversicherung auskommen, so lange werden unsere Genossen im Reichstag die Arbeitslosenversicherung vergeblich fordern. Nein, auch die arbeitslosen Arbeiter müssen sich vielmehr zum Kampfe gegen das Elend der Arbeitslosigkeit zusammenschließen. Der aufgeklärte Arbeiter weiß, daß die Arbeitslosigkeit, wie wir sie jetzt haben, nicht ein Unglück wie zum Beispiel eine Mißernte ist, daß sie nicht unabhängig von den Einrichtungen der Menschen über uns kommt, sondern daß sie im Gegenteil nur die Folge der kapitalistischen Ausbeutungswirtschaft ist. Hieraus ergibt sich die Forderung, daß die herrschende Klasse, die um ihres eigenen Nutzens willen die jetzige Ausbeutungswirtschaft mit allen Mitteln aufrecht erhält, die aus dieser Wirtschaft immer größere Gewinne zieht und deshalb immer gewaltigere Reichtümer aufhäuft, während die Arbeiter trotz ihrer schweren Arbeit selbst in der besten Zeit mit einem ganz ungenügenden Lohn abgefunden werden, durch die Arbeitslosigkeit aber dem schlimmsten Elend überliefert sind: daß die herrschende Klasse den Arbeitern den Schaden ersetzt, den die Arbeiter durch die Arbeitslosigkeit erleiden. In dieser Forderung müssen sich die arbeitslosen Arbeiter zusammenfinden; für diese Forderung müssen sie alle anderen Kreise gewinnen, die unter dem Druck der Arbeitslosigkeit leiden: die noch beschäftigten Arbeiter, die ebenfalls jeden Tag arbeitslos werden können, sowie die kleinen Geschäftsleute, die in den arbeitslosen Arbeitern ihre Kunden verlieren; mit dieser Forderung müssen sie an die herrschende Klasse herantreten. Je weiter die Arbeitslosigkeit sich ausbreitet, je mehr Arbeiter arbeitslos auf die Straße geworfen werden, je schlimmer das Elend der Arbeitslosigkeit die Arbeiter heimsucht, je lauter die Forderung der Arbeiter nach der Entschädigung für die Folgen der Arbeitslosigkeit ertönt, je deutlicher die arbeitslosen Arbeiter es der herrschenden Klasse zeigen, daß sie sich nicht mehr untätig in ihr Schicksal fügen — desto eher wird die herrschende Klasse erkennen, daß sie nicht länger mit „Erwägungen“ die Arbeiter abspießen kann, daß sie ihnen Brot verschaffen, eine angemessene Entschädigung gewähren muß, wenn auch zunächst ohne einen nach allen Regeln der Kunst aufgestellten Plan einer Arbeitslosenversicherung.

Dies ist aber in Wahrheit zugleich der sicherste Anfang der Arbeitslosenversicherung. Sobald die herrschende Klasse die Entschädigungen an die arbeitslosen Arbeiter zahlen muß, wird sie — schon mit Rücksicht auf ihren eigenen Nutzen — alles tun, um schnellstens die Mittel für diese Entschädigungen planmäßig und möglichst billig für die Besizhenden aufzubringen. Daher werden sich dann die bürgerlichen Parteien und die Regierungen in verhältnismäßig kurzer Zeit über die für sie beste Art der Arbeitslosenversicherung verständigen.

Herr Vethmann-Gollweg mag im Reichstag noch so schön über die Arbeitslosenversicherung philosophieren — unter keinen Umständen werden dadurch unsere Genossen das aufgeben, worauf es in der jetzigen Zeit am meisten ankommt: daß unter allen Umständen die nötige Hilfe für die arbeitslosen Arbeiter beschafft wird. Für sie genügen nicht mehr Erwägungen statt Brot. Umgekehrt: erst beschafft Brot für die arbeitslosen Arbeiter, dann läßt sich weiter über das reden, was für eine recht schöne Arbeitslosenversicherung gesehen kann.

Arbeitslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung.

Von Paul Umbreit.

Das Arbeitslosigkeitsproblem dürfte zu den umstrittensten der bevorstehenden Reichstagsession gehören. Die Beratungen des sozialdemokratischen Parteitag haben diese Frage, die noch wenige Wochen zuvor auf der Internationalen Konferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit (4. bis 6. September in Gent) ganz dilatorisch behandelt wurde, als handle es sich nur um ein interessantes Problem, in den Brennpunkt des Tageskampfes gerückt. Der glänzende Vorstoß unserer Genossen im bayerischen Landtag hat die Regierung dieses Bundesstaates gezwungen, für die Arbeitslosenversicherung staatliche Mittel zuzusichern, und die angekündigte sozialdemokratische Interpellation im Reichstag hat bereits das Scharfmachertum auf der ganzen Linie mobil gemacht. Auch in den übrigen Landtagen dürfte die Frage der Arbeitslosenfürsorge erneut zum Austrag gebracht werden. In dieser Situation ist die neuere Literatur, die sich mit dieser Frage befaßt, von besonderem Interesse.

Zwei Neuererscheinungen, die uns vorliegen, sollen hier in Kürze gewürdigt werden. Als zweites Heft der Schriften der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“ ist im Verlag von Karl Heymann-Berlin ein Buch erschienen, das den sehr irreführenden Titel trägt: „Der gegenwärtige Stand der Arbeitslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung in Deutschland“ (138 Seiten, 4 Mark). Der Titel im Zusammenhang mit der weiteren Bezeichnung „Eine Erhebung“ verleitet zu der Erwartung, ein möglichst vollständiges Bild über das, was zurzeit in Deutschland auf dem Gebiet der Arbeitslosenversicherung geleistet wird, zu erhalten. Aber schon das Vorwort zerstört diese Annahme durch die Erklärung, daß die Arbeit lediglich einen referierenden Überblick über den Stand und die Entwicklung der kommunalen Arbeitslosenversicherung und der Arbeitslosenfürsorge im engeren Sinne geben wolle. Danach scheidet also die gewerkschaftliche Arbeitslosenversicherung von vornherein aus. So erzählt der Leser, daß acht deutsche Städte im Jahre 1912 insgesamt 52 850 Mark

Zuschüsse zur Arbeitslosenversicherung bewilligt, aber nur 34 043,31 Mark wirklich ausgegeben haben, während die „Erhebung“ über die $9\frac{1}{2}$ Millionen Mark Aufwendungen der deutschen Arbeiterberufsvereine im selben Jahre (8 920 342 Mark freie Gewerkschaften, 245 189 Mark Gewerkvereine und 201 223 Mark christliche Gewerkschaften) verschämmt hinwegleitet. Die Schrift beschränkt sich auf eine kurze kritische Aufzählung der seitherigen kommunalen und staatlichen Einrichtungen und Vorarbeiten, ohne für ein wirksameres Vorgehen oder für eines der Systeme der Arbeitslosenfürsorge entschiedener einzutreten. Nur eine gewisse Vorliebe für das R ö l l e r s c h e r u n g s s y s t e m, bei welchem sich die Gewerkschaften die städtischen Zuschüsse durch besondere Beitragszahlung erkaufen müssen, macht sich bemerkbar. Im übrigen enthält das Buch die Satzungen der gemeindlichen Kassen und Fonds von Köln, Erlangen, Eßlingen, Freiburg i. B., Schwäbisch-Gmünd, Kaiserslautern, Mainz, Mannheim, Mülhausen i. E., München, Strassburg, Berlin-Schöneberg und den abgelehnten Entwurf von Berlin-Charlottenburg, zum Teil mit den hierzu erlassenen Ausführungsbestimmungen. Dieser Anhang hat für die mit Vorarbeiten für die kommunale Arbeitslosenversicherung betrauten Genossen einen gewissen Wert. Doch fehlen die nicht minder wichtigen Materialien des Auslandes, die die demnächst neu aufgelegte Denkschrift der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands in vervollständigtem Umfang enthalten wird.

Erheblich wertvoller ist die zweite Schrift von Dr. K a r l K u m p m a n n: „Die Reichsarbeitslosenversicherung“ (150 Seiten, 3 Mark. F. C. W. Mohr, Tübingen), die die Arbeitslosenfürsorge zugleich plädierend und kritisch behandelt. Der Verfasser erschwert allerdings die Untersuchung des Problems in recht „wissenschaftlicher“ Umständlichkeit durch Aufwerfung einer Reihe von Fragen, die in der Praxis der staatlichen und kommunalen Arbeitslosenversicherung längst erledigt sind. So ist die Auscheidung der sogenannten subjektiven Arbeitslosigkeit, die durch freien Willen oder eigene Schuld des Arbeiters herbeigeführt ist, längst durch die Gesetze in Dänemark und Norwegen sowie im Kanton Basel Stadt und durch die Satzungen von Gent und anderen Städten in ausreichender Weise bewirkt, nicht minder die Ausbaltung aller Arbeitslosigkeit durch Streiks oder Aussperrungen und deren Folgen. Die Arbeiterschaft hat sich längst daran gewöhnt, daß die Unterstützung der letzteren lediglich eine Aufgabe der Gewerkschaften ist. Sie denkt nicht daran, die Mittel dafür von der öffentlichen Arbeitslosenversicherung zu verlangen, am wenigsten in Deutschland. Auch glaubt der Verfasser sein Buch gewissen Kreisen dadurch schmachtender zu machen, daß er in ziemlich breiter Weise gegen die sozialistische Anschauung polemisiert: „die Arbeitslosigkeit sei eine Folge der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, mit deren Beseitigung sie erst verschwinde“. Arbeitslose habe es auch im Altertum und Mittelalter gegeben, und man dürfe sogar sagen, daß in jeder Volkswirtschaft jederzeit ein gewisser Prozentsatz von Arbeitskräften vorübergehend außer Beschäftigung sein müsse. Er muß indes zugeben, daß die Arbeitslosigkeit als soziale Erscheinung nach den Vorschlägen des Sozialismus doch behoben würde. Daß aber der Kapitalismus, indem er die Enteignung weiter Volksschichten vom Boden und von den Arbeitsmitteln herbeigeführt hat, diese soziale Erscheinung erst verschuldete, scheint dem bürgerlichen Staatswissenschaftler nicht einzuleuchten.

Hinsichtlich der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und ihrer Folgen erhebt sich der Verfasser nirgends über das schon seit Jahren Geforderte. In der *Arbeitsvermittlung* vertritt er den Standpunkt der Parität und der öffentlichen, neutralen Nachweise. Auf dem Gebiet der *Arbeitslosenversicherung* läßt er den Leistungen der Gewerkschaften, insbesondere der freien, volle Gerechtigkeit widerfahren, hegt aber starke Bedenken gegenüber der Förderung dieser Selbstfürsorge der Arbeiter durch gemeindliche oder staatliche Zuschüsse. Mit großer Begeisterung schildert er dagegen das englische System der gesetzlichen *Zwangsversicherung* mit zugelassener freiwilliger Gewerkschaftsversicherung, freilich ohne dasselbe für Deutschland zu empfehlen. Andererseits bringt er aber auch dem von Schanz empfohlenen *Sparzwang* weitgehende Sympathien entgegen sowohl wegen der „genialen Einfachheit“ des Systems und der Ersparnis kostspieliger Verwaltung und Kontrolle als auch deshalb, weil dabei jeder nur für sich selbst, nicht auch für seine Kameraden einzustehen habe. Allerdings sei der individuelle Sparzwang als *organisationsfeindlich* aufzufassen. Trotzdem meint der Verfasser: „Zedenfalls scheint uns seine Einführung etwas weit Besseres zu sein als die Gesamtheit der in Deutschland bis jetzt getroffenen kleinen Maßnahmen.“

Grundsätzlich bevorzugt Dr. Rumpmann nun den Weg der *Zwangsarbeitslosenversicherung* mit engster Angliederung an eine zweckmäßige Organisation des *Arbeitsnachweises*. Der Kreis der zu versichernden Personen müßte bei einem Jahreseinkommen von 2000 Mark begrenzt, für Nichtversicherungs-bisichtige die freiwillige Versicherung zugelassen werden. Große Schwierigkeiten würden sich aber hinsichtlich der Einbeziehung der Winterarbeitslosen und der Landarbeiter ergeben. Gefahrenklassen seien nicht zu umgehen. Die Beiträge könnten zu je einem Drittel von Arbeitern, Arbeitgebern und Reich aufgebracht werden; die Gemeinde stellt die Kosten des *Arbeitsnachweises*, der Staat die der Landesversicherungsanstalt. Die Gesamtkosten beziffert der Verfasser jährlich auf etwa 300 Millionen Mark. Indes erscheinen ihm die Schwierigkeiten einer solchen Versicherung zurzeit noch derart unüberwindlich, daß die gesetzgebenden Faktoren des Reiches kaum dafür zu haben sein würden, ungerechnet die sonstigen Gegner dieser Versicherung.

So bleibe allein der Weg einer *interimistischen Lösung* und die Hoffnung, hierdurch mit der Zeit eine genügende Grundlage für diesen Versicherungszweig zu finden. Drei Zwischenlösungen kämen dafür in Betracht: 1. die *gewerkschaftliche Organisation*, 2. der *Sparzwang* und 3. eine *Kombination* beider Systeme. Der erste Weg falle mit dem *Genter System* zusammen; da aber die Gewerkschaften nur einen Bruchteil der Arbeiter umfassen, so müßten sie entweder gezwungen werden, alle Arbeiter, wenigstens als *Rassenmitglieder*, aufzunehmen, oder sie müßten direkt als *Zwangsorganisationen* der Arbeiter umgestaltet werden. Der *Sparzwang* werde von der organisierten Arbeiterschaft abgelehnt, und es sei, solange es sich nur um eine *interimistische Lösung* handle, nicht ratsam, es hierbei auf eine *Kraftprobe* ankommen zu lassen. So bleibe also nur eine *Kombination* beider Systeme übrig, wofür der Verfasser folgenden *Vorschlag* macht:

Die „*gewerkschaftlichen Ersatzkassen*“ hätten zwei Bedingungen für ihre Anerkennung zu erfüllen: 1. die *gesonderte Verwaltung* der *Arbeitslosenkassen* und die *ausschließliche Verwendung* der Mittel zu-

gunsten der „objektiv“ Arbeitslosen und 2. die Zahlung von Unterstützungen, die ihrer Höhe nach als ausreichendes Äquivalent für die durch den Sparzwang gebotene Sicherung der übrigen Arbeiter anzusehen wäre. Wahrscheinlich würde auch die Verleihung des Rechtes der juristischen Persönlichkeit an die Berufsvereine unvermeidlich sein, wenn die nötigen Rechtsgarantien gegeben werden sollen. Selbstverständlich will der Verfasser auch nicht auf die Kontrolle der Buchführung der Ersatzkassen und auf die statistischen Übersichten derselben verzichten. Die Frage, ob diesen „Ersatzkassen“ öffentliche Unterstützungen gezahlt werden sollen, beantwortet Dr. Kumpmann nach einigen Bedenken dahin, daß man ihnen nur Zuschüsse von Reich und Gemeinden, nicht aber aus Beiträgen der Unternehmer zahle, „schon um jede soziale Empfindlichkeit zu schonen“.

Im übrigen würden alle krankenversicherungspflichtigen und nicht gewerkschaftlich versicherten Arbeiter dem gesetzlichen Sparzwang unterworfen; für diese Arbeiter hätten die Unternehmer wöchentlich den Beitrag von 50 Pfennig zugleich mit den Krankenkassenbeiträgen einzuzahlen; sie sind berechtigt, den Arbeitern 30 Pfennig vom Lohne abzuziehen. Für Arbeiter mit großer Saisonarbeitslosigkeit seien die Beiträge um 10 bis 20 Pfennig zu erhöhen. Die Sparpflicht des Arbeiters dauert so lange, bis für ihn ein Guthaben von 150 Mark erreicht ist; der Arbeitgeber hat auf jeden Fall seinen Beitragsanteil weiterzuzahlen, der dann jedoch an Reich und Gemeinde zur Verminderung der Zuschüsse abzugeben sei. Die Zuschüsse von Reich und Gemeinde sollen ein Drittel der bei Eintritt der Arbeitslosigkeit vorhandenen Sparsumme betragen, werden aber erst ausgezahlt, wenn der Sparfonds des Arbeiters erschöpft ist. Der Arbeiter erhält bei Eintritt der Arbeitslosigkeit nach einer Wartezeit von drei Tagen täglich 1,50 Mark; er verzehrt zunächst sein eigenes Guthaben und erhält erst dann von den Reichs- und Gemeindezuschüssen täglich 1 Mark, bis der Gesamtbetrag aufgezehrt ist. Der Verfasser ist der Überzeugung, daß dieses System schon nach kurzer Zeit einwandfrei funktionieren und daß der Sparzwang der späteren Einführung des Versicherungszwanges in keiner Weise den Weg verlegen würde. Höchstens sei zu befürchten, daß die von ihm empfohlene Zwischenlösung nach ihrer praktischen Erprobung und Bewährung „den großen Plan der Zukunft in Vergessenheit geraten lassen werde, daß das Gute zum Feinde des Besseren werden könnte“.

Wir teilen diese Befürchtung des Verfassers nicht aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir dem Zwangssparsystem überhaupt keine Lebensfähigkeit und daher auch keine Bewährung voraussagen können. Der individuelle Sparzwang verneint von vornherein das Prinzip der Versicherung auf Gegenseitigkeit und damit jede Möglichkeit, das Arbeitsloskeitsrisiko gemeinsam zu tragen. Er verweist den Arbeiter auf sein persönliches Guthaben, das nur durch Beiträge des Arbeitgebers mit aufgefüllt wird. Die Arbeitslosenfürsorge ist indes ohne Versicherung und Solidarität nicht zu lösen, da sie den Arbeiter meist ohne sein persönliches Verschulden trifft, besonders wenn alle Fälle „subjektiver“ Arbeitslosigkeit ausgeschaltet werden. Das individuelle Sparprinzip würde binnen kurzer Frist beitragsfreie Fondsbesitzer, die für ihr Guthaben wegen ausbleibender Arbeitslosigkeit keine Verwendung haben, und sonstige Beitragszahler, die es niemals zu einem ausreichenden Guthaben bringen können, schaffen. Es

würde die Not der von regelmäßiger Arbeitslosigkeit Betroffenen wenig lindern und ein Maß von Erbitterung erzeugen, das mit diesem System bald aufräumen würde.

Der Bauarbeiter hat höchstens an 30 bis 40 von 52 Wochen des Jahres regelmäßige Beschäftigung. Bei 50 Pfennig eigenem und 20 Pfennig Arbeitgeber-Wochenbeitrag würde er es zu einem Guthaben von 21 bis 28 Mark im Jahre bringen, wozu ein öffentlicher Zuschuß von 7 bis 9½ Mark käme. Dieses Guthaben würde nach Eintritt der Arbeitslosigkeit in 14 bis 19 und 7 bis 9½, also insgesamt in 21 bis 28 Tagen aufgebraucht sein, und dann stände der Arbeitslose trotz des gesetzlichen Sparzwanges doch wieder hilflos da. Noch schlimmer erginge es dem Gelegenheitsarbeiter, dem es überhaupt an regelmäßiger Beschäftigung mangelt. Hier können nur Zwangsversicherungen auf möglichst breiter Grundlage der Risikoverteilung wirksam helfen. Daß das Versicherungsprinzip durchführbar ist, das beweisen die Erfahrungen der deutschen Gewerkschaften; sie beweisen zugleich, daß die Arbeiter willens sind, verhältnismäßig große Opfer für eine solche Versicherung zu bringen. Der Sparzwang aber ist der Tod jeder Arbeitslosenversicherung, und wir bekämpfen ihn schon aus diesem Grunde, auch wenn er weniger organisationsfeindlich wäre, als er ist.

Wir müssen einen staatlichen Zwang zu einer Beiträgeansammlung, die ihren Zweck völlig verfehlt, als unmoralisch verurteilen. Auch eine Kombination des Sparzwanges mit der gewerkschaftlichen Selbstversicherung könnte diese Bedenken nicht zerstreuen. Nicht minder verwerfen wir die öffentliche Förderung der freiwilligen „Sparversicherung“ durch Zuschüsse, weil dieses System der Arbeitslosenfürsorge die Arbeiter in falsche Hoffnungen einwiegen würde, die es nicht zu erfüllen vermag. Dagegen haben wir neben der Förderung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenversicherung durch gemeindliche und staatliche Zuschüsse nichts gegen die Errichtung städtischer oder öffentlicher Arbeitslosigkeitskassen einzuwenden, bei denen eine Deckung des Arbeitslosigkeitsrisikos nach dem Versicherungsprinzip auf Gegenseitigkeit erfolgt. Diese Klassen sollen natürlich in gleichem Maße wie die gewerkschaftlichen Arbeitslosigkeitsklassen durch öffentliche Zuschüsse unterstützt werden.

Das Genter System, so wie es zurzeit in süddeutschen Städten eingeführt ist, mit der Ergänzung staatlicher Zuschüsse nach dem Plane der bayerischen Regierung stellt die beste Zwischenlösung als Übergang zur späteren obligatorischen Reichsarbeitslosenversicherung dar. Glauben die Gemeinden in diesem Rahmen auch dem Sparprinzip durchaus Rechnung tragen zu müssen, so hat die Arbeiterschaft an dieser „Kompensation“ die Einführung des Genter Systems noch nirgends scheitern lassen. Die geringe Frequenz dieser Einrichtung aber hat unserer Beurteilung derselben seither recht gegeben.

Das Buch Dr. Kumpmanns enthält trotz seines verfehlten Interimvorschlags zur Lösung des Arbeitslosigkeitsproblems manche schätzenswerte Gedankengänge, die in der Erörterung dieser Frage eine erhebliche Rolle spielen, und man wird es mit großem Interesse lesen. Darin erschöpft sich aber auch sein Wert. Für die gesetzliche Formulierung der Forderung der Arbeitslosenversicherung bietet es nichts wesentlich Neues.

Reichsgesetzliche Regelung der Wanderfürsorge.

Von Emil Rabold.

Von den Gewerkschaften wurde schon wiederholt eine reichsgesetzliche Regelung der Wanderfürsorge gefordert. Denn die seitherige Wanderfürsorge ist durchaus unzulänglich und nicht einheitlich durchgeführt. Soviel Länder und Provinzen, so viel Bestimmungen. In großen Bezirken wird für die Wanderarmen überhaupt nichts getan; sie sind aufs Betteln angewiesen und verfallen somit dem Strafrichter, was für die meisten ein stufenweises Hinabgleiten zum gewohnheitsmäßigen Betteln bedeutet. Die Opfer füllen dann immer von neuem die Gefängnisse und Arbeitshäuser, werden zu sogenannten Schädlingen am Gesellschaftskörper.

Endlich nun wollen die verbündeten Regierungen den unhaltbaren Zustand beseitigen und die Wanderfürsorge einheitlich regeln. Dem Reichstag werden noch während des Winters zwei Gesetzesvorlagen zugehen, die regelnd in das Wanderwesen eingreifen sollen. Die Entwürfe sind den Bundesstaaten bereits zugestellt worden, auch den Armenbehörden sind sie zur Prüfung zugegangen.¹ Der erste Entwurf nennt sich *Wanderfürsorgegesetz* und bestimmt, daß die Bundesstaaten für mittellose Wanderer über 16 Jahre *Arbeitsstätten* und *Arbeitsheime* zu errichten haben. Den Wanderern, die die Einrichtung in Anspruch nehmen wollen, wird zur Pflicht gemacht, die Wanderordnung einzuhalten. Wie die Wanderordnung aussehen soll, davon ist einstweilen noch nichts bekannt geworden. Aber allem Anschein nach hat man sich die Wanderordnung des Deutschen Herbergsvereins und des Verbandes deutscher Verpflegungsstätten zum Muster genommen. Den Reichstag will man dabei ausschalten und die Festlegung der Wanderordnung den Landesverwaltungsbehörden überlassen.

Die geplanten *Wanderarbeitsstätten* sollen den mittellosen Wanderern vorübergehend Beföstigung und Unterkunft gewähren. Verlangt wird, wie heute schon auf den meisten Verpflegungsstätten, eine entsprechende Arbeitsleistung als Entgelt für Beherbergung und Beföstigung. Es soll den Wanderern also nichts geschenkt werden. Die mit den Arbeitsstätten verbundenen *Arbeitsheime* sollen für solche Wanderer gedacht sein, die sich längere Zeit in einer Stadt aufhalten wollen, um Arbeit zu finden. Auch ihnen wird während der Dauer des Aufenthaltes Beföstigung und Unterkunft gewährt.

Eine zweite Gesetzesvorlage will eine Änderung des Gesetzes über den *Unterstützungswohnsitz* herbeiführen. Und zwar derart, daß der Landarmenverband verpflichtet wird, jedem Ortsarmenverband, der einen mittellosen Wanderer unterstützt, die aufgewandten Kosten zu ersetzen. Darauf, ob der Wanderer landarm ist oder anderswo seinen Unterstützungswohnsitz hat, soll keine Rücksicht mehr genommen werden. Der seitherige Zustand war die Quelle vieler Unannehmlichkeiten; Hunderte Wanderarme

¹ Veröffentlicht sind die Entwürfe bereits in einem Buche, das im Auftrag des Elsaß-Lothringischen Verbandes für Armenpflege und Wohltätigkeit herausgegeben worden ist von Regierungsrat Cohnmann, Bürgermeister der Stadt Mülhausen im Elsaß, und Generalsekretär Wehdmann vom Armenamt in Strassburg im Elsaß. Da das Elsaß-Lothringische Wanderfürsorgegesetz mit dem geplanten Reichsgesetz verwandt ist, sind die beiden Herausgeber für den Entwurf sehr begeistert.

hatten bitter darunter zu leiden. Als „Landfremde“ mußten sie siech und hinfällig ihren Körper von Ort zu Ort schleppen, ohne daß ihnen irgendwo ein rechtlicher Anspruch auf Armenunterstützung zustand.

Der Kern der beiden Gesetzentwürfe ist gut zu nennen. Aber in ihrer jetzigen Gestalt würden sie kaum einen wesentlichen Schritt nach vornwärts bedeuten. Die angestrebte Reform ist mehr polizeilicher als sozialer Natur. Und nur von diesem letzten Gesichtspunkt aus kann dem Übel abgeholfen und durch eine einheitliche Regelung der Wanderfürsorge etwas Ersprießliches geleistet werden. Man will von außen herein reformieren, statt von innen heraus. Das besagt uns schon zur Genüge die seltsame *Drittelung*, die das Gesetz durchzuführen erstrebt ist. Man glaubt nämlich nach einer im Sinne der Vorlagen geordneten Wanderfürsorge eine Trennung der Wanderarmen in „Arbeitswillige“, „Arbeitscheue“ und „Arbeitsunfähige“ vornehmen zu können. Gerade als ob diese Dreiteilung, die rein individueller Natur ist, nicht heute schon, also ohne reichsgesetzliche Regelung, gemacht werden könnte und gegeben ist.

Durch die angestrebte Drittelung des Charakters der Wanderarmen will man in Wirklichkeit die Wanderer von der Landstraße vertreiben. Es ist das alte Rezept, wonach man mit dem sogenannten Vagabundentum am besten aufzuräumen glaubt, wenn man das Vagabundieren bestraft. Da aber die Vagabundage — und im weitesten Sinne die Wanderschaft — ein Ausfluß der kapitalistischen Produktionsweise mit ihrem notwendigen Gefolge: der *Arbeitslosigkeit* ist, läßt sich weder das Wanderwesen noch die Vagabundage beseitigen. Auch wenn man die schärfsten Bestimmungen erläßt.

Die Teilung in Arbeitswillige, Arbeitscheue und Arbeitsunfähige soll weiter nichts bezwecken als eine Kontrolle, die man durch die Arbeitsstätten und Arbeitsheime geübt auszuüben gedenkt. Es wird sehr schwer halten, die Arbeitsunfähigen zu sondern, da aller Voraussicht nach Polizeipersonen die Kontrolle in die Hände bekommen sollen, also Leute, die nicht wegen besonders hochstehenden sozialen Verständnisses berühmt sind. Wie oft werden heute von den Gerichten franke, sieche und völlig degenerierte Wanderer als „notorische Arbeitscheue“ verurteilt. Und solche Fälle würden sich zu Hunderten häufen, wenn es die Polizei auf Grund der geplanten Reform in der Hand hätte, zu bestimmen, wer arbeitsunfähig ist und wer nicht.

Ist also eine solche polizeiliche Kontrolle über den Charakter der Arbeitsunfähigen schon äußerst gefährdend, so wird die Sache noch verhängnisvoller, wenn es sich um die Feststellung des Charakters der Arbeitscheuen handelt. Man wird sicher versuchen, wie es heute schon auf den meisten Verpflegungsstätten geschieht, die Rolle des Arbeitsvermittlers zu spielen. Wer nun weiß, wie die Arbeit beschaffen ist, die von den Verpflegungsstätten aus vermittelt wird, welche Kleinmeister ihre Arbeitskräfte von den Verpflegungsstätten beziehen und welche Beweggründe sie dazu führen, der wird wissen, welche schwere Gefahr nach dieser Richtung hin den Wanderern der organisierten Arbeiterschaft droht.

Früher schon habe ich einmal darauf hingewiesen,¹ daß die meisten Wanderer den Verpflegungsstätten kritisch gegenüberstehen. Einmal, weil sie die überaus harte Kontrolle scheuen; zum anderen, weil die Arbeitsleistung nicht im Verhältnis zu dem dargebotenen Essen und dem Nachlager steht; drittens

¹ 30. Jahrgang, 2. Band, S. 449: Zur Wanderfürsorge.

schließlich, weil die drei- bis vierstündige Arbeitsleistung das Suchen nach Arbeit ganz außerordentlich erschwert; und viertens endlich, weil die Arbeit, die von den Verpflegungsstätten aus vermittelt wird, meistens schlecht ist; weil vielfach Streikbrecher und Lohndrücker verlangt werden und weil man die Notlage der Wanderer ausnützt und mit Vorliebe Kräfte an solchen Orten sucht, die in Verruf stehen und von jedem anständigen Arbeiter, der es nur einigermaßen aushalten kann, gemieden werden.

Was soll nun nach den vorgesehenen Bestimmungen des geplanten Wanderfürsorgegesetzes mit den Wanderern geschehen, die es ablehnen, eine unehrenhafte Arbeit anzunehmen; die noch so viel Kraft und Können besitzen, daß sie nicht gewillt sind, bei farger Kost und langer Arbeitszeit die Taschen der Kleinmeister zu füllen, die es verneinen, bei einer anständigen Arbeitsleistung eine anständige Bezahlung zu gewähren? Man wird sie ohne weiteres in die Klasse der Arbeitscheuen rangieren, um damit die Straßen von den so „lästigen Wanderbrüdern“ zu säubern. Der Stamm der Arbeitswilligen, der von Gnaden der Polizei seinen Stempel bekommen hat, wird auf alle Fälle sehr klein werden. Man wird einsperren und überweisen, und diejenigen Wanderer, die dem Gefängnis oder dem Arbeitshaus entgehen wollen, werden alles versuchen, glücklich unter Dach und Fach zu kommen. Das aber bedeutet eine Lohndrückerie im großen, eine Erschwerung der mühevollen gewerkschaftlichen Organisationsarbeit und Lohnpolitik; das bedeutet eine wesentliche Erleichterung der kapitalistischen Ausbeutung, einen Versuch, den Kleinmeistern auf unsaubere Weise Arbeitskräfte in die Hände zu spielen, die das Kleinmeistertum bei seinen niedrigen Löhnen und langer Arbeitszeit nicht erhalten würde.

Die Gewerkschaften haben also ein großes Interesse daran, daß das geplante Wanderfürsorgegesetz nicht im Sinne der Polizeiorgane und Kapitalisten zustande kommt. Soll es seinen Zweck erfüllen, dann muß es umgeformt werden; dann muß es sozial ausgestaltet und jede polizeiliche Schikane von vornherein verhindert werden. Es geht gar nicht anders: die Wanderfürsorge läßt sich nur unter Zuhilfenahme der gewerkschaftlichen Einrichtungen sozialpolitisch regeln. Es ist genau so wie mit der Regelung der Arbeitslosenfrage, die auch ohne gewerkschaftliche Mithilfe undenkbar ist. Da das Wanderwesen mit der Arbeitslosigkeit innig zusammenhängt, kann man nicht umhin, in Verbindung mit der Wanderfürsorge auch die Arbeitslosigkeit zu diskutieren. Und weiter: die Arbeitslosigkeit ist nicht zu diskutieren, ohne die Frage der Arbeitsvermittlung eingehend zu besprechen. Im ganzen also: Wanderwesen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung hängen aufs engste miteinander zusammen, können nur im fortschrittlichen Sinne reformiert werden, wenn man alle drei Gebiete nicht gesondert, sondern zusammenhängend diskutiert und nach ihrem volkswirtschaftlichen und sozialen Charakter behandelt.

Auf alle Fälle erwächst die Notwendigkeit, daß die Gewerkschaften eingehend gehört und in weitestgehender Weise zu Rate gezogen werden. Denn sie sind es, die die praktischen Erfahrungen haben, die die Psyche der Arbeitslosen kennen und, um auf den besonderen Fall zu kommen: die auch das Wanderwesen kennen, an seiner Reform auf das stärkste interessiert sind. Kommt eine Reform der Wanderfürsorge ohne Zusammenhang mit einer Re-

form der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosigkeit zustande, dann muß unter allen Umständen darauf geachtet werden, daß die Gewerkschaften wenigstens einen Einfluß auf die Verwaltung der Arbeitsstätten und Arbeitsheime haben. Die Verwaltung darf auf keinen Fall lediglich in den Händen polizeilicher Organe ruhen. Denn das bedeutet eine Unsumme von Schikanen und polizeilichem Tyrannisieren der Wanderer. Und lieber keine Reform, als solch eine Reform!

Jugend und Partei.

Von **Mag Peters.**

Es war bisher der Stolz der Sozialdemokratie, daß sie auf die junge Generation der Arbeiterschaft eine besondere Anziehungskraft auszuüben vermochte. Wurde doch die proletarische Jugendbewegung allgemein als die Vorschule der Sozialdemokratie bezeichnet. Und nun müssen wir hören, daß hier und da in unseren Kreisen der politische Nachwuchs ausbleibt! Und daß die jungen Genossen, die den Weg zur Partei gefunden, nicht den Arbeitseifer mitbringen, den man von jugendlichen, begeisterungsfähigen Kämpfern erwarten darf! Ein tieferer Einblick in unsere Parteiorganisation belehrt, daß diese Klage im allgemeinen unzutreffend ist. Aber selbst wenn sie nur in wenigen Orten eine gewisse Berechtigung hat, ist sie betrübend genug, um uns zu veranlassen, mit aller Energie die Beseitigung des Übels anzustreben. Ein Mißstand ist aber nur durch Ausrottung seiner Wurzel radikal zu beseitigen.

Die bisher jene Klage öffentlich ausgestoßen, haben die Ursache des Mißstandes bereits angedeutet: erstens könne die proletarische Jugendbewegung gehindert durch die Gesetzgebung und die behördlichen Verfolgungen, die jungen Arbeiter für den politischen Kampf nicht heranbilden, zweitens soll der starke Betätigungsdrang und Bildungsseifer der jungen Genossen in unseren Parteiorganisationen nicht genügend Berücksichtigung finden.

Demnach wären die Ursachen des beklagenswerten Mißstandes in der freien Jugendbewegung und in unseren Parteiorganisationen zu suchen. Neueinrichtungen, wie selbständige sozialistische Jugendorganisationen und Jugendsektionen, können nicht das Allheilmittel sein — sie treffen das Übel nicht an seiner Wurzel. Innerhalb der Jugendbewegung und der Parteiorganisationen muß Remedur geschaffen werden.

Die Behauptung, die proletarische Jugendbewegung könne unter den herrschenden geistlichen Zuständen die heranwachsende Generation des Proletariats für den Klassenkampf nicht interessieren, ist geeignet, den kritischen Blick von Tängeln in unserer Jugendbewegung abzulenken. Es gibt keinen Genossen in unserer Partei, der der unpädagogischen Ansicht huldigt, unsere Jugendbewegung soll ihre Anhänger für den politischen Kampf der Partei drillen. Aufgabe der proletarischen Jugendbewegung ist es vielmehr, die Interessen der arbeitenden Jugend zu wahren, die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen wirtschaftlich zu schützen, ihnen zur allseitigen Ausbildung ihrer geistigen und körperlichen Anlagen und Kräfte sowie zur Befriedigung und gesunden Entwicklung ihres starken Selbstständigkeitstriebes weiteste Gelegenheit zu bieten. Das hat mit Politik nicht das mindeste zu tun, und die Jugendlichen werden für ein Unternehmen, das ihre Wünsche und Bedürfnisse berücksichtigt, nur das volle Verständnis haben. Denn wer die Interessen der Jugend wahrnimmt, wird ihr

¹ Wegen Raumangel konnte der uns bereits Ende September zugegangene Artikel nicht früher erscheinen.

Vertrauen genießen, und wer ihr Vertrauen hat, gewinnt ihre Führung!

Junge Arbeiter und Arbeiterinnen sind es, die in unsere Jugendbewegung kommen. Indem wir sie in Massen sammeln und sie auf die Wichtigkeit ihrer wirtschaftlichen und geistigen Interessen verweisen, erwecken wir ihr proletarisches Solidaritätsgefühl. Die Erziehung der Jugend zum Klassenbewußtsein muß der leitende Grundsatz unserer Jugendbewegung sein. Erfüllt vom Klassenbewußtsein, wird der junge Arbeiter den Zeitpunkt sehnüchlich erwarten, der es ihm gestattet, in das Heer der proletarischen Klassenkämpfer einzutreten.

Eine proletarische Jugendbewegung, die von diesem Gesichtspunkt aus geleitet wird, ist eine Vorschule der modernen Arbeiterbewegung. Außerlich tritt dies durch ein frisch pulsierendes Leben in der Jugendbewegung hervor. Wo dagegen eine solche Regsamkeit in der Jugendbewegung nicht zu beobachten ist, wird auch der Nachwuchs aus ihren Reihen ausbleiben. Beide Erscheinungen sind Symptome dafür, daß die Jugendbewegung auf falschem Wege ist. Ihre Funktionäre hätten die Pflicht, eine strenge Selbstkritik ihrer Arbeit vorzunehmen.

Ähnlich findet die schwache Betätigung junger Genossen in der Partei ihre Erklärung in Mängeln der Parteiorganisationen. Wie jeder Kenner weiß, werden im allgemeinen Jugendliche mit offenen Armen in den Partei- und Gewerkschaftsorganisationen empfangen, und Gelegenheit zur praktischen Mitarbeit wird ihnen hinreichend geboten.

Soweit man über mangelnde Betätigung junger Genossen zu klagen Berechtigung hat, handelt es sich um Organisationen, in denen ein ungeheurer Verwaltungsapparat die geistige Regsamkeit der Genossen zu ersticken droht, wo der Wert und die Fähigkeit eines Genossen nicht nach seinem Wissen und Können und Eifer, sondern nach seinen Dienstjahren beurteilt wird. Unter diesem Zustand leiden aber nicht nur die jungen, sondern alle nach politischer Aufklärung und praktischer Betätigung strebenden Parteimitglieder. Es ist daher kein Wunder, wenn diese Organisationen auch in der Gewinnung neuer Mitglieder keine Fortschritte machen, ja sogar rückwärts schreiten. Der nüchterne bürokratische Geist, der in diesen Organisationen vorherrschend ist, wirkt auch auf die Werbearbeit erschlassend. Es handelt sich hier also um Mängel in den Parteiorganisationen, deren Beseitigung nicht allein im Interesse der Jugendlichen liegt, sondern eine Lebensfrage für die Partei ist.

Das Drängen einiger junger Sozialdemokraten nach Bildung selbständiger politischer Jugendorganisationen sollte den leitenden Genossen, die es angeht, ein Ansporn sein, möglichst rasch die Reorganisationsarbeit zu beginnen. Denn es ist klar, daß die Bildung politischer Jugendorganisationen für Arbeiter im Alter von achtzehn bis einundzwanzig Jahren im Interesse der Partei verhütet werden muß. Man interessiert doch nicht die Jugendlichen für die Partei, indem man sie ihr entfremdet! Das würde aber der Erfolg einer selbständigen sozialistischen Jugendorganisation sein! Wenn einer ihrer Befürworter, der noch dazu die besten Absichten hegt, die achtzehn- bis einundzwanzigjährigen Mitglieder der Jugendorganisation nicht zu Mitgliedern der Partei und Gewerkschaften verpflichtet sehen möchte, so bedeutet dies, die jungen Genossen werden der Partei und Gewerkschaft entzogen. Und da auf die politische Jugendorganisation die Partei keinen bestimmenden Einfluß ausüben vermag, muß sie zu einer ständigen Gefahr für den organisierten Klassenkampf des Proletariats werden. Für eine solche Jugendorganisation besteht weder eine geistliche noch eine materielle Notwendigkeit.

Was zur Gewinnung und Schulung der politisch reifen Jugend zu geschehen hat, muß vielmehr lediglich von der Partei ausgehen. Je mehr die Partei sich

um die Jugend kümmert, um so größer wird das Interesse der Jugend für sie sein. Notwendig ist vor allem, daß zur Einführung der Jugendlichen in den wissenschaftlichen Sozialismus entsprechende Bildungsveranstaltungen getroffen werden. Aber sie allein genügen nicht. Die geistig anstrengende Bildungsarbeit muß von Zeit zu Zeit eine frische Abwechslung und Erholung durch größere Versammlungen mit temperamentvollen Rednern erfahren. Diese werden auch auf die Masse der Jugendlichen eine große Anziehungskraft ausüben und bei den aufmerksamen Zuhörern einen tiefen Eindruck hinterlassen, der sie zur begeisterten und opferfreudigen Mitarbeit anspornen wird. Die jungen Genossen sollen zu Kämpfern herangebildet werden! Alle Achtung vor wissenschaftlich geschulten Arbeitern. Aber die Erfahrung des täglichen Kampfes lehrt, daß Wissen und Bildung allein für den politischen Kampf nicht genügen. Muß man doch häufig genug beobachten, daß theoretisch gebildete Genossen sich für die sogenannte niedrige Parteiarbeit für zu gut halten. Außer der Verstandesbildung ist es erforderlich, den Charakter der Jugendlichen zu entwickeln, ihnen die Notwendigkeit der tätigen, opferbereiten Mitarbeit im Befreiungskampf des Proletariats beizubringen. Hierbei dürften große begeisterte Versammlungen gute Erziehungsmittel sein.

Geistig regsame Menschen im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren wollen aber nicht nur lernen und ihre wachsenden Kräfte zur Geltung bringen, sie möchten auch eine gewisse Rolle in der Partei spielen. Ältere, verständige Genossen mögen darüber lächeln. Aber mit den Anlagen der Jugend müssen wir rechnen, wenn wir sie gewinnen und besitzen wollen — und wir brauchen sie unbedingt! Der Ehrgeiz junger Genossen, in die richtige Bahn der Betätigung gelenkt, kann uns sogar von großem Nutzen sein.

Wenn den zur Partei kommenden Jugendlichen hinreichende Gelegenheit zur Befriedigung ihres Bildungseifers und Betätigungsdranges gegeben wird, wenn ihnen die Quellen des Parteilebens, die Sitzungen und Konferenzen, nicht verschlossen werden, und wenn etwaige für Neulinge unausbleibliche Fehler ihnen nicht allzu dick ankleidet werden, so daß sie sich als vollberechtigte Mitglieder fühlen dürfen, werden die Alten in der Partei keine Ursache haben, über mangelnde Betätigung der Jungen zu klagen, und die eifrigen jungen Sozialdemokraten werden kein Bedürfnis nach Bildung von Sonderorganisationen empfinden.

Literarische Rundschau.

Dr. Otto Michalle, *Die Arbeitsnachweise der Gewerkschaften im Deutschen Reich*. Berlin 1912, Druck und Verlag von Georg Reimer. X und 306 Seiten. Preis 5 Mark.

Ein recht fleißiges, durch die Information zahlreicher Gewerkschaften gefördert, sehr nützliches Buch! Es zeigt die Entwicklung der Stellung, die die freien Gewerkschaften zur Arbeitsnachweisfrage genommen haben, wie sie immer mehr in die Abwehr gegen die Unternehmensnachweise gedrängt auf das Naheliegende, den eigenen Arbeitsnachweis verzichteten, so daß sie mit der Erringung des paritätischen Nachweises schon zufrieden gewesen sein würden. Wenn gleichzeitig ein Buch von Reßler über die Arbeitgebernachweise erschien, so wäre das Gegenwärtigwerden der Arbeitsnachweise der kapitalistischen Organisationen wie der Arbeiterorganisationen kräftiger herauszuarbeiten gewesen. Einen bedeutsamen Mangel finden wir in dem Buche, daß nicht ein besonderes Kapitel dem Widerstreit der gewerkschaftlichen Organisationen gegen die Arbeitgebernachweise gewidmet wird. Vor allem die Geschichte des Metallarbeiterverbandes hätte da viel geboten. Von der ersten Veröffentlichung gegen das Komplott der Kühnemänner in Berlin vor mehr als zwanzig Jahren bis zu den Kämpfen der Leipziger Metallarbeiter gegen den Arbeitsnachweis der Metallindustriellen — wir könnten ja auch sagen

bis zur Werftarbeiterbewegung im Jahre 1913 — ist ein ganz erheblicher Teil der Kämpfe der Metallarbeiter durch die Arbeitsnachweise der Unternehmer und durch ihre Handhabung bestimmt. Wie diese Arbeitsnachweise in Zeiten der Prosperität und in der Zeit der Depression wirken beziehentlich wie die gewerkschaftliche Organisation dann zu diesen Arbeitsnachweisen Stellung nehmen kann beziehentlich muß, wäre vielleicht auch im Rahmen dieses Buches darzustellen gewesen. Was das Buch bieten wollte, eine Übersicht über die Entwicklung des Arbeitsnachweises der Gewerkschaften, auch der christlichen wie der Gewerksvereine, die Zusammenhänge des Arbeitsnachweises mit Arbeitslosenunterstützung und Tarifvertrag, das ist dem Verfasser sehr gut gelungen, es ist ein nützlich und in vieler Hinsicht erfreuliches Buch, das vor allem als Erstlingsarbeit hoch zu werten ist.

ad. br.

Franz Mehring, **Von Tilsit nach Tauroggen**. Stuttgart 1912, Verlag von J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Franz Mehring, **Von Kalisch nach Karlsbad**. Stuttgart 1913, Verlag von J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.

Hans Bloch, **Sachsen im Zeitalter der Völkerschlacht**. Leipzig 1913, Verlag der Leipziger Buchdruckerei A.-G.

H. Conrad, **Völkerschlachten und Klassenkämpfe**. Urkundliche Beiträge zur Jahrhundertfeier. Zwei Teile. Berlin 1913, Verlag Buchhandlung Vorwärts, Paul Singer G. m. b. H.

Schon unser Chemnitzer Parteiblatt hat mit Recht rühmend darauf hingewiesen, daß von allen Parteien einzig die Sozialdemokratie wertvolle und wissenschaftlich einwandfreie Literatur zum Gedächtnis der Zeit vor hundert Jahren beigesteuert habe. Es liegt das an dem inneren Wesen einmal der Sozialdemokratie und dann der bürgerlichen Parteien. Die Landwehren und Landstürmer von 1813, die um der Freiheit willen mit Bajonett und Kolben draufgingen, darf die Sozialdemokratie mit demselben Recht als ihre Ahnen ansprechen wie die Bastillestürmer von 1789 und die Barrikadenkämpfer von 1848 und mit demselben Recht, mit dem sich der wissenschaftliche Sozialismus als den Erben der klassischen deutschen Philosophie bezeichnet: von den Leinewebern der schlesischen Landwehr führt über die 1844 reboltierenden Weberhaufen bis zu den organisierten Webermassen der Gegenwart letzten Endes dieselbe Linie wie von Fichte über Hegel zu Marx. Nicht nur mit wissenschaftlicher Objektivität, sondern auch mit herzlichster Neigung kann darum die Sozialdemokratie derer gedenken, die 1813 die wahren ungenannten und unbekannten Helden waren. Die bürgerlichen Parteien aber, die emsig das Weihrauchfaß des Phyzantinismus schwenken, um sich mit blauem Wolkendunst den Ausblick auf das erschreckliche Unwesen des immer wachsenden Sozialismus zu umnebeln, müßten in ihrem eigenen Interesse die Geschichte von Anno Dreizehn fälschen und schminken, denn wenn sie klaren Blickes hinschauten, so kämen sie von 1813 gar bald auf 1848 und von diesem bürgerlichen Revolutionsjahr auf die proletarische Revolution der Gegenwart. Darum stellen sie sich lieber so, als glaubten sie jene ungeheuerlichste Geschichtsschlüge aller Zeiten: „Der König rief, und alle, alle kamen!“, und feiern ihr Jubiläum in der Gnadenfonne der Potentaten, deren Vorfahren weder 1813 noch davor noch danach von Vaterland und Freiheit etwas wissen wollten.

Jedes der vorliegenden Werkchen bestätigt das für seinen Teil. Wie nicht anders zu erwarten, hat Franz Mehring mit seiner Darstellung der Dinge, die vom Tilsiter Frieden bis zu den Karlsbader Beschlüssen reicht, ein Kabinettsstück materialistischer Geschichtschreibung geboten. Auf kaum mehr als zweihundert Seiten rollt sich die ganze gewaltige Entwicklung jener bedeutungsvollen Zeit ab, knapp, klar und passend dargestellt, in ihren inneren Verknüpfungen er-

faßt, auf ihre tieferen Ursachen hin bloßgelegt. Mehr als in diesen Wälzern, in denen sich der Farbstift eines Künstlers in der Ausmalung von Einzelheiten verliert, wird in dieser beiden schwächtigen Bändchen das ganze innere und äußere Leben der behandelten Zeitspanne lebendig, und plastisch und greifbar tritt alles unseren Blicken nah, die jämmerliche Kabinettspolitik der preussischen Hofschranzen, der patriotische Eifer der Reformer, die Agrarreform, die Seereform und die Städteform. Wie er der junkerlichen Geschichtsklitterung den Garauß macht, so wehrt Mehring auch der liberalen Geschichtslegende, die etwa in der Landwehr das Ideal einer demokratischen Miliz sieht. Wir erfahren, was es mit Landwehr und Landsturm auf sich hatte, der im historischen Sinne reaktionäre Kern des Tiroler Aufstandes wird bloßgeschält, die kühne Tat des Junkers Yorck bei Taurroggen gewürdigt, die klägliche Verzagttheit Friedrich Wilhelms III. gebrandmarkt. Wie aus den Tiefen des Volkes heraus der Sturm losbrach, wird mit derselben Meisterschaft klargelegt wie der Gang der Kriegsergebnisse von Großgörschen bis Waterloo. In der Behandlung militärischer Stoffe hat Mehring aufs glücklichste das Erbe von Friedrich Engels angetreten, dessen Hineinwachsen in militärische Sachkenntnis sich anschaulich aus seinem soeben erschienenen Briefwechsel mit Karl Marx verfolgen läßt. Selbstverständlich kommt auch nicht zu kurz, was von den bürgerlichen Jubiläumsbarden geflissentlich unterschlagen wird, die schamlose Prellerei derer, die 1813, 1814 und 1815 Gut und Blut für des Volkes Freiheit hingaben, durch die Potentaten, die allesamt die raffgierigsten Ruiniker dieser wandlungsreichen Zeit waren. Wie die Ereignisse, so spiegeln sich auch die Personen in der klarsten geschichtlichen Gerechtigkeit: keinem wird zu viel, keinem zu wenig gegeben. Die Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, die Stein, Schön und Hardenberg erscheinen, mit wenigen Strichen umrissen, frisch und unmittelbar, als trennte uns kein Jahrhundert von ihnen, selbst ein Metternich wird gegen ungerechte Angriffe der bürgerlichen Geschichtschreibung in Schutz genommen und auch die preussische Luise, mit der man hie und da etwas zu scharf ins Gericht ging, in ein milderes Licht gerückt: in der rettungslosesten Verdamnis bleibt dafür mit Recht ihr Trottel von Mann. Nur wer sich selbst cinigermassen in der ganzen historischen Literatur der Napoleonischen Zeit umgesehen hat, kann es ganz würdigen, welch ein ungeheurer Stoff hier nicht nur sicher bewältigt, sondern auch künstlerisch verarbeitet ist. Wie jede, so erinnert auch diese Arbeit Mehrings daran, daß, was den Deutschen minder geläufig ist als etwa den Franzosen, Klio zu den Mufen gehört.

Wenn bei Mehring, wie es bei einer solchen zusammengedrängten Darstellung kaum zu vermeiden ist, die Schilderung wirtschaftlicher Zustände hie und da etwas zu kurz kommt, so hat Bloß in seinem Buche über Sachsen im Zeitalter der Völkerschlacht Gelegenheit zu breiterer Pinselführung auf diesem Felde. In besonders dankenswerter Weise beschäftigt er sich mit den Wirkungen der Kontinentalperre auf Sachsen. Es ist richtig, daß sich Napoleon durch das Kontinentalsystem in Sachsen zahlreiche Gegner, besonders unter dem grundbesitzenden Adel, heranzüchtete, aber auf der anderen Seite trug die Kontinentalperre — schon Pecz weist in seinem interessanten Werk über die Vorherrschaft Englands darauf hin — doch auch dazu bei, Sachsens Anhänglichkeit an Napoleon zu stärken und zu festigen, denn der Aufschwung der Baumwollindustrie und die Entstehung der Kattunweberei und des Kattundrucks waren für Sachsen von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Bedeutung. Die Abneigung gegen die Kontinentalperre blieb im wesentlichen auf Leipzig beschränkt, dessen Stellung als Stapelplatz des Handels mit dem Osten schwere Wunden geschlagen wurden. Von der Anstachelung der Baumwollindustrie abgesehen, verspürte aber Sachsen nichts von den wohlthätigen Wirkungen, die durch bürgerliche Reformen die Napoleonische Epoche in den anderen Rheinbundstaaten hinterließ. Politisch blieb hier alles beim alten, und es begreift sich leicht, daß die Einwohner Sachsens, auf denen harter Druck der fiktiven Kriegslasten lag, mit jedem Jahre weniger mit dem Satrapenverhältnis

ihrer angestammten „Landesvaters“ zu dem Franzosenkaiser aufrieden waren. Dieser Friedrich August aber, dessen Lob sich mit der Feststellung erschöpft, daß er ein „Biedermann“ gewesen, hielt bekanntlich bis zum bitteren Ende bei Napoleon aus und hätte deshalb um ein Paar Land und Krone verloren. Alles das ist, die ganze politische und wirtschaftliche Entwicklung Sachsens vom Hubertusburger Frieden bis zur Leipziger Schlacht, in Bloßs Schrift klar und anschaulich dargestellt, und wenn auch die Kürze des letzten Kapitels „Der Ausgang“ in einem argen Mißverhältnis steht zu den anderen Abschnitten und der Leser über das Sachsen nach dem 18. Oktober 1813 gern mehr zu erfahren wünschte, so ist das Ganze doch eine wertvolle landesgeschichtliche Ergänzung zu Mehrings Schriften. Wann folgt Bayern, wann der übrige Süden Deutschlands nach?

Von anderer Art, keine Geschichtsdarstellung, sondern eine Urkundenammlung, aber nicht minder begrüßenswert ist, was Conrad zu geben hat. Eine kurzgefaßte Einführung unterrichtet über den allgemeinen Gang und über das Wesen der Ereignisse, ein biographischer Anhang kennzeichnet mit knappen Worten die angeführten Zeugen. Dazwischen reden die Zeitgenossen selber zu uns, Dichter wie Goethe und Schiller, Heine und Jean Paul, Philosophen wie Fichte und Hegel, Staatsmänner wie Hardenberg und Stein, Militärs wie Gneisenau und Bogen und viele andere noch, und das Ganze, urkundlich beglaubigt, sorgfältig ausgewählt und zusammengestellt, vereinigt sich zu einem Chor, der schlecht zu dem Hardengeheul der Jubiläumspatrioten von 1913 passen will.

Aber weil ihre Lügen sonst allzu kurze Reine hätten, verschweigen diese Jubiläumspatrioten von 1913 sorglich, daß sich die Meinung der Sozialdemokratie über die Befreiungskriege in vielem mit der Auffassung der unbezweifelbarsten Patrioten von 1813 deckt.

Hermann Wendt.

Jean Finot, Das Hohe Lied der Frau. Deutsche Übertragung von Elfe und Hermann Warlich. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. 306 Seiten.

Eine Verteidigungsschrift der Frau, einseitig, wie die Rede eines Verteidigers zu sein pflegt und sein muß, warm und ehrlich, wie sie sein sollte. Das Ganze ist darauf abgestimmt wie eine Rede vor Gericht, die Sympathie zu gewinnen, zu überzeugen und zu entschuldigen, ans Herz zu greifen und zu rühren, genau so, als drehe es sich darum, ein Urteil zu erzielen, diese Tatsache gut, jene böse zu nennen, ethisch abzurechnen mit der Vergangenheit, zu beweisen, was für die Zukunft recht und gut ist und dann die frohe Botschaft zu verkünden, daß gerade das Rechte und Gute auch beglückend sein werde.

Durch und durch optimistisch und rationalistisch ist das Buch. Alle Dinge, meint der Autor, drängen auf den Fortschritt hin, und dieser Fortschritt erhöht unfehlbar die Summe des menschlichen Glückes. Wenn der Mensch das recht eingesehen hat, dann wird er sich bewußt in den Dienst des Fortschrittes stellen, kurz, es ist ein Buch, wie man es in der Zeit der Aufklärungsperiode hätte schreiben können, in dem die Gedanken leicht beieinander wohnen, und wo die Sachen, die sich hart im Raume stoßen, nur berücksichtigt werden, um gelegentlich eine ethische Qualifikation zu erhalten. So lesen wir zum Beispiel auf Seite 6: „Nehmen wir einmal an, die Frau würde von nun an nach Art des Mannes die Geschicke der Menschheit allein leiten, so würden wir in wenigen Jahren die schwierigsten Probleme restlos gelöst sehen. Die Entvölkerung, der Alkoholismus, das Verbrechen, das Verschwenden der Staatsgelder, der Nepotismus und viele andere soziale, wirtschaftliche und politische Mißstände, die man seit langem vergeblich zu beseitigen bestrebt ist, würden überall stark gemildert werden und bald ganz verschwinden. Der beständig drohende Krieg, der unaufhörlich die Existenz aller Völker bedrängt und vergiftet, würde ebenfalls durch den Einfluß der über das Leben und die Gesundheit ihrer Kinder wachenden Mütter ein Ende nehmen, denn die Verminderung der militärischen Macht, die einer gänglichen Abrüstung vorausgeht, kann nur mit Hilfe der Frauen aller Länder herbeigeführt werden.“ Selbst die fanatischste Frauenrechtlerin dürfte

dieser Auffassung, die die geschichtlichen Tatsachen einfach als Produkt menschlichen Willens ansieht, nicht beipflichten.

Wir finden in dem Buche die übliche Abwägung der männlichen und weiblichen Eigenschaften, wobei sich Finot eben als Ritter des Weibes, als moderner Frauenlob zeigt, aber fast immer den Mann an der Frau und die Frau am Manne mißt, wobei sich natürlich keine Abstufung des gegenseitigen Wertes ergeben kann. Obwohl er die Arbeit von Havelock Ellis über diese Frage kennt, lehnt er sich nicht an dessen Methode an. Diese erlaubt aber allein eine Orientierung, indem sie beide, Mann und Weib, an einem dritten mißt, was Havelock Ellis durchführt unter Heranziehung der Vergleichstypen des Kindes, des Greises und des Affen, die alle drei neben dem männlichen und weiblichen Element Merkmale aufweisen, an denen Mann und Weib in ihrer körperlichen und seelischen Beschaffenheit und ihrem Verhalten gemessen werden.

Bei der Gegenüberstellung der männlichen und weiblichen Fehler setzt Finot recht geschickt der Lügenhaftigkeit der Frau als männliche Charaktereigenschaft die Zügelung gegenüber, die Gesetze und Regierungen den Nahrungsmittelsälschungen in ihren tausend Erscheinungsformen angedeihen lassen. Was die körperliche Hemmung und Beeinträchtigung betrifft, die dem Weibe aus seiner Geschlechtsfunktion erwachsen, so meint Finot wohl nicht mit Unrecht, daß sie aufgewogen werden durch die tyrannische Macht, die der Geschlechtstrieb im Leben des Mannes ausübt. Im übrigen hält Finot die meisten organischen und funktionellen Unterschiede zwischen Mann und Weib für durch das Milieu bedingt und daher keineswegs für dauernd. Auf Seite 111 schreibt er sogar: „Die Vorteile, die ein Geschlecht über das andere besitzt, sind rein zufällig.“ Diese Worte darf man wohl nicht auf die Goldwaage legen. Finot meint und hat darin wohl recht, daß es unmöglich ist bei den meisten anatomischen und physiologischen sekundären Merkmalen der Geschlechter die natürlichen Unterschiede von den Wirkungen der Lebensweise zu trennen.

In dem Kapitel „Die Frau in ihrer Demütigung und Schmach“ findet sich eine lesenswerte Zusammenstellung der elenden Bedingungen, unter denen die Frauen vieler wilden Stämme ihr Leben dahinschleppen müssen. Auf diesem Gebiet mag es schwer sein, nach den vielen ähnlichen Veröffentlichungen neue Tatsachen beizubringen, aber Finot ist es doch recht gut gelungen, dies Kapitel auch den mit der Frage Vertrauten lesenswert zu machen.

Als Optimist vom reinsten Wasser will Finot die Frauen über alles trösten, was sich an Bitternis in ihrem Lebensleib finden mag. Die Frau der Zukunft wird nach seiner Vorherhersage um zwanzig Jahre später altern und ihr Liebesleben bis über die Fünfzig hinaus ausdehnen. Sie wird schöner sein als die heutige, weil sie ihre Individualität besser zum Ausdruck bringen kann, und auch die unschöne wird, wenn sie seelischen Wert hat, geliebt werden. Lauter gutgemeinte Trostesworte, die Wahrheit und Dichtung vereinen, sich zum Teil auf Beobachtung, aber zum größeren Teil auf Wunsch und Hoffnung stützen. Wie weit die Utopie des Autors geht, ersieht man aus seinen Bemerkungen über die Notwendigkeit der Mutterschaft. Allerdings bezeichnet er es als einen Traum, einen Homunkulus ohne Mitwirkung der Frau zu schaffen, weist aber auf die Experimente von Lobb und Delage hin, um dann fortzufahren: „Sicherlich trennen uns noch Jahrtausende von der Erfüllung dieses grandiosen und zugleich verwirrendsten Traumes, der je einem menschlichen Hirn entspringen ist. In der Zwischenzeit muß die Frau doch noch immer ihre ehrenvolle Rolle als Mutter, als Erzeugerin von Generationen auf Generationen spielen.“ (Seite 265 und 266.) So ganz scheint also Finot die Hoffnung auf den Homunkulus doch nicht aufgegeben zu haben! Neben derartigen Versteigerungen fehlt aber nicht die gelegentliche Anerkennung der hohen Bedeutung der wirtschaftlichen Tatsachen, wenn sie auch freilich stark mit dem Rationalismus kontrastiert, der den Grundton des Buches bildet. Auf Seite 231 lesen wir: „Die gesamte Frauenbewegung mit ihren politischen und sozialen Forderungen ist im Grunde nur eine Folge des Selbsterhaltungstriebes, der die Frau zwingt, sich den

veränderten Lebensbedingungen anzupassen, da ihre frühere Art zu leben abgewirtschaftet hat. Ihr Eintritt in das Arbeitsleben und ihre verminderten Aussichten auf Familiengründung haben andere Lebensbedingungen für sie geschaffen, deren naturgemäße Entwicklung wir jetzt vor Augen haben."

Wenn das Buch in richtige Hände kommt, kann es gewiß dazu beitragen, die Köpfe aufzuhellen. Es ist als Propagandaschrift gemeint und sollte als solche gelesen werden. Es steht aber zu fürchten, daß gerade die Leute mit den Weltanschauungen des Vierphilisters (und wir haben Genossen genug, die diese Anschauungen in der Frauenfrage haben) das Buch gar nicht in die Hand nehmen werden. Schon bei dem Titel sträuben sich ihnen die Haare!

Die Übersetzung ist vorzüglich.

Oda Olberg.

Notizen.

Die Industrialisierung der Landwirtschaft hat besonders in den letzten Jahren in Amerika gewaltige Fortschritte gemacht. Interessante Daten darüber enthält ein Artikel von Robert Johnstone Wheeler in der Augustnummer der „International Socialist Review“. Nach Angabe von Professor Warren ist heute in einer wohl-eingerichteten, modernen Farm etwa die Hälfte des Anlagekapitals in Maschinen angelegt, deren Typus aus den allerletzten Jahren stammt. Dementsprechend ist auch die Produktion landwirtschaftlicher Maschinen in der letzten Zeit enorm gewachsen. So ist in einer einzigen Fabrik für landwirtschaftliche *P r a s t* maschinen in La Porte (Indiana) ein Kapital von 17 Millionen Dollar investiert. Im letzten Jahrzehnt ist der Gesamtwert landwirtschaftlicher Maschinen von 749,7 Millionen auf 1265 Millionen Dollar gestiegen. In der gleichen Zeit ist der Wert der Ernten von Getreide um 79,8 Prozent, der von Heu- und Futtermitteln um 70,2, von Kartoffeln um 69,2, von Tabak um 83 und der von Baumwolle um 117,3 Prozent gestiegen.

Die größte Revolution in der landwirtschaftlichen Technik wurde durch die Einführung des „Farm-Traktors“ hervorgerufen, einer Kraftmaschine, die zugleich die von ihr mit Kraft versorgten Arbeitsmaschinen über das Feld zieht. Dieser Traktor findet so vielseitige Verwendung, daß er fast das ganze Jahr über in Betrieb sein kann. Er arbeitet nicht nur auf dem Felde und bei der Verarbeitung der geernteten Früchte, sondern auch bei ihrer Verpackung und Beförderung, und endlich findet er auch noch beim Bau und der Instandhaltung von Straßen und Wegen Verwendung.

Die Formen der Unternehmung des industrialisierten Farmbetriebs sind verschieden. Es entstehen riesige einheitliche Farmen wie die des Mr. Charles P. Taft in Texas, die 200 000 Acres umfaßt. Es können aber auch große Farmen in Pachtgüter aufgeteilt werden wie die 35 000 Acres große Farm des Mr. Preston Smith, die in Pachtgüter von je 50 bis 100 Acres geteilt wurde. Doch müssen sich die Pächter hier kontraktlich verpflichten, in ihrem Betrieb genau den Weisungen zu folgen, die ihnen vom Grundbesitzer erteilt werden, der auch den Verkauf der Produkte leitet. Dafür erhält der Pächter vom Eigentümer die besten Saatgüter, Maschinen, Geräte usw. zur Verfügung gestellt. Hier ist also der Pächter nichts anderes als ein einfacher Lohnarbeiter für den Grundbesitzer. Geringe schließen sich andererseits wieder Besitzer von mittlerem Grundbesitz von 175 bis 500 Acres und mit Kapital von durchschnittlich 15 000 Dollar zu genossenschaftlichem Betrieb zusammen. Mit gemeinsamen Mitteln sind sie in der Lage, die entsprechenden Maschinen zu erwerben.

Die Landarbeiter werden durch die Einführung der Maschinen immer mehr verdrängt. An ihre Stelle tritt eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Maschinisten.

G. E.



1. Band Nr. 9

Ausgegeben am 28. November 1913

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Christlichnationalen und das Koalitionsrecht.

Von **J. Meesfeld.**

Am 30. November beginnt der christlich-nationale Arbeiterkongreß, der Stellung nehmen soll gegen das in Leipzig gegründete „Kartell der schaffenden Stände“. Die kirchlichen Arbeiterorganisationen sind zurzeit wieder in einer radikalen Periode. Wieviel Verrechnung und Demagogie dabei ist und wieviel ehrlicher Wille, ist in diesem Augenblick nicht abzuschätzen; aber auch, wenn man auf Grund genügender Erfahrungen den vom Zentrum abhängigen Führern nicht über den Weg traut und von ihrem Klassenbewußtsein die denkbar niedrigste Meinung hat, wird man der jetzigen Opposition der Christlichen gegen das Leipziger Kartell seine Beachtung schenken müssen. Das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften“ sowohl wie auch die „Westdeutsche Arbeiter-Zeitung“ haben bisher gegen das Kartell scharf Stellung genommen. Man vermutet im christlichen Lager, wie das „Zentralblatt“ in Nr. 22 vom 27. Oktober sagt, nicht allein „starke politische Strömungen, die sich gegen die Linksentwicklung, gegen die Demokratisierung des politischen Lebens, gegen den politischen Radikalismus richten“, sondern man verfolgt auch „extrem-agrarische Ziele“, und was noch bedenklicher ist: „Der Hauptnachdruck der Gemeinschaftsarbeit des Leipziger Kartells ist gelegt worden auf die Rückwärtsrebidierung der Sozialpolitik, Einschränkung des Koalitionsrechtes usw.“

Warnend ruft das „Zentralblatt“ an derselben Stelle aus: „Hier stehen Lebensinteressen der deutschen Arbeiter auf dem Spiele.“ Auf denselben scharf ablehnenden Standpunkt hat sich die „Westdeutsche Arbeiter-Zeitung“ gestellt, und der Abgeordnete Giesberts, der sowohl dem Organ der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands wie auch dem „Zentralblatt“ nahe steht, hat sich wiederholt in Versammlungen das Urteil der beiden Blätter zu eigen gemacht. In einer Versammlung katholischer Arbeitervereine in Münster (22. September) nannte Giesberts die Leipziger Gründung ein „Kartell der scharf-

macherischen Stände". Diese Verbrüderung sei für die christlich-nationale Arbeiterbewegung überaus betrübend, so sagte er; was man in Leipzig unter Arbeitswilligenschutz verstanden habe, sei nichts anderes als eine Anebelung der Gewerkschaften, die gehindert werden sollten, durch einen Streik einen Druck auf die Arbeitgeber auszuüben. Dieses Urteil wiederholte er am 9. November in einer Zentrumsversammlung seines Wahlkreises Essen:

Die christlich-nationale Arbeiterschaft befürchtet einerseits eine Überspannung der handelspolitischen Forderungen der Industrie und der Landwirtschaft, andererseits aber — und das ist wohl das Hauptbedenken — antisoziale Strömungen und Stimmungen. Zu der letzteren Befürchtung gibt ihr besonders Anlaß, daß in dem Programm des Leipziger Kartells neben den Schutz der nationalen Arbeit der „Schutz der Arbeitswilligen“ und Aufrechterhaltung der „Autorität des Arbeitgebers im Betrieb“ gestellt ist. Das Wort „Schutz der Arbeitswilligen“ ist bei den deutschen Arbeitern verfehlt, weil sich dahinter Bestrebungen verstecken, welche die Lebensinteressen der deutschen Arbeiterschaft aufs allerschwerste zu beeinträchtigen geeignet sind.... Dieses Programm in die Praxis überführt, bedeutet nichts anderes als vollständige Wehrlosmachung der Arbeiter gegenüber dem Arbeitgeber, fast vollständige Beseitigung des Koalitionsrechtes und sogar Aufhebung der Versammlungsfreiheit und der Pressfreiheit für die Gewerkschaften bei Arbeitsstreitigkeiten.

Dieselben Gedankengänge und dieselben Befürchtungen wiederholt fast wörtlich das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften“ in Nr. 23 vom 10. November. Aber noch viel schärfer als in den vorhergegangenen Kundgebungen tritt in jenem Artikel der Gegensatz zutage, der zwischen den Klasseninteressen der Arbeiter und der wirtschafts- und staatspolitischen Praxis des Zentrums klafft. Jener Artikel des „Zentralblatts“ wendet sich gegen die klerikalen Verteidiger des Leipziger Scharfmacherkartells und namentlich gegen den Zentrumsabgeordneten und Präsidenten des Rheinischen Bauernvereins Freiherrn v. Doe. Dieser Führer der westdeutschen klerikalen Agrarier hat in einem Artikel des „Rheinischen Bauern“ das Leipziger Kartell warm verteidigt und sich auch die Forderung zu eigen gemacht, auf dem Wege der Gesetzgebung einen verstärkten Schutz der Arbeitswilligen herbeizuführen. Dagegen wendet sich nun das „Zentralblatt“ mit aller Schärfe. Die „Aufrechterhaltung der Autorität im Betrieb“, für die Herr v. Doe so energisch eintrete, bedeute im Scharfmachersinn nichts anderes als die Ausschaltung der Gewerkschaften bei Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen; und ferner:

Wenn unsere christlichen Bauernvereine wüßten, wie hart heute Streikvergehen geahndet werden, so würden sie sich überzeugen, daß die heutigen gesetzlichen Bestimmungen vollständig hinreichen, um die Arbeitswilligen zu schützen. Das Wort „Arbeitswilligenschutz“ hat bei uns Arbeitern eine ganz andere Bedeutung. Es besagt in seiner letzten Konsequenz die Unterdrückung der Selbsthelfebestrebungen der Arbeiter und deren Wehrlosmachung gegenüber den sozialen Mißständen.

In dem vorhin erwähnten Artikel in Nr. 20 hatte das „Zentralblatt“ das Programm des Leipziger Kartells auf folgende Formel gebracht:

1. Arbeitswilligenschuß, Zertrümmerung der Gewerkschaften und Tarifverträge, um die Arbeiter an der Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu hindern.

2. Erhaltung und Vermehrung der Lebensmittelzölle ohne Rücksicht auf die herrschende Teuerung und auf die Ernährungsmöglichkeiten des Volkes.

3. Zertrümmerung der Genossenschaften zum Zwecke des gemeinschaftlichen Einkaufs von Lebensmitteln, um den Arbeiter zu hindern, für seinen sauer verdienten Lohn die Lebensmittel günstig einzukaufen.

Diese Kennzeichnung und einen auf denselben Ton gestimmten Artikel der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung“ hatte Freiherr v. Loe mit der Behauptung beantwortet, es handle sich um maßlose und gehässige Übertreibungen, und es sei auffällig, daß sich die beiden Blätter wieder nur gegen die Agrarzölle, nicht aber auch gegen die Industriezölle wendeten. Das „Zentralblatt“ entgegnet darauf, die Bauernvereine könnten aus seiner Stellung ersehen, für wie ernst man in christlichen Arbeiterkreisen die Situation halte. Indessen beliebt auch hier das christliche Gewerkschaftsorgan wieder ein Vertuschungsmanöver. Es weiß sehr gut, daß die Freunde des Scharfmacherkartells nicht nur bei dem agrarischen Flügel des klerikalen Lagers zu suchen sind, daß vielmehr auch weite Kreise des übrigen Zentrums mit jenem Kartell liebäugeln, und was noch bemerkenswerter ist: daß die gesamte politische Taktik der Zentrumspartei in den Bahnen des Kartells wandelt. In Nr. 253 des „Tag“ vom 28. Oktober veröffentlichte der Zentrumsstratege Julius Bachem einen „Gemeinschaftsarbeit zwischen Industrie, Landwirtschaft und Handwerk“ überschriebenen Artikel, worin er sein Urteil über das Leipziger Kartell in die Worte zusammenfaßte:

Vom Standpunkt der Zentrumspartei kann man die Fühlungnahme der genannten Gruppen untereinander an sich nur begrüßen, das Zentrum hat ja die Absicht vom Freihandel zum Schutzzoll an erster Stelle mit herbeigeführt und steht unentwegt auf dem Boden einer gemäßigten Schutzzollpolitik, unter deren Regime wir nun schon so lange stehen und deren gute Früchte wir vor Augen haben. Es ist daher auch nichts dagegen zu sagen, wenn Berufsorganisationen, unter deren Mitgliedern die politischen Anhänger der Zentrumspartei stark vertreten sind, mit einer „Gemeinschaftsarbeit“ im angebotenen Sinne sympathisieren.

Die Befürchtungen der christlich organisierten Arbeiter nimmt Herr Bachem in diesem Artikel auf die leichte Schulter: sie beruhen auf Mißverständnissen, die Abneigung geht zu weit, die „bezüglichen Auslassungen ihrer Presse sind hier und da etwas zu temperamentvoll“. Herr Bachem ist ein Freund der christlichen Gewerkschaften und sogar ihr geistiger Vater, und wenn seine Beruhigungspulver trotzdem wirkungslos bleiben, so gestattet auch das einen Schluß auf die Schroffheit der im klerikalen Lager vorhandenen wirtschaftlichen Gegensätze. Das Zentrum verfolgt weit ausschauende politische Pläne. Es will sich im Westen nicht allein mit den Nationalliberalen — wohlgemerkt ihrem scharfmacherischen Flügel! — zur „gemeinsamen Niederringung der Sozialdemokratie“ verbrüdern, sondern es sucht sich der Industrie und dem gesamten Großkapital auch noch dadurch zu nähern, daß es einen „Handels- und Industriebeirat der rheinisch-westfälischen Zentrumspartei“ ins Leben ruft. Hand in Hand

mit dieser Taktik geht die immer engere Anlehnung der klerikalen Partei an die ostelbischen Junker. Sie hat mit den Junkern bereits bei den Reichstagswahlen von 1912 und bei den diesjährigen Landtagswahlen paktiert; bei den badischen Landtagswahlen hat sie den Herdebrand zu Hilfe gerufen; in der parlamentarischen Arbeit sind beide, wenn nicht gerade die lieben Jesuiten oder das Duell in Frage kommen, längst ein Herz und eine Seele. Die „große Scheidung zwischen rechts und links“, die vor einiger Zeit die „Kölnische Zeitung“ auch für Deutschland als nahe bevorstehend ankündigte, hat das Zentrum schon vorweggenommen: es ist keine Mittelpartei mehr, sondern nur noch eine reaktionäre Partei avec phrase.

Die demoralisierende „Wadertaktik“ will das Zentrum von Baden auf das ganze Reich übertragen; seine geistige Verarmung, seine Preisgabe aller politischen Grundsätze glaubt es ersehen zu können, indem es sich emphatisch an die Spitze jener faden Gesellen stellt, die die Überwindung der Sozialdemokratie als die Zentralfrage der gesamten Politik ausschreien. Zu einem solchen Programm der Programmlosigkeit sind freilich weder Geist noch Grundsätze nötig. Aber diese Entwicklung führt naturnotwendig das Zentrum immer mehr nach rechts: zu den Junkern jeder Couleur und zu den freikonservativen und rechtsnationalliberalen Scharmachern von der Industrie. Und was sich in Leipzig jüngst vollzogen hat: die Verbindung der agrarischen mit den industriellen Ausbeutern und Arbeiterfeinden und die Einordnung der reaktionären Mittelständler in diese Kumpanei — das ist tatsächlich die Verwirklichung der zentrumsparteilichen Ideale. Julius Bachem hat dafür den richtigen Nacher gehabt, und die begrüßenden Worte, die er dem neuen Bunde der Rückschrittler widmete, waren drei Vierteln des Zentrumsanhanges aus der Seele gesprochen.

Hier ist es aber auch, wo die im Zentrum vorhandenen Interessen-gegensätze auseinanderklaffen müssen. Junker- und Scharmacherpolitik ist mit den Lebensinteressen der christkatholischen Arbeiter ebenso unvereinbar wie mit denen der übrigen Arbeiterschaft. Die christlichen Arbeiterführer scheinen einzusehen, daß es da eine Grenze für sie gibt, die sie ohne schweren Schaden nicht überschreiten dürfen. Die da drüben stehen, das sind nicht allein die Protzvertreuer, sondern auch die Freunde jeglicher Arbeiterbedrückung und die Feinde jeglicher Arbeiterrechte. Und da sich zurzeit die christlichen Organisationen ohnehin in einer Krisis befinden, hüten sie sich dreimal, auch noch diesen gefährlichen Pfad zu betreten. Das christliche „Zentralblatt“ polemisiert (Nr. 22) mit bemerkenswerter Schärfe gegen den deutschen Handwerks- und Gewerbekammertag, auf dem der Generalsekretär Dr. Meusch und der konservative Abgeordnete Malkewitz den verstärkten Schutz der Arbeitswilligen gefordert haben. Es sagt dazu:

Aus diesen Kundgebungen ist doch nichts anderes herauszulesen als Scharmacherei gegen die soziale Gesetzgebung, gegen das Koalitionsrecht und gegen die Arbeiterbewegung. Daß man hier und da den sozialdemokratischen Terrorismus einfließen läßt, soll doch wohl nur die Wirkung nach außen beden.

Und an anderer Stelle desselben Artikels sagt das „Zentralblatt“ noch weiter:

Die Tatsache, daß sich die konservativen Kreise fast geschlossen für das „antifoziale Programm des „Leipziger Kar-

tells" aussprechen und dasselbe verteidigen, muß doch jeden Sozialpolitiker und Arbeiterfreund bedenklich stimmen.

Solchen Tatsachen gegenüber, so sagt der Artikel, könne man die Rundgebungen der christlichen Arbeiter doch unmöglich als bloße Schwarzmalerei hinstellen. Das ist zweifellos richtig — aber an der reaktionären Taktik des Zentrums werden die christlichen Proteste auch nicht ein Jota ändern. Um dieselbe Zeit, wo diese Proteste erscheinen, schreibt Herr Julius Bachem dem Leipziger Scharfmacherkartell einen Begrüßungsartikel, geht sein Vetter Karl hin und stellt in Aussicht (Parteitag des westpreußischen Zentrums am 4. November), daß sich das Zentrum in Zukunft noch viel enger an die Konservativen anschließen werde; zugleich macht fast die gesamte Zentrums Presse, zum Teil offen, zum Teil versteckt, gegen die christlichen Angriffe auf das Kartell mobil.

Schließlich ernten aber hier die Christen nur, was sie gesät haben. Als wadere Schildknappen des Zentrums haben sie den Boden mit vorbereitet, dem jetzt die Stuten entsproßen, mit denen sie gezüchtet werden sollen. Sie sind die willigen Handlanger ihrer Partei bei der Schaffung des Wuchertarifs gewesen, haben ihr bei allen Steuerräuberien die Stange gehalten, ihre Wahlrechtsgaunerei verteidigt und sogar der Verbrüderung mit den Junkern den Segen gegeben. Auch die Erwürgungsversuche an den Arbeiterkongressvereinen haben sie, wenn auch mit leisem Murren, ertragen — und sie zuerst haben nach stärkerem Schutze der Arbeitswilligen geschrien, als die freiorganisierten Vergarbeiter im Frühjahr 1912 heroisch in den Kampf gegen die Zechenherren gezogen waren! Es ist mehr das schlechte Gewissen als die bessere Einsicht, wenn jetzt die christlichen Führer wieder einmal radikale Töne pfeifen. Sie fürchten einen Massenabfall ihres Gefolges, wenn sie noch weiter gehen als bisher schon. Der Hunger ist ein vortrefflicher Lehrmeister, und wenn der Magen knurrt, läßt sich schließlich auch der geduldigste Arbeiter mit frommen Sprüchen und Schimpfereien auf die Sozialdemokratie nicht mehr abpeifen.

Warnen wollen wir auf alle Fälle vor der Illusion, als ob nun die Christenführer über Nacht andere Menschen geworden seien. Ihre Abhängigkeit vom reaktionären Zentrum wird auch in Zukunft bewirken, daß die Oppositionsbäume nicht in den Himmel wachsen; Zentrum und Kirche haben Zuchtmittel in Fülle und Fülle, und die Herren „Arbeitervertreter“ werden auf ihre neue Taktik in dem Augenblick verzichten, wo ihnen ein anderes probates Mittel an die Hand gegeben wird, womit sie ihr Gefolge bei der Stange halten können. Herr Giesberts, der jüngst in einer Versammlung die Parole „Brot und Arbeit“ ausgab, predigte in demselben Atemzug das Festhalten an der „bewährten mittleren Linie“ der Zoll- und Handelspolitik. Und an dem „Christlichnationalen Arbeiterkongreß“, der am 30. November zusammentritt, um die Kriegserklärung des Leipziger Kartells zu beantworten, wird voraussichtlich auch der katholische Arbeitersekretär und Reichstagsabgeordnete R o s m a n n teilnehmen, der sich 1912 in seinem Wahlkreis feierlich auf den lückenlosen Zolltarif verpflichtet hat. Mit solchen Kämpfen gewinnt die Arbeiterschaft keine Schlachten. Bei der allgemeinen Zuspitzung der Klassengegensätze ist mit der butterweichen Oppo-

sition der Christenführer nichts anzufangen. Hier heißt es: entweder — oder! Entweder rechts oder links! Wer heute in der Mitte zu stehen vermeint, steht in Wirklichkeit *r e c h t s*, im Lager der Reaktion. Und wer in dieser Zeit allgemeiner Arbeiterbedrückung nicht bedingungslos zu seinen Klassengenossen hält, besorgt die Geschäfte der Arbeiterfeinde und verdient das Brandmal der Abtrünnigkeit.

Der Durchbruch des Deichs.

Von **H. Koffstein**.

London, den 17. November.

Als vor drei Jahren der Schreiber dieses zum erstenmal auf die merkwürdigen Geschehnisse in der englischen Arbeiterwelt hinwies und dabei die Mutmaßung aussprach, daß sie „nur die Anfänge eines mächtigen Umwandlungsprozesses seien, dessen historische Wichtigkeit nur mit der der Umwandlung der fünfziger Jahre vergleichbar“ sei,¹ konnte diese Auffassung manchem, selbst solchen, die den Ereignissen nahestanden, als ein Stück Optimismus erscheinen. Aber der weitere Verlauf der Dinge und erst recht die jüngsten Klassenkämpfe auf den britischen Inseln mußten sogar dem Außenstehenden die Überzeugung bringen, daß das Antlitz des britischen Proletariats sich wirklich von Grund aus geändert hat. Erst das Sich-in-Bewegung-Setzen überhaupt, dann das immer schnellere Tempo der Bewegung, dann die immer zunehmenden Massen der Arbeiterschaft, die in die Bewegung hineingezogen wurden, schließlich auch die Begleitererscheinungen der Kämpfe — die Selbstbehauptung der Massen gegenüber den Führern, die Mißachtung aller vorherigen Abmachungen mit den Unternehmern und die rücksichtslose Schneidigkeit des Auftretens überhaupt —, alles dies, so neu und so widerspruchsvoll im Vergleich mit der gesamten Vergangenheit und allen Überlieferungen des englischen Trade Unionismus, hat der ganzen Welt bewiesen, daß der englische Arbeiter nicht mehr das alte apathische Objekt der allgemeinen Ausbeutung ist, sondern sich zum Bewußtsein seiner Rechte entwickelt hat.

Wie er zu diesem Bewußtsein in erster Instanz gekommen ist, habe ich bereits in dem genannten Aufsatz vor drei Jahren nachzuweisen gesucht. Es war vor allem die rasche Teuerung der Lebensmittel, die mit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts eingesetzt hatte, die ihm mit einem Male die Folgen seiner Indifferenz im wirtschaftlichen Kampfe offenbarte. Er bemerkte plötzlich, daß im Verlauf des letzten Vierteljahrhunderts seine wirtschaftliche Lage eigentlich keine Änderung zum Besseren erfahren, daß vielmehr der einzige Umstand, der sie erträglich gemacht hatte, das Sinken der Lebensmittelpreise war. Als er dann die ersten Versuche unternahm, das Versäumte nachzuholen und seinen Verdienst mehr in Einklang mit den gestiegenen Preisen der Lebensmittel zu bringen, sah er sich vor eine Reihe Schwierigkeiten gestellt, von denen er bisher keine klare Ahnung hatte. Da war in erster Reihe ein neues Unternehmertum — nicht mehr das atomisierte Unternehmertum der alten Zeit, das untereinander konkurrierte, das im Bewußtsein seiner Weltmacht einigermaßen freigebig war und vor allem darauf einen Wert

¹ „Gewerkschaftliche Wandlungen“, Neue Zeit, XXIX, 1, S. 228.

legte, daß die Arbeiter nicht durch allzu großen Widerstand und freche Herausforderungen ihren Glauben an die Wirksamkeit der friedlichen Mittel des Kampfes verloren, sondern ein vereinigt und organisiertes Unternehmertum, das infolge der Erschütterung seiner Weltstellung und der Reorganisation in Aktiengesellschaften raubgierig, steif und rücksichtslos geworden war. Andererseits sah sich der Arbeiter selbst fast nach allen Richtungen hin gebunden und entwaffnet. Seine Organisationen waren zersplittert und bildeten bloß kleine Oasen in einem Meer der unorganisierten Massen, ihre Verfassung war wesentlich auf den Nicht-Gebrauch der Streikwaffe zugeschnitten, die Führer standen gänzlich unter dem geistigen und in vielen Fällen sogar materiellen Einfluß des Unternehmertums, mit dem sie so intim und so oft verhandelt hatten, und obendrein lastete auf dem Arbeiter ein ganzes Netz von Verträgen und Abmachungen, das seine Bewegungsfreiheit auf ein Minimum reduzierte. Dies alles war das Resultat seiner bisherigen Methode der gewerkschaftlichen Aktion, die sein Ziel auf dem Wege der friedlichen Verhandlungen zu erreichen suchte und ihren Ausgangspunkt in der Auffassung von Übereinstimmung der Interessen des Unternehmertums und der Arbeiterschaft hatte.

Kein Wunder, daß gleich nach den ersten Zusammenstößen mit dem Unternehmertum der erneute gewerkschaftliche Kampf auch die Form einer Auflehnung gegen jene Methode annahm. Man kämpfte gegen die Unternehmer, aber man kämpfte zugleich gegen die alte Auffassung von dem Wesen der gewerkschaftlichen Aktion, gegen die Führer, die noch in dieser Auffassung steckten, gegen die langfristigen Friedensverträge usw. Das eben bildete das charakteristische Merkmal der neuen Bewegung, und das eben war es, was sie zu einer epochemachenden stempelte. Wenn ein Philipp Snowden und selbst unser verstorbener Genosse Quetch immer wieder behaupteten, es gebe in dieser Bewegung nichts, was sie etwa von der großen Bewegung der „unskilled“ Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts unterscheide, so übersahen sie gerade das Wesentliche, was die jüngste unter diesen beiden auszeichnete: die Auflehnung gegen die alte, die Aufnahme einer neuen Methode der gewerkschaftlichen Aktion.

Die Erfahrung hat bald bewiesen, daß die neue Methode des kühnen Kampfes auch die bessere ist. Das Unternehmertum war frecher und stärker, als es in den früheren Zeiten gewesen war, aber die Distanz zwischen dem, was es im Verlauf der letzten Jahrzehnte gewährt hatte, und dem, was es zu gewähren imstande war, war wirklich groß, und die Draufgängerei der Arbeiter hatte bedeutenden Erfolg. Nicht nur waren die Unternehmer in allen Fällen gezwungen, den Forderungen der Arbeiter gänzlich oder wenigstens zur Hälfte nachzugeben, sondern in noch weit mehr Fällen kamen sie sogar den Wünschen der Arbeiter entgegen und befriedigten sie durch vorläufige Abzahlungen freiwillig im voraus. Und dieser Erfolg wirkte auf die neuen Auffassungen vom gewerkschaftlichen Kampfe zurück und bestätigte ihre Richtigkeit und erhöhte ihre Popularität.

Man hat vielfach darüber gestritten, ob Zugeständnisse seitens der kapitalistischen Klasse, sei es auf wirtschaftlichem oder auf dem politischen Gebiet, die Kampflust und die Kampfenergie der Arbeiterklasse einschläfern oder umgekehrt sie noch mehr aufmuntern. Diese Frage ist in solch abstrakter Form nicht zu beantworten. Die Antwort hängt vielmehr in jedem einzelnen Falle

davon ab, welche Mittel zum Abbringen dieser Zugeständnisse angewandt werden. Vor fünfzig Jahren, nach dem Zusammenbruch des Chartismus, kamen die Zugeständnisse des Unternehmertums als Antwort auf die Abkehrung der Arbeiterklasse von revolutionären Kampfmitteln und auf ihre Zuwendung zum gewerkschaftlichen Kampfe, der als der Gegensatz zur Umwälzung der Gesellschaft durch Eroberung der politischen Macht aufgefaßt und angewandt wurde. Kein Wunder, daß sie auch einschläfernd wirkten. Der englische Arbeiter wurde in den Glauben versetzt, daß die neue, nurgewerkschaftliche Methode wirklich die bessere sei, und der Glaube, wie wir unten sehen werden, führte zum Erlahmen seiner ganzen Tätigkeit. Anders jetzt, wo die Nachgiebigkeit der Unternehmer direkt mit Gewalt erzwungen wurde. Der Erfolg mußte die Arbeiter in ihren Überzeugungen von der Wirksamkeit des kühnen Kampfes befestigen und daher ihre Kampflust steigern. In jedem einzelnen Falle fördern die Zugeständnisse, die die kapitalistische Klasse ihren Lohnsklaven macht, die weitere Anwendung derjenigen Methoden, mit denen sie erzwungen worden sind.

Der praktische Erfolg förderte die Auflehnung gegen die bisherigen Formen der gewerkschaftlichen Aktion. Daraus ergaben sich bald auch die Bestrebungen nach der Ausdehnung der Rahmen der Organisation auf die möglichst größte Masse der in demselben Zweig beschäftigten Arbeiter, nach der Zusammenfassung der bisher zerplitterten Organisationen in große Verbände nicht nur der Berufe, sondern ganzer Industriezweige, nach der Beschränkung der Vollmachten und der fast unabhängigen Stellung der Führer, nach Abschaffung aller hemmenden Verträge mit den Unternehmern usw. Nach allen diesen Richtungen hin haben die Arbeiter in der kurzen Zeit von ein paar Jahren sehr Bedeutendes geschaffen. Dadurch wurde wieder die Kampfeslust beziehungsweise -energie noch mehr gesteigert, immer größere Massen und immer neue Schichten wurden in den Kampf hineingezogen, das Machtbewußtsein stieg und zugleich nahm auch das Gefühl der gegenseitigen Abhängigkeit, also das Gefühl der Solidarität zu.

Zum erstenmal seit Generationen fand jeder einzelne Kampf irgend einer einzelnen Kategorie von Arbeitern einen Resonanzboden in der gesamten Arbeiterschaft, die mit Leidenschaft die Einzelheiten verfolgte und in jedem Siege und jeder Niederlage ihren eigenen Sieg und ihre eigene Niederlage erblickte. Verschwunden waren die Schranken, die die verschiedenen Schichten der Arbeiter, die gelernten und ungelernten, die des einen Faches und die des anderen — ja, die organisierten und die nichtorganisierten bis jetzt sonderten. Auch die lokalen Grenzen fielen. Die gesamte Arbeiterschaft erblickte überall ihre gemeinsame Sache, denn wirklich, die Probleme, die sie zu lösen hatte, waren überall genau dieselben. So bildete sich ein neues Klassengefühl aus, ein neues Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu einer und derselben Klasse, die dieselben Bedürfnisse und dieselben Interessen hat und sie auf demselben Wege zu befriedigen suchen muß. Dabei — und das muß ganz besonders berücksichtigt werden — handelt es sich schon nicht mehr ausschließlich um rein wirtschaftliche Fragen. Moralische Gründe, wie ungerechte Behandlung eines einzigen Arbeiters, oder prinzipielle Erwägungen, wie Nichtberücksichtigung der Organisation, führten oftmals zu einem Ausstand in einem ganzen Gewerbe, und die übrigen, die nichtbeteiligten Massen flatschten dabei demonstrativ Beifall.

Wir gebrauchten in unserer bisherigen Schilderung die vergangene Zeit, weil alle diese Erscheinungen bereits vor den jüngsten Ereignissen in Dublin an den Tag traten. Dann aber kam es zum Dubliner Blutbad in den letzten Tagen des August. Schon an und für sich sind die irischen Vorgänge von hohem sozialpolitischen Interesse. Irland, nachdem seine Landfrage durch das Agrargesetz von 1903 ziemlich gelöst worden ist, macht gegenwärtig eine wichtige sozialpolitische Entwicklung durch. Das neue Bauerntum schafft die Grundlage einer neuen Landwirtschaft, deren Produkte nicht nur nach den Städten des eigenen Landes, sondern auch nach England und anderswohin wandern, und es schafft zugleich auch die Grundlage eines neuen irischen Absatzmarktes für die Produkte nicht bloß der fremden, sondern selbst der eigenen irischen Industrie. Irland wird somit rasch in den Strom des modernen Kapitalismus und damit auch der modernen Klassenkämpfe hineingezogen. Besonders was die Ausbildung eines revolutionären Proletariats betrifft, wird der Prozeß noch dadurch begünstigt, daß der Zuzug aus dem flachen Lande mit seiner sonst desorganisierenden Wirkung jetzt aufgehört hat, daß mit der materiellen Befriedigung des Bauerntums auch die nationale Ideologie stark an Einfluß abgenommen hat, und daß das irische Volk auf eine lange Geschichte revolutionärer Traditionen zurückblickt. Will man noch das äußerst tiefe Elend, worin selbstverständlich die irischen Arbeiter in dieser Phase der kapitalistischen Ausbeutung stecken, hinzufügen, so haben wir vor uns eine ungemein reiche Kombination von Umständen, die alle nach derselben Richtung wirken. Tatsächlich machte sich schon seit mehreren Jahren dort eine sehr aggressive, wenn auch etwas chaotische Arbeiterbewegung bemerkbar, die dem Unternehmertum kühn an den Kragen ging und ihm schon manche ganz bedeutenden Zugeständnisse in bezug auf die Löhne und selbst Arbeitszeit abrang. Um diesen Erfolg machten sich besonders der jetzt berühmte James Larkin und sein Kollege James Connolly verdient. Dieser ist ein gebildeter Sozialdemokrat, der viele Jahre der alten S.D.F. angehörte und der jetzt ein wenig „impossibilistisch“ nach der amerikanischen Art gesinnt ist. Larkin, ein Sohn eines Geniers und Enkel des bekannten Märtyrers von Manchester, der im Jahre 1867 mit zwei anderen hingerichtet wurde, ist der typische Arbeiteragitator der irischen Art — energisch, leidenschaftlich, begabt und prahlerisch ganz im Stile der O'Connells und der O'Connors.

Selbstverständlich mußte der Erfolg die Arbeiterschaft noch aggressiver machen und andererseits das Unternehmertum in tolle Wut versetzen. Denn auch das Unternehmertum gehört jetzt in Irland der neuesten Art an, in der sich die Gier der ursprünglichen Akkumulation mit dem Geiste des modernsten Scharfmachtums mischt und den Typus des Herrn William Murphy erzeugt, eines einstigen Nationalisten aus der Schule Barnells, jetzt eines Tory-Nationalisten aus der Clique Heahs und Umweltfinanzisten großen Stiles.

Ein gewaltsamer Zusammenstoß zwischen Murphy und Larkin, zwischen dem irischen Unternehmertum und dem irischen Proletariat konnte nicht ausbleiben, und er geschah aus Anlaß der Organisation der Dubliner „unskilled“ Arbeiter in einem Irischen Transportarbeiterverband. Murphy konnte diese „Anmaßung“ nicht dulden, die auch unmittelbar seine elektrische Straßenbahn in Dublin berührte, und eines schönen Morgens erklärte er dem Verband den Krieg. Ihm schloß sich natürlich das gesamte Unter-

nehmertum an, die schöne irische — fast hätte ich gesagt preussische — Polizei stellte sich auch auf seine Seite, und als Larkin sich auf einer Agitationsversammlung nach dem Muster des Ulsterführers Carson manche nicht gerade friedlichen und königstreuen Ausdrücke erlaubt hatte, wurde er verhaftet und wegen Aufreizung zum Klassenhaß und Aufruhr angeklagt. Eine weitere, für einen der nächsten Tage bestimmte Versammlung wurde verboten! Als dann Larkin, gegen Kaution aus der Untersuchungshaft entlassen, trotzdem in der Versammlung erschien, wurde er wieder in Haft genommen, die versammelte Menge aber wurde plötzlich von einer zahlreichen, mit Knütteln bewaffneten Polizeibande überfallen, die so mörderisch dreinschlug, daß zwei Arbeiter auf der Stelle tot blieben und gegen 400 in die Krankenhäuser gebracht wurden. Nicht genug damit, sperrte das vereinigte Unternehmertum sämtliche Mitglieder des Dubliner Transportarbeiterverbandes aus, und ein Schreckensregiment wurde über die große Stadt verhängt.

Schon an und für sich, wie wir sagen, waren diese Vorgänge von großem Interesse. Kaum war Irland, von dem Alp des englischen Landlordismus befreit, in die Bahnen der modernen kapitalistischen Entwicklung eingetreten, kaum hatte es das lang ersehnte Ziel erreicht, daß es in naher Zeit selbst mit einer politischen Autonomie rechnen konnte, als bei ihm schon der Klassenkampf in seiner ganzen Wut ausbrach, wobei die patentierten nationalistischen Führer gänzlich verstummten und die fremde Regierungsgewalt, das gehaßte „Schloß“, wie man sie kurz in Irland nennt, sich auf die Seite des Unternehmertums stellte. Im späteren Verlauf des Kampfes, als man die hungerrigen Kinder der Ausgesperrten und der Streiker nach englischen Seimen wegschaffen wollte, griff auch das katholische Pfaffen_tum mit Leidenschaft ein zugunsten des Unternehmertums, indem es, im Namen der heiligen Religion, das Abenden der Kinder nach dem hekerischen und Proselyten machenden England verhinderte. Die irische nationalistische Ideologie konnte nicht deutlicher ihr wahres Gesicht entschleiern, und die Arbeiter haben eine tüchtige Lektion in Theorie und Praxis des Klassenkampfes erhalten.

Wie aber war die Rückwirkung dieser Vorgänge auf den Gemütszustand der englischen Arbeiterschaft? Noch vor einigen Jahren, wie auch die Erfahrung mit den früheren blutigen Zusammenstößen, etwa in Featherstone 1893 oder selbst Belfast 1907, beweist, hätten sie kaum noch eine einzige Protestversammlung in England veranlaßt. Nach dem Massaker in Featherstone wagte es sogar der damalige Minister des Innern Asquith, jetzt Premier, feierlich im Parlament zu erklären, er nehme die Verantwortung für den begangenen Mord auf sich, wobei ihm John Burns ebenfalls feierlich Lob zollte. Wie anders jetzt! Gerade zur Zeit des Dubliner Blutbades tagte in Manchester der Gewerkschaftskongreß. Hätte er bei der ersten Meldung davon einen Aufruf zu einem allgemeinen Proteststreik erlassen, so ist kaum zu zweifeln, daß die gesamte Arbeiterschaft ihm gefolgt hätte. Aber der Kongreß ist noch immer bürokratisch zusammengesetzt und schwerfällig im Handeln, und so wurde von dem angeregten Generalstreik abgesehen. Aber der Kongreß nahm eine ganz energische Protestresolution an und entsandte sofort vier Kommissäre nach Dublin, um erstens gegenüber der wütenden Polizei das Versammlungsrecht zu behaupten und zweitens den Boden für einen Ausgleich zwischen den Unternehmern und den Arbeitern zu prüfen. In dem ersten Teil ihrer Mission waren sie erfolgreich, in dem anderen aber scheiterten

je. Nach der ersten Zusammenkunft mit den Unternehmern brachen diese die Verhandlungen überhaupt ab, dann erfolgte die allgemeine Aussperrung, die wir früher erwähnt haben. Die Unternehmer wollten von dem Transportarbeiterverband und seinem Führer nichts hören: Auflösung des einen und Mithittritt des anderen — das waren ihre Bedingungen. Die Antwort kam bald seitens der Dubliner Arbeiter in der Form eines allgemeinen Streiks der Transportarbeiter bei jenen Firmen, wo die Aussperrung noch nicht verhängt worden war, und seitens der englischen Arbeiter in der Form der Bildung eines Unterstützungsfonds und Niederlegung der Arbeit in einigen Eisenbahnpunkten wie Liverpool, wo der Verdacht bestand, daß die dort eintraffenden Güter aus Irland von Streifbrechern befördert worden wären. Dieser Ausstand, der um so merkwürdiger als Ausfluß der proletarischen Solidarität wirkte, als er unmittelbar nach dem Erlaß einer Verurteilung des Sympathiestreiks durch die Gewerkschaftsbeamten der Eisenbahner ausbrach, wurde bald eingestellt, da sich der Verdacht als unbegründet herausstellte, wobei die Direktionen nicht einmal die Schuldigen zu bestrafen wagten; die sonstige Sympathie der Arbeiterschaft nahm bald die sichtbare Form der Entsendung eines schwerbeladenen Dampfers mit Lebensmitteln nach Dublin an, dem bald regelmäßig jede Woche andere folgten. Bis jetzt sind schon in dieser Weise neun Schiffe geschickt worden, und der Unterstützungsfonds hat die Summe von 50 000 Pfund Sterling überstiegen. Die Unternehmer begannen dann einzulenken. Erst sollte der Verband bleiben, aber nur als Zweig des englischen Transportarbeiterverbandes, und Larkin sollte gehen. Dann willigte man ein, daß auch Larkin in seiner Stelle verbleibe, nur daß ihm ein „vernünftiger“ englischer Kollege beigegeben würde. Beide Vorschläge wurden zurückgewiesen. Weder die Dubliner noch selbst die englischen Arbeiter hätten ein solches „Kompromiß“ zugelassen, und die englischen Unterhändler konnten darauf nicht eingehen. Unterdessen aber kam der Prozeß Larkins zur Verhandlung, und wie das „Schloß“ und das Massentum stellte sich auch das Gericht auf die Seite des Unternehmertums. Larkin wurde wegen seiner „aufrührerischen“ und majestätsbeleidigenden Reden (er hatte sich nämlich unhöflich über die Nationalhymne God save the King ausgedrückt!) zu sieben Monaten Kerker verurteilt — ein Rechtspruch, der angesichts des straflosen und wirklich landesverräterischen Vorfahrens der konservativen Ulsterbande mit ihren Vorbereitungen zum Bürgerkrieg und ihrer provisorischen Regierung ein klatschender Schlag ins Gesicht der hohen Dame Justiz war.

Es konnte von nun an wirklich nicht mehr von irgendwelchen Kompromissen die Rede sein. Die Unternehmer begriffen es und begannen Streifbrecher zu importieren; als Antwort darauf sind zur Stunde, in der dies geschrieben wird, alle Arbeiter aus den Docks abgerufen worden.

Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß das gesamte englische Proletariat an dem Dubliner Kampfe beteiligt ist. Jeder englische Arbeiter fühlt, daß in der irischen Hauptstadt auch seine Sache gekämpft wird und daß der Sieg der Dubliner Kollegen auch sein Sieg sein würde. Der Kampf selbst wirkt auf die englischen Arbeiter aufmunternd und hat überall die Gärung und die Kampfeslust gesteigert. Omnibusführer, Schiffsoffiziere und Ingenieure, Musiker, Angestellte an den unterirdischen Bahnen, Post- und Telegraphenbeamte, Eisenbahner — alle haben entweder schon gestreikt oder

drohen mit einem Generalausstand, wenn man ihre Forderungen nicht befriedigt. Jeder Tag bringt neue Reklamationen, und jede Reklamation wird von der übrigen Arbeiterschaft mit Sympathie angenommen und moralisch unterstützt. Die Klassensolidarität hat unter der Wirkung der Dubliner Ereignisse noch mehr zugenommen, und das Klassenbewußtsein wurde mächtig gefördert.

Nun finden sich noch immer Leute, die diese neuesten Erscheinungen in der Arbeiterbewegung und deren Rückwirkung auf die Klassenpsychologie der Arbeiter geringschätzen. Das aktive und solidarische Auftreten der Arbeiter — heißt es — bezieht sich nur auf das Gebiet des wirtschaftlichen Kampfes, und solange es sich auf diese engeren Grenzen beschränkt und nicht auf das politische Gebiet ausdehnt, könne von der Revolutionierung der englischen Arbeiterklasse keine Rede sein. Darin steckt ein Körnchen Wahrheit, aber nur ein Körnchen, weil diese Pessimisten das Wesen dieser wirtschaftlichen Kämpfe verkennen. Sie bemerken nicht, daß diese gewerkschaftlichen Kämpfe von einem ganz anderen Geiste getragen und nach ganz anderen Methoden geführt werden als die alten Kämpfe unter dem alten Trade Unionismus, und so müssen sie auch zu anderen politischen Folgen führen. Der alte Trade Unionismus war eigentlich keine Ausschaltung des politischen Kampfes, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Auch unter ihm trieben die englischen Arbeiter Politik, nur war diese Politik von demselben Geiste getragen wie der Trade Unionismus selbst. Die verbürgerte Politik der Arbeiter war nur das Gegenstück ihres verbürgerten Trade Unionismus, und beide waren der Ausfluß des seit dem Zusammenbruch des Chartismus niedergegangenen Klassenbewußtseins. Auf die tägliche „Kleinarbeit“ beschränkt, durch ihre ersten Erfolge ermutigt, von dem liberalen Bürgertum eingeseift und korrumpiert, hatte die englische Arbeiterklasse ihre revolutionären Grundsätze aufgegeben und war dem Glauben an die Harmonie der Klasseninteressen in der bürgerlichen Gesellschaft verfallen. Daraus ergab sich sowohl ihr Trade Unionismus wie ihre Politik.

Die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse haben eine neue, eingangs geschilderte Auffassung der Arbeiter erzeugt. Sie mußte sich zuerst ganz naturgemäß auf dem Gebiet des gewerkschaftlichen Kampfes und der gewerkschaftlichen Organisation geltend machen, da aber dadurch das Klassenbewußtsein noch mehr gestärkt und geklärt wird, so muß die Stunde einmal kommen, wo die Quantität in die Qualität umschlägt und das neu erzeugte Klassenbewußtsein sich auch auf das politische Gebiet ausdehnt. Darin unterscheiden wir uns sowohl von den „Pessimisten“ wie von den Syndikalisten, die da meinen, das zunehmende Klassenbewußtsein bei dem englischen Arbeiter müsse ihn überhaupt zur Verwerfung der politischen Waffen verleiten. Gerade das Gegenteil ist richtig. Erreicht das gegenwärtig immer zunehmende Klassenbewußtsein bei dem englischen Arbeiter eine gewisse Intensität, so muß es sich bei der ersten besten Gelegenheit — im günstigen Falle sogar über Nacht, wie es mit seiner neuen Auffassung überhaupt geschah — auch auf das politische Gebiet ausdehnen. Denn das Klassenbewußtsein — und dies kann nicht zu oft betont werden — ist eins und unteilbar, und behauptet es sich auf einem Gebiet, so muß es sich auch auf den anderen behaupten.

Freilich ist dies ein Prozeß und keineswegs ein automatischer Akt. Deshalb läßt sich auch im voraus nicht feststellen, wann und unter welcher

Bedingungen er sich noch vollziehen wird. Allein ist nicht auch darin der tote Punkt bereits überwunden worden? Am 1. November fanden in den Provinzen von England und Wales die jährlichen Drittelwahlen zu den Kommunalverwaltungen statt, und während die beiden bürgerlichen Parteien einen Rückgang der Mandate zu verzeichnen hatten, konnten die Arbeiterpartei und die Sozialisten einen Nettogewinn von 60 Mandaten buchen. Auch die jüngsten Erskawahlen in Reading, Linlithgow und Keighley weisen manches Merkwürdige auf. In Reading erhielt der Kandidat der B. S. P. in einem dreieckigen Kampfe über 1000 Stimmen gegenüber den 270, die Quells vor 15 Jahren auf sich vereinigt hatte, und der Liberale, der die Erbschaft des bisherigen Vertreters des Kreises, des neuen Lord Chief Justice, antreten sollte, wurde in die Wüste geschickt. In Linlithgow wurde kein Arbeiterkandidat aufgestellt, aber die dortigen Arbeiterwähler beschlossen, als Protest gegen die Einkerkierung Larkins für den konservativen Kandidaten zu stimmen. Demgemäß sank die liberale Mehrheit von 2000 auf 500 herab. In Keighley stand den beiden bürgerlichen Kandidaten ein Arbeiterpartei gegenüber. Er führte den Kampf ziemlich zahm, doch erhielt er 3600 Stimmen, um etwa 200 mehr als sein Parteigenosse in demselben Kreise vor zwei Jahren. Wenn er, wie es nach Reading und Linlithgow allgemein erwartet wurde, nicht über seine beiden Gegner gesiegt hat, so muß die Schuld dafür eben seiner Zahmheit zugeschrieben werden. Uns dünkt, daß diese Wahlen den Anfang der Umwandlung auch auf dem politischen Gebiet darstellen. In diesem Sinne werden sie auch bürgerlicherseits kommentiert, und daher beeilte sich die Regierung gerade in der Stunde, wo wir diese Zeilen schreiben, dem steigenden Groll der Arbeiterschaft wegen der Einkerkierung Larkins nachzugeben und seine Freilassung zu verordnen. Sie glaubt damit die schon auf das politische Gebiet übergreifende Gärung unter der Arbeiterschaft beschwichtigen zu können; wir glauben aber unsererseits, daß sie sich darin irrt. Die Verurteilung Larkins war nur der Hebel, der das Klassenbewußtsein der Arbeiter aus den Bahnen des gewerkschaftlichen Kampfes heraushob und es auf das politische Geleise stellte. Wir wiederholen, der tote Punkt scheint auch hier überwunden zu sein — nun muß für die größere Beweglichkeit und für Beschleunigung des Laufes gesorgt werden.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich auch, wie uns scheint, eine praktische oder, richtiger gesagt, taktische Lehre. Wir können sie ganz kurz formulieren: die englische Sozialdemokratie, die British Socialist Party, muß in die Labour Party, die Arbeiterpartei, hinein.

Der Schreiber dieser Zeilen gehörte lange zu den Gegnern des Anschlusses der B. S. P. an die Arbeiterpartei, und noch ganz vor kurzem bekämpfte er ihn aus Anlaß des bekannten Einigungsversuches des Internationalen Sozialistischen Bureau's. Ausschlaggebend war immer für ihn nicht der Charakter der Labour Party an und für sich, sondern die Erwägung, daß gegenüber der Koalition zwischen den Opportunisten aus der I. L. P. und den Gewerkschaftsbeamten, die die gesamte Taktik und Stellung der Partei beherrschte, alle Bemühungen der B. S. P. innerhalb der Arbeiterpartei zur vollständigen Fruchtlosigkeit verurteilt sein müßten und sie selbst sich nur kompromittieren und ihre Handlungsfreiheit verlieren würde. Die

geänderte Lage erheischt auch eine neue Taktik. Das politische Bewußtsein der Arbeitermassen erwacht, nun gilt es, ihnen die richtigen Führer zu schaffen. Eine Gefahr der Kompromittierung und der Machtlosigkeit der Sozialdemokratie in der Arbeiterpartei ist jetzt nicht mehr vorhanden, denn jetzt wird sie in deren Massen ein lautes Echo finden.

Alles in allem ist der gegenwärtige Moment ein wahrhaftig historischer. Vor anderthalb Jahren konnte man schon sagen, daß „der Deich bricht“ (siehe unseren Artikel unter diesem Namen, Nr. 40, XXX, 2); jetzt ist der Deich bereits durchbrochen!

Die Beilis-Affäre.

Von R. Trogky.

Der am 10. November beendete Kiewer Ritualmordprozeß bildet eines jener wenigen Gerichtsdramen, die sich trotz der relativen Geringfügigkeit ihres Ausgangspunktes zu historischen Begebenheiten gestalten, für lange Zeit hinaus das Bewußtsein des Landes beeinflussen und nicht selten eine Scheidelinie zwischen zwei politischen Epochen bilden.

Das ganze Rußland, wie es ist, mit allen seinen sozialen und nationalen Widersprüchen und ungeheuerlichen Kulturkontrasten spiegelt sich direkt oder indirekt in dem leidenschaftlichen Kampfe, der, durch die Ermordung eines aufsichtslosen Knaben heraufbeschworen, um das Schicksal eines unbekannten jüdischen Fabrikangestellten tobt.

Die schwarzen Regisseure des gegen das jüdische Volk gerichteten Feldzugs wagten es, eine aus der Zeit der Herenverbrennung stammende unsinnige Beschuldigung im zwanzigsten Jahrhundert nur deshalb zu erheben, weil sie eine mächtige Stütze hinter sich fühlten. Zar Nikolaus II. der unter dem Einfluß dunkler Abenteuerer steht, die den Beruf eines Pferdediebes mit dem eines „Wundertäters“ bei Hofe vertauscht haben, wollte um jeden Preis den Nachweis für das Bestehen jüdischer Ritualmorde erbracht wissen. Fanden sich auch, wie in der Presse angedeutet wurde, unter den zarischen Ministern solche, die sich gegen diese Bloßstellung des offiziellen Rußland vor der ganzen Welt sträubten — und Herr Kozowzew zitterte sicherlich bei dem Gedanken, wie er Rothschild ins Gesicht blicken sollte¹ —, so gewannen doch die servilsten unter den Ministern die Oberhand, und der ehrloseste von ihnen, der Justizminister Schtschegolowitow, der frühere Stolz der „liberalen“ Magistratur, übernahm die Aufgabe, einen Ritualmordprozeß mit einer für den Zaren so erwünschten Verurteilung in Szene zu setzen.

Alle Kräfte der Staatsgewalt wurden in Bewegung gebracht. Man entsetzte die Untersuchungsrichter und die Geheimpolizisten, die der objek-

¹ Wenn Herr Kozowzew zitterte, kannte er seine Rappenheimer schlecht. Als er jetzt Westeuropa durchreiste, umschmeichelte ihn das gesamte Judentum, soweit es im kapitalistischen Lager steht, auch so ethische Intellektuelle wie Herr Theodor Wolff vom Berliner Tageblatt. Der Beilisprozeß ist eine Schmach nicht nur für das offizielle Rußland, sondern nicht minder für den kapitalistischen Teil des Judentums Westeuropas, ohne dessen Unterstützung die russischen Judenpeiniger längst bankrott wären.

tive Sachverhalt von dem Wege der Ritualmordversion abgedrängt hatte, ihres Antes, man stellte die renitentesten von ihnen vor Gericht, man terrorisierte die örtlichen Verwaltungsbehörden und alle Personen, die der Untersuchung nahe standen, man wechselte die Staatsanwälte, man wählte „Sachverständige“ aus den Reihen gebrandmarkter Betrüger und toller Narren, man stützte sich mit verzehnfachter Energie auf die oppositionelle Presse und krönte das ganze Werk durch eine sorgfältige Auslese der Geschworenen.

Dafür nahm aber auch der Widerstand einen unerwarteten Umfang an. Die Vorgeschichte dieses rituellen Gerichtsdramas beginnt zu Anfang des Jahres 1911, wo die einsetzende politische Belebung zunächst nur schwache Reime zeigte, während die Reaktion nach Herausgabe aller ihr zu Gebote stehenden Mittel bereits anfang, sich nach neuen äußeren Antrieben für ihre Heldentaten umzusehen. Die Handlung selbst jedoch fällt mindestens in dem Teil, der mit der Weilis-Affäre verknüpft ist, in eine Epoche, die, von dem Ausgangspunkt um fast drei Jahre abstehend, gekennzeichnet wird durch eine stürmische Gärung in den Städten, durch politische Massenstreiks, Universitätsunruhen, Proteste verschiedener Korporationen, das Anwachsen der oppositionellen Presse und zunehmende Bedeutung der Arbeiterblätter. An und für sich konnte die von der aggressiven Reaktion auf die Tagesordnung gestellte Frage, ob das Judentum zur Zeit der Flugschiffe und Aeroplane Christenblut verwendet, eine Frage, die in ihrer Ungeheuerlichkeit auf die Psychologie der rückständigsten Bauernmassen berechnet ist, in den Städten nur ein Gefühl der Empörung und der grenzenlosen Scham hervorrufen. Selbst sehr gemäßigte Elemente erschrafen vor der kriminellen Zügellosigkeit der Reaktion, die endgültig die Fähigkeit verloren hatte, sich in den Zeitverhältnissen zu orientieren. Außer der in den oberen Kreisen einflußreichen „Nowoje Wremja“, sicherlich der niederträchtigsten, schmutzigsten Zeitung auf unserem im allgemeinen keineswegs sauberen Planeten, nahmen nur etwa ein Duzend wenig gelehrter Pogromblätter die Lösung des Ritualmordes auf. Der in Kiew erscheinende „Kijewljanin“, das leitende Organ der Nationalisten, die sich vorzugsweise aus dem Südrusslandgebiet rekrutieren, beeilte sich, noch rechtzeitig das unsichere Schifflein der Ritualmordanschuldigung zu verlassen. Die gesamte übrige Presse begann eifrig die öffentliche Meinung gegen die Anstifter des mittelalterlichen Prozesses zu mobilisieren. Da aber die Bande der „Ritualisten“, bestehend aus professionellen Kiewer Dieben, den wirklichen Mördern des Knaben, und aus Beamten der Polizei und der Gerichte, von dem Zaren aller Neuzen ernutigt wurde, nahm die Agitation gegen die Blutanschuldigung, unabhängig von dem Willen der liberalen Zeitungschreiber und Politiker, den Charakter einer revolutionären antimonarchischen Bewegung an. Diese Tatsache wurde am deutlichsten von der Polizei selbst unterstrichen, die die Zeitungen wegen der Entlarbung der Diebesbande der Frau Tschewerjak mit einem Eifer konfiszierte, als handelte es sich um die fürchterlichsten Beleidigungen Seiner Majestät des Zaren.¹ Die Agi-

¹ Während des Prozesses und in Verbindung mit ihm wurden 66 Fälle von Presseverfolgungen registriert. Es wurden 34 Strafen in Höhe von 10 400 Rubel auferlegt und 30 Blätter konfisziert; in 4 Fällen wurden die Redakteure verhaftet, und 2 Zeitungen wurden vor Gerichtsbeschluss inhibiert. Überflüssig zu sagen, daß die Arbeiterpresse unter diesen Verfolgungen am meisten litt.

tation der Presse wurde durch Kollektivaufrufe der populärsten Schriftsteller und Politiker, durch Resolutionen der gelehrten Gesellschaften und der Korporationen der liberalen Berufe ergänzt. Und als die entschiedenste und imponanteste Demonstration gegen die organisierte Fälschung des Gerichtes traten die Massenstreiks der Arbeiter in die Erscheinung, die dem Märchen über den „volkstümlichen“ Charakter des antisemitischen Feldzugs den Todesstoß versetzten.

In dem Maße also, wie die Weizsäcker-Affäre ihre verschiedenen Stappen durchschritt, zogen sich ihre Fäden nach allen Richtungen hin: in die Salons des Petersburger Hofadels und in die revolutionären Arbeiterviertel, in die liberalen Zeitungsredaktionen und in die orthodoxen Klöster, in die Diebesjungen und in das Schloß des Zaren.

„Seht, das ist der Liberalismus, die Demokratie, die Revolution!“ sprach die eine Seite. „Seht euch diese geheimnisvolle jüdisch-freimaurerische Organisation mit ihrer mächtigen internationalen Regierung an der Spitze an; sie hat sich's zur Aufgabe gestellt, die ganze christliche Welt ihrem Willen zu unterwerfen, und auf dem Wege dahin stärken sich die an leitender Stelle stehenden Juden mit dem Blute von Christenkindern!“

„Seht,“ entgegnete die andere Seite, „wohin die herrschende Reaktion geführt hat: sie ist gezwungen, mittelalterliche Prozesse ausleben zu lassen, um ein günstiges Milieu für ihre weitere Existenz zu schaffen!“

In dieser Atmosphäre gesteigerter politischer Leidenschaften, in der die feindlichen Heerlager sich gegeneinander mobilisierten, verschwanden die Klassengegensätze natürlich keinen Augenblick. Aber die Gruppierung der feindlichen Kräfte vollzog sich auf einer sehr vereinfachten Basis: das siebzehnte Jahrhundert stand dem zwanzigsten gegenüber! Und unser russisches siebzehntes Jahrhundert, das das Erbteil des europäischen Mittelalters übernommen hat, erlitt auf der ganzen Linie eine schmachliche Niederlage.

Die Ordnung des Gerichtsverfahrens, die in der Regel um so pompöser unterstrichen wird, je mehr das Gericht selbst sich prostituiert, geht unter anderem von der Fiktion aus, das Gericht sei vollständig frei von politischen Leidenschaften und nationalen Vorurteilen. In dem Riewer Prozeß ist von dieser heuchlerischen Lüge keine Spur übrig geblieben: es war für alle und jeden klar, daß der Mechanismus des Gerichtes durch Treibriemen in Bewegung gesetzt wurde, die über die Schwungräder der junkerlich-monarchischen Reaktion und des Pogromchaubinismus liefen.

Das ganze russische Reich ging vor den Augen des Gerichtes vorüber: der Schuhmacher aus dem städtischen Vorort, der jüdische Kapitalist, der bäuerliche Fuhrknecht, der Polizeispitzel, Straßenkinder, liberale Journalisten, Diebe, der getaufte Jude in der Rolle des orthodoxen Mönches, der Buchhändler, Straßendirnen, der Priester, der Gendarmenoffizier, der bankrotte Inhaber einer Leihkasse in der Rolle eines führenden „Patrioten“, ein früherer Revolutionär als freiwilliger Detektiv, ein Rechtsanwalt als Zeuge, Professoren der Medizin, ein katholischer Priester, Professoren der geistlichen Akademie und ein jüdischer Rabbiner — Diebe und „unständige“ Leute, Spezialgelehrte und fanatische Narren, die Hefe der das offizielle System und Abspaltungen der Revolution — alle diese Elemente Westeuropas vor den erstaunten Augen von zwölf unaufgeklärten Leuten, bankrott waren. Bauern, vorüber, die von dem Justizministerium als die be-